Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee

Hoefer, Edmund

Stuttgart, 1881

urn:nbn:de:bsz:31-4556

Visual Library

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

56 C 5,4 RH

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Unser Vaterland.

In Wort und Bild

geschildert

von einem Verein deutscher und österreichischer Schriftsteller und Künstler.

Vierter Band:

Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Gebrüder Kröner.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Küstenfahrten

an der

Nord- und Ostsee.

Geschildert von

Edmund † Hoefer,

in Verbindung mit M. Lindeman, L. Passarge, O. Rüdiger, J. Wedde.

Illustrirt von

Gustav † Schönleber,

in Verbindung mit H. Bausch, H. Bartels, E. Bracht, J. Gehrts, H. Knorr, G. Kühl, L. Ritter u. A.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Gebrüder Kröner.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

1956 G 502 X

56 ℓ 5,4 RH

Landesbibliothek Karlsruhe

In demselben Verlage und in derselben Ausstattung erschienen:

Wanderungen im bayerischen Gebirge und Salzkammergut.

Geschildert von Herman v. Schmid und Karl Stieler.
Illustriert von Gustav Closs, W. Diez, A. Gabl, R. Püttner, A. v. Ramberg, R. Raupp, E. Ritter, J. G. Steffan, Fr. Voltz, J. Watter, J. Wopfner u. A.
Zweite Auflage. (Die erste Auflage erschien unter dem Titel „Aus deutschen Bergen".)
Gr. Folio-Format. Preis in glänzendem Prachtband M. 24. —

Wanderungen durch Tirol und Vorarlberg.

Geschildert von L. v. Hörmann, Herman v. Schmid, Ludwig Steub, R. v. Seyffertitz, Jgn. Zingerle.
Illustriert von Fr. Defregger, Alois Gabl, Adolf Obermüllner, Fr. v. Pausinger, Richard Püttner, Mathias Schmid, Gottfried Seelos u. A.
Gr. Folio-Format. Preis in glänzendem Prachtband M. 30. —

Wanderungen durch Steiermark und Kärnten.

Geschildert von P. K. Rosegger, A. v. Rauschenfels und Fritz Pichler.
Illustriert von Richard Püttner, Franz v. Pausinger, Math. Schmid, Josef und Ludwig Willroider, Josef Wopfner u. A.
Gr. Folio-Format. Preis in glänzendem Prachtband M. 28. —

28

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Inhalt.

	Seite
Ostfriesland. Von Edmund Hoefer	1
Emden. Von demselben	12
Nordwest. Von demselben	18
Borkum. Von demselben	23
Inseln über Inseln. Von demselben	31
An der Jade. Von demselben	37
Wilhelmshaven und unsere Flotte. Von demselben	41
Urwald, Marsch und Moor. Von demselben	57
Die Weser. Von M. Lindeman	67
Bremen. Von demselben	74
Hamburg. Von Johannes Wedde	86
Flußabwärts. Hadeln. Wursten. Von demselben	111
Helgoland. Von Edmund Hoefer	126
Ewig ungedeelt! Von demselben	133
Ditmarschen. Von demselben	136
An der nordfriesischen Küste. Von demselben	142
Flensburg. Von demselben	156
Ein Intermezzo. Von demselben	161
Gegen Kiel zu. Von demselben	164
Kiel. Von demselben	171
Landeinwärts. Von demselben	176
Lübeck. Von demselben	182
Lauenburg. Von Otto Rüdiger	197
Die Lüneburger Haide. Von Johannes Wedde	203
Lüneburg. Von demselben	207
Wismar. Von Edmund Hoefer	212
Hier und dort im Lande. Von demselben	216
An der See. Von demselben	222
Nach Pommern hinüber. Von demselben	228
Ueber Land. Von demselben	239
Auf einem großen Gute. Von demselben	246
Vorpommersche Städte. Von demselben	255
An die See. Von demselben	265
Rügen. Von demselben	271
Auf Usedom und Wollin. Von demselben	287
Stettin. Von demselben	296
Kolberg und Hinterpommern. Von demselben	300
Danzig. Von demselben	308
Landfahrten. Von demselben	320
Marienburg. Von demselben	323
Elbing und das Frische Haff. Von L. Passarge	327
Pillau und das Samland. Von demselben	335
Königsberg. Von demselben	342
Kranz und die Kurische Nehrung. Von demselben	349
Ein Blick auf Littauen. Memel. Von demselben	356

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Verzeichniß der Illustrationen.

Ganzseitige Bilder.

	Nach Seite
Kanal in Ostfriesland. Von Gustav Schönleber	4
Claus Störtebekers Gefangennahme bei Helgoland. Von Johannes Gehrts	8
Nach dem Sturm. Von G. Schönleber	10
Der Delft in Emden. Von demselben	12
Tjalken. Von demselben	24
Das Wattenmeer im Sturm. Von Ferdinand Lindner	28
Am Strande von Norderney. Von A. Langhammer	32
Kuffen. Von G. Schönleber	36
Kriegsschiff der Hansa im 17. Jahrhundert. Von demselben	40
Deutsche Panzerschiffe. Von demselben	48
Im Wald von Haßbrook. Von Hermann Baisch	56
Heldentod der Stedinger. Von Johannes Gehrts	60
Lloyddampfer. Von G. Schönleber	68
Auswanderer in Bremerhaven. Von Johannes Gehrts	72
Der Marktplatz in Bremen. Von Heinrich Braun	74
Blick auf die Elbe und den Hamburger Hafen. Von Franz Gehrts	84
Die Binnenalster mit dem Jungfernstieg und Alsterpavillon in Hamburg. Von Hans Bartels	94
Hamburger Hafen. Von demselben	98
Am Binnenhafen in Hamburg. Von G. Schönleber	100
Bierländer Bauern in der „Prunkstuv“. Von Johannes Gehrts	104
Markt in Altona. Von G. Schönleber	110
Blankenese und der Süllberg. Von Hans Bartels	112
„Jungfrau Lucia von Glückstadt.“ Von G. Schönleber	114
Die „Alte Liebe“ in Cuxhaven. Von demselben	124
Helgoland. Von demselben	128
Schlacht bei Hemmingstedt. Von Johannes Gehrts	140
Watten-Ewer. Von G. Schönleber	144
Auf Föhr. Von demselben	148
Dünen am Königshafen bei List. Von demselben	152
An der Apenrader Föhrde. Von demselben	156
Ekensund an der Flensburger Föhrde. Von demselben	158
Auf Alsen. Von demselben	164
Im Fürstenstuhl der Schloßkirche zu Gottorf. Von Johannes Gehrts	166
Fischerdorf Ellerbeck. Von G. Schönleber	176
Neustadter Fischerboote. Von demselben	180
Marktplatz und Rathhaus in Lübeck. Von Hans Bartels	186
Im Schifferhaus zu Lübeck. Von Johannes Gehrts	194
Am Ratzeburger See. Von G. Schönleber	198
Hünengrab auf der Lüneburger Haide. Von Eugen Bracht	204
Am Wasserthor in Wismar. Von G. Schönleber	212
Schloß in Schwerin. Von L. Ritter	218
Schlächtergang in Rostock. Von G. Schönleber	224
Auf dem „Heiligen Damm“. Von A. Langhammer	226
Sturmflut. Von Johannes Gehrts	228
Schmuggler in Neuvorpommern. Von demselben	234
Partie von Stralsund. Von Hans Bartels	256
Auf dem Vilm (Rügen). Von H. Baisch	270
Hünengrab im Walde (Rügen). Von demselben	272
Auf Hiddensoe. Von G. Schönleber	276
Der Königsstuhl (Rügen). Von M. Roman	282
Ausfahrende Häringsfischer (Lohme). Von Johannes Gehrts	284
Strandpredigt auf Rügen. Von Wilhelm Riefstahl	286
Brandung. Von Hugo Knorr	288
Häringsdorf. Von Hans Bartels	294
An der „Lastadie“ in Stettin. Von G. Schönleber	296
Markt an der Mottlau in Danzig. Von demselben	308
Danzig. Von demselben	310
Oliva. Von demselben	316
Marienburg. Von demselben	324
Frauenburg. Von demselben	332
Düne von Rauschen. Nach einer photographischen Aufnahme von Gottheil	336
Am Pregel in Königsberg. Von G. Schönleber	342
Blick über die Dünen. Kurische Nehrung. Nach einer Zeichnung von L. Passarge, aufs Holz übertragen von R. Püttner	350
Seeufer bei Kranz. Abenddämmerung. Von Hugo Knorr	354
Kiefernwald am Kurischen Haff. Von G. Schönleber	356
Marktvolk an der Memel. Von demselben	358

Text-Illustrationen.

	Seite
Anfangsvignette „Ostfriesland“. Von J. Gehrts	1
Im Moor. Von G. Schönleber	3
Sägmühlen an der Leda. Von demselben	4
Bauer beim Torfstechen. Von J. Gehrts	6
Almuths Flucht. Von demselben	9
Deichbau nach der Hochflut. Von G. Schönleber	10
Emden: Anfangsvignette. Von J. Gehrts	12
„ Emspünte. Von G. Schönleber	14
„ Ebbe. Von demselben	16
„ Werft. Von demselben	17
Anfangsvignette „Nordwest“. Von demselben	18
Das Hammrichshaus bei Emden. Von demselben	19
Seekrank. Von J. Gehrts	21
Anfangsvignette „Borkum“. Von demselben	23
Ausschiffungsboot. Von demselben	24
Im Sand versunken. Von G. Schönleber	26
Gartenzaun aus Walfischknochen. Von demselben	27
Kibitzdelle auf Borkum. Von demselben	28
Unter allen Segeln. Von demselben	29
Schlußvignette. Von demselben	30
Juist. Von demselben	31
Durch das Watt. Von G. Schönleber	32
Georgshöhe auf Norderney. Von demselben	34
Badegäste auf der „Weißen Düne“ (Norderney). Von J. Gehrts	35
Fischerhaus auf Norderney. Von G. Schönleber	36
Fischer-Ewer. Von demselben	38
Fischerfamilie an Bord. Von J. Gehrts	39
Thurm von Wangerooge. Von G. Schönleber	40
Anfangsvignette „Wilhelmshaven“. Von J. Gehrts	41
Plan von Wilhelmshaven und Umgebung. Von demselben	43
Trockendock. Von G. Schönleber	45
Panzercorvette Sachsen (Hinteransicht). Von F. Stoltenberg	47
Musquito und Sedan (jetzt Prinz Adalbert). Von G. Schönleber	50
Mittagsruhe an Bord. Von J. Gehrts	51
Exercieren an Bord des Aviso „Habicht“. Von demselben	52
Stapellauf der Panzer-Corvette „Bayern“. Von F. Stoltenberg	53
Taufe der Panzerfregatte „Großer Kurfürst“. Von G. Schönleber	54
Nach der Katastrophe des „Großen Kurfürst“. Von demselben	56
Oldenburgisches Dorf. Von demselben	57
Auerochsenjagd. Von J. Gehrts	59
Marschkirche auf dem Stedinger Schlachtfeld. Nach einer Skizze von F. Lindner	61

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

	Seite
Segelboot im „Blockland“. Von G. Schönleber	63
Hof in Waakhusen. Von J. Gehrts	64
Bivouak auf schwimmendem Land. Von demselben	66
Weser-Kähne. Von G. Schönleber	67
Schlüsseltonne. Von demselben	68
Schlepper. Von demselben	69
„Alt Eisen.“ Von demselben	71
Theeren des Schiffsmastes. Von G. Kühl	72
Anleger auf der Weser. Von G. Schönleber	73
Anfangsvignette „Bremen“. Von J. Gehrts	74
Rathhaussaal in Bremen. Von L. Ritter	76
Im Rathskeller zu Bremen. Von J. Gehrts	77
Bacchusfaß. Von E. Kepler	78
Stadtwage in Bremen. Von G. Schönleber	80
An der Weserbrücke in Bremen. Von demselben	82
„Weserböcke“. Von demselben	83
Anfangsvignette „Hamburg“. Von J. Gehrts	85
Pariser Eisenbahnbrücke in Hamburg. Von demselben	86
Michaelisthurm in Hamburg. Von G. Schönleber	87
Auf den Landungsbrücken am Hamburger Hafen. Von J. Gehrts	88
Zwischen den Elbmarschen. Von G. Schönleber	89
Villa am Wege nach Blankenese. Von J. Gehrts	90
Am Dovensleth mit Blick auf den Katharinenthurm. Von G. Schönleber	93
Klopstock. Von J. Gehrts	96
Hopfenmarkt und Nikolaikirche in Hamburg. Von demselben	97
Lokomobile Dampfkrahnen in den Ausladedocks. Von demselben	101
Auf dem „Hamburger Berge“ in St. Pauli. Von demselben	102
Schwimmendes Dock. Von G. Schönleber	104
In der Elbstraße. Von J. Gehrts	105
Partie aus der Steinstraße. Von H. Bartels	106
Holländischer Brook von Osten aus gesehen. Von G. Schönleber	107
Eulenburg im Zoologischen Garten. Von H. Bartels	108
Promenade an der Außenalster in St. Georg. Von J. Gehrts	109
Fährhaus an der Außenalster in Uhlenhorst. Von H. Bartels	110
Speicher in Altona. Von G. Schönleber	111
Am Strand von Blankenese. Von G. Schönleber	113
Die Kugelbake. Von demselben	115
Schleppdampfer auf der Elbe. Von demselben	116
Ewer auf der Elbe. Von demselben	117
Elbdeich in Altland. Von demselben	119
Schloß Rützebüttel. Von demselben	121
Altländer Obstverkäuferin in Hamburg. Von C. Kolb	123
Neuwerk. Von G. Schönleber	124
Seezeichen. Von demselben	125
Helgoländer Fischerfamilie. Von J. Gehrts	126
„Im Unterland“. Von G. Schönleber	128
An der Badedüne. Von demselben	129
Helgoland: Brandung an der Felsenwand. Von demselben	131
Schlußvignette. Von demselben	132
Anfangsvignette „Ewig ungedeelt“. Von J. Gehrts	133
Aalreuse. Von G. Schönleber	135
Anfangsvignette „Ditmarschen“. Von J. Gehrts	136
Die Frauen der Holsten. Von demselben	137
Winterlandschaft bei Meldorf. Von G. Schönleber	139
Am Strand. Von demselben	141
Eiderfähre bei Tönning. Von demselben	142
Nordfriesische Küste. Von demselben	144
Blick auf die Halligen. Von demselben	145
Hallig Oland. Von J. Gehrts	147
Inneres eines Hallighauses. Von demselben	149
Seedeich auf Pelworm. Von G. Schönleber	150
Auf der Haide von Sylt. Von demselben	152
Morsumkliff auf Sylt. Von demselben	153
Thinghügel auf Sylt. Von demselben	154
Strandgut. Von demselben	155
An der Hadersleb'ener Föhrde. Von demselben	156
Blick auf Flensburg. Von G. Schönleber	157
Gasse in Flensburg. Von demselben	158
Bei Glücksburg. Von demselben	159
Blick von den Düppeler Schanzen auf Broacker. Von demselben	160
Düppeler Windmühle mit Blick auf Sonderburg. Von demselben	161
„Onkels“ beim Nachmittagskaffee. Von J. Gehrts	163
Auf der Schlei. Von G. Schönleber	166
Die Gefion. Von demselben	167
Beschießung Christian VIII. bei Eckernförde. Von J. Gehrts	169
Anfangsvignette „Kiel“. Von demselben	171
Partie von Kiel (am kleinen Kiel). Von G. Schönleber	172
Im Kieler Hafen. Von demselben	173
An der Kieler Föhrde (bei Friedrichsort). Von demselben	174
Trachten in der Propstei. Von J. Gehrts	175
Am Diek-See. Von G. Schönleber	177
Plön. Von H. Bartels	178
Die Blomenburg. Von demselben	179
Eutin. Von demselben	180
Lübeck: Anfangsvignette. Von J. Gehrts	182
„ Partie an der Trave. Von G. Schönleber	184
„ Holstenthor. Von Kolloff	185
„ Rathhaustreppe. Von G. Kühl	186
„ Domkirche. Von G. Schönleber	187
„ Inneres der Marienkirche. Von Hasemann	189
Travemünde. Von G. Schönleber	191
Im Holzhafen. Von demselben	193
Schiffer aus der Umgegend von Lübeck. Von G. Kühl	196
Alte Kupfermühle in der Beck. Von G. Schönleber	200
Mölln. Von Kolloff	201
Bauernhof in der Lüneburger Haide. Von E. Bracht	203
Die Abtsmühle in Lüneburg. Von Kolloff	207
„Der Sand“ mit St. Johann in Lüneburg. Von H. Bartels	210
Rathslaube in Lüneburg. Von J. Gehrts	211
Werfte bei Wismar. Von G. Schönleber	212
Kaffeeköchin. Von demselben	213
Partie aus Wismar. Von demselben	214
Portal am Fürstenhof in Wismar. Von J. Gehrts	215
Dorf in Mecklenburg. Von G. Schönleber	217
Eiche-Buche im Park von Ivenak. Von H. Baisch	218
Fritz Reuter. Von J. Gehrts	220
Molen von Warnemünde. Von G. Schönleber	222
Kröpeliner Thor in Rostock. Von demselben	223
Hafen von Rostock. Von F. Kallmorgen	225
Kirche in Doberan. Von H. Bartels	226
Vollschiff. Von G. Schönleber	228
Uferschutz. Von demselben	229
Nach der Sturmflut: Zerstörtes Haus. Von J. Gehrts	230
Nach der Sturmflut: Zerstörter Buchenwald. Von H. Baisch	231
Barth. Von H. Bartels	232
Grimmen (an der Trebel). Von demselben	235
Fischer beim Netzeflicken. Von G. Kühl	237
In einer Bauernstube. Von demselben	238
Schäfer. Von J. Gehrts	241
Waldkoppel. Von demselben	242
Ein Bauerndorf vom alten Schlage. Von H. Bartels	243
Gänseweide. Von J. Gehrts	244
Hausgiebel mit Storchennest. Von demselben	245
Schloß Thurow. Von H. Bartels	248
Hof mit Wirthschaftsgebäuden. Von J. Gehrts	250
Heimkehrende Feldarbeiter mit dem Inspektor. Von demselben	251
Herrschaftshaus mit Park (Schloß Camin). Von H. Bartels	253
Anfangsvignette „Pommersche Städte“. Von J. Gehrts	255
Anklam. Von G. Schönleber	256
Gasse in Stralsund. Von demselben	257
Wallenstein vor Stralsund. Von J. Gehrts	258
Schills Tod. Von demselben	259
Auf den Wällen von Greifswald. Von demselben	261

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

	Seite
Giebelhaus in Greifswald. Von F. Kolloff	263
Anfangsvignette „An die See“. Von J. Gehrts	265
Eldena. Von G. Schönleber	266
Fischerdorf Wiek. Von demselben	267
„Kielholen“. Von demselben	268
Fischfang auf der Ostsee. Von G. Schönleber	270
Anfangsvignette „Rügen“. Von J. Gehrts	271
Kampf bei Swantewits Tempel. Von demselben	274
Dorf Sagard. Von G. Schönleber	276
Mönchgut. Von E. Bracht	277
Mönchguter Trachten. Von J. Gehrts	278
Eine Mönchguterin. Von A. Langhammer	279
Kreidebruch auf Jasmund. Von G. Schönleber	280
Saßnitz. Von demselben	281
Am Herthasee, Fuß des Burgwalles. Von H. Baisch	284
Häringsräucherei. Von J. Gehrts	285
Vorgebirge Arkona. Von G. Schönleber	286
Schiffs-Gallion. Von demselben	287
Swinemünder Ausfahrt. Von demselben	289
Ankerspille. Von demselben	292
Misdroy. Von H. Bartels	294
Jordansee. Von demselben	295
Anfangsvignette „Stettin“. Von J. Gehrts	296
Gotzlow am Oderufer. Von G. Schönleber	297
Das Schloß in Stettin. Von demselben	297
Stettin: Partie an der Baumbrücke (untere Stadt). Von Hans Bartels	298
„ Altes Thor in der kleinen Rittergasse. Von demselben	299
Oderkähne auf der Werft. Von G. Schönleber	300
Partie aus Stargard. Von H. Bartels	301
Partie von Kolberg. Von G. Schönleber	302
Maikuhle bei Kolberg. Von F. Kallmorgen	303
Stolpemünde. Von G. Schönleber	304
Barzin. Von F. Kallmorgen	306
Strand bei Zoppot. Von G. Schönleber	307
Danzig: Anfangsvignette. Von J. Gehrts	308
„ An der Speicherinsel. Von G. Schönleber	310
„ Heiligengeistgasse. Von demselben	312
„ Rathhausthurm von demselben	313
„ Inneres vom Artushof. Von J. Gehrts	314
„ Das „Hohe Thor“ mit dem „Stockthurm“. Von G. Schönleber	315
„ Das Krahnthor. Von demselben	316
Danzig: Am Grünen Thor. Von G. Schönleber	317
„ Auf der Langenbrücke. Von J. Gehrts	318
Danziger Bucht. Von G. Schönleber	319
Flöße auf der Weichsel. Von demselben	320
Schiffszieher. Von demselben	321
An der Nogat. Von demselben	322
Anfangsvignette „Marienburg“. Von J. Gehrts	323
In des Meisters großem Remter zu Marienburg. Von demselben	325
Gasse in Elbing. Von G. Schönleber	327
Elbing: Alter Markt. Von H. Penner	328
Blick über die Elbinger Niederung vom Thumberge. Von G. Schönleber	329
Die Frische Nehrung bei Kahlberg. Von demselben	330
Kahlberg. Von H. Penner	331
Kopernikus. Nach einem alten Holzschnitt	332
Braunsberg. An der Passarge. Von G. Schönleber	333
Schlußvignette. Von demselben	334
Pillau. Von H. Penner	335
Brüsterort. Von G. Schönleber	338
Warniken. Von demselben	340
Rauschener Mühlenteich. Von demselben	340
Die Detroitschlucht. Nach einer photogr. Aufnahme von Gottheil	341
Königsberg: Steindammerstraße. Von G. Schönleber	342
„ Fischerboote am Pregel. Von demselben	343
Bording mit Kohlen. Von demselben	344
Königsberg: Der Schloßteich. Von demselben	345
„ Kants Denkmal mit der Altstädtischen Kirche. Von R. Huthsteiner	347
Immanuel Kant. Nach einem alten Kupferstich	348
Königin Luise im Busolt'schen Garten. Von J. Gehrts	348
Kurische Kähne mit Heu. Von G. Schönleber	349
Kranz. Von demselben	350
Am Ufer (im Kurischen Haff). Von demselben	351
Schwarzort. Von demselben	353
Perwelk. Von demselben	354
Begrabener Wald (Wanderdüne). Von demselben	354
Bernsteindagger. Von demselben	355
Bei Memel. Von demselben	356
Am Haff. Von demselben	357
Tilsit. Von R. Püttner	358
Memel. Von demselben	359
Bei Nimmersat. Von G. Schönleber	360
An der russischen Grenze. Von J. Gehrts	360

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Den äußersten nordwestlichen Theil unserer Küsten und überhaupt des gesammten deutschen Landes bildet das Fürstenthum Ostfriesland. Bis gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts von eingeborenen Fürsten beherrscht, fiel es nach dem Aussterben derselben an Preußen, kam von diesem, durch den Tilsiter Frieden, an Holland und einige Jahre später an Frankreich und wurde durch die Leipziger Schlacht Deutschland zurückgegeben. Preußen nahm es von neuem in Besitz, trat es jedoch nach kurzer Zeit an Hannover ab; und bei diesem blieb es, bis der Krieg von 1866 das Ländchen im Verein mit dem ganzen Königreich zum drittenmal unter preußische Hoheit brachte.

Die Grenzen Ostfrieslands bilden im Osten Oldenburg nebst Jever; im Süden außer dem ersteren, das Osnabrückische und Münsterländische, im besonderen die Standesherrschaft des Herzogs von Aremberg-Meppen. Im Westen liegen die holländische Provinz Groningen, der Dollart und die Nordsee, und die nördliche Seite endlich wird gleichfalls von den Wellen dieser letzteren bespült. Das Areal dieses Ländchens und der vor ihm liegenden kleinen Inseln beträgt im Ganzen ungefähr 52½ Quadratmeilen. — Der Boden ist im strengen Sinne des Worts Flach- oder vielmehr Tiefland, das an den niedrigsten Stellen noch unter der Fluthöhe liegt, während es sich an den höchsten

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

nur um etwa fünfzig Schuh über dem Meeresspiegel erhebt. Es ist daher an der ganzen Küste entlang und in einer Ausdehnung von mehr als sechsunddreißig Meilen durch einen Deich, d. i. Seedamm, von sechszehn bis zwanzig Fuß Höhe, achtzig bis hundert Fuß unterer und acht bis zwölf Fuß oberer Breite eingefaßt, — ein Riesenwerk, das im Laufe der Jahrhunderte mit unermeßlichen Kosten zu seiner jetzigen Vollendung gebracht wurde und mit niemals endender Arbeit und unermüdlicher Sorgfalt erhalten werden muß. Trotzdem vermag es, wie von Zeit zu Zeit immer wieder die traurigsten Erfahrungen bestätigen, das arme Land keineswegs vollständig und unter allen Umständen gegen die jähen, gewaltigen Anfälle der furchtbaren Sturmfluten zu sichern.

Den Kern des Landes bildet die Geest, d. h. das verhältnißmäßig hohe Sand- und Heideland, das, an einzelnen Stellen anbaufähig, sich an anderen der Kultur desto hartnäckiger widersetzt und nur geringen oder gar keinen Ertrag gewährt. Vor ihm und auf ihm hat sich, wo von den höheren Plätzen die Gewässer herabkamen und, im Verein mit den zahlreichen atmosphärischen Niederschlägen, in Folge des geringen Gefälles keinen rechten Abfluß fanden, seit unvordenklichen Zeiten allmählich das weite Moor gebildet, — eine Erscheinung, welche solche Landstriche, wenn sie sich wie hier in größerer Ausdehnung zeigen, zu den ödesten und trostlosesten Gegenden Deutschlands umgeschaffen hat. Weit breitet es sich vor euch hin in todtenhafter Einsamkeit und Stille. Da erhebt sich kein Baum, da treibt kein Strauch empor, kein freundliches Grün erfreut das Auge. Denn wo sich wirklich einmal solche Stellen zeigen, da flieht sie, wie den leibhaftigen Tod — unter der verrätherischen Decke geht es rettungslos hinab in die unerforschte und unerforschliche Tiefe des Sumpfes! — Selbst wenn der Himmel blau herablächelt auf diese Oede und die Sonne ihre goldenen Strahlen über sie hinsendet, wird es hier nicht heller noch freundlicher, bleibt alles gleich leblos, gleich düster und traurig. Keine Lerche schwingt sich jubelnd in die leuchtende Höh', kein Vogel huscht lustig an euch vorüber; kein Schmetterling, kein Käfer, keine Biene, keine Grille — nichts, gar nichts! Alles ist still, alles ist todt, und ihr fühlt euch immer trauriger und verlassener werden. Denn so weit ihr blickt — und ihr blickt schier erschreckend weit über die wechsellose Fläche! — es ist und bleibt immer und überall ein- und dieselbe Oede, und euer Auge findet auch nicht einen einzigen Punkt, an dem es haften, auf dem es säumen und sich ausruhen könnte.

Aber es kommen auch andere Stunden, wo das alles noch segensloser und unheimlicher erscheint. Da treiben die düstern Wolken droben in dichten Schaaren und verhüllen den ganzen Himmel, und die ganze weite Fläche ruht wie in einem tiefen Schatten. Oder es schleicht gar der graue Nebel herauf und heran, er breitet sich lautlos ziehend, weiter und weiter um euch her und wickelt alles und jedes in seine stillen Schleier. Dann ist es auch mit dem Schauen vorbei und die letzten Spuren des Lebens verschwinden. Da trifft kein Laut mehr euer Ohr, als vielleicht einmal der, grade in dieser furchtbaren Oede um so trauriger schallende, klagende Ruf eines Moorhuhns, oder das euch unheimlich durchfröstelnde Ziehen des Windes. Es wird euch schwer und schwerer ums Herz, und das Grauen kommt über euch, wie vor dem näher und näher drohenden Tode. Ihr fliehet, wie euch die Füße tragen wollen, zurück, in die Welt, ins Leben, zu den schaffenden und sorgenden Menschen.

Ihr findet sie vielleicht aber früher, als ihr's hofftet. Mit einemmale stoßt ihr auf eine Hütte der primitivsten Art. Wände, aus Torfstücken zusammengesetzt, erheben sich kaum über den Boden; ein verhältnißmäßig hohes Dach, aus Zweigen und Sträuchern oder ähnlichem Material errichtet, ist mit Schilf und Binsen nothdürftig bedeckt. Von Oeffnungen seht ihr nichts als eine enge Thür, durch die das Tageslicht hereindringt und der Rauch des Herdfeuers hinauszieht; durch sie drängen sich die Menschen und die paar Stücke Vieh, die der arme Torfgräber zu halten vermag. Sie alle theilen sich friedlich und genügsam in den inneren, gar nicht oder auf das nothdürftigste abgegrenzten Raum und führen hier, selbst von den nächsten Nachbarn vielleicht weit getrennt, abgeschieden von aller Kultur, allen Genüssen, ja fast auch von allen Bedürfnissen, Sommers und Winters ein Leben, das sich gar nicht einsamer und ärmer denken läßt, vor dem und dessen Schrecken jedem Gebildeten die Haare zu Berge steigen müssen. Denn sie hausen, wie gesagt, nicht selten völlig einsam im weiten Moor, bei ihrer Torfgräberei, ohne Nachbarschaft, ohne

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Im Moor.

Ansprache und Hülfe, und zuweilen Monate lang fast außer Stande, sich mit angebauteren Gegenden, mit anderen, glücklicheren Menschen in Verbindung zu setzen.

Finden sich aber mehrere von solchen Torfgräbern auf einer günstigen Stelle zusammen und vereinigen ihre Arbeit, so verändert sich allmählich der armselige Zustand und auch das Aussehen der Gegend, und dem Moor, diesem „Fluche Gottes", wie es die finstere Anschauung früherer Zeiten zu bezeichnen liebte, entwächst für das Land und seine Bewohner reicher Segen und fröhliches Gedeihen. Die Fehne, wie man die Moor- und Torfgräberkolonien heißt, welche an ihrer Lebensader, einem Kanale, heranwachsen, gehören zu den rührigsten und gedeihlichsten Gemeinden des Landes, und alles umher ist im blühendsten Zustande. Auf dem Kanal lebt und webt es von Böten, Kähnen, selbst Seeschiffen; an seinen Ufern zeigen sich die Stapelplätze mit ihren düsteren hohen Torfmassen, saubere Anlegeplätze, Werfte, wo der Schiffsbau auf das lebhafteste betrieben wird. Schmucke Häuser ziehen sich in langer Zeile hin, in ihren Gärten treibt, grünt und blüht es, und dahinter erscheinen die reichsten Ackerflächen. Denn wenn man durch den Torf auf den Urboden dringt, so zeigt er sich meistens fähig und willig genug, den lohnendsten Ertrag zu gewähren. Und die Bewohner verstehen denselben noch zu steigern, indem sie als Rückfracht durch ihre Torfschiffe aus den Marschgegenden genügenden Dünger und bessere Erde beziehen, um das neue Land zu erhöhen.

Ein besonderes Interesse erhalten diese Plätze aber noch dadurch, daß man auf ihnen zuweilen Gelegenheit findet, einen Blick in die fernste Vergangenheit zu thun. Denn unter der Torfschicht entdeckt man hin und wider allerlei Gegenstände, welche uns Kunde bringen von der früheren vorhistorischen Bevölkerung des Landes und ihrer uranfänglichen Kultur. Es finden sich hier, um dessen zu gedenken, auch noch die Spuren der ausgebreiteten alten Waldungen, während das Ländchen gegenwärtig recht eigentlich holzarm ist und ohne den Reichthum an Torf übel daran sein dürfte. Die noch vorhandenen geringen Waldcomplexe genügen dem Bedürfniß der Einheimischen nicht im entferntesten, und die an der Leda gelegenen „Sägemühlen" werden vermuthlich mit einheimischen Hölzern wenig zu thun haben.

So muß auch das Moor, obgleich es hie und da noch meilenweit seine ganze Oede zeigt, dem Menschen dennoch allmählich weichen und selbst dienstbar werden. Daran wird nicht bloß in der geschilderten Weise schon seit Langem gearbeitet. Gedenken wir nur des Buchweizenbau's, der schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts eingeführt wurde, und neben ihm des nicht minder nützlichen, wenn auch nicht grade angenehmen Moorbrennens. Von diesen

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

weitreichenden Bränden leitet man bekanntlich den Höhenrauch ab, der zuweilen auch die fernsten Striche Deutschlands belästigt.

Vor dem Moorlande und der Geest liegt, gegen die Küste zu, der Gürtel des Marschbodens, nämlich, so weit vor der Eindeichung des Landes die Seewellen dasselbe bis an den Sand- und Heiderücken überfluteten. „Wenn

Sägmühlen an der Leda.

die Marsch auch dem Auge auf den ersten Anblick nur eine eintönige Ebene zu bieten scheint, so ist diese Art von Boden doch nicht weniger interessant, als manche berühmte, vielbesuchte Gegend, und sie verdient daher wohl eine eingehendere Betrachtung. Wir müssen uns indessen dem Zweck unsers Buches entsprechend kurz darüber fassen und verweisen daher auf Hermann Allmers vortreffliches geschriebenes Marschenbuch. Hier möge Folgendes darüber genügen: Die Marsch findet sich nur an der Mündung derjenigen Flüsse, die von der Ebbe und Flut berührt werden. Darum sehen wir dieselbe nur im nordwestlichen Deutschland, an den Mündungen von Rhein, Ems, Weser,

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Kanal in Ostfriesland. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Elbe und Eider und der Nebenflüsse dieser Ströme, so weit sie noch von der Flut erreicht werden. In seinem langen Lauf hat der Fluß von allen Körpern, die er mit sich fortwälzte, zertrümmerte und zerrieb, mancherlei Theilchen abgesondert oder aufgelöst und damit sein Wasser geschwängert. Kalk, Thon, Sand und eine Menge animalischer und vegetabilischer Ueberreste trüben seine Fluten und lagern sich, sobald der Strom nur ruhig fließt, als Schlamm zu Boden oder an die Ufer. So tragen die Gebirge des Oberlandes dazu bei, den Boden der Tiefländer und der Marsch zu bilden. Das Meiste indessen geben dem Flusse die mächtigen, schon gelösten Massen von Sand, Lehm, Thon und Kalk des niedern Hügellandes und der Ebenen seines Gebietes. Herrscht hier lange anhaltendes Regenwetter, dann sieht man die geschwollenen Gewässer des Flusses gänzlich trübe gefärbt. In der Volkssprache Niedersachsens heißt das Wasser dann „muddig". Nicht weniger trägt indessen das Meer zur Bildung des Marschschlammes oder „Schlicks" bei. Sobald süßes und salziges Wasser zusammentreten, entsteht ein chemischer Ausscheideprozeß; die ausgeschiedenen festen Theile schlagen sich ebenfalls zu Boden und werden Sedimentbildung, insofern sie die nöthige Ruhe dazu haben. So klar an sich das Flußwasser oder das Meerwasser ist, gemischt wird es trübe und bildet das sogenannte „Brackwasser". Endlich ist von großer Wichtigkeit für die Marschbildung jenes ungeheure Sterben der Infusorien, welches fort und fort im Brackwasser erfolgt. Meeres- wie Stromflut ist durchwimmelt von Milliarden kiesel- oder kalkpanzriger, mikroskopischer Thierchen. Die einen können nur leben in diesem, die andern nur in jenem Wasser. Jetzt tritt Beides zusammen, das Eine wird süßer, das Andre salziger, die Lebensbedingungen der Thierchen sind aufgehoben, das Sterben beginnt, und während ihre Kiesel- und Kalkpanzer die Lagerbänke erhöhen, düngen den Boden ihre gallertartigen Leiber. Die Marschen der obern, von der Flut nicht mehr erreichten Gegenden sind daher von geringerer Güte als die an der Mündung. Indessen ist anzunehmen, daß auch jenes fortwährende Sterben und Faulen zahlloser Thierleiber als die Haupturſache der giftigen Miasmen und der dadurch entstehenden hartnäckigen Marschfieber anzusehen ist.

„Zur Bildung des Marschbodens ist vor Allem Ruhe nöthig. Diese aber tritt in der Flußmündung täglich mehrere Mal ein, in der sogenannten „Stauzeit", wo die Ebbe in Flut, oder die Flut in Ebbe umsetzt. Jede Stauzeit fügt eine neue Schicht von „Schlick" oder „Klei", wie der fette Marschboden genannt wird, den schon abgelagerten Massen hinzu. Freilich trägt dieser Boden an sich weder Baum noch Strauch, noch andere Kulturpflanzen, sondern nur Schilf und andere wilde Gewächse. So lange das Seewasser die Marsch überflutet, ist jede Kultur unsicher, ja fast unmöglich. Aber hier greift der Mensch mit kräftiger Hand in die blindwaltende Natur ein. Sobald er das Land mit starken Dämmen oder „Deichen" geschützt hat, lohnt seine harte Arbeit die üppigste Vegetation des Bodens. Vollkommen eben und flach wie eine Stube zieht sich die Marsch dahin; in diesem Boden findet sich kein Stein, es sei denn, er wäre von der Geest hereingebracht, denn bekanntlich ist die Geest, d. h. die norddeutsche Tiefebene in der der Marschformation zunächst liegenden früheren Erdbildungsperiode mit ihren welligen Dünenhügeln entstanden und in der Eiszeit von Schweden her mit größern oder kleinern erratischen Blöcken überschwemmt worden. Lieblicher, abwechselungsvoller stellt sich die Geest und die Heide dem Beschauer dar, aber der Marschbauer blickt auf ihre geringere Fruchtbarkeit und die „Geestbauern" mit Stolz und Verachtung herab, ja auf die ganze Welt. Für den Marschbauern gibts nur ein wirklich gesegnetes Land, die „Marsch", die ganze übrige Welt ist für ihn nur „Geest". Darum konnte jener alte Marschbauer, wie eine charakteristische Anekdote erzählt, seinen Sohn mit Recht davor warnen, zu wandern, denn die Marsch kenne er ja, und die sei überall gleich; die elende Geest aber kennen zu lernen verlohne nicht der Mühe. Und der Marschbauer hat ein Recht, so stolz zu sein, denn der Boden, auf dem er lebt, ist ein Werk seiner Hände. Er hat ihn geradezu den wilden Mächten der Wogen abgerungen und muß ihn noch täglich denselben abringen. Der gemeinsame Schutz der Deiche führte früh zu innigerer Gemeinschaft, zu „Deichverbänden". Nur wer die Deichlast mitträgt, hat ein Recht, den Extrag des Bodens zu genießen, wie es das alte Weisthum der Marschbauern schön und kurz sagt: „Wer nicht will deichen, der muß weichen.""

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Außer der Ems und Leda gibt es noch eine ganze Menge von Flüssen, Flüßchen, Bächen, Kanälen, sogenannten Tiefen und einzelnen, Meere geheißenen Landseen. Fast alle sind schwächer oder stärker eingedeicht, und, wo sie durch die Deiche in die See oder die größeren Flüsse treten, durch die Siele, d. i. Schleusen, geschützt, welche den Eintritt des Seewassers verhindern, während sie den Ueberfluß an Binnenwasser abzuführen erlauben. Vor ihnen erheben sich allmählich Anschwemmungen, die, wenn sie sich, wie gesagt, zu halten vermögen, nach und nach höher werden und von immer nutzbareren Pflänzchen und Gräsern bedeckt werden. So entsteht im Laufe der

Bauer beim Torfstechen.

Zeit der Heller (Helder) oder Außendeich als Weideland, und endlich der Polder, der dann eingedeicht wird und alle Mühe und Kosten durch seine wunderbar reichen Erträge überflüssig ersetzt. Getreide- und Fruchtbau, sowie die Viehzucht sind daher auch in solchen Theilen Ostfrieslands im vollsten Flor und vermitteln eine sehr erfreuliche Wohlhabenheit.

Die Bewohner sind von tüchtiger Art, fest und ausdauernd, muthvoll und thätig, aber wie fast unsere gesammte Küstenbevölkerung, weniger lebhaft und heiter, als ernst und verschlossen und für Fremde kaum zugänglich. „Friesland singt nicht", ist ein altes Wort und gilt noch heute von ihnen; selbst bei ihren Versammlungen und Belustigungen geht es verhältnißmäßig still und ernst her. Zum Verwundern ist das nicht, denn das Leben wiegte und wiegt sie nicht sanft, und obendarein sind sie bekanntlich von einem Stamm, der mit dem benachbarten sächsischen wenig gemein hat. Es sind Friesen. Schon die Ansiedlungen und Wohnungen verrathen den Unter-

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

schied. Der Sachse im benachbarten Westfalen findet für seinen Hof überall einen sichern Platz und ermangelt nirgends des Raums für Haus und Hof und wünschenswerthe Nebengebäude. Der Ostfriese mußte sich, der drohenden Ueberschwemmungen wegen, mit Anderen zusammen auf natürlichen oder künstlichen Bodenerhebungen, den sogenannten Warfen, niederlassen und sich bei der Beschränktheit des Platzes mit dem kleinsten Raum begnügen — hier muß alles unter einem Dach sein. Im sächsischen Hause ist die große Thür in der Mitte der Giebelwand und führt unmittelbar auf die Tenne. Links und rechts sind die Viehstände, und im Hintergrunde, vor oder hinter dem Quergang, der die eigentliche Wohnung abgrenzt, steht der Herd. Die Wände sind von Fachwerk, das Dach von Stroh, der Schornstein fehlt und der Rauch sucht seinen Ausgang nach Belieben. Das ostfriesische Haus ist von der anstoßenden Scheune dagegen durch eine feste Mauer geschieden und durchweg massiv. Das schwere Ziegeldach reicht über das Scheunengebäude links und rechts hinaus und wird hier von Ständern getragen, so daß zwei Nebenräume, hüben die Tenne und drüben der Viehstall, entstehen. Der Feuerherd steht im Wohnhause, und da der überall und allein gebrannte Torf eines starken Zuges bedarf und einen schmutzigen Rauch verbreitet, so fehlt dem Dache niemals der Schornstein.

Wann und woher die Friesen hier anzogen, wissen wir nicht. Die Sage läßt sie zu Schiff anlangen und das, von den „Sueven“ verlassene Land in Besitz nehmen. Historische Kunde erhalten wir erst durch die Römer, welche in den Jahren 12 vor und 15 und 16 nach Christi Geburt unter Drusus und Germanikus von den Rheinmündungen her, theils zu Schiff, theils durchs Land heranzogen. Auf diese Züge, behauptet man, weisen noch alte Dämme und Bohlenwege zurück, welche man neuerdings auf einzelnen Stellen unter dem Torf entdeckt hat und in denen man die „langen Brücken“ — pontes longi — der Römer erkennen will. Damals hausten nach Tacitus die Friesen von den Rheinmündungen bis zur Ems, wo sich die Chauken an sie schlossen. Und Plinius berichtet gleichfalls von ihnen und ihrem Lande. Er erzählt von der Gefährlichkeit dieser See, von ihrer Ebbe und Flut, welche der Römer im mittelländischen Meer bisher nicht kennen gelernt hatte. Er weiß von den Wohnungen auf den natürlichen oder künstlichen Hügeln und gedenkt des armseligen Lebens der Menschen in dem rauhen, schon damals wild- und waldlosen Lande, so daß sie den „Schlamm“ zusammenkneten, trocknen und dann brennen mußten. „Und solche Menschen,“ ruft der Römer aus, „wagen es zu behaupten, daß sie Sklaven sein würden, wenn sie dem römischen Volke gehorchten!“

Trotz dieses Freiheitssinnes wurden und blieben gleich anderen auch die Friesen den Römern unterthan, bis die Völkerwanderung ihre Umwälzungen auch bis hieher ausdehnte. Darauf folgte eine lange Zeit der Verwirrung, und von den Friesen ist wenig die Rede. Später bildeten sie einen großen Freistaat von der Maas bis zur Weser, waren den Franken unterworfen, nahmen das Christenthum nur schwer an und gehorchten endlich den von Karl dem Großen eingesetzten Grafen. Hundert Jahre später finden wir das Land getrennt, in einen westlichen Theil, Erbfriesland, wo die Grafen sich unabhängig gemacht hatten, und in einen östlichen demokratischen Staat, das freie Friesland, das, in sieben Provinzen getheilt, fortan den Namen „der sieben Seelande“ führt und durch die alljährlich auf dem Upstallboom, einem Hügel bei Aurich, abgehaltenen großen Landtage verbunden bleibt.

Diese Verbindung erhielt sich bis ins 14. Jahrhundert, und die Friesen blieben unabhängig trotz aller Anfeindungen der Bischöfe von Münster und Bremen, der sächsischen Herzoge und Oldenburger Grafen — es verdient wohl erwähnt zu werden, daß die Geistlichen in diesen Landstrichen überhaupt niemals zu dem Ansehen und dem Einfluß gelangten, dessen sie sich anderwärts erfreuten. Nach der Auflösung des Bundes kam eine lange, schwere Zeit der inneren und äußeren Kämpfe und Fehden, bis endlich 1441 Ulrich Cirksena von Gretsiel zum Kriegsobersten, 1453 zum Regenten von Ostfriesland erwählt wurde, und 1454 das Land dem Kaiser Friedrich III. zu Lehen auftrug. Dafür wurde er mit seiner Gemahlin Theda und seiner Nachkommenschaft in den Reichsgrafenstand erhoben.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

In der Zwischenzeit war Ostfriesland aber noch von einem ganz besonderen Unheil betroffen worden, dessen wir hier kurz gedenken wollen. Die Söldner, welche von den Hansestädten zur Bekämpfung der nordischen Reiche geworben und zuerst mit der Unterstützung und Verproviantirung des von der Königin Margarethe belagerten Stockholm beauftragt worden waren, hatten sich nach Beendigung dieses Kampfes nicht aufgelöst, sondern sich in Seeräuber umgewandelt. Sie machten unter dem Namen der „Victualien-" oder „Vitalienbrüder" sich allen Schiffen und allen Küsten furchtbar; sie nannten sich selber „Gottes Freund und aller Welt Feind", oder auch „Liekedeelers", d. i. Gleichtheiler, weil sie die Beute zu gleichen Theilen unter allen vertheilten, und trieben das Unwesen so arg, daß endlich die Hanse sich mit den übrigen Uferstaaten zu ihrer Ausrottung verband. Dies gelang indessen nicht vollständig. Sie wurden zersprengt, aber der Haupttheil vermochte sich in der Nordsee zu erhalten und erwählte die Küsten Ostfrieslands zum Aufenthalt. Die Häuptlinge hielten es freiwillig oder gezwungen mit ihnen und öffneten ihnen ihre Häfen, ließen sie Burgen bauen und betheiligten sich auch wohl an den Raubzügen und der Beute. Ihre ersten Anführer waren die beiden, noch heute an allen Nord- und Ostküsten genannten Klaus Störtebeker und Goedeke Michael. Von ihnen kündet das Volkslied:

»Störtebäk un Goetmichel
Roesten beid to glieke Deel
To Water un to Lande.
Se roesten so lang, dat't Gott verdroet,
Da worden se to Schanden.«

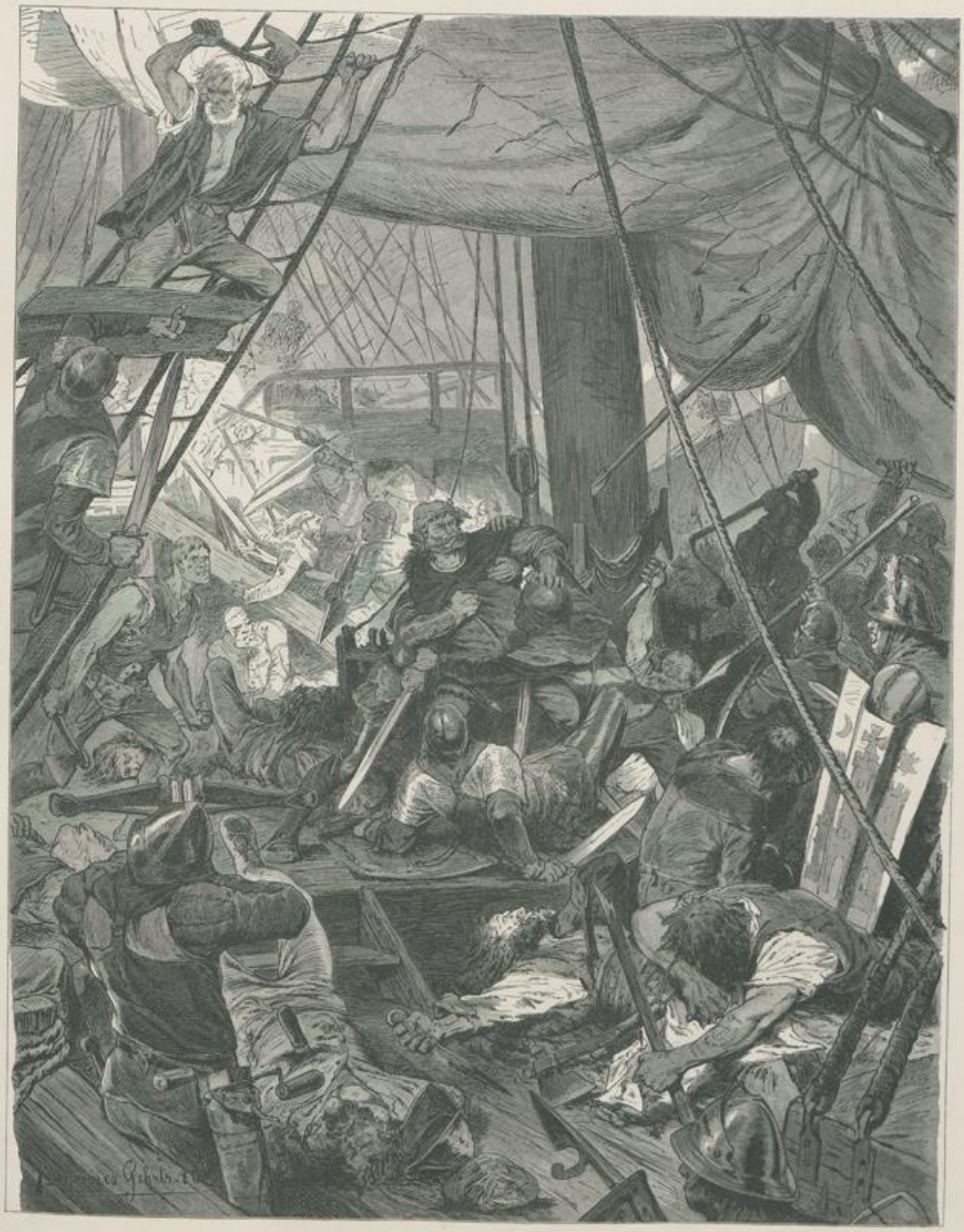
Der Hansebund erhob sich von neuem gegen sie und verfolgte sie auch bis in ihre letzten Zufluchtsplätze, er brach ihre Festen, zerstörte ihre Schiffe und richtete die Räuber, so daß die Reste der Schaaren davonflohen und sich zerstreuten, — die beiden genannten Führer zogen mit den Ihren weit davon, bis zum „heidnischen Sultan". Aber dort bekamen die wilden Bursche Heimweh nach der „Westsee" und den reichen „Kaufleuten von Hamburg" und kehrten auch zurück und fingen auch gleich vor der Weser ein Schiff mit Wein, und sie tranken und jubelten und waren guter Dinge. Allein ihre Heimkehr war den Hamburgern verkundschaftet worden. Sie fuhren mit drei Schiffen hinaus, und als sie gegen Neuwerk kamen, fiel der Nebel, sie ersahen den Feind nahe vor sich und begannen den Kampf.

Die Vitalier hielten tapfer Stand, sie hörten auf zu trinken und ließen „die Büchsen klingen". Drei Tage und drei Nächte kämpfte man fort, und erst als das Hamburger Schiff, „die bunte Kuh von Flandern" mit ihren „stahleisernen Hörnern" das Vorkastell des Raubschiffes einstieß, unterlagen sie und der Rest ergab sich und wurde nach Hamburg geführt.

Am nächsten Morgen schon wurden sie verurtheilt und zogen unter großer Theilnahme und Klage der „Frauen und Jungfrauen", in ihren besten Gewändern, Trommeln und Pfeifen voran, zum Grasbrook, um gerichtet zu werden. Sie standen in langer Reihe. Und da schaute Störtebeker sie alle noch einmal an, und da er sie „sehr lieb hatte", so that er seine letzte Bitte dahin, daß man diejenigen begnadigen solle, an denen er, nach seiner Köpfung noch vorbeilaufen könnte. Das bewilligte man ihm und da, berichtet die Sage, nahm der gewaltige Mann alle Geistes- und Leibeskraft zusammen, und als der Kopf gefallen war, lief der Leib wirklich davon, bis zum fünften Mann. Der Scharfrichter, er hieß Rosenvelt, bekam Angst, daß alle Schelme gerettet werden könnten, und warf dem laufenden Körper einen Klotz zwischen die Beine, so daß er fiel und nun liegen blieb. — Dies geschah im Jahre 1402. —

Aus solchen Wirren und Nöthen führte Graf Ulrich Cirksena das Land zu einer bisher fast ungekannten Ruhe und Ordnung hinüber, und als er 1466 auf seiner Burg zu Emden starb, trauerte um ihn das ganze Volk. Seine Gemahlin, die Gräfin Theda, kniete an seinem Sarge mit sechs unmündigen Kindern, aber sie raffte sich aus

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe



Claus Störtebeckers Gefangennahme bei Helgoland. Von Johannes Gehrts.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

ihrer Trauer auf und führte die Regierung im Geist des Gatten, mit starker Hand, voll Kraft und Weisheit weiter. Ihr Bild hängt im Ständesaal zu Aurich, und der Ausdruck ihrer Züge und die festblickenden dunkeln Augen lassen uns wohl erkennen, daß sie die Herrin und Frau war, deren die Zeit, das Land und selbst die Ihren bedurften. Denn so viel Freude ihr auch die trefflichen Söhne machten, so viel Kummer bereitete ihr und so viel Trauer brachte über sie eine ihrer Töchter, das Fräulein Almuth.

Es ist das eine Liebesgeschichte aus der alten Zeit, wie wir nur selten von solchen erfahren, und wenn sie nicht so zart ist, wie die Phantasiestücke der Romanschreiber, so ist sie dafür desto wahrer und desto bezeichnender für jene Zeit und jene Menschen.

Fräulein Almuth liebte den ihrer Mutter befreundeten Drost Engelmann von der Friedeburg, und da an die Einwilligung der Mutter zu diesem Bunde nicht zu denken war, so ging sie eines Tages mit einer Dienerin aus dem Schloß und ließ sich von dem harrenden Geliebten auf schnellen Pferden zu seiner festen Burg entführen. Gräfin Theda zog ihnen nach und verlangte die Tochter zurück, und als sie abgewiesen wurde, ließ sie Mannschaften aus-

Almuths Flucht.

rüsten und die Burg belagern. Das währte lange Zeit. Mittlerweile kam der älteste Bruder Almuths, Graf Enno, von einer Reise zum heiligen Grabe zurück, erfuhr zu Groningen von dem Ereigniß und eilte über den zugefrorenen Dollart und durch das Land zur Friedeburg. Als er hier, nach einer Unterredung mit dem Räuber, nebst einigen Dienern über den gefrorenen Burggraben dringen wollte, brach das Eis unter den gepanzerten Männern, und sie versanken und ertranken, und die Leiche des Sohns wurde zu der ahnungslosen Mutter nach Aurich geführt. Ihr Schmerz war groß, aber größer noch ihr Zorn. Die Belagerung wurde immer härter, und als Engelmann sich nicht länger zu halten vermochte, entfloh er in dunkler Nacht nach Holland.

Die Burg fiel, Graf Edzard, der zweite Bruder, entdeckte die Schwester in ihrem Versteck und brachte sie zur Mutter zurück, welche der Schuldigen die Familienburg Gretsiel zum Gefängniß anwies. Allein auch von hier entfloh Almuth, als Bettlerin verkleidet, und gelangte auch glücklich nach Groningen, um dort des Geliebten zu harren. Der Rath lieferte sie indessen auf die drohende Forderung der Mutter dieser wieder aus, und die Sünderin kam zu noch strengerer Gefangenschaft aufs neue nach Gretsiel. Da blieb sie, während Engelmann, jetzt in den Diensten des Bischofs von Münster, sich an Gräfin Theda und ihrem Lande durch Raub- und Brandzüge rächte, und ihr Geschick war so hart, daß ihre Schwester Gela sich um sie todt grämte. Die Mutter blieb unversöhnt, bis sie erst in ihrem Testament einige Erleichterungen für die Unglückliche gewährte.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Deichbau nach der Hochflut.

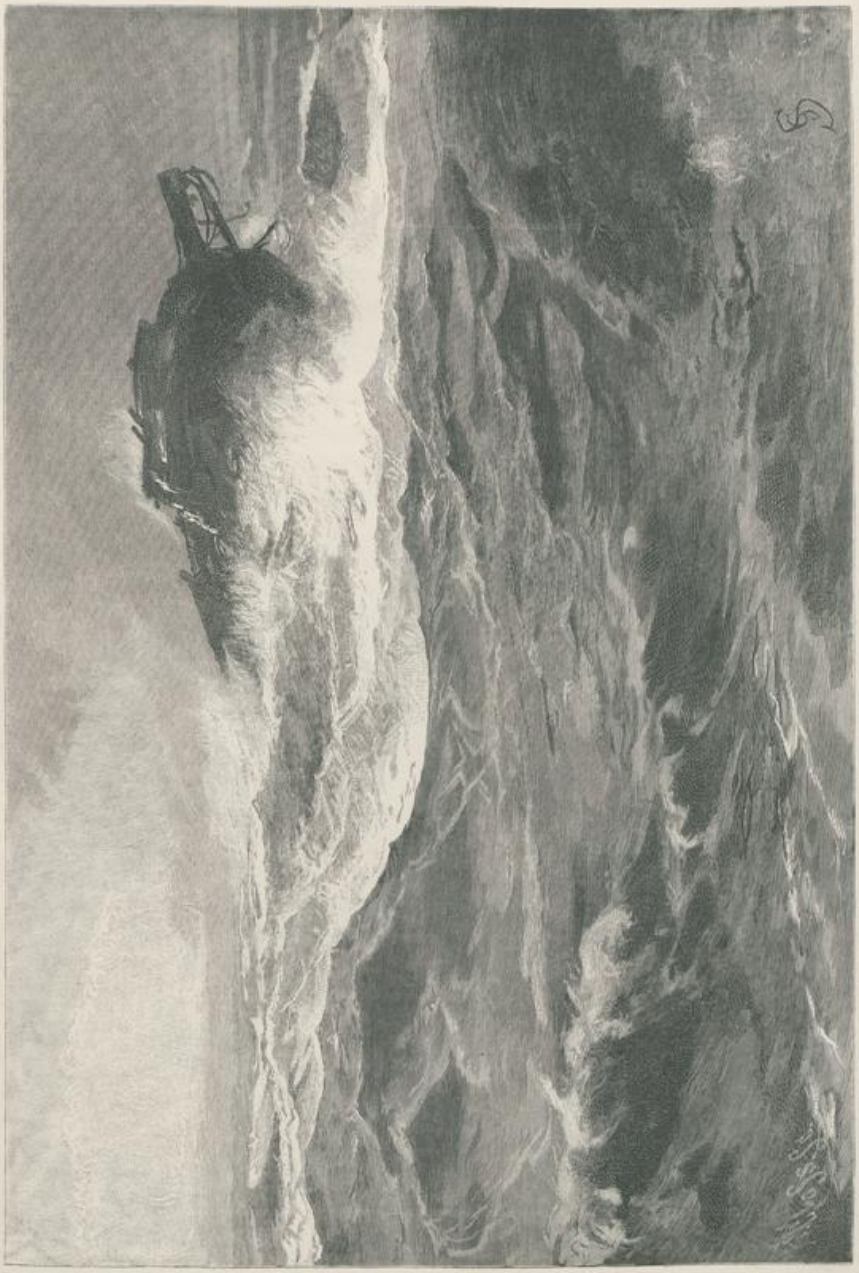
Von der weiteren Geschichte des Ländchens ist kaum etwas zu erwähnen. Unter Theda's Sohn und Nachfolger, Edzard I. oder dem Großen, verbreitete sich die Reformation im Lande. Dann folgten unter kräftigen oder schwachen Regenten bald schwere, bald gute Tage, wie ungefähr überall. Der Kampf der Niederländer gegen die Spanier führte nicht nur zahlreiche Flüchtlinge, sondern auf eine kurze Zeit auch Alba's Schaaren ins Land. Der dreißigjährige Krieg brachte gleichfalls Jammer und Noth im Ueberfluß, und dazu gesellten sich auch wie überall, innere Streitigkeiten zwischen den seit der Mitte des 17. Jahrhunderts zu Fürsten erhobenen Grafen und ihren Ständen. Diese endeten hier jedoch nicht zu Gunsten der Ersteren. Ostfriesland blieb verhältnißmäßig das freiste Gebiet des gesammten Deutschlands. Von Leibeigenschaft und allem was damit zusammenhängt, war hier niemals die Rede. Land und Leute blieben im vollen Besitz ihrer alten Rechte, Freiheiten und ihres Eigenthums und besteuerten sich selber.

Als Ludwig XIV. mit seinen mordenden und brennenden Raubschaaren auch Ostfriesland bedrohte, kam Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, dem schutzlosen Ländchen, dessen Fürsten gerade im wildesten Streit mit ihren Ständen lagen, zu Hülfe und sorgte nach Kräften für die Wiederherstellung der Ordnung und das Wohl desselben. Kaiser Leopold verlieh ihm die Anwartschaft auf die Erbfolge, und als der letzte Cirksena, Karl Edzard, 1744 ohne Nachkommen starb, nahm Friedrich der Große das Land, wie schon erwähnt, in Besitz, — zu einer Regierung, die den Ostfriesländern so segensreich erschien, daß sie sich 1807 nur mit tiefer Trauer von Preußen getrennt und 1813 mit großer Freude wieder mit ihm vereinigt sahen.

In ihrer Freiheit haben die braven Ostfriesen die Leiden, Lasten und Plagen, die ihnen beschert wurden, besser ertragen und rafften sich stets schneller wieder auf als die meisten übrigen deutschen Stämme. Leicht waren die Leiden und Plagen keineswegs. Es kamen nicht bloß die Kriege, welche das Land direkt und mehr als einmal auf das grausamste verheerten; sondern es waren auch jene anderen Kämpfe, die im Grunde Ostfriesland nichts angingen und dennoch für dasselbe nicht weniger verderblich wurden, als die ersteren. Denn sie vernichteten die Schifffahrt und legten den Handel nieder, und es folgten ihnen die pestartigen Krankheiten und die Viehseuchen, welche gerade diese Striche häufig durchzogen und ihren Wohlstand ruinirten.

Aber das Traurigste und zugleich Schrecklichste waren jene großen Sturmfluten, die von Zeit zu Zeit die Deiche durchbrachen und Noth und Verderben in das arme Land brachten. Man weiß von einer ganzen Reihe solcher Heimsuchungen, welche seit der ältesten Zeit her die Mitlebenden entsetzten und noch jahrhundertelang im Gedächtniß der Nachkommen blieben. So werden uns, um von den ältesten ganz zu schweigen, besonders die Fluten von 1015

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Nach dem Sturm. Von Gustav Schönleber.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

und den folgenden Jahren genannt, in denen die Insel Mellum zwischen Jade und Weser zu Grunde ging. Es folgen die „Julianenflut" von 1164, die vom Allerheiligentage 1170 und vor allem die „Marcellusflut" von 1219. Von dem letzten Viertel dieses Jahrhunderts finden wir dann jene Fluten, welche den Jadebusen auswühlten und den Dollart entstehen ließen. Hier gingen nach und nach sieben Quadratmeilen des fruchtbarsten Bodens mit 50 Städten und Dörfern verloren, und die ganze Küste bekam ein verändertes Aussehen.

Es kam aber noch viel schlimmer. Die „Allerheiligenflut" von 1570 hatte weder vorher noch nachher ihres Gleichen und blieb den Menschen mit all ihren Schrecken unvergessen. In dieser Nacht verloren von den Nordseeküsten von Flandern an bis zur Eider, nach der mäßigsten Schätzung 100000 Menschen ihr Leben, und der Ruin des Viehstandes, der Aecker und Wiesen, der Wohnungen und vorzüglich der Deiche selber war so furchtbar, daß selbst diese Menschen hie und da zu verzagen begannen und, die Deichlast nicht mehr ertragend, lieber davon zogen, um sich anderwärts ein sicheres Heim zu suchen. Als eine der verderblichsten Fluten wird auch heute noch diejenige in der Weihnachtsnacht 1717 genannt. Die See kam von Anfang an mannshoch über die Deiche, die Häuser stürzten auf den ersten Stoß, die Bewohner ertranken zu Hunderten in ihren Betten. Und der Jammer war mit der Nacht nicht vorüber. Der Morgen kam, ohne daß der Sturm nachgelassen und die Wellen gesunken wären. Erst jetzt drang die Noth zu den tiefer im Lande gelegenen Orten: weit und breit ergoß sich und brauste die See, und wo in der Wasserwüste noch hie und da einzelne und ganze Schaaren von Unglücklichen ihr Leben fristeten, mußten sie hülf- und rettungslos zu Grunde gehen. Erst gegen den 28. Dezember begannen die Wasser wieder abzulaufen. Auch jetzt wieder erlagen die Menschen, die Wohnungen, das Vieh zu Tausenden, und das Land lag weithin schutzlos und ruinirt.

Solchen Ereignissen gegenüber hat der Geschichtschreiber der Ostfriesen Onno Klopp, wohl ein Recht zu fragen, was gegen ein solches Elend jene Schrecken bedeuten wollen, welche zuweilen über die Gebirgsländer hereinstürzen, ja ob nicht selbst das verheerende Erdbeben hier an Verderblichkeit und Furchtbarkeit zurückstehen muß? Der Tod und die augenblickliche Vernichtung sind weitaus nicht die schrecklichsten der Schrecken. Die jäh unterliegen, sind glücklich im Vergleich mit jenen, welche in den Trümmern hängend oder mit ihnen hinausgetrieben, allmählich, immer einer nach dem andern, fortgerissen werden, erfrieren oder verhungern oder sonst zu Grunde gehen. Und dies — wir müssen es schon wiederholen: — nicht hier oder dort einzelne, sondern gleich zu Hunderten oder Tausenden, die ganze Küste entlang, von Flandern herwärts und von Brabant, von Holland nach Ostfriesland, bis zur Eider und den nordfriesischen Inseln. Der Sturm und die Flut sind für sie alle die gleichen.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Emden.

Wer kennt Emden? Der Bremer ist ein weitgereister Mann und drüben in der Union so bekannt wie in seiner Vaterstadt, allein zu dem Nachbarorte gelangte er vermuthlich selten und weiß von ihm nicht mehr, als was der rothe Bädecker berichtet. In dem viel näheren Oldenburg steht es ungefähr ebenso, und wo ihr sonst anfragt, geht es kaum anders. Man weiß von dem rührigen Handelsort, man kennt die Abfahrtsstunden des einen oder anderen Zuges, dieses oder jenes Dampfers, man empfiehlt einen Gasthof und — ist fertig. Ja noch mehr: Zwischen euren Nachbarn im Coupé finden sich vermuthlich mehrere, die gleichfalls nach Emden wollen oder schon öfters dort gewesen sind; denn zu Emden findet man Dampfer, welche den Verkehr mit Norderney und Borkum vermitteln, und es fehlt im Sommer daher nicht leicht an Passanten. Allein sie fahren vom Bahnhof durch einen recht farblosen Theil der Stadt in einen Gasthof, sie weilen außer der Nacht ein paar Abend- und Morgenstunden in ihm und seiner Umgebung; sie kommen durch ein paar Gassen, zum Rathhause, an den Delft. Und dann eilen sie weiter, ohne irgend einen Eindruck mit sich zu nehmen. Emden ist kein Reiseziel. Wer dort anlangt, schickt seine Gedanken voraus, sei es zu den Seebädern, sei es auf die Reise in die Heimat.

Wie entlegen die Stadt, ja wie verschollen sie gewissermaßen ist, erkennt ihr schon aus der geringen Zahl der „Onkels", die euch hier begegnen. — Wißt ihr, wer die „Onkels" sind? — Nicht? — Nun, es sind die Herren, welche man vordem im ungebildeten Deutsch „Probenreiter", später im gebildeten „Commis Voyageurs", und endlich gegenwärtig im fremdwörterfeindlichen „Reisende" oder allenfalls „Handlungsreisende" zu nennen pflegte und nennt. Unter einander aber heißen sie sich die „Onkels". Es gibt ihrer in Norddeutschland und an seinen Küsten sehr — sehr viele. Sie dringen in alle Winkel und zu den versteckteſten Nestern, — schwatzend, lachend, witzelnd lästernd, renommirend, hier aufdringlich, dort vornehm und seriös, eine beachtenswerthe und lehrreiche Menschenspecies. Gegen Emden zu werden sie auffällig selten. Man findet zuweilen in einem Coupé nicht einen einzigen, und in den Gasthöfen bilden andere Reisende meistens die Mehrzahl. Und es kommt wohl vor, daß einer von ihnen, von einem Mitreisenden befragt, ob er etwa gleichfalls nach Emden gehe und die Stadt kenne, ganz entrüstet oder entsetzt erwidert: „Ich nach Emden? Gott bewahre mich!"

Kurz, Emden ist für die meisten von uns wenig mehr als der Name im geographischen oder Reisehandbuch, und dennoch ist's eine Stadt, derengleichen man möglicherweise in dem uns merkwürdig unbekannten Holland, aber an unseren Küsten von der Ems bis zum Niemen nirgends wieder findet. Aber es ist damit nicht genug. Wer es erfahren will, was der deutsche Seehandel war und wie er sank; was für Reichthümer er brachte und gegen welche Ungunst der Zeit, der Natur und der Verhältnisse er zu ringen hatte; wie trostlos die Zustände im alten deutschen Reich, wie verachtet Deutschland bei den fremden Nationen, wie schwach, feig und kopflos die einheimischen

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Der Delft in Emden. Von Gustav Schönleber.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Regierungen waren, — der muß Emden und seine Geschichte kennen lernen. Es gibt keinen lehrreicheren Platz in deutschen Landen.

Emden hat sich seit 1815 unter der wohlwollenden Pflege einer einsichtigen Regierung mächtig erholt und allmählich wieder erfreulich erhoben. Die Einwohnerzahl ist stark gewachsen und Schifffahrt und Handel machen den Platz zu einem der lebhafteren an unseren Küsten. Trotzdem ist er von den früheren, glänzenden Verhältnissen noch weit entfernt und wird, aller menschlichen Voraussicht nach, nie wieder zum alten Flor gelangen. Im 16. Jahrhundert erhob die Stadt sich nach sehr bescheidenen Anfängen und einem langsamen Wachsthum plötzlich im Laufe weniger Jahrzehnte zu einem der ersten Handelsplätze Europa's, und alles, was hier unternommen wurde, schlug Emden und seinen Bewohnern zum Glück aus. Es lag für sie damals alles auch noch um vieles günstiger. Auf der Südseite wogte die Ems unter den Mauern der Stadt vorüber; wo jetzt der Bahnhof liegt, ankerten die schwersten Schiffe, und die beiden Binnenhäfen, der Raths- und der Faldern-Delft, waren gleichfalls für tiefgehende Schiffe zugänglich. Man mußte einen dritten, bloß für kleinere Fahrzeuge, bauen, so voll war es hier: von den tausend Schiffen Ostfrieslands gehörten Emden allein neunhundert. Die Schifffahrt und der Handel verbreiteten sich über alle Meere, bis zu den fernsten Gestaden, und zu dem Handelsverkehr mit der Fremde kam zu dieser Zeit grade auch eine äußerst ergiebige Häringsfischerei, und die Emder „Büsen" — Fahrzeuge, welche sich durch ein plattes Hintertheil und den weit zurückgestellten Mast auszeichnen, — holten die reichste Beute von den norwegischen und schottischen Küsten.

Ebenso, wie durch die Lage, wurde Emden auch durch die Zeitumstände begünstigt. In Folge der Reformation und der verhältnißmäßig großen Duldsamkeit des Raths wurde die Stadt ein Sammelpunkt der verschiedensten Glaubensgenossen und die Zuflucht vieler, die um des Glaubens oder der Kriegsunruhen willen ihrer alten Heimat Valet gaben. So kamen ganze Schaaren von französischen und englischen Reformirten, so zogen die vor Alba flüchtenden Niederländer zu Tausenden herbei und brachten einen großen Theil des niederländischen Handels mit; so wandten sich, in Folge des englisch-spanischen Krieges, die englischen „Aventuriers" mit ihrem außerordentlich schwunghaften Tuchhandel von Antwerpen hierher, und was es solcher Zuzüge und Vortheile mehr gab. Emden zählte damals zwischen dreißig- und vierzigtausend Einwohner, und der Verkehr, die Geschäfte, der Reichthum stiegen ins Unglaubliche. Und ebenso rührig ging es auch im Innern her. Die Befestigungen erhoben sich, die Häfen wurden ausgebessert, das Fahrwasser gesichert, die Stadt schmückte sich mit den stattlichsten Gebäuden — das prächtige Rathhaus entstand in den Jahren 1574—1576 nach dem Muster des kurz zuvor vollendeten Antwerpener, im reichen Renaissancestil. Und endlich zeugten und zeugen noch heute großartige Stiftungen von dem Reichthum und dem Wohlthätigkeitssinn der Einwohner, der Corporationen und Behörden.

Aber nun kam der Rückschlag. Schon die außerordentliche Theuerung — Emdens derzeitige Zustände erinnern auf das lebhafteste an das, was wir selber vor kurzem in den Schwindeljahren erlebt haben! — hatte manche Zuzügler verscheucht. Als für die Niederlande endlich friedlichere Tage kamen, zogen die früheren Flüchtlinge haufenweise wieder heimwärts, die „Aventuriers" folgten mit dem Tuchhandel, andere entwichen vor der hier nur allzu häufig hausenden „Pest", und der Verkehr sank von Jahr zu Jahr. Im Innern haderten Bürger, Rath und Fürsten und vergaßen der rechten Sorge für die Stadt. Und endlich — das war wie eine Art von Todesstoß! — wandte sich seit den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts die Ems allmählich von Emden ab. Sie wählte einen kürzeren Weg zur Ausmündung und ließ sich durch die verzweiflungsvollsten Anstrengungen nicht mehr zurückzwingen. Ja, damit das Unheil voll würde, nahm auch der Zufluß des Binnenwassers immer mehr ab, und die Innenhäfen und Kanäle der Stadt fingen an zu verschlammen.

Es ging bergab mit Emden. Die Stadt wehrte sich mannhaft gegen das Unheil, aber es blieb umsonst. Zu der Feindseligkeit der Natur gesellten sich die Lasten und Schäden der endlosen Land- und Seekriege, deren Opfer, in Folge seiner Wehrlosigkeit und seines gesunkenen Ansehens, Deutschland stets zuerst wurde. Unter Friedrich dem Großen kam noch einmal eine bessere Zeit, und der Krieg mit den nordamerikanischen Freistaaten und später die Blokade der

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Weser und Elbe, wandten Emden große Vortheile zu. Aber hiermit nahm das Glück auch vollends Abschied. Die Engländer und Franzosen nahmen der Stadt abwechselnd ihre letzten Schiffe, der Handel hörte so gut wie vollständig auf, und die Einwohnerzahl sank auf 6000 herab. So stand es, wie bemerkt, bis Ostfriesland an Hannover fiel. Und jetzt? Ich weiß nicht, ob es zu Emden immer so still ist, oder ob ich es nur bei meinem Aufenthalte zufällig so traf. Die Geschäftsstockung war bekanntlich grade in diesen Jahren eine allgemeine und außerordentlich empfindliche, selbst die größten See- und Handelsplätze litten unter derselben augenscheinlich auf das schwerste. Dazu war es grade Hochsommer, wo die einheimischen Schiffe begreiflicherweise fast noch alle draußen waren und der Handels- und Geschäftsverkehr in den meisten Zweigen und auf den meisten mittleren Plätzen fast durchweg ein mehr oder weniger beschränkter zu sein pflegt. Allein was und wie ich es zu Emden traf, war doch etwas ganz und gar Anderes.

Ihr habt wohl einmal von „versunkenen" Städten reden hören, die in grauen Zeiten die See verschlang. Die Geschichte nennt ihre Namen und die Sage berichtet von ihrer Pracht und Herrlichkeit, von ihrem Stolz und Uebermuth. Und wenn ihr einmal auf der richtigen Stelle seid und die See in Frieden ruht, da erblickt ihr vielleicht tief drunten auf dem Grunde ein wunderbares Bild: die Straßen und die Plätze, die Paläste und die Kirchen erscheinen vor euren staunenden Augen, schattenhafte fremdartige Gestalten bewegen sich dazwischen umher, und das Geläute der alten Kirchen dringt leise zu euch empor und zieht mit schwermüthigem Klang durch die tiefe Abendstille.

Emspünte.

Aber es gibt auch andere alte Städte, die noch fest und ungebrochen auf der Stelle ruhen, wo sie vordem gegründet und erwachsen sind. Durch ihre Gassen und über ihre Märkte schreitet ihr selber noch ungehindert fort, und die euch Begegnenden sind nicht jene spukhaften Erscheinungen Vineta's, sondern Menschen von Fleisch und Blut, mit ihren Freuden und Leiden, mit ihrem Sorgen, Wünschen und Bangen, genau wie ihr selber es fühlt. Und dennoch sind auch sie versunken — im Meere der Zeiten. Die alte heitere Pracht und die glanzvolle Herrlichkeit haben sich mit trüben Schleiern verhüllt, durch welche sie nur hie und da melancholisch kaum noch hervorlugen. Das frische, lebendige Leben und Treiben der Gegenwart hat sich von diesen Plätzen und ihren Menschen fortgezogen, ohne daß sie's recht vermissen. Denn sie haben es vergessen und verstehen nichts mehr davon. — So erschien mir Emden — eine versunkene Stadt. — Alles trug dazu bei, einen solchen Eindruck stets zu erneuern und zu verstärken. Am Bahnhof draußen zeigten sich neue Häuser — „es sind die einzigen, welche hier seit zwanzig Jahren gebaut wurden", sagte mir so ein sarkastisches Emder Kind. Das war allerdings übertrieben. Es fanden sich in der Stadt auch sonst wohl einzelne Gebäude, welche nicht etwa bloß ein neues Kleid angezogen hatten. Aber im Allgemeinen sah ich wirklich kaum jemals

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

einen Platz, wo die Bauthätigkeit, sei es auch nur für den Augenblick, so vollständig zu feiern schien, wo allerwärts die Vergangenheit mich aus düsteren oder melancholischen Augen anblickte. Von wirklichem Verfall, oder gar von dem Staub und Rauch, dem Flickwerk und dem Schmutz, aus welchen uns anderwärts wohl einmal die Verkommenheit einer alten verarmten Stadt häßlich angähnt, war hier eigentlich aber nirgends etwas zu bemerken. Im Gegentheil, Emden ist reinlich und die Einwohner halten, so viel sie können, auf ihr Eigenthum. Aber die Zeit hat ihren Rost auf allem abgesetzt, und gegen den hilft kein Putzen, Säubern und Anstreichen.

Beim Bahnhof draußen und am Delft, wo die Dampfschiffe anlegen, fehlte es zu den bestimmten Stunden nicht an dem herkömmlichen Getreibe. Hotelwagen rasselten dann durch die Straßen und Gepäckkarren polterten über das Pflaster; die Fremden erschienen in den Gassen, auf den Plätzen und Brücken und trieben sich am Hafen umher. Aber es blieb auch schier nur bei ihnen, die Eingeborenen kamen ihnen bei Belebung der Stadt nicht zu Hülfe und wurden kaum bemerklich: es ist ein ernster, ruhiger, schweigsamer Schlag, der von Hast nichts weiß und auch nicht laut, geschweige denn lärmend wird. Und so war das bischen Geräusch, das die Fremden mit sich brachten, nur wie ein einzelner lauter Ton in einem weiten und tiefen Schweigen. Er macht dasselbe für uns nur um so fühlbarer und auffälliger.

Ich saß stundenlang vor der Thür des Gasthofes und schaute über den Markt, zu dem großen Gebäude hinüber, in dem die Wage ist und zugleich auch die französische Gemeinde ihren Betsaal gefunden hat, auf die Häuser ringsumher und hinauf zu ihren geschweiften holländischen Giebeln. Es war ein stiller warmer Tag und der Schatten der Baumkronen über mir ließ mich mein Plätzchen gar behaglich finden. Hie und da zeigte sich in den alten Giebelhäusern ein Fenster aufgezogen — ich sah hierzulande nur diese Art —, aber es erschien an demselben niemand. Unter den Bäumen, vor den Thüren saßen hin und wider vielleicht ein paar Leute und neben ihnen spielten zuweilen auch einige kleine Kinder, — aber selbst diese wurden dabei nicht laut. In langen Pausen kam ein einzelner Mensch aus einer Nebenstraße oder aus einem Hause und schritt bequem über die Backsteintrottoirs hin. Und er verschwand und alles war wieder einsam, bis auf ein Halbdutzend Hunde, die auf dem Platze merkwürdig sittsam umherpromenirten und nur gelegentlich miteinander eine gedämpfte Unterhaltung führten. Es war so still, daß der fromme Gesang der kleinen Gemeinde über den ganzen Platz vernehmbar an mein Ohr klang. Es war allerdings ein Sonntagsmorgen und Kirchzeit, und das mag freilich manches erklären. Allein es blieb auch so einsam und still in den späteren Stunden; am Samstag, bei meiner Ankunft, hatt' ich es wenig anders gefunden und es blieb auch während der folgenden anderthalb Tage stets ungefähr ebenso. So lange weilte ich noch und suchte in meinen Ruhestunden stets wieder meine schattige Bank auf. Es zog mich immer von neuem dahin, obgleich dort, wie gesagt, im Grunde verzweifelt wenig zu sehen und zu hören war. Aber aus der Stille und Einsamkeit klangen mich Stimmen an, die nicht das Ohr, aber wohl das Herz vernimmt, und wunderbare Gesichte zogen leise, leise an meinem inneren Auge vorüber. Die Melancholie und das Träumen erhoben sich rings umher und schlichen zu mir heran und umhüllten und erfüllten mich mit ihrem geheimnißvollen, unwiderstehlichen Zauber.

Die Melancholie und das Träumen! Wenn irgendwo, sind sie in Emden daheim, überall athmen sie euch an, überall findet ihr euch von ihnen umfangen. Geht hinaus an den Delft. Da erheben sich rings noch die alten stolzen Häuser des 16. Jahrhunderts und blicken, ernst und schweigend, auf euch nieder und auf den stillen und fast leeren Hafen hinab. Es ist für den, welchem er zum erstenmale wird, ein wunderbarer, überraschender, ja fast unheimlicher Anblick. Die Tiefebbe ist eingetreten, das Wasser ist fast vollständig verschwunden; nur wenige, spärliche Adern ziehen sich hier und dort durch den mißfarbigen Sand und Schlamm, der so fest ist, daß wohl ein paar Jungen sorglos darüber hinpatschen. Die Fahrzeuge liegen in allen Stellungen umher. Da liegt vielleicht eine Emspünte, oder sitzen ein paar Jollen und Fischerboote fest und gerade auf; die plumpe Kuff mit ihren angezogenen Schwertern liegt neben ihnen auf dem Bauch, wie ein Huhn mit ausgebreiteten Flügeln. Aber die schmucke Jacht daneben senkte sich weit seitüber, das Deck des hübschen Schooners weiterhin reicht beinahe bis auf den Grund herab, und die schlanken Masten strecken sich weit über den Hafendamm hin.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Aber wartet nur kurze Zeit. Dann kommt von draußen das Wasser wieder mälig herangequollen. Nun bedeckt es den Grund, und dann heben sich die Jollen und schwimmen und ihre Anlegeketten beginnen bei ihrem Wiegen zu klirren, und endlich heben und richten sich auch die übrigen und der Schooner streckt seine ein wenig schräg gestellten Masten wieder gegen die blaue Höhe und sitzt so zierlich und elegant auf den immer stärker heranziehenden Fluten — es ist ein Staat und eine Lust, und man möchte nur gleich an seinen Bord springen und mit ihm hinaus aus dem engen Kanalbett, hinaus in die allmächtige See!

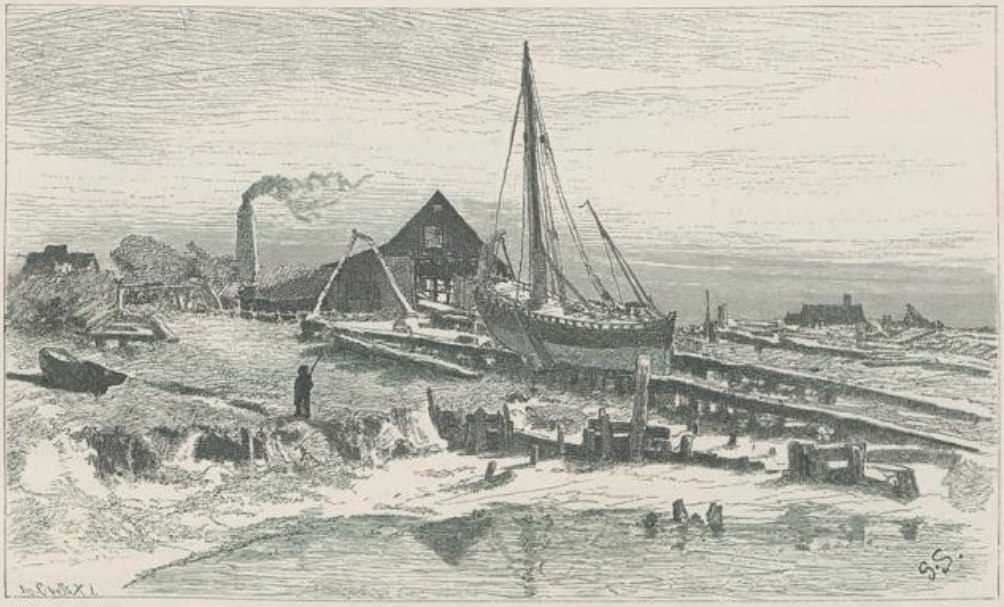
Da kommt auch so einer mit der Flut herein und hier und dort wird's am Bord der Fahrzeuge lebendig und macht man sich fertig zur Abfahrt oder bricht auch wirklich schon auf. Aber das rechte Leben und Treiben eines richtigen, lebhaften Hafens will dennoch nicht erwachen, alles vollzieht sich ruhig und ohne viel Geräusch. Und wenn ihr eure Augen abwendet und auf die Brücke und die Häuser drüben richtet, in deren Mitte sich das alte Rathhaus erhebt, da ist das bischen gegenwärtige Leben mit seinem Regen und Bewegen schon wieder verschwunden, und selbst der helle, freundliche Sonnenschein vermag den Ernst und die Träumerei nicht zu verscheuchen, welche auch hier überall sich ausbreiten.

Ebbe.

In die alten Gebäude hinein bin ich nur hie und da einmal getreten und habe von den sogenannten Sehenswürdigkeiten wenig zu sehen bekommen. Es ist schönsten gehören, die ihr in den deutschen Kirchen finden könnt. Und so trifft man auf anderen Stellen noch allerwahr, die Waffensammlung in den Bodenräumen des Rathhauses ist großartig und dürfte nur auf wenig Stellen ihres gleichen finden oder gar übertroffen werden, an interessanten und schönen Einzelheiten so gut, wie an Vollständigkeit. In der großen Kirche — ihre Patrone „St. Cosmus und Damian" waren mir unheiligem Menschen ein paar völlig unbekannte Größen! — gibt es ein immerhin sehenswerthes Marmordenkmal des Grafen Enno II. und, was man euch nicht vorhersagt, sondern ihr selber entdecken müßt, ein paar messingene Gedenktafeln, welche zu den hand andere, möglicherweise ganz interessante Raritäten und Sammlungen, aber mich lockte Derartiges, wie gesagt, nicht. Für mich blieb Emden selber die erste und letzte, größte Sehenswürdigkeit, und ich wanderte stets aufs neue durch die Straßen und Gassen, an den Kanälen entlang, auf die alten Wälle hinaus, und lauschte in alle Winkel hinein. Und ich sah mich nicht satt an den oft seltsamen und doch so fesselnden Bildern, die mir allerwärts entgegentraten.

So kommt einmal mit mir. Wir gehen durch eine enge, dämmrige Gasse und treten um das letzte weit vorspringende Haus herum in eine andere. Hier ist es heller. Zu unseren Füßen liegt ein Kanal mit stillem, dunklem Wasser — das „liegt" trifft genau zu, denn von Bewegung, von Fließen ist nichts zu spüren. Rechts setzt er sich, noch ein Stück, bis zu einer Straßenbiegung sichtbar, fort, links von einer Brücke überspannt, gleichfalls. Vor uns aber zweigt sich von ihm ein anderer Wasserlauf ab und schiebt sich ebenso dunkel und still, schräg in einen Haufen von Häusern hinein, welche ihm sozusagen nur widerwillig Platz machen und ihm auf allen Seiten Raum abzugewinnen suchen. Das ist ein tolles Durcheinander! Da springt droben ein kleiner Erker vor, ein zierliches Dingelchen, in welchem etwa nur eben ein Stuhl stehen kann, und am nächsten Hause zieht ein anderer sich plump an ein paar

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

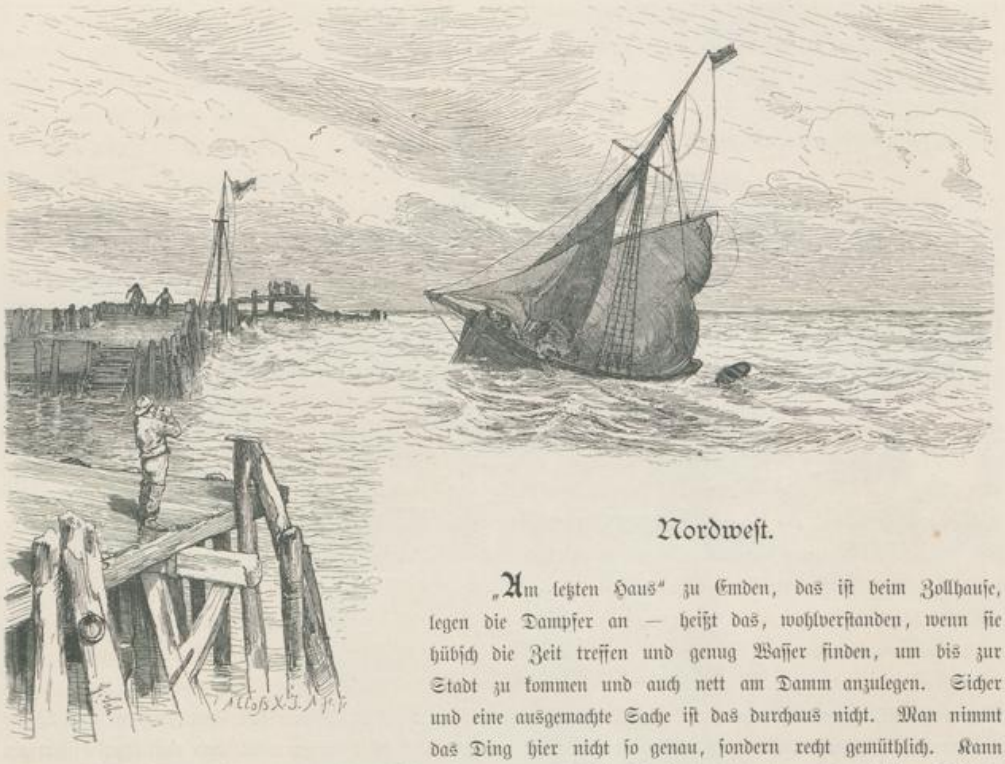


Werft.

Etagen hinauf, in welchem eine ganze Gesellschaft Platz findet. Hier erhebt sich auf fast schwarzen, aus dem Wasser aufragenden Pfählen ein kleiner Pavillon, oder wie ihr das Bauwerk sonst heißen wollt, und vom Hause führt ein sehr primitiver Steg zu ihm oder — denn es zeigen sich mehrere ähnliche Etablissements! — ein geschlossener Gang mit lebhaft gefärbten Bretterwänden. Da hängt droben von dem ersten Stock oder auch drunten am Erdgeschoß, an der ganzen Breite des Hauses entlang und weit über das Wasser hinaus eine lange, hölzerne, fensterreiche Gallerie — wenn man einen Photographen in dieser Gegend suchen könnte, hier ließe er sich unterbringen! — Auf dem Hofe dort — nein, es ist nur ein Winkel! — schiebt ein armer, einsamer Baum seine sperrigen Zweige mühsam an der Hauswand hinauf, mit spärlichem Laub die Fenster beschattend. Und drüber die alten Giebel hervorragend, hier mit Fenstern, da mit Luken, ganz oben der Krahn — was der wohl zu heben hat? Denn von etwas wie einem Ufer oder Landeplatz sahen wir nichts und vom Kanal ist gleichfalls keine Spur zu entdecken. Oder doch? Sind das nicht Bootsmaste mit ihrer Takelage, die sich da aus all dem Bauwirrwarr hervorheben? Gott mag wissen, wie die Fahrzeuge da hineingelangten und wie sie wieder herauskommen wollen!

Und auch hier wieder ist alles still und einsam. Ihr seht vielleicht ebenso, wie es mir ging, nicht eine Menschenseele in der Gasse und vernehmt nicht einen Laut. Auf dem Kanal zu euren Füßen regt sich nichts, selbst die kleine Werft draußen ist verlassen — alles erscheint wie ausgestorben. Das Leben regt sich in kaum noch wahrnehmbaren Athemzügen. Ich muß es wiederholen: ich weiß nicht, ob es hier immer so still ist, oder ob ich es nur zufällig so traf. Aber entbehrt oder vermißt habe ich das hastige, unruhige, lärmende Verkehrstreiben grade hier nirgends und nie. Es würde, so schien es mir, dem Charakter der alten wunderbaren und wunderlichen Stadt gar zu grell widersprechen.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Nordwest.

„Am letzten Haus“ zu Emden, das ist beim Zollhause, legen die Dampfer an — heißt das, wohlverstanden, wenn sie hübsch die Zeit treffen und genug Wasser finden, um bis zur Stadt zu kommen und auch nett am Damm anzulegen. Sicher und eine ausgemachte Sache ist das durchaus nicht. Man nimmt das Ding hier nicht so genau, sondern recht gemüthlich. Kann das Schifflein nicht herankommen, — nun, lieber Gott, was thut's? Da legt es draußen, etwa bei der Schleuse an, und wenn die Hotelwagen und sonstigen Gefährte nicht da sind, so machen die Reisenden eine halbstündige Promenade auf dem Deich bis zur Stadt und erhalten in längerer oder kürzerer Zeit ihr Gepäck ganz richtig nachgeliefert, — wenn nicht zum nächsten Bahnzuge, doch ganz gewiß zum folgenden. „Da d'rum“ läßt kein Mensch sich ein graues Haar wachsen! —

Aber wenn das Schiff auch wirklich und glücklich bis zum „letzten Hause“ und zur richtigen Stelle gelangt, so ist damit keineswegs gesagt, daß es nun auch, wie es sich gebührt, an die Uferpfähle heran zu kommen und nach Wunsch anzulegen vermag. Da ist bald einmal das Wasser noch nicht hoch genug und bald liegen da noch allerhand Fahrzeuge, welche anscheinend die Ankunft des Dampfers nicht so früh erwartet haben und es der Mühe nicht für werth hielten, nach ihm auszusehen. Und wozu auch? Dergleichen nimmt wiederum hier kein Mensch schwer, und selbst, wenn es zu einigen Grobheiten und recht handfesten Flüchen kommt, erhitzt man sich dabei doch ganz und gar nicht. Der Dampfer sucht sich einen Platz, so gut er kann. Reicht die Landungsbrücke nicht auch bis ans Land, so legt sie sich in das nächste beste kleine Fahrzeug hinab, und so ist die Passage hergestellt, hinab und hinauf, mit Hindernissen und Schwierigkeiten, die für — Seemannsbeine nicht der Rede werth sind. Andere kennt und ästimirt man hierzulande nicht. Wollen die Landratten einmal an die See und auf die See, so müssen sie sich gewöhnen, wie's die Aale müssen, wann die Köchin ihnen die Haut abzieht.

Aber nur Geduld! „Nachgrade kommt Hans ins Wamms“ und ihr an Bord. Und jetzt belegt euch einen Platz, womöglich in der Mitte des Schiffs, hinter der ersten Kajüte — denn wie wenig ihr in der Stadt auch eigentlich von den Fremden merktet, jetzt, wo sie alle bei einander sind, ist es eine ganz ansehnliche Gesellschaft und

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Das Hammrichshaus bei Emden.

an Bord ziemlich voll! — guckt ein wenig nach eurem Gepäck, und dann harrt erwartungs- oder ergebungsvoll der Freuden oder Leiden eurer Fahrt.

Und nun ist Gottlob an Bord alles klar und es geht los; die Maschine beginnt ihr Spiel und die Räder fangen an sich zu drehen — nehmt den Wunsch mit, daß ihr ein gutes Schiff trakt. Denn es gibt auf dieser Tour auch den einen oder anderen alten Kasten — ausgefahren, möchte man sagen wie ein maroder Eisenbahnwagen —, dem das Vorwärtskommen sauer wird und wo das Zittern und Schütteln nicht aufhört, so daß euch selbst euer guter Platz mittschiffs wenig hilft. Rechts und links erhebt sich nun alsbald der Deich, der das Fahrwasser einfaßt und euch den Blick ins Land wehrt. Denn die Sturmfluten sind auch hier zu Zeiten furchtbar. Selbst in Emden haben sie schon bös gehaust, und gar nicht fern von der Stadt zeugt noch ein altes Gehöft, das Hammrichshaus, der letzte Ueberrest eines größeren Dorfs — die Kirche wurde erst in den zwanziger Jahren abgetragen — von ihrer grausigen Gewalt.

Jetzt fahrt ihr durch die Schleuse, gemustert von neugierigen Blicken, denn rechts dort oben liegt ein Wirths-Etablissement, wo es die Emder sich häufig und in großer Zahl wohl werden lassen. Man hat dort wirklich einen weiten Ausblick in den Dollart, jenen gleichfalls vor Jahrhunderten durch die Sturmfluten gerissenen meilenweiten Busen, in den nun auch euer Schiff sich hinein arbeitet. Denn es ist hier beinahe schon wie die wirkliche See, so weit — weit ist alles eine unruhige Wasserfläche und nur hin und wider zeigt euch, eine auf- und abtauchende Tonne, daß es hier noch zahlreiche, an das alte verschlungene Land gemahnende Untiefen gibt, zwischen denen die Schiffe wohl auf das richtige Fahrwasser zu achten haben. Das Land tritt allerwärts weit zurück und zeigt sich nur in dämmernden Umrissen. Dort erscheint Delfzyl, die kleine holländische Festung an der Ems, ohne Einspruch von deutscher Seite an unseren Fluß gelegt und mit ihren Kanonen ihn beherrschend, zu des mächtigen Emdens Verderben. Da dämmert die Knock an der ostfriesischen Küste auf, die letzte Landspitze an der Ems vor ihrem Eintritt in die offenbare See. Als Friedrich der Große einmal seine neue Provinz besuchte, führte ihn, nach allen übrigen großartigen Empfangsfeierlichkeiten, eine geschmückte Jacht vom Delft hinaus und hinüber zur Knock. Das ist die Stelle, die wie keine andere in deutschen Landen zu der Anlage des gewaltigsten See- und Kriegshafens geeignet ist und alles vereint, was man von einem solchen verlangt, — die Ausdehnung, welche die größten Flotten der Welt aufzunehmen vermag; die Tiefe, so daß die schwersten Schiffe bis ans Land gelangen können; den vollkommenen Schutz endlich gegen die Nordweststürme. Und Friedrich stand dort und vernahm's von den ihn begleitenden Seeleuten und sah's mit eigenen Augen. Aber er verstand nicht, was er hörte und sah, und achtete nicht darauf. Denn er war nur ein großer Land-König!

Und jetzt — aber was gibt's denn? Seht, wie lebendig wird's plötzlich in der Flut da unter und um und vor euch! Fühlt's, was für eine Bewegung mit einemmale in euer, bisher so gemüthlich und friedlich dahin ziehendes

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Schiff kommt! — Ah! „Thalatta! Thalatta!“ riefen jubelnd, jauchzend und tanzend vor Glück und Lust jene griechischen Schaaren, als sie auf dem Rückzuge endlich wieder „das Meer“ erblickten. Und so jauchzen auch wir glückselig auf, wenn wir nach langer, langer Rast im heißen, staubigen Lande uns endlich wieder angeweht fühlen von dem frischen lustigen Seewind, und es weit umher blitzt und glitzert und wogt und braust und sinkt und steigt von schaumgesäumten Wellen! Sei gegrüßt zu tausendmalen, du allgewaltige, ewige, geliebte See! Sei gegrüßt, sei gegrüßt!

Denn merkt es wohl: von eurem vornehmen „Meere“ weiß man an unseren Küsten nichts. Damit tragen sich nur poetische Landratten oder diejenigen, welche in fremden, südlichen Landen gelernt haben, auf ihre alte Heimat und ihre Weisen hochmüthig hinabzusehen. Wir aber bleiben bei unserer „See“ und wissen, wollen und lieben nichts anderes.

Wie hat sich alles verändert! Zu Emden spürtet ihr so gut wie gar keinen Wind; nur ein leises Lüftchen strich euch entgegen, als ihr am Quai auf den Dampfer wartetet. Und da ihr durch den Dollart fuhret, wehte es wohl etwas frischer, allein es war im Grunde auch nicht der Rede werth. Aber nun hier draußen — da ist „Er“ — d. h. der Wind, den der richtige Schiffer und Fischer, vordem wenigstens, nicht leicht anders bezeichnete, wo er ihn nicht nach seiner Richtung benannte. Und zwar ist „Er“ wirklich hübsch frisch, — ein Nordwest, vor dem, wenn er zum Sturm anschwillt, jedes Menschenkind an den Küsten Hollands, Ostfrieslands, bis nach Schleswig und den nordfriesischen Inseln hinauf und immer so weiter, sich kreuzigt und segnet und sich und die Seinigen in Gottes Schutz befiehlt. So ist er heute freilich nicht. Wie frisch er bläst, für die Fahrzeuge, welche von der hohen See kommend, landwärts wollen, ist er hochwillkommen, denn er fördert sie mächtig. Seht einmal, wie schnell die Jacht dort herankommt, was für eine prächtige Fahrt da die Tjalken haben — sie laufen ordentlich um die Wette! — Und vor euch die stolze Bark mit ihrer Leinwandpyramide! Vom Deck aufwärts bis zum obersten Bram steht alles Tuch, was sie nur führen kann. Aber wie geht sie auch vorwärts! Wie wirft sie die Wellen auseinander, daß sie hoch aufspritzen! Und nun ist sie heran und geht am Dampfer vorbei. Ein grüßendes Halloh klingt herüber und die lustigen Jungen an ihrem Bord schwingen euch die Hüte entgegen — ob sie wohl zugleich spöttisch und selbstzufrieden dazu ein wenig lächeln? Oh, wenn solch ein tüchtiger Segler nur immer einen so günstigen Wind hätte, da wär's, mit ihm dahin zu fahren, doch eine ganz andere Lust, als von dem nüchternen Dampfer, sei es auch noch so schnell, dahin getragen zu werden! —

Wie hat sich alles verändert! Der rein blaue Himmel hat sich mit langen weißen Wolkenstreifen bezogen, den richtigen Windwolken, die hie und da sogar ineinander fließen; das goldene Sonnenlicht ist zu einem sehr gedämpften geworden, das sich kaum noch recht in den immer lebhafteren, grauen oder glasig grünen, weiß überschäumt heran und vorüberjagenden Wogen widerzuspiegeln vermag. Der Wind frischt — ich möcht' es keinem etwa an Bord weilenden Freigeist rathen, daß er übermüthig jetzt „nach ihm“ pfiffe, — man hat von „ihm“ schon „haufen“ genug, und obgleich die Dampfschiffmatrosen bei weitem aufgeklärter sind, als die alten Theerjacken der Segelschiffe, so haben doch auch sie noch eine ganz hübsche Portion von Seemanns-Aberglauben, und wer dagegen sündigen wollte, möchte sehr verdrießliche Mienen erblicken oder gelegentlich eine nichts weniger als gesellschaftlich bemessene Zurechtweisung vernehmen.

Nein, der Wind ist im Ueberfluß da und obendrein nichts weniger als günstig für den Dampfer. Er arbeitet ersichtlich nicht leicht und fängt an ganz leidlich zu stampfen, so daß es mit eurem Hin- und Herspazieren nicht mehr recht fort will, — die Beine werden merkwürdig unsicher und die Füße wollen kaum noch am Deck haften.

Trotz alledem ist's eine prächtige Fahrt für jeden, der die See lieb hat und ihr nicht ganz fremd ist. Aber freilich, für die Meisten hier am Bord ist's mit der Lust und dem Vergnügen vorbei. Die übermüthige Gesellschaft von feinen Herren und zierlichen Damen, welche den ersten Tisch zunächst der Kajütenwand in Beschlag nahm, unermüdlich im Anklingen ihrer Gläser, unerschöpflich im Lachen und Scherzen, im Necken und Spotten über die Seekrankheit und die Angst vor derselben — seht einmal, wie sind die Leutchen still geworden! Hier wurde eine glühende Wange schon ein wenig blaß und dort ein feines Näschen merkwürdig spitz, und der Spott und die Renommage

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

erstarben zwischen den sich fest und fester schließenden Lippen. — Ja, ja, werthe Herrschaften, so geht's! Die See läßt ihrer nicht spotten!

Oder seht euch einmal das Pärchen dort an! Sie haben sich ihren Platz — sie brauchen nur einen! — auf einer Seitenbank, in der Nähe des Steuerrades gesucht. Da hocken sie und wollen nichts von der Gesellschaft, sondern sehen nur sich. Die sind auf der Hochzeitsreise. Das war ein Anblicken und Händedrücken, ein Lächeln und unterdrücktes Lachen, ein Flüstern und ein Schmeicheln! Oh! Es rümpften sich auch mehrere Näschen an Bord sehr „choquirt", und hin und wieder sah man äußerst spöttische Blicke und vernahm einige halblaute moquante Worte. Und dennoch wären die naserümpfenden alten Jungfern und die herrenartigen Spötter alle sicherlich für ihr Leben gern an der

Seekrank.

Stelle und in der Lage der glücklichen Leutchen gewesen! — Aber jetzt ist es auch hier „vorbei mit Spiel und Tanz". Beide sitzen zusammengeschmiegt, wie ein einziger kleiner „Haufen Unglück". Sie hat „ihr Köpfchen an sein Herz gelegt" und birgt, die Augen schließend, das Gesichtchen an seiner Brust, und er schaut, fast leichenfarbig und schwimmenden Blicks, hinab auf sie und um sich her und —

„Es pfeift der Wind und die Möven schrei'n,
Die Wellen wandern und schäumen!"

Wißt ihr, wie den Beiden ist? Das läßt sich mit einer, ob auch nicht salonfähigen Redensart bezeichnen: sie fragen jetzt den Kukuk nach aller Schönheit der Erde und aller Liebe der Welt, sondern fühlen sich bloß elend zum Sterben! —

Oh, es ist eine prachtvolle Fahrt, eine wundervolle See! Da kommt eben eine stolze, richtige Seewelle heran gebraust, eine Viertelstunde lang, mächtig aufgebäumt in glasig grüner, fast schwärzlicher Höhlung und mit dem prächtigsten silbernen Kamm geziert! Nun ist sie unter dem Bugspriet, und jetzt — hei, wie hebt sich euer Schiff

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

und zittert auf der Höhe und sinkt bebend in die Tiefe! Da vorn, an dem lustigen Tisch, klirren ein paar herabstürzende Gläser und Flaschen, aber wer achtet darauf? Die Menschen haben genug mit sich selber und mit einander zu thun. Das stöhnt und schwankt und stolpert zur Kajütentreppe oder kommt auch gar nicht mehr dahin, sondern sinkt in dumpfer und stumpfer Ergebung auf der nächsten Bank, dem ersten Stuhl zusammen. Und das Taubenpärchen? — „Oh, Alfred — ich sterbe!“ „Oh Lydia, ich auch! Aber wir sterben doch zusammen!“ — Oh Schönheit und Jugend, — oh Stolz und Tapferkeit — Spreu, alles Spreu! Es ist aus und zu Ende! —

Ja, die Seekrankheit ist, um einen Matrosenausdruck zu wählen — wir sind ja auf der See! — ein gottverdammliches Leid, ein dämonischer, heimtückischer Feind. Sie packt den Derbsten und den Zartesten voll tadelloser Unparteilichkeit, und wer sich am sichersten vor ihr glaubt, fällt ihr nur allzu oft am ersten zum Opfer. Laßt euch nicht einbilden, daß wer ein- oder ein paarmal, oder sogar bisher immer unangefochten blieb, nun auch wirklich für immer gesichert sei, oder daß ein einmaliger tüchtiger Anfall und eine lange Gewöhnung an Wind und Wellen solche Sicherheit gewähre. Spaß! Es gibt manchen alten „Kapitän“ und mehr als einen „befahrenen“ Mann, die jedesmal, wenn sie nach längerer Rast den Hafen wieder verlassen, der See einen neuen Tribut darzubringen haben.

„Aber es muß doch irgend ein Mittel geben!“ ruft ihr halb verzweiflungsvoll und halb zornig, obgleich ihr oft genug gehört habt, daß man keines weiß, weder der berühmte Arzt am Lande, noch die erfahrenste Theerjacke an Bord. Wollt ihr aber den Rath eines alten Praktikus vernehmen, der noch bei keiner Seefahrt und auch nicht auf der hier geschilderten krank wurde, was ihn jedoch keineswegs hochmüthig und sicher auch allen folgenden Fahrten entgegensehen läßt, so laßt euch — nichts Neues sagen, aber das wiederholen, was sich wenigstens noch am besten bewährt hat: haltet euch, wie schön auch der Tag ist, auf der See wärmer gekleidet als auf dem Lande, zumal in Ansehung des Unterleibes und der Füße. Haltet euch auf eurem Platz, womöglich in der Mitte des Schiffs oder Bootes, ruhig und beschränkt eure gar zu große Lustigkeit und Rührigkeit einigermaßen; eßt und trinkt vor der Abfahrt und während der Fahrt genügend, aber mit vernünftigem Maß — flieht alles Fette, Schwere und Scharfe: die beliebten „Cognacs“ schaden euch mehr, als sie euch helfen, denn sie machen euch unter Umständen schon ihrerseits schwindelig. Geht ums Leben nicht in die Kajüte hinab und schaut nicht auf die ruhelosen Wellen, noch auf die unruhigen Bewegungen des Schiffs, sondern auf eure Nachbarn, auf die Vorgänge an Bord — nur nicht auf die Kranken! — in die Weite hinaus, zum Himmel hinauf, kurz wohin ihr sonst Lust habt. Und das Uebrige überlaßt dem Geschick und eurer Natur.

Eins könnt ihr als fast ausnahmslos sichere Regel annehmen: wer sich am Lande selbst in einer großen, weit ausholenden Schaukel wohl fühlt, wird auch bei unruhiger See selten oder nie seekrank werden. Und umgekehrt — wer unter jener Bewegung leidet, hat auch hier schlechte Aussichten.

Aber es gibt schon wieder eine Veränderung, und diesmal ist es eine für die Kranken sehr erwünschte. Der Wind läßt ein wenig nach oder wirft sich euch doch nicht mehr so scharf entgegen. Die Wellen senken sich bedeutend und brausen nicht mehr so stürmisch vorüber. Man schaut an Bord wieder auf und matten Blickes um sich. Gottlob — Gottlob! — Da ist ein Leuchtthurm, da ein hohes hölzernes Gerüst — ein Seezeichen oder Kaap. Nun wird ein Höhenzug sichtbar und jetzt erscheint schon die dunkle Linie des Strandes. Der Dampfer wendet sich ein wenig und legt bei. Das Boot wird ausgesetzt. Am noch ziemlich fernen Strande rührt es sich und, wenn ihr gute Augen habt, seht ihr, daß hochrädrige, plumpe hölzerne Wagen ins Wasser hineinfahren und sich euch langsam nähern. Ihr seid bei Borkum.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Borkum.

Ja, bei Borkum seid ihr freilich; aber daß ihr nun auch im Handumdrehen auf Borkum und damit auch bald zur Ruhe kommen werdet, das glaubt um Gotteswillen nicht! Gut Ding will Weile haben! — Eure Einschiffung zu Emden war, trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten, ein reines Kinderspiel und eine wahre Lust gegen das, was euch bei der Ausschiffung bei Borkum bevorsteht. Brauchtet ihr dort „Seemannsbeine", so sucht außer diesen hier auch all eure besten alten Turnkünste hervor — die Damen turnen ja jetzt Gottlob auch! — Und wenn ihr zufällig schon im großelterlichen Alter seid, so könnt ihr euch mit den schwermüthigsten Erinnerungen an vorschnellpostliche Fahrten in der „guten alten Zeit" tragen. Vor allem aber faßt euch in christlicher Geduld und nehmt, obgleich ihr an Bord für euer Retourbillet nach und von Borkum eine ganz hübsche Summe bezahlt habt, vorsichtigerweise euer Portemonnaie in die Hand. Es ist nicht werth, das Ding in die Tasche zu schieben. Ihr braucht es gar zu häufig.

Die Landung auf Borkum gehörte in der Weise wie, und in Ansehung des Platzes, von dem aus sie wenigstens vor vier, fünf Jahren noch meistens ausgeführt zu werden pflegte, ernstlich gesprochen, zu den allerunangenehmsten, ja abschreckendsten Erfahrungen, die man auf einer Reise in kultivirten Ländern heutzutage überhaupt noch zu machen haben dürfte. Vom Schiff klettert ihr ins Boot hinab und werdet durch dasselbe eine kurze Strecke weit bis an die Wagen geführt, welche euch durch das seichte Wasser so weit wie möglich entgegen gefahren sind. Auf diese müßt ihr über hohe, massive Seitenwände hinaufklettern und findet in dem langen Kasten den denkbar unbequemsten Sitz, oder, richtiger gesagt, das unbehaglichste Unterkommen. Dann folgt die Fahrt durchs Wasser, über das Wattland und den Strand, durch das Weideland und die Wiesen, zwischen den Dünen hin und im tiefen Sande weiter, bald ruckweise fortschwankend, bald in kurzem Trabe stoßend und holpernd, oder im tiefen Sande schneckenartig dahinschleichend — mit einem Wort, eine Reminiscenz der am wenigsten erfreulichen Art aus der „guten alten Zeit". Und diese Fahrt dauert wohlverstanden über eine Stunde, bis ihr an die ersten Häuser des Dorfs, in seine Straße und endlich zu einem der Gasthöfe gelangt, wo ihr vorläufig Unterkunft zu finden hofft.

Die Gründe, welche man zur Erklärung und Entschuldigung dieser Ausschiffungs- und Landungsweise anführen hört, sind bei Lichte besehen, nicht stichhaltig. So flach wie hier meistens der Strand ist, können größere Schiffe, ohne einen künstlich angelegten Hafen, allerdings niemals nahe genug ankern, um ihre Passagiere direkt ans Land zu setzen. Ja, selbst das Boot, welches die Verbindung herstellen soll, stößt noch im Wasser auf den Sand und läßt die Insassen, ohne besondere und ausdrückliche Vorbereitungen, nicht trockenen Fußes ans Land gelangen. Und es versteht sich von selbst, daß die Entfernung hier und die Hindernisse da noch wachsen müssen, je ungünstiger das Wetter ist. Diese Verhältnisse sind, wie gesagt, nicht nur bei den Inseln, sondern auch überhaupt an diesen Küsten überall so ziemlich die gleichen, und seit der Zunahme des Fremdenzuges hat man daher auch, zumal in der

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Ausschiffungsboot.

neueren Zeit, immer ernstlicher auf Erleichterungen gesonnen und dieselben nach Kräften ausgeführt. Daß solche sehr wohl möglich sind, zeigt Norderney, wo die alte und unbequeme Ausschiffungs- und Landungsweise, mit Ausnahme ganz besonders ungünstiger, stürmischer Tage, schon seit Jahren besiegt und abgethan ist. Und dergleichen läßt sich, bei Anwendung der gehörigen Kräfte und Mittel, wie der Augenschein beweist, auch auf dem, neuerdings von immer mehr Gästen aufgesuchten Borkum erreichen. Ja, es wurde schon erreicht. Das neue und gute Dampfschiff „Norderney" legte schon zu unserer Zeit, d. h. vor vier bis fünf Jahren, meistens vor dem weniger flachen Südstrande an und führte seine Passagiere im Boot bis an eine weit hinausgefahrene Landungsbrücke, über welche man bequem die auf dem Strande haltenden Wagen erreichte und von hier aus mit ihnen, wenn man es nicht vorzog zu gehen, in einer Viertelstunde in das Dorf gelangte. Es sollte hier sogar ein Hafen angelegt werden, von dem allerdings damals noch nichts zu sehen war.

Der Unterschied zwischen Norderney und Borkum ist freilich insofern kein geringer, als jenes Seebad eine Staatsanstalt ist und auf das freigebigste unterstützt, gepflegt und gefördert wird, während hier die besitzende und verwaltende Gemeinde vor jedem anscheinend überflüssigen Aufwande vorsichtig und spröde zurückweicht oder denselben auch unzweifelhaft häufig genug gar nicht zu leisten im Stande ist. Sie sollten aber denn doch bedenken, daß ihr Wohlergehen gegenwärtig fast nur noch vom Fremdenzuge abhängt, und denselben in jeder Weise zu erhalten, zu erleichtern und dadurch zu steigern suchen. Der Seehandel, der von diesen Inseln vordem in ziemlich umfangreicher Weise mit eigenen Schiffen getrieben wurde, hat fast vollständig aufgehört, und auch die Fischerei ist nicht so umfangreich, daß sie einen anderen, als ziemlich kärglichen Ertrag gewähren könnte.

Der Fremdenverkehr und der Besuch des Seebades haben, wie gesagt, zu Borkum seit wenigen Jahren ganz ungewöhnlich rasch zugenommen: wird das Seebad doch in Ansehung seiner Kraft und Wirkung von Autoritäten über fast alle anderen Nordseebäder, auch über Norderney und selbst über Helgoland gesetzt. Es kam schon vor, daß zur besten Zeit kaum noch ein Unterkommen zu finden war, und wer jetzt hier bleiben will, hat sich wo irgend möglich eine Wohnung im Voraus zu sichern. Und dennoch fehlt es weder an Hotels von ansehnlicher, ja überraschender Größe, noch an anderen Häusern: der Ort ist bei weitem größer als man sich meistens ihn gedacht haben mag und selbst als er beim ersten Betreten uns erscheint. Nach allen Seiten hin stößt man, auch außerhalb des eigentlichen Kerns, wieder bald auf einzelne Häuser, bald auf ganze Gruppen, und überall ist man auf die fremden Gäste gerüstet.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Tjalken. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Von Glanz und Pracht ist in diesen Wohnungen schwerlich irgendwo auch nur annähernd die Rede und von allem, was man in der großen und verwöhnten Welt als Comfort ansieht und verlangt, ist verzweifelt wenig zu entdecken. Indessen fehlt es wenigstens nicht an dem, was selbst der Anspruchslose beim längeren Aufenthalt an irgend einem Platz um sich zu finden gewohnt ist und nicht gern entbehrt. Die Einrichtung mit Sopha, Tischen, Stühlen und Kommoden und obendarein mit fast durchgängig sehr guten Betten, ist völlig ausreichend und erfüllt euch, im Verein mit den schlichten, aber freundlichen Räumen, vom ersten Betreten an mit einer gewissen angenehmen Befriedigung. Da läßt es sich auf ein paar Wochen auch tagsüber und nicht bloß bei ungünstiger Witterung schon einmal ein paar Stunden behaglich hausen und ruhen, denkt ihr. Aber was über jene Befriedigung weit hinausreicht, so daß ihr euch schier von Anfang an heimisch und wohl und immer heimischer und wohler fühlt, das ist die glänzende Reinlichkeit und Sauberkeit, welche euch aus den schlichten Wänden, den einfachen Möbeln, den hellen Fenstern, aus allen Ecken und Winkeln hervor anspricht. Und das ist nicht minder, wie ihr es alle Tage besser und wohlthuender empfindet, die Ordnung und friedliche Ruhe, die euch auf allen Seiten umgibt. Das ganze Leben, die Bedienung, vollziehen sich in der ordentlichsten, bequemsten Weise. Von lebhaftem Entgegenkommen und zuthunlicher Freundlichkeit läßt sich bei euren Wirthen und Hausgenossen wenig spüren — es ist, wie schon bemerkt, ein ernster und stiller Menschenschlag! —, allein man hört auch nicht über sauertöpfische Mienen klagen, und wenn der Gast sich nur irgend danach zu halten weiß, so fühlt er sich nicht gleichsam um Gotteswillen aufgenommen, sondern ist im Hause willkommen und gern gesehen.

In zwei Punkten wird der Gast aus dem Binnenlande sich jedoch hier schwerlich jemals recht zufrieden finden. Das Trinkwasser ist an der Festlandsküste so gut, wie auf den Inseln, fast durchgängig spottschlecht, abgestanden, trübe und selbst mißfarbig, so daß es Unsereinem selbst zum Waschen nicht recht gefallen will. Und ebenso schwer verträgt man sich mit den hier gewöhnlichen, schon oben erwähnten Schiebefenstern. Die untere Hälfte wird an der oberen, feststehenden, nach Belieben höher oder tiefer hinaufgeschoben und durch einen vorgesteckten, äußerst primitiven Metall- oder Holzstift in der Schwebe erhalten. Wer hinausblickt, spielt beinah mit einer Art von keineswegs immer ungefährlicher Guillotine, und wer sich unvorsichtig und rasch aufrichtet, bringt seinen Kopf nur allzuleicht in einen unangenehmen Conflict mit der scharfen Kante des Fensterrandes.

Das bischen Landesnatur, was ihr auf dem Herwege und beim Anlangen im Dorf erblicktet, ist von keinem verlockenden Eindruck. Das Weideland erscheint ärmlich, die Wiesen sind hier nichts weniger als üppig; was man von den Dünen auf diesem Wege sehen kann, ist völlig öde, und in den Sand versinkt ihr allerwärts bis an die Knöchel, wenn ihr nicht auf einen der Backsteinfußwege gerathet, welche den Ort und seine Umgebung bis an den Strand durchziehen und, ob auch häufig vom Sande gleichfalls überweht, wenigstens ein festes Auftreten ermöglichen. Die Gärtchen bei den Dorfhäusern haben nicht weniger einen steten und mühevollen Kampf mit dem Sande zu bestehen, und was sich überhaupt von Bäumen zeigt, fristet im Schutz der Gebäude kümmerlich sein Dasein. Allein das alles sucht ihr ja auch eigentlich auf diesen Inseln gar nicht besser. Ihr wollt, abgesehen von eurer damit zusammenhängenden Kur, im Grunde nur die See selber. Und wenn ihr euch wirklich an die haltet, so bietet sie euch auch, eure rechte Liebe und euer richtiges Verständniß vorausgesetzt, den reichsten Ersatz für alles andere, gewährt euch einen stets neuen Genuß und erfüllt euch mit Entzücken, Bewunderung, Staunen, zu jeder Stunde, bei jedem Ausblick. Ihr müßt nur nicht nachlassen, sondern immer eure Augen offen halten und offen euer Herz!

So kommt einmal jetzt mit hinaus. Ihr seid müde von den Strapazen und Leiden des Tages und wollt jetzt, wo ihr im Gasthof gespeist und mit einem wieder aufgefundenen Reisegefährten ein wenig geplaudert habt, in eure neue Wohnung zurück und dann bald zur Ruhe. Aber das darf nicht sein. Die Stubenhockerei müßt ihr hier vergessen und euch als ganz und gar der Luft und der See, der Natur verfallen ansehen. Also kommt! Es ist ein ungewöhnlich stiller Abend. Der Wind, der es euch Nachmittags am Bord beinah ein bischen unbehaglich machte, hat sich vollständig abgeweht; die Luft liegt regungslos um euch her, schwül und schwer. Und so ist es auch mit

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

allem anderen. Im Ort, wie weit ihr horcht, läßt sich kaum ein Laut vernehmen, denn die Fremden sind alle schon bei ihrem Abendessen, oder gar daheim, und die Einheimischen zur Ruhe; nur hie und da leuchtet euch noch ein helles Fenster entgegen, und selten seht ihr eine oder ein paar Gestalten in kaum erkennbaren Umrissen und im weichen Sande schier unhörbar, auf der Dorfstraße vorübergleiten. Und so dunkel und still, wie es hier drunten ist, so dunkel und still ist es auch in der Höhe — es scheint eine einzige, ebene Wolkendecke zu sein, die jedes Licht ausschließt und auch keine tieferen Schatten hervortreten läßt. Ueberall umfängt es euch wie ein wunderbares Geheimniß.

Und dieser Eindruck wächst, je weiter ihr euch in das Dunkel und das Schweigen hinauswagt, wenn die letzten Häuser zurückweichen und die Dünen sich öde vor euch zu erheben beginnen. Es ist ein mühsames Weitertappen auf unsichtbaren Pfaden, aber ihr dringt muthig vorwärts, denn durch die weite Stille kommt es nun leise, aber bald lauter und lauter euch entgegengezogen, das ewige, gewaltige Lied der niemals rastenden Wellen am Strande drunten.

Jetzt steht ihr auf der Höhe der äußersten Dünenreihe, dreißig, vierzig Fuß über dem Strande, und am unsichern Rand eines steilen Abhanges. Ein paar Sturmfluten haben hier wild gehaust und den früheren, mälig

Im Sand versunken.

hinabsinkenden Boden fortgerissen. Die Luft ist noch immer gleich regungslos, die Wolkendecke droben hat sich nicht gelichtet. Aber dennoch ist es hier, wo nichts die Umschau stört und hemmt, nicht ganz so einförmig dunkel, wie drinnen im Lande. Der helle Sand drunten läßt sich erkennen; wenn ihr auf die See hinabschaut, so seht oder ahnt ihr vielmehr dort ein rastloses sich Heben und Senken, ein geheimnißvolles Wogen und Wallen, und wo eine besonders große Welle sich über den Buhnen bricht oder zwischen ihnen heranbraust und sich zornig über den ebenen Strand hereinstürzt, da leuchtet der weiße Schaum für einen Moment gespenstig durch das Dunkel.

Aber da fahrt ihr zusammen und euer Auge richtet sich mit aller Kraft seines Schauens in die See hinaus. Es wurden dort eben ein paar wirbelnde und schäumende Wellen sichtbar im Abglanz eines jähen, räthselhaften Lichtes — drang es aus ihnen selber hervor oder spiegelte sich in ihnen der vorbeizuckende Blitz eines fernen Gewitters? — Doch jetzt kommt es wieder, dort draußen und hier schon näher; das vereinzelte Aufleuchten geht in lange Lichtstreifen über, welche auf den Wellenkämmen und gleichsam aus ihnen hervor gegen die Küste herangleiten und sich immer weiter ausbreiten. Nun sind sie ganz nahe. Mit einemmale hebt und bäumt es sich an der Buhne hoch auf und zerspringt zu einer Garbe von bläulichen Funken. Und daneben kommt es leuchtend und glitzernd gegen den flachen Strand und stürzt sich mit einer Flut magischen Lichtes über ihn hin und fließt verglimmend, mit hohlem Rauschen zurück. —

Das ist das Seeleuchten. Preist euer Glück, wenn ihr es einmal in seiner vollen Pracht und seinem wunderbaren, magischen Glanze beobachten konntet, denn dieser einzige Anblick wird in unseren Breiten nicht vielen gewährt,

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

und nicht selten vergehen Wochen, Monate, ganze Sommer, wo nicht einmal alles so günstig zusammentrifft und übereinstimmt, wie heute — Himmel und See dunkel und die Luft still und lau. So scheinen's die Geschöpfchen, welche sich in wimmelnder Menge von den Fluten wiegen lassen, zu verlangen, wenn es ihnen wohl werden und sie aufleuchten sollen in überquellender Kraft und Lust ihres Daseins.

Wie anders ist nun das Bild, wenn ihr am andern Morgen die gleiche Stelle von neuem aufsucht. Die Dürftigkeit des Landes und der stete Kampf mit dem Sande erscheinen im Dorfe selber und in seiner Umgebung schier am deutlichsten, da ihr die Erfolge der mühseligsten Anstrengungen und des unermüdlichsten Fleißes vor euch seht und sie so außerordentlich bescheiden finden müßt. Es grünt und blüht wohl in den kleinen Gärten und darf nicht nur den Besitzern selber zur Freude gereichen, sondern zieht auch die freundlichen Blicke der Fremden auf sich. Allein die Pflanzen und Blüten haben, um uns so auszudrücken, überall einen gewissen, bald matten und müden, bald scheuen und zaghaften Ausdruck, der himmelweit entfernt ist von dem frischen und sorglosen Gedeihen in den Gärten und auf den Gefilden des reicheren und glücklicheren Binnenlandes. Selbst die Einfassung durch an einandergeschobene, unregelmäßige, verwitterte, farblose — Pfosten, wie ihr es heißt, die ihr hier häufig findet, vermehrt eher noch den Eindruck der Sterilität. Seht euch diese „Pfosten" aber immerhin ein wenig genauer an, da ihr ihresgleichen in den deutschen Küstenländern nicht häufig wiederfinden dürftet. Denn es sind Walfischknochen, die Denkmäler der reichen und gewaltigen Beute, welche die Borkumer voreinst auf ihren Fahrten gewonnen haben. Aber über alle Pflanzen und Blumen hinaus schauen die Bäume trübselig darein. So ein armer Kamerad, der sich, wie schon gesagt, nur im Schutze der Gebäude überhaupt zu entwickeln und sein Dasein zu fristen vermag und jeden Versuch, über die Mauern und Dächer hinauszublicken, unbarmherzig versagt und bestraft sieht — denn die vorwitzigen Schüsse welken und verdorren im rauhen Winde! —, der darf uns wohl dauern. — Er steht da, wie im Gefängniß.

Gartenzaun aus Walfischknochen.

Der Sand, durch den euer Pfad gegen die Dünen und zwischen diesen weiter zum Badestrande führt, ist ein schier unergründlicher und fast völlig öder. An den inneren Dünen selber zeigt sich allerdings eine gewisse Vegetation, die zwischen ihnen und in den Thälern oder „Dellen" sogar eine verhältnißmäßig üppige und verschiedenartige ist — auf dem östlichen Theile Borkums, dem sogenannten „Ostlande", findet man sogar wohlangebaute Ackerflächen. Allein je weiter ihr hier auf eurem jetzigen Wege vordringt, desto steriler erscheint alles und selbst der kümmerliche Sandhafer nimmt ein Ende. Und so gelangt ihr wieder zum äußersten Rand mit seinem Absturz, der euch auf das eindringlichste die Gewalt der Fluten predigt. Es ist ein wilder und wüster Anblick da unter euch, aber — warum schaut ihr dahin? Richtet doch eure Augen hinaus auf die See, die jetzt, unter dem hellen Morgenhimmel, von den Sonnenstrahlen durchblitzt und vom frischen Winde bewegt, unabsehbar sich hinausstreckt. Oh, da ist Leben und Lust, das grüßt und lockt, das wirbt um euch so freundlich und schier zärtlich! Wer traute diesen fröhlichen Wellen da draußen den Ungestüm zu oder gar die donnernde Gewalt, mit der sie euch zu anderer Stunde entgegen und Vernichtung drohend zu euch hinauf brausen?

Denn es ist noch tiefe Ebbe und die Badestunde daher fern. Nichts hindert euch, euch dort in der Nähe des Restaurationspavillons — Giftbude genannt! — euren Weg über die im Sande fast verschwindenden Holzstufen an den Strand hinabzusuchen und dort eine Promenade über den Grund zu machen, den die Wellen nur für ein

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Kibitzdelle auf Borkum.

paar Stunden frei lassen. Es ist ein köstliches Gehen auf diesem noch nicht trockenen und doch auch nicht mehr nassen, kaum feuchten, elastischen Sande, in dessen ebener, wunderbar feinkörniger Fläche die kommenden und gehenden Wellen auf das seltsamste und zierlichste verschlungene Zeichnungen angedeutet haben. Es ist zugleich aber auch ein interessanter Gang, da man, wenn man nicht gar zu spät nach dem Zurücktritt der Flut kommt, vielleicht noch ein eigenartiges und seltsames Thierleben beobachten und allerlei hübsche Produkte der See finden und zum Andenken sammeln kann — die kleinen Garneelen, Krabben, Taschenkrebse, Schnecken, Seesterne, Seefedern, Quallen, Seeigel, zierliche Algen und hübsche Muscheln, ein Stückchen Bernstein vielleicht oder was dergleichen mehr ist. Und wenn ihr nun zu einer von den Buhnen gelangt — das sind nämlich aus eingerammten Pfählen und dazwischen gelagerten schweren Steinen erbaute und weit in die See vorgeschobene schmale und niedrige Schutzdämme, welche sich trotzdem zur Sicherung der Dünen und des Vorlandes schon in den schwersten Stürmen auf das tüchtigste bewährt haben —, dann gibt es wieder Neues zu finden und zu sammeln. In den zum Theil mit Wasser gefüllten Fugen des Steinlagers bleibt das Thierleben länger rege, als draußen auf dem trocknenden Sande, und an den Seitenrändern, an den Pfählen und auf ihnen setzen sich ganze Haufen und förmliche Kappen von kleinen verschiedenartigen Muscheln, Schnecken, Korallen an, die euch ungemein verlockend anschauen und zum vorsichtigen Ablösen und Mitnehmen reizen. Aber werthe Freunde und Freundinnen, nehmt euch damit lieber ein wenig in acht! Die Atmosphäre, welche die Buhnen nach einigen Sonnenstunden umgibt, ist eine äußerst verdächtige und für zarte Riechorgane höchst empfindliche; und tragt ihr gar eine solche Muschel-Schnecken- und Korallen-Kappe seelenvergnügt heim und in eure Wohnung, so bleibt die Strafe nicht aus: die absterbenden kleinen Thiere, welche in all diesen Schalen hausen, jagen euch in die Flucht und zwingen euch schnell genug, das vermeintliche hübsche Andenken so bald und so weit wie möglich aus eurer Nähe zu schaffen.

Aber sucht euch eine Bank oder einen Stuhl, wie ihrer hier am Badestrande hin und wider einige zu finden sind, und bereitet euch einen bequemen Ruheplatz auf einer Buhne, welche jetzt noch bis zum Kopfende oder gar darüber hinaus völlig trocken liegt. Der Blick in die See hinaus ist immer voll wunderbaren Reizes — man versinkt immer tiefer und träumerischer in den Anblick und vermag sich kaum loszureißen. Und wär' es auch nur

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Das Wattenmeer im Sturm. Von Ferdinand Lindner.
Aussehen des Rettungsboots.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

die endlose, rastlos wellende und wallende, gleichsam athmende Fläche mit dem wunderbaren Farbenspiel und dem Wechsel des Lichts und Schattens. Ganz fern, fast am Horizont, taucht ein weißer Punkt auf und gleitet vorbei, bald verschwindend oder auch leise, leise wachsend, bis ihr auch die unteren Segel erkennt und die Stengen und Raaen des stattlichen Schiffs. Oder es kommt durch die spiegelnde See etwas Dunkles daher, von den Wellen geschaukelt, näher und näher, bis euer gutes Glas euch ahnen läßt, daß es eine Planke ist, vielleicht der letzte Rest eines stolzen Seglers, den hier oder dort das Unheil ereilte, dem er so lange kühn und muthig getrotzt! Die See ist grade in diesen Strichen zu Zeiten außerordentlich gefährlich, und es hat im Angesicht dieser Inseln schon manches

Unter allen Segeln.

Fahrzeug sein Ende und mancher wackere, fröhliche Seemann sein tiefes Grab gefunden. Die Rettungsboote sind nicht umsonst hier stationirt, und es kommt alljährlich mehr als ein sturmdurchheulter Tag und mehr als eine schwarze, schreckensvolle Nacht, wo sie an die Arbeit müssen — wie häufig vergebens!

Und jetzt gebt acht! Euer Schauen, das bisher immer ernster und gedankenvoller über die Fläche hin und in die Ferne hinausgegangen ist, wird plötzlich auf die nächste Umgebung gezogen. In die Wellen, welche da draußen herumtanzten, kommt ein seltsamer Trieb und Zug gegen den Strand. Langsam fangen sie an sich ein wenig weiter auf den verlassenen Strand hinaufzuschieben und gegen die Kopfenden der Buhnen zu waschen. Und wenn dies einmal begonnen hat, so nimmt es auch stetig zu. Der Wolkenzug droben und die Richtung und Stärke des Windes sind ganz die gleichen geblieben; aber die See wächst und wächst, ihre Wellen kommen rascher und höher; jetzt spülen sie schon an den Seiten der Buhnen entlang und nun schlägt die eine bereits rauschend auf den Damm hinauf und

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

zerspritzt zwischen den Steinen. Eine andere folgt ihr und dringt weiter vor, die nächste sendet ihre Wasser bis ganz in eure Nähe und läßt sie in den Fugen der Steine zu euren Füßen sachte verrinnen. Die nach ihr kommt, netzt nun gar auf das unhöflichste eure Stiefel und wirft euch den Wasserstaub ins Gesicht, so daß ihr erschrocken zurückweicht. Hinter euch, am sichern Strande, wird es allerdings auch schon lebhafter; die ihr Frühstück verdauenden Spaziergänger mehren sich und muntere Gruppen bilden sich, um von den „Erlebnissen" des Abends und Morgens zu plaudern und Pläne für den heutigen Tag zu machen. Bei den Badekutschen und den hinter ihnen sich erhebenden Schuppen beginnt es sich zu regen — die Hochwasser- und damit die Badezeit beginnt.

Was ihr eben beobachtet habt, ist also Ebbe und Flut, und der alte Römer, der sie mit Erstaunen kennen lernte und über sie berichtete, hatte so Unrecht nicht. Die Erscheinung bleibt, wie genügend sie auch erklärt sein mag, für den unbefangenen und unverbildeten Naturfreund selbst heute noch eine wunderbar geheimnißvolle und fesselnde. Für unsere „gebildeten" Reisenden und Naturkundigen geht dergleichen allerdings meistens verloren, da sie sich weniger an die Erscheinungen selber, als an die Erklärungen derselben zu halten pflegen, und da diese ihnen angeblich von Kindheit auf geläufig sind, über jene leicht mit sich ins reine kommen. Es wäre ja auch überdies so gar ungebildet, sich an einer solchen Erscheinung noch zu freuen, oder gar über dieselbe zu erstaunen, als sei ihnen dieselbe ganz neu, oder habe bei dem Wiedersehen auf's neue den alten Reiz für sie — was sollte die Gesellschaft von ihnen denken! — Daß sie bei solchem Treiben des rechten Verständnisses der Natur entbehren müssen und grade den reinsten Genuß niemals kennen lernen — das verstehen sie nicht, denn sie wissen von Beiden überhaupt nichts.

Im Allgemeinen scheinen sich aber von dieser Klasse der Badegäste nicht allzu viele Exemplare auf Borkum zusammenzufinden, noch sich daselbst recht heimisch zu fühlen. Denn es war bis zu meinem Dortsein wenigstens kein Modebad und bot von allem Luxus und allen Genüssen eines solchen verhältnißmäßig gar zu wenig dar, als daß sich hier eine hoch elegante, anspruchsvolle und blasirte Gesellschaft hätte zusammenfinden sollen. Man lebte, natürlich auch hier wieder: im Allgemeinen — sehr bescheiden und anspruchslos auf Borkum und hatte, im Verhältniß zu anderen ähnlichen, durch die Mode bevorzugten Plätzen, wenig Gelegenheit zum Aufwande. In den Hotels waren die Preise allerdings emporgeschraubt, obgleich nicht übermäßig — man muß nicht vergessen, daß die Natur der Insel und ihre Lage fast alles für den Unterhalt der Gäste Nöthige von auswärts zu beziehen zwingt. Dagegen waren die Privatwohnungen nebst dem mit ihnen häufig verbundenen Frühstück und Abendthee noch wirklich billig. Endlich fand und findet sich auch von großem Toilettenluxus nur wenig — man hätte hier kaum recht Gelegenheit, denselben zu entfalten! — und die meisten gehen und tragen sich ganz nach ihrer Bequemlichkeit.

Die Leser sehen wohl — Borkum ist, vollends im Verein mit seinem prächtigen Seebad und seiner ausgezeichneten Luft, ein Platz, auf dem es einem immerhin schon wohl werden darf!

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Juist.

Inseln über Inseln.

Borkum ist nur ein Glied in der Kette von Eilanden, welche vor der Festlandsküste liegen und dieselbe, sei es auch mit ihrem eigenen Verderben, vor den schwersten Angriffen der Fluten, als ächte Wellenbrecher zu schützen suchen. Links von euch, gegen Westen, erblickt ihr bei hellem Wetter das den Holländern gehörende kleine Rottum, eine Insel, wo die Seevögel mächtig sind und in unzählbaren Schaaren hausen, während von Menschen hier nur ein holländischer Vogt mit seiner Familie und seinen Leuten wohnt — wir wissen nicht, ob für das ganze Jahr, oder nur für die bessere Jahreszeit. Glück wäre diesen Menschen zu einem solchen Aufenthalt und der von ihm abhängigen Art von Leben, trotz aller Wellenpoesie keineswegs zu wünschen, selbst nicht bei den allerbescheidensten Ansprüchen. Sogar für die rauhen und abgehärteten Bewohner der übrigen Inseln dürfte dieser Aufenthalt und ein solches Leben auf längere Zeit kaum zu ertragen sein. Die Atmosphäre ist schon in der Nähe des Eilandes mit Dünsten und Gerüchen geschwängert, welche mit der für menschliche Nasen und Lungen bestimmten Athmungsluft verzweifelt wenig gemein haben, und die Sterilität, die Einsamkeit und Abgeschlossenheit sind so groß, daß hier auch der Fröhlichste bald zum tiefsten Hypochonder werden müßte.

Rottum wird von Borkum aus trotz alledem nicht grade selten aufgesucht, und zwar nicht bloß von unersättlichen Jägern, welche in diesem Striche den unschuldigen Möven nachstellen, sondern auch wohl einmal von einem größeren oder geringeren Theil der Badegesellschaft, die sich der Rottum'schen Naturwüchsigkeit zu erfreuen wünscht. Alle aber, sagt man, sollen wo nicht laut, doch desto energischer in der Stille Gott danken, wenn's auf den Rückweg geht und man sich desselben einigermaßen sicher fühlen darf. Denn dies letztere ist keineswegs immer der Fall. Der günstige Wind wird zum contrairen und die lustige Brise zur schweren Bö — im Handumdrehen und zuweilen fast ohne Vorzeichen, welche ein rechtzeitiges Ausweichen ermöglichten.

Da kann es wohl geschehen, wie es alten Freunden von uns passirte, daß die Rückfahrt mit einemmale unmöglich wird, ja daß das auf euch wartende Fahrzeug, in dem ihr herüberkamt, von seiner Ankerstelle fortgerissen wird, oder von freien Stücken das Weite suchen muß und nicht im Stande ist, alsbald wieder heran zu kommen. Da gibt es denn möglicherweise einen erzwungenen Aufenthalt von längerer Dauer — bei jener Gelegenheit dauerte derselbe beinah 24 Stunden — und man findet die unangenehmste Gelegenheit, sich in Entbehrungen der allerfatalsten Art zu üben. Denn abgesehen von allem Uebrigen, ist das Unterkommen für eine zahlreiche Gesellschaft das denkbar dürftigste, ja überhaupt ein fragliches, und die Proviantvorräthe des Vogts sind überdies weder unerschöpfliche, noch für auch nur mäßig gebildete Gaumen und nicht durchaus tadellose Constitutionen besonders stärkend, geschweige

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

denn verlockend. Hier, wenn irgendwo, gilt jenes harte Gebot: Der Hunger muß es hereintreiben! Und man kann obendarein sicher sein, daß dies hungerstillende Etwas nichts mit den „Bratwürsten“ gemein hat, wie sie jenem unbegehrlichen Handwerksburschen damals den erwähnten Seufzer entpreßten!

Wenn man vom Leuchtthurm auf Borkum, welcher in der Mitte des Dorfes steht, gegen Osten zu und ein wenig nach rückwärts schaut, so kann man das langgestreckte Juist erkennen, das in alten Zeiten mit Borkum zusammengehangen hat und erst im 13. Jahrhundert von ihm losgerissen wurde. Für die Geschichte der deutschen Seebäder ist die Insel um dessentwillen von einem gewissen Interesse, weil ein hier angestellter Pfarrer Janus vor etwa hundert Jahren der Erste war, welcher, wenn damals auch noch ohne Erfolg, auf die heilsamen Wirkungen der Seebäder hinwies. Auch jetzt wird Juist noch von Badegästen besucht, welche in einem Gasthof und einzelnen Privatwohnungen ein bescheidenes Unterkommen finden — der Wellenschlag soll ein ausgezeichneter sein. Von Norderney aus, zuweilen auch von Borkum, wird die kleine Insel wohl einmal besucht und die Fahrt kann, wenn man die gehörige Rücksicht auf Wind und Wetter nimmt, eine angenehme und lohnende sein — letzteres auch wohl für Jäger,

Durch das Watt.

welche hier in der Nähe die „Platen“ finden, wo die Seehunde sich noch zahlreicher aufzuhalten pflegen. Es ist indessen meistens eine ermüdende und keineswegs immer glückliche Jagd, denn die Thiere sind sehr scheu und werden durch die geringste Unvorsichtigkeit der Schützen vertrieben.

Baltrum, die kleinste der Inseln, von Fremden nur ausnahmsweise einmal besucht, ist ein armes und ödes Stückchen Land, wo selbst das matte Grün kaum noch das Auge erfreut, auch die Dünenflora zusammenschwindet und nur ein wenig Kartoffelbau getrieben wird. Ackerbau gibt es im Grunde gar nicht, und auch der Fischfang ist kaum recht im Gange; die Bewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit der Schifffahrt, welche sie auf eigenen Schiffen in die Ferne führt und ihnen gute Erträge gewährt. Dagegen finden sich ganz gedeihliche kleine Badeanstalten und ziemlich zahlreiche Gäste auf den beiden folgenden Inseln Langeroog und Spiekeroog, wenn sie auch bei weitem nicht an Borkum, geschweige denn an den berühmtesten dieser Plätze, an das zwischen Juist und Baltrum liegende, vornehme und glänzende Norderney heranreichen.

Die Seebadeanstalt auf Norderney ist schon seit den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eröffnet, und es hat nicht am wenigsten zu ihrer raschen Aufnahme und steigenden Beliebtheit der Umstand beigetragen, daß die Insel vom Festlande und der kleinen Stadt Norden aus, bei Ebbezeit auch zu Wagen, zu Pferde, ja zuweilen selbst zu Fuß zu erreichen ist. Der Seekrankheit und den mit ihr verbundenen leiblichen und geistigen Strapazen entgeht man in solcher Weise allerdings sicher, allein dieser Zug über das öde Watt, durch die tieferen, noch von Wasser überströmten Stellen, in der völligen Vereinzelung des Fuhrwerks und seiner Insassen, entbehrt gleichfalls nicht

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Am Strande von Norderney. Von A. Langhammer.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

einer gewissen Aufregung und Beängstigung, ja wird, zumal wenn das Wetter stürmisch ist und die Wellen rings umher aufspritzen, eine gar unheimliche oder, bei rascher zurückkehrender Flut, auch wohl eine wirklich gefährliche.

Die hannoversche Regierung hat von der Besitzergreifung an für Norderney und seine Badeanstalt mit aller Aufmerksamkeit und Liberalität auf das wohlwollendste gesorgt, und wenn schon dies dem Gedeihen des Platzes förderlich war, so ward die Aufnahme eine immer raschere und großartigere, seit der unglückliche blinde Georg von Hannover, zuerst als Kronprinz, später als König, mit seiner Familie häufig und gern hier weilte und nicht nur den stolzen hannoverschen Adel, sondern auch zahlreiche, vornehme und nicht sparsame Fremde aus allen Himmelsgegenden sich nachzog. Das waren allerdings glorreiche Tage, und was man von damals erzählen hört, oder auch in mancherlei Schriften lesen kann — selbst für die Novellisten waren Norderney und seine glänzende Gesellschaft als Stofflieferanten äußerst wichtig geworden! — geht meistens über die gewöhnlichen kleinen und bescheidenen deutschen Verhältnisse weit hinaus. Diese Zeit endete freilich mit der Katastrophe von 1866, allein auch die preußische Regierung ließ es nirgends an der Sorge für Norderney fehlen und hat für die Sicherung der Insel, für die Vermehrung und Verbesserung aller Anstalten und für das Wohlergehen und die Unterhaltung der Gäste vieles gethan. So wuchs der Zuzug von Jahr zu Jahr, wenn auch einzelne Elemente der früheren Gesellschaft sich hinfür fern hielten und der Charakter und Ton des Badelebens eine gewisse Aenderung erfuhren, die nach der einen Seite hin und für manche freilich eine willkommene sein mochte, während nach der anderen Seite und für nicht wenig Andere das Neue gleichfalls sein Bedenkliches, ja Unerfreuliches hatte. Nur das Jahr 1870 war ohne eigentliche Saison. Es hatten sich bereits die ersten Gäste in ziemlicher Anzahl eingestellt, als mit einemmal die bestürzenden Nachrichten von Paris und Ems eintrafen und bereits einen großen Theil der Gäste in die Flucht jagten, bis auch der bequemere und sorglosere Rest dann auf Befehl der Regierung die Insel binnen 24 Stunden räumen mußte. Man kann über die Noth und den Jammer dieses rapiden Aufbruchs und der zitternden Flucht, wo die Unglücklichen den Feind schon in der nächsten Nähe zu sehen glaubten, noch heute die tollsten und possierlichsten Geschichtchen erzählen hören.

Nach diesem Schreckensjahre begann aber wieder eine bessere Zeit. Die Regierung sorgte unermüdlich für Verbesserung der alten Einrichtungen und für Herstellung neuer Anlagen. In den nächsten Jahren entstanden nicht nur mehrere öffentliche Bauwerke, worunter der stattliche Leuchtthurm auf dem Ostende, sondern auch zahlreiche Privathäuser, und der Fremdenzug nahm in einer Weise zu und das Badeleben entfaltete sich mit einem Glanz, welche Norderney gegenwärtig ziemlich unbestritten den ersten Rang unter den deutschen Seebädern einnehmen lassen. Alles, die Verbindungen mit dem Festlande und den näheren oder ferneren Hafenplätzen, die Badeeinrichtungen, das Konversationshaus und die prächtige Strandhalle, die Hotels und Logirhäuser, die Vergnügungslokale und die Läden, die Vergnügungen selber und das gesammte Leben, alles das hat hier einen gewissermaßen großartigen und luxuriösen Zuschnitt und zieht die Fremden in Schaaren an. Sie kommen nicht bloß zu einer vorübergehenden, einmaligen Kur, sondern auch nicht selten zu häufigerem und längerem Verweilen in den eigenen stattlichen oder zierlicheren Villen. So ist denn selbstverständlich auch der Ton dieser Gesellschaft so gut, wie ihres Lebens und Treibens ein um vieles anderer, als auf den bescheidenen anderen Badeplätzen, und Norderney wird mehr und mehr zu einem Bade für reiche, an Comfort gewöhnte Leute.

Norderney gleicht in Ansehung seiner Struktur, seiner Bodenbeschaffenheit und seiner Lebensbedingungen durchaus den übrigen Inseln dieser Gegend. Es ist ein ziemlich langer Landstreifen, dessen westliche Hälfte von den Dünen beherrscht und in ihrem Schutze bewohnt und auch einigermaßen angebaut wird, einen kleinen Hafen enthält, das Dorf trägt, und das glänzende Badeleben am Strande sich entfalten sieht. Hier gibt es Gärtchen und sogar einiges, selbstverständlich niedriges Gebüsch, es finden sich ein paar kleine Getreide- und Gemüsestückchen und Kartoffelnäcker, Weiden- und Wiesenbreiten, und an den Dünen und in ihren Thälern stellt sich alles ein, was sich auf diesen Eilanden an dem ihnen eigenthümlichen Pflanzenwuchs entdecken läßt. Es gibt hier sogar eine „schwarze Düne", welche diesen Beinamen der sie bedeckenden besonders reichlichen Vegetation verdanken soll. Einige kleine

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Georgshöhe auf Norderney.

Dünenhügel, so die „Marienhöhe“ und besonders die „Georgshöhe“ gewähren eine lebensvolle Rundschau. Dagegen ist nach der Ostseite zu alles Leben in rascher Abnahme begriffen, bis es in der Gegend der „weißen Dünen“, welche schmeichelhafter Weise als der „Norderneyer Montblanc“ bezeichnet werden, vollständig im Sande verschwindet. Diese „weißen Dünen“ werden indessen nicht selten von der Badegesellschaft besucht, denn sie haben ihre eigenen Reize. „Wo man sich dieser Gegend nähert,“ sagt ein neuerer Reisender, „macht sie einen so eigenthümlichen Eindruck, daß sich derselbe nur mit dem schneebedeckten Hochgebirge oder der Wüste vergleichen läßt. Hier herrscht die Einsamkeit in des Wortes vollster Bedeutung. Nur die oftmals schönen Linien in den Conturen dieser hellfarbigen Sandberge und die durch Sonnen- oder Mondbeleuchtung hervorgebrachten Lichteffekte lassen diese eintönige Gegend fast malerisch schön erscheinen.“

Der Einfluß, den der gesammte Verkehr mit der großen Welt und alles, was zu ihm gehört und durch ihn veranlaßt wird, auf die Einheimischen ausgeübt hat, ist allerdings nicht abzuleugnen, aber anscheinend wenigstens bei weitem nicht so nachtheilig geworden, wie es in anderen, plötzlich von der „Kultur“ und der „Mode“ angekränkelten Gegenden erlebt zu werden pflegt. Dieses Volk ist, wie man nicht oft genug sagen kann, ein allzu charaktervolles, ernstes und im Sturm und Wetter gehärtetes, als daß es die „Kultur“ leicht annagen und ihm groß verderblich werden könnte. Es ist vor allen Dingen auch allzu verschlossen, um sich die Außenwelt leicht nahe kommen zu lassen, und die Natur seiner Heimat und das ihm gebotene und geläufige Leben sind so streng und anspruchsvoll, daß der Eindruck, den die paar Monate der Fremdenzeit hinterlassen, kaum ein nachhaltiger sein kann. Mögen die Vortheile der Badezeit und des Fremdenzuges noch so groß sein, für die Einheimischen kommen sie gleich allem, was so oder so mit dem Binnenlande zusammenhängt, dennoch gewissermaßen erst als Zweites in Betracht. Obenan steht immer und überall die See und ihre von dieser abhängige Existenz, und ob auch nebenher Wirthe ihrer Gäste, bleiben sie vor allem doch, was sie von jeher waren, Schiffer und Fischer, und in erster Linie Bewohner ihrer Heimat, welche sie vollständig in Anspruch nimmt. Diese Heimat ist hier allerwärts ein enges und armes Stückchen Land, das über den größten Theil des Jahres fast vollständig einsam ist und seine Insassen bei der alten Lebensweise, den alten Erwerbszweigen, der Einfachheit und Entsagung, vor allem aber in dem rastlosen Kampfe gegen die sie umdrohenden Gefahren festhält. Die Schifffahrt ist auf einzelnen Stellen eine ganz ansehnliche, und die Fischerei meistens eine außerordentlich lebhafte. Mit Ausnahme Helgolands ist Norderney für den Schellfischfang in diesen Gegenden so ziemlich der erste Platz, und die „Schlups“ (Schaluppen) seiner Fischer sind zu Emden, Bremen, Hamburg und anderen Küstenplätzen sehnsüchtig erwartete und hochwillkommene Erscheinungen.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Badegäste auf der „Weißen Düne" (Norderney).

Es gab vordem einmal eine Zeit in Deutschland, wo es beinahe zum guten Ton, ja halb und halb zur Erziehung gehörte, die Kinder „gebildeter" Stände sich in ihrer Umgebung umsehen und sich mit allen Gewerben, Beschäftigungen und Handwerken wenigstens einigermaßen bekannt machen zu lassen. So weit wir von dergleichen aber in alten Schriften lesen, fand es damals meistens sozusagen nur auf dem Festlande statt, und was mit der See zusammenhing, kam nicht viel in Betracht. Wir gedenken hier dieser Thatsache aber, weil eben von der Fischerei die Rede, welche für einen großen Theil der Küstenbevölkerung von höchster Bedeutung ist, ja eine Art von Lebensfrage bildet, und dennoch von uns Landratten wenig gewürdigt und noch weniger verstanden wird. Meistens wissen wir nur von dem „Fischer", der „ruhevoll nach der Angel" sieht, oder von dem Knaben, der „im Kahne fährt" und dazu „pfeift und angelt", und lassen uns um alles Weitere keine grauen Haare wachsen, abgesehen davon, daß wir sehr verdrießlich oder sehr betrübt sind, wenn im Menü die Fische fehlen. Man soll sich nur einmal klar machen, wie viel Hände für die Herbeischaffung dieser Leckerbissen oder dieser Speise sich rühren müssen, und daß dabei keineswegs alles mit dem Auswerfen der Angeln oder Netze abgethan ist.

Der Schellfischfang findet bekanntlich nur im Frühling und Herbst statt, und was nebenher oder zu anderen Zeiten erbeutet wird, kommt nicht viel in Betracht, sondern dient meistens den Einheimischen zum Unterhalt oder fällt einzelnen Liebhabern, wie z. B. den zahlreichen Badegästen, für ihre Tafeln anheim. Zu der eigentlichen Fangzeit ist die gesammte Bevölkerung in Thätigkeit und an dem, beiläufig gesagt, dennoch im Allgemeinen sehr mäßigen Ertrage mehr oder weniger betheiligt.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Die eigentliche Norderneyer Schellfischflottille umfaßt ungefähr siebzig von jenen „Schlups", tadellos gebauten und ausgerüsteten Fahrzeugen, und jede derselben ist von drei Mann, dem Besitzer und Führer, dem „Schiffer", und zwei sogenannten „Partsleuten" besetzt. Jeder von ihnen hat drei „Bak" Angelschnüre von etwa 350 Meter Länge, und da ungefähr von Meter zu Meter eine Angel angebracht und mit Köder, meistens dem sogenannten „Sandwurm", versehen ist, so ergibt dies für jeden Mann etwa 900—1000 Angeln und für das Boot 2700—3000, die natürlich keineswegs alle bei jedem Wiederaufnehmen eine Beute liefern, aber jedesmal von neuem gereinigt und mit neuem Köder besteckt werden müssen. Von dem Gesammtverdienst erhält jeder Mann einen Theil, während ein vierter für das Schiff in Anrechnung kommt. Man kann daher, da nicht bloß einzelne Fahrten, sondern auch zuweilen ganze Jahrgänge gelegentlich sehr geringe Erträge liefern, schon hieraus schließen, daß die Betheiligten im Allgemeinen einen mühsamen Verdienst und einen geringen Lohn haben.

Fischerhaus auf Norderney.

Auf diesen Inseln und bei diesem Volke haben sich nicht bloß die Lebensweise, sondern auch Sitten und Gebräuche und damit selbst die Anschauungen gewissermaßen in annähernder Ursprünglichkeit und Einfachheit erhalten, und der sogenannte „Aberglaube", der nirgends fehlt, wo der Mensch in einen engen und abgeschlossenen Kreis gebannt ist, und einer obendarein großartigen Natur und ihren geheimnißvollen oder überwältigenden Erscheinungen näher steht, findet hier noch immer seine getreuen und gläubigen Anhänger. Die Fremden freilich spüren wenig oder nichts davon, denn „von solchen Dingen" darf man überhaupt nicht viel reden, vor allem nicht zu Ausländischen und Freigeistern. In den jüngeren Generationen sind die meisten Köpfe auch durch die Schulbildung heller und nüchterner geworden. Wer sich aber an die Aelteren hält, ihnen nahe zu kommen und ihr Vertrauen zu gewinnen versteht, kann zuweilen noch allerhand überraschende Entdeckungen machen. „Sie glauben nicht daran" — behüte! — aber sie wissen doch davon! Da treibt der Klabautermann noch hie und da sein Wesen; der ewige, unselige Segler, der fliegende Holländer, zieht an dem entsetzten Schiffer lautlos vorüber; die „Seeminnen" steigen hin und wider aus der Flut und stimmen ihre verlockenden Lieder an; in den Eierschalen, welchen man wohl einmal an den Strommündungen und in der Nähe der Küsten begegnet, schiffen „die Elben" vorüber, und es sollte uns wundern,

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Kutter. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

wenn nicht in dem Kopf irgend eines alten Fischers oder seiner greisen Gattin gelegentlich noch das Riesenschiff spukte, der „Mannigfual".

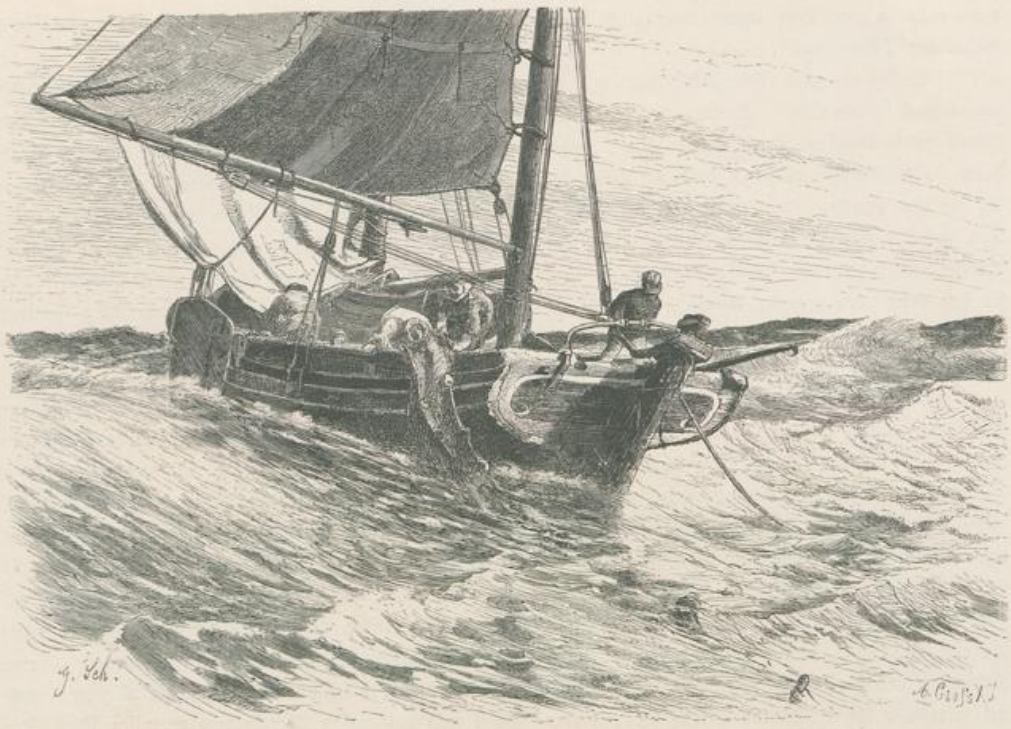
Das ist ein ganz erschreckliches Fahrzeug. Es befand sich vordem im atlantischen Ocean und kam, Gott weiß wie, einmal in den Kanal. Da war ihm die Straße zu eng und es saß bald fest, bis der Kapitän den glücklichen Einfall hatte, die Seite gegen Dover zu mit weißer Seife einschmieren zu lassen. Das half und das Schiff glitt durch, in die Nordsee, während jedoch die Felsen der britischen Küste von der Seife weiß wurden und weiß blieben bis auf den heutigen Tag. Nun steckt der Riese in der Nordsee und findet kaum Raum, sich zu bewegen. Das Deck muß der Kapitän zu Pferde bereisen, und wenn die Matrosen jung zu Mast gehen, kommen sie als ergraute Bursche wieder herunter. Glücklicherweise finden sie in der Takelage und den Masten hin und wider Gaststuben, wo sie sich ruhen und erquicken können. In einer bösen Stunde soll das Schiff auch einmal in die Ostsee gerathen und natürlicherweise alsbald auf den Grund gestoßen sein. Die Mannschaft warf den Ballast aus, um das Schiff zu erleichtern, und daraus entstand die Insel Bornholm.

Neben dem Scherz aber geht der Ernst nur allzu schwer einher. Es begegnet uns hier jene räthselhafte Gabe des „zweiten Gesichts", welche sich freilich an all unseren Küsten und in den angrenzenden Langstrichen wiederfindet — bis auf den heutigen Tag, wenn sie allerdings auch in der Abnahme begriffen ist. Unsere großen deutschen „Volkskenner" behaupteten bis vor wenig Jahren, daß dieser Aberglaube, zugleich aber eine hochinteressante Erscheinung, nur auswärts, auf den britischen Inseln und allenfalls in der Bretagne und Normandie zu finden sei, während in dem nüchternen Deutschland natürlich nichts davon bemerkt werde. Da war denn die Ueberraschung groß, als sie sich von wirklichen Kennern des Volks und des Landes, die freilich nicht „den Geist machten", belehren lassen mußten, daß das „zweite Gesicht", ob auch unter verschiedenen anderen Namen, leider auch bei uns in den betreffenden Gegenden eine altbekannte, freilich auf das scheuste verborgene Mitgift manches unglücklichen Menschenkindes sei — eine unheimliche und für den Betreffenden qual- und unheilvolle Erscheinung, die sich weder hochmüthig ableugnen, noch mit spöttischem Achselzucken ins Bereich der „albernen" Fabel und des grassen Aberglaubens verweisen läßt. Die Leser werden auf unserer weiteren Küstenfahrt wohl noch Gelegenheit finden, mehr und Näheres von diesen Dingen zu erfahren.

An der Jade.

Wer jenes Watt, durch welches zur Ebbezeit der Postwagen seine Passagiere auf abenteuerlicher Fahrt nach Norderney und zurück aufs Festland schafft, auch einmal während der Flut passiren will, der nehme sich eine der trefflichen, freilich vom Winde abhängigen Norderneyer Fischer-Schaluppen, oder vertraue sich, wenn er comfortabler fahren will, einem der schmucken und behaglichen Lloyddampfer an. Sie unterhalten nicht nur den Verkehr mit Geestemünde und Bremerhafen, sondern seit einigen Jahren auch schon mit Wilhelmshaven. Die Flut stellt eine Fahrstraße her, auf welcher die nicht großen Schiffe, unter einigermaßen normalen Verhältnissen, selbst jene Stellen ungefährdet passiren, wo nicht lange vorher der Postwagen fuhr und nur für eine nicht große Strecke bis an die Achsen ins Wasser gelangte. Die Birkenbüsche, welche seine Straße bezeichnen, schwanken auch jetzt über den Wassern und bilden in gewissem Sinne zugleich einen Fingerzeig für die Schiffe. Denn diese, Küstenfahrer natürlich, machen sich die gute Stunde in großer Zahl zu Nutze und bringen Leben in diese vor kurzem noch verödeten Strecken. Und da alles in ziemlicher Nähe an einander vorüberzieht, so lassen sich hier für den Liebhaber höchlich interessante Studien machen und Beobachtungen anstellen, wie er dazu anderwärts verschiedene Plätze aufsuchen und die Gelegenheit abwarten muß — über die Bauart, die Takelage, die Nationalität der Schiffe und ihrer Bemannung. Die Holländer, die

Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Fischer-Ever.

Friesen — verliert sich zuweilen doch sogar eine Emspünte waghalsiger Weise hieher! — die Oldenburger, die Weser- und Elbfahrer, und wer weiß, was noch sonst für Gäste, tauchen hier auf, und euer Schiffer unterscheidet und nennt sie euch schon alle von fern.

Eine solche Begabung oder Erfahrung, wie ihr's heißen wollt, ist nun allerdings kein so großes Wunder, wie es dem Neuling zuerst meistens erscheint und ihn verblüfft. Erscheinungen, die sich unser ganzes Leben lang alle Tage vor unseren Augen finden und obendarein häufig noch ihren besonderen Werth für uns haben, müssen wir am Ende wohl allmählich kennen und unterscheiden lernen, und so kann man an allen See- und Hafenplätzen und an jedem Bord solchen Kundigen begegnen, welche, wenn sie grade aufgelegt sind, über alles Beliebige auf diesem Gebiet genaue Auskunft geben können. Ueberraschend aber und interessant bleiben solche Mittheilungen und Erklärungen trotzdem immer, und besonders da, wo wie hier zugleich, die Gegenwart und Umgebung die eigenartigsten und buntesten Illustrationen zum Texte liefern. Denn wie bereits gesagt, lebt und webt zu Zeiten alles umher von Fahrzeugen und, so nahe wie sie oft an euch vorüberkommen, lassen sich zahlreiche kuriose, lustige und instruktive Einblicke in das Leben und Treiben an ihrem Bord gewinnen. — Eine lebensvolle und anmuthige Schilderung solcher Fahrt findet man in dem schönen Buche des trefflichen J. G. Kohl, „Nordwestdeutsche Skizzen", das anscheinend in Mittel- und Süddeutschland leider viel zu wenig bekannt geworden ist.

Besonders die holländischen Schiffe ziehen, um doch einzelne Züge dieses hübschen Bildes für die Leser sichtbar werden zu lassen, unsere Aufmerksamkeit auf sich und lassen uns an ihrem Bord nicht selten ein „Stillleben"

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

beobachten, wie es Maler und Dichter sich gar nicht besser wünschen können. Was uns von dem übervölkerten China erzählt wird, findet man im Kleinen auch hier vor sich. Auf diesen holländischen Küstenfahrern lebt oft die ganze Familie des Eigenthümers, Alt und Jung, und besitzt in ihnen ihre einzige Heimstätte, ob durch die Wellen fahrend, ob im Hafen ankernd, Sommers so gut wie Winters; sie werden darauf geboren und wachsen heran, sie heiraten und sterben endlich, sei es eines natürlichen Todes, sei es von einer brausenden Welle über Bord gewaschen, sei es zugleich mit ihrem Fahrzeug vom Sturm zerschmettert und in der Salzflut begraben.

Ein armes, und noch mehr, ein trübseliges Leben! sagt ihr und wendet euch fröstelnd ab — Gottlob, wer es nicht zu führen hat und ihm entfliehen kann! — Und doch, fragt einmal den wetterharten Gesellen, der dort auf

Fischerfamilie an Bord.

den Tauringeln faulenzt und, den alten schwarzen Pfeifenstummel zwischen den Lippen, mit höchster Selbstzufriedenheit zu eurem Dampfer und euch hinüberschaut; oder das rüstige Weib, das nicht bloß eben statt des Mannes das Ruder führt, sondern daneben auch Wams oder Hosen eines Nachkömmlings der nothwendigen Reparatur unterzieht; oder endlich diese Nachkömmlinge selbst, die zahlreich hie und da auftauchen, sich kugelnd und tollend, spielend, lärmend und Gott weiß was für Possen treibend — glaubt ihr, daß sie, wenn sie euch überhaupt verständen, euch mit eurem Bedauern anders als auslachen würden und ihr „armselig" Leben mit dem reichsten vertauschen möchten? — Was der See gehört, bleibt ihr auf immer getreu und zu eigen! —

Auf dem Lande geht es nicht anders zu. Da taucht vor euch das unglückliche Eiland Wangerooge mit dem Leuchtthurm und seinem alten viereckigen Kirchthurm auf. Einst ausgedehnt und wohlhabend, mit zahlreichen Einwohnern und zwei Kirchen, ist es vor den furchtbaren Angriffen der Nordweststürme immer mehr zusammengeschwunden, und die Januarflut des Jahres 1855 zerstörte das Dorf, riß einen Theil der Insel fort und weihte den Rest

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

einem, durch Menschenkraft und Menschenwitz vielleicht noch zu verzögernden, aber endlich unvermeidlichen Untergange. Damals bot der Großherzog von Oldenburg den unglücklichen Bewohnern neue, sichere Sitze auf dem Festlande an. Allein sie schlugen das aus — wie hätten sie ihre Heimat aufgeben sollen! — und siedelten sich von neuem auf dem noch feststehenden östlichen Ende an, — bis einmal auch dort das neue und letzte Verderben über sie kommen wird.

Man sieht wohl, dies ist eine böse Illustration, oder vielmehr eine leibhaftige Demonstration zu der ergreifenden Geschichte aller dieser Inseln, da die Gefahren und Leiden überall so ziemlich die gleichen waren und unabänderlich die gleichen blieben, wenn es bisher auch nicht immer zum Aeußersten kam. Zählte doch Plinius noch dreiundzwanzig Inseln an der deutschen Nordseeküste von der Rheinmündung bis zum Skagenshorn, von denen schon längst mehr als eine verschwunden und verschollen ist. Ging doch, um dies zu wiederholen, selbst von Borkum, dem damals großen und mächtigen, so daß Drusus einer größeren Truppenmacht zu seiner Eroberung bedurfte, mehr als ein Stück im Laufe der Zeit verloren, nicht bloß das obengenannte Juist, sondern auch andere namhafte Theile; man nennt z. B. Bant und Buise, von denen man jetzt nur bei besonders tiefer Ebbe noch die Spuren als gefährliche Sandplatten findet. Wie lange wird es währen, bis uns auch die Reste des armen Wangerooge nur in solcher Weise noch erscheinen!

Thurm von Wangerooge.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Kriegsschiff der Hansa im 17. Jahrhundert. Von G. Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Wilhelmshaven und unsere Flotte.

Man kommt jetzt in das eigentliche Jadegebiet. Auf besonders gefährlichen Untiefen erhebt sich das eine oder andere hohe schwarze Holzgerüst, als Marke für die Schifffahrt und zugleich als ein Noth-Unterkommen für Schiffbrüchige, bis man ihnen Hilfe zu bringen vermag. Ein Feuerschiff und ein auf einer Sandbank, mitten aus dem Wasser aufsteigender Leuchtthurm suchen gleichfalls die Schifffahrt zu sichern. Nun wendet sich der Dampfer nach Süden und man sieht alsbald links und rechts die von Deichen beschirmten Küsten auftauchen. Nach einiger Zeit bemerkt man rechts hohe Masten und große Gebäude. Man bemerkt gewaltige Befestigungen und Batterien, und aus der Deichlinie vorspringende, thurmartige Molenköpfe. Man ist bei Wilhelmshaven, dem größten deutschen Kriegshafen, angelangt. Es ist wiederum einmal eine von jenen Stellen unserer Küsten, wo, ob sie auch selber nicht von großer historischer Bedeutung sind, dennoch ein gutes Theil unserer Geschichte wach wird und die Erinnerungen von allen Seiten auf uns eindrängen. Wer gedächte nicht jener Zeit, wo die See auch hier in stets gewaltigeren Angriffen sich Raum zu schaffen wußte, bis die Sturmfluten der Jahre 1511 und 1570 das Werk vollendeten, sechs reiche Dörfer wegrißen, mehrere Quadratmeilen des fruchtbarsten Landes versenkten und den Jadebusen ungefähr in seiner jetzigen Gestalt und Ausdehnung entstehen ließen? Und wenn man dann auf das blickt, was hier jetzt vorgeht, so denkt man weiter an den großartigen Aufschwung der Schifffahrt und des Handels, der von den Hansestädten ausging, und an die Herrschaft zur See, welche damals Deutschland in allen diesen Meeren gehörte. Aber man denkt auch daran, wie das alles versank und verschwand, und wie der furchtbare Ruin, dem Deutschland immer mehr und mehr verfiel, nirgends in so greller, so trostloser und demüthigender Weise zu Tage trat, als grade auf dem Gebiet unserer Schifffahrt und unseres Handels. Die Nationen standen alle wider uns und schädigten uns um die Wette, der armseligste Pirat oder Kaper war unser Tyrann, und Strafe gab es nirgends und Hülfe fand sich keine. Und woher hätte sie auch kommen sollen? Die einst mächtigen Städte vermochten sich aus eigener Kraft selbst nicht mehr zu schützen, geschweige denn für andere um das Gemeinwohl zu sorgen, und die deutschen Küstenstaaten — von den übrigen wollen wir gar nicht reden! — besaßen weder das Verständniß, noch die Macht und die Mittel, ihre Herrschaft auch auf die See auszudehnen und hier ein Ansehen zu erlangen, das sie auf diesem, ihnen jetzt fremden und gleichgültigen Gebiet niemals recht besessen hatten, und welches nunmehr auch auf dem von ihnen bevorzugten Lande dennoch rettungslos dahin schwand.

Man darf es dreist aussprechen, daß sich die Genialität Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten, nirgends glänzender offenbart, als in jenem, schon in seiner ersten Ausführung vom schönsten Erfolg gekrönten Plane, seinem

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Staate und damit Deutschland eine Kriegsflotte zu schaffen. Er stellte sich damit in die Reihe jener seltenen Geister, die ihrer Zeit weit vorauseilen, aber darum allerdings auch von ihren Zeitgenossen am wenigsten verstanden und unterstützt werden, bis eine ferne Zukunft endlich sie zu begreifen und ihnen gerecht zu werden lernt, und ihre Pläne wieder aufzunehmen und weiterzubilden beginnt. Es mußten hundert und sechzig Jahre — und was für Jahre! — vergehen, bis seine Gedanken sich wieder in den Köpfen des deutschen Volkes zu regen begannen und seine Pläne ernstlich wieder ins Auge gefaßt wurden.

Das vielgeschmähte Jahr 1848 war es, welches, wie zu so manchem anderen Guten, auch zur Gründung einer deutschen Kriegsflotte den ersten Anstoß gab, und wer sich an den Enthusiasmus erinnert, mit welchem dieser — Vorschlag oder Plan — von allen Seiten, an den Küsten wie im fernsten Binnenlande, aufgefaßt und zur Ausführung gebracht wurde, der erkennt, wie tief und wie lange diese Idee schon im deutschen Geiste wurzelte, wie groß die Sehnsucht war, welche, ob auch noch unverstanden, die Nation erfüllte, wie ernst das Bedürfniß und wie unheilvoll der Mangel dieser für Deutschland natürlichsten und nothwendigsten Wehr! Die armseligen paar dänischen Schiffe versetzten die ganze deutsche Küste in Blokadezustand, sie lähmten den ganzen Handel und ließen uns unsere Ohnmacht auf das demüthigendste empfinden, bis — wie himmelhoch flammte der Enthusiasmus auf! — der wunderbare Sieg der Batterie bei Eckernförde über die beiden besten Schiffe des Feindes die Nation belehrte, daß es wohl noch Hülfe für uns gebe, wenn wir unsere Kraft und Macht nur auch endlich einmal der Seegrenze zuwenden wollten. Da nahm die deutsche Flotte ihren fröhlichen Anfang, — um ein paar Jahre später unter dem Hammer des Auktionators zu enden: ein Ereigniß, das von allem Schmach- und Hohnvollen, welches in diesen häßlichsten Jahren unserer ganzen Geschichte dem deutschen Volke angethan wurde, als das allerschmach- und hohnvollste erscheint.

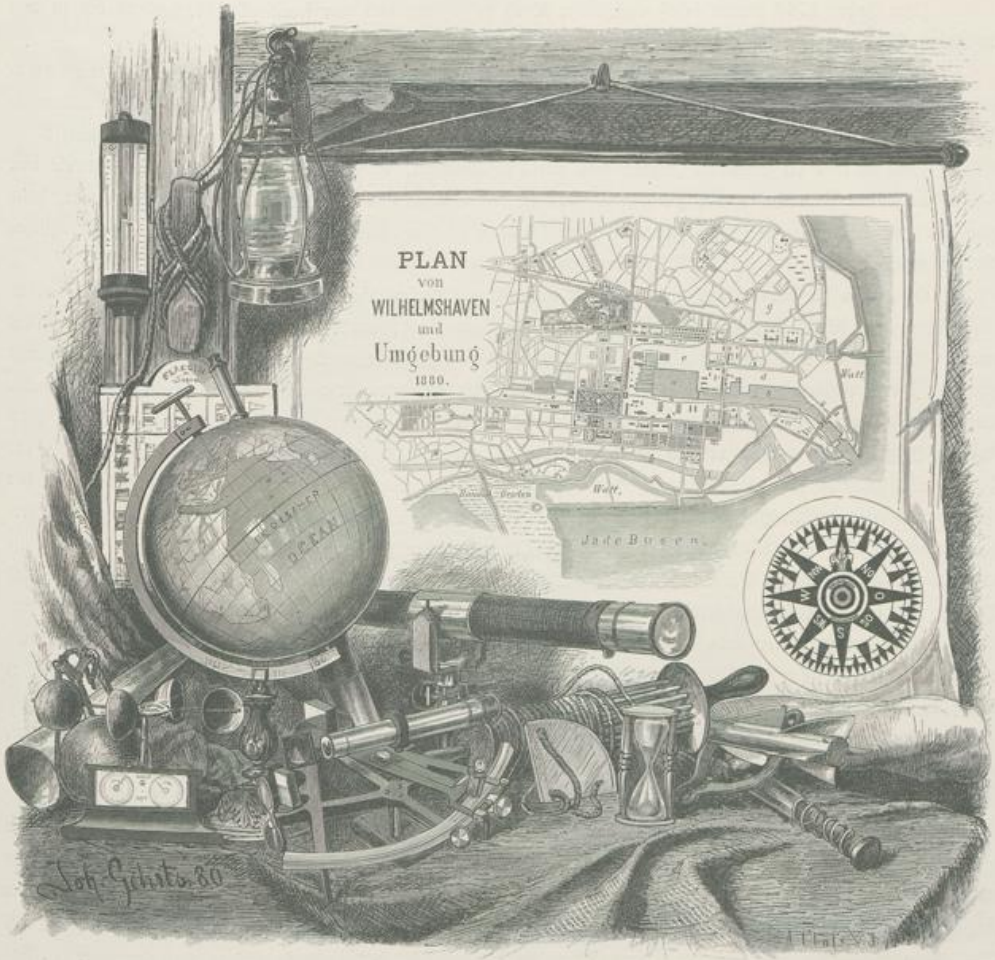
Ein Jahr nach diesem trauervollen Ende all der hochfliegenden Träume und Pläne, fing das inzwischen auf sich allein zurückgedrängte Preußen an, sich ernstlicher mit diesem Gegenstande zu beschäftigen und, da die allgemeine deutsche Flotte in der allgemeinen deutschen Zerfahrenheit zu Grunde gegangen war, es vorläufig mit einer preußischen zu versuchen. Da die Beschaffenheit der Ostseeküsten und ihrer Häfen, unter welchen obendarein Kiel gegenwärtig wieder fehlte, einem solchen Plane aber wenig günstig war und die Nordsee für die Bedeutung und Wirksamkeit einer wirklichen Flotte ganz unentbehrlich erschien, so trat Preußen mit Oldenburg in Verhandlung über die Abtretung eines Landgebietes am Jadebusen, um auf demselben einen Kriegshafen anzulegen. Oldenburg zeigte sich dem Vorschlage geneigt, und als der Vertrag am 20. Juli 1853 abgeschlossen und das Ländchen in Besitz genommen war, begannen alsbald die Arbeiten, welche, wenn auch heut, nach fast dreißig Jahren, streng genommen noch immer nicht ganz beendet, dennoch für uns einen Kriegs- und Flottenhafen erschaffen haben, welcher keinem im Besitz der großen seefahrenden Nationen nachsteht.

Ueber das Terrain der Hafenanlagen gibt eine vom Verschönerungsverein in Wilhelmshaven herausgegebene Schrift folgende interessante historische Notizen: „Dasselbe war zur Zeit als jene begonnen wurden, ein wüstes Grodenland: „der Dauensfelder Groden", so genannt nach dem durch die Sturmflut von 1218 zum Theil untergegangenen Dorfe „Dowens" oder „Dauens", dem spärlichen Ueberreste eines vor Jahrhunderten großen und fruchtbaren Landstrichs, welcher durch die Sturmfluten der Jahre 1218, 1509 und 1511 — in welch letzterem der Rest des Dorfes Dauens verschwunden — hauptsächlich aber durch die größte der Sturmfluten jener Zeit, die „Allerheiligen Flut" vom 1. November 1570 fast gänzlich zerstört worden war.

„Die zum Schutze des übrig gebliebenen Landstrichs angelegten Deiche, welche hinsichtlich ihrer Höhenlage wohl nicht viel über die größeren Flutstände geschüttet waren, boten weder genügenden Schutz gegen die reißenden Strömungen der Ebbe und Flut, noch gegen die Sturmfluten, die im 16. Jahrhundert stattfanden.

„Der Ueberlieferung nach wurde die im Jahre 1551 angelegte Eindeichung des Grodenlandes schon im Jahre 1602 den Fluten preisgegeben und ein neuer Deich angelegt, welcher seinen Ausgangspunkt am alten See-

Badische Landesbibliothek Karlsruhe



a. Bauhafen. b. Ausrüstungshafen. c. Bauwerft. d. Projektirte Ausrüstungswerft. e. Bahnhof. f. Eisenbahn von Oldenburg nach Wilhelmshafen. g. Exerzierplatz. h. Projektirter Ems-Jade-Canal.

deich in der Nähe des jetzigen Heppenser Forts hatte und seinen südlichen Stützpunkt in dem noch vor kurzer Zeit vorhandenen „Westerflügeldeich", dem Ueberreste jenes 1602 angelegten Deiches, fand. Als die Arbeiten zur zweiten Hafenanlage begannen, wurde derselbe abgetragen. Schon im Jahre 1683 mußte auch dieser Deich mit dem Verlust von ca. 80 Hectar Landes wieder aufgegeben werden. Er ward zurückgelegt und fand seinen nördlichen Ausgangspunkt in der Nähe der Ausmündung des jetzigen nördlichen Entwässerungssieles*) der Stadt, während der südliche Stützpunkt unverändert blieb.

*) „Siele" sind hölzerne oder steinerne Durchlässe in den Deichen für die Hauptentwässerungszüge des Landes, die durch hölzerne oder eiserne „Thore" und „Schütze" abgesperrt werden können.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

„Im Jahre 1743 wurde indeß auch dieser Deich aufgegeben und war somit alles Grodenland bis zu dem im Jahre 1754 auf die jetzige Höhenlage geschütteten Hauptseedeich ausgedeicht.

„Eine vorübergehende Bedeutung hatte der Dauensfelder Groden schon im Jahre 1811 erhalten, als Napoleon I. in der Nähe des nördlichen Entwässerungssieles eine Batterie mit Umwallungen anlegte, zur Ueberwachung der Continentalsperre gegen England und zur Verhinderung des in dieser Zeit an hiesiger Küste stark betriebenen Schmuggelhandels. —

„Anders war die Scene im Jahre 1854 am 23. November, deren Zeuge die alte verfallene Batterie war — der französische Gewalthaber, der glückliche Soldat, zu dessen Füssen das ermattete Europa hingesunken war, hatte wohl nie geahnt, daß an der Stelle, wo einst seine Kanonen die Einfahrt bestrichen, ein Hohenzoller den preußischen Aar hissen lassen würde — an der Wiege der deutschen Flotte."

Es ist ein Riesenwerk, das hier begonnen und mit außerordentlichen Kosten und einer nicht minder außerordentlichen zähen Ausdauer, allen zahlreichen Hindernissen zum Trotz, unermüdlich der Vollendung entgegengeführt wurde. Die Wahl des Platzes erscheint in der Hauptsache eine glückliche, weil er gegen die schweren Weststürme geschützt ist und die bereits vorhandene Wassertiefe die nöthigen Arbeiten von vornherein erleichterte und beschränkte. Dazu kommt der Umstand, daß man es hier nicht mit einem Fluß, sondern mit einem Seewasserbecken zu thun und in Folge dessen weniger um die Wirkungen der Winterfröste zu sorgen hatte. Ferner war die Lage des Platzes eine günstige für die Beschützung der Elbe- und Wesermündungen, und endlich ist das Fahrwasser der Jade nur bei ihrem Ausflusse in die See ein schwieriges und gereicht daher sogar, sobald die Seezeichen fortgenommen sind, bei feindlichen Angriffen der Anlage zum ernstlichen Schutz. Allein auf der anderen Seite fehlte es auch nicht an mancherlei Mißlichem und Bedenklichem, was die Vortheile beinah aufzuwiegen schien. Wer das Terrain und die hiesige Bodenbeschaffenheit einigermaßen kannte, konnte sich der Besorgniß nicht erwehren, daß eine solche Anlage schon von hier aus auf die ernstesten Schwierigkeiten stoßen würde. Das Fahrwasser erschwerte doch auch den eigenen Schiffen die Fahrt, und die ersten Stürme lieferten den Beweis, daß es um den natürlichen Schutz des Platzes nicht ganz so gut bestellt sei, wie man gehofft haben mochte.

Die Sturmfluten brachen mit erschreckender Gewalt bis in die Tiefe des Busens hinein; die mächtigen Fangdämme, welche als Erstes zum Schutz aller zu errichtenden Werke angelegt werden mußten, wurden mehrfach, nach langer Arbeit und einem schweren Aufwande, in kurzer Zeit ruinirt oder völlig zerstört, und es währte Jahre, bis man sich hier für einigermaßen gesichert halten durfte. Der Boden zeigte sich noch viel schlimmer, als man gefürchtet hatte, er erschwerte die geringsten Anlagen und verlangte für alle Hochbauten riesenhafte Pfahlroste, und er ließ sich aus den aufgewühlten moorigen Stellen die schweren Sumpffieber auf das verderblichste erheben. Dazu fehlte, wie freilich meistens an diesen Küsten, ein trinkbares Wasser, und endlich mußte alles, dessen man zur Abhülfe der Mängel und zur Fortführung des Werks bedurfte, auf Umwegen und mit großem Verlust an Zeit und Geld herbeigeschafft werden, weil Hannover den Anschluß der neuen Wilhelmshaven-Oldenburger Eisenbahn an die Köln-Mindener auf seinem Gebiet entschieden verweigerte.

Trotz alledem gelangte man selbst in den Jahren vor 1866 unausgesetzt um einiges vorwärts und konnte dann in den folgenden rascher vorschreiten, so daß König Wilhelm im Jahre 1869 den Platz einweihen und ihm seinen Namen geben durfte. Es war am 17. Juni 1869, als General von Roon im Namen und in Gegenwart des Königs den offiziellen Taufakt vornahm, zu welchem England als Repräsentanten seiner Flotte den „Minotaur" abgesandt hatte. „Kraft des mir ertheilten Königlichen Befehls" — so hieß es in der Roon'schen Taufrede — „verkündige ich, daß von dieser Stunde an dieser Hafen und die mit ihm werdende Stadt „Wilhelmshaven" heißen soll, „Wilhelmshaven" heißen wird für alle Zeiten".

In der That war nun, wenn auch zur Vollendung noch sehr viel fehlte, das Wichtigste bereits geschehen. Das ganze Terrain war mit einer mehrere Fuß hohen Sandschicht bedeckt, um die gefährlichen Ausdünstungen zu verhindern, und zwei artesische Brunnen lieferten ein gutes Trinkwasser. Außerdem waren die Wasserbauten fertig gestellt, aber um alles Uebrige sah es noch mißlich aus, und man mußte sich begnügen, bei Ausbruch des Krieges von 1870

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

die allernothwendigsten Bauwerke vorläufig aus Holz herzustellen, um die großen Panzerschiffe im Hafen aufnehmen und etwa nöthige Reparaturen vornehmen zu können. Dies wurde dann auch erreicht.

Seitdem sind die Arbeiten rastlos fortgeschritten und wie schon gesagt, so weit das bei einer solchen Anlage überhaupt möglich ist, nahezu vollendet worden. Doch hat sich schon längst herausgestellt, daß die erste Anlage und die ersten Einrichtungen den gegenwärtigen Verhältnissen und Anforderungen bei weitem nicht mehr genügen und nach allen Seiten hin einer Vergrößerung, Vermehrung und Verstärkung bedürfen. Mit einer solchen Einsicht ist man denn auch alsbald wieder zur weiteren Ausführung geschritten und die Thätigkeit bleibt nach wie vor eine rastlose. So ist der Platz im steten Wachsen, aber trotzdem war er bereits vor fünf Jahren, da wir ihn besuchten, von einer Großartigkeit, welche des tiefsten Eindrucks auf den Beschauer sicher war.

Trockendock.

Schon die großen Molen, welche die eigentliche Hafeneinfahrt bilden, fast aber mehr noch die beiden gewaltigen Schleusen, welche den daran stoßenden Vorhafen hüben und drüben schließen, sind vom imposantesten Eindruck. Vom Vorhafen gelangt man in einen Kanal und durch diesen endlich in das große Bassin mit einer Tiefe von 28 bis 29 Fuß, so daß die schwersten Schiffe unmittelbar an den prachtvollen Granitquai anlegen und aus den nahe gelegenen Magazinen und Werkstätten ihre Ausrüstung empfangen können. Hier ist der Platz der großen Panzerschiffe, welche außer Dienst gestellt — d. h. kurz etwa: abgerüstet — sind oder Reparaturen bedürfen. Wenn Schiffe „aus dem Dienst gestellt" werden, weil derselbe ihrer für längere oder kürzere Zeit nicht bedarf, so takelt man sie ab und leert sie so weit wie möglich aus, um nicht nur den ganzen Bau und das gesammte Material zu schonen, sondern auch die enormen Kosten zu sparen, welche eine fortdauernde Schlagfertigkeit des Schiffes verursachen müßte. Die „Indienststellung", d. i. Ausrüstung, ist dann gegebenen Falls in der kürzesten Frist zu vollenden, da man alles Nothwendige zur Hand und in vollster Ordnung bei einander hat.

An das Bassin schließen sich die Trockendocks und die Hellinge, schräg aus dem Wasser aufsteigende Bauten, um auf ihnen neue Schiffe zu bauen oder ältere, welche dann hinauf geschleppt werden müssen, einer Reparatur zu unterziehen. Außer ihnen schließt sich hier noch ein kleinerer sogenannter Boots- oder Mastenhafen an. — Rund herum erheben sich nun die Gebäude und Anlagen, deren man zum gehörigen Betriebe des Ganzen benöthigt ist, für welche jedoch, zumal für ihre nothwendige Vermehrung und Vergrößerung, wie schon angedeutet wurde, der große Raum dennoch nicht mehr ausreichen will. Da sind der gewaltige, 1000 Centner hebende Dampfkrahn und das Pumpenhaus mit den Dampfpumpen, welche in sechs Stunden ein Dock auszuleeren vermögen — solche Docks sind hier zum Theil 440 Fuß lang und oben 84 Fuß breit! — Da liegen die große Panzerplatten-Walzwerkstätte, eine Maschinenwerkstatt, die Kesselschmiede und das Kesselhaus, die Montirungswerkstatt, die Schuppen, Depots und Magazine

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

für die Kohlen, das Eisen, das Schiffsbauholz, die Torpedos und alle übrigen schier endlosen Erfordernisse. Und dazwischen geht ein unermeßliches Regen und Treiben unaufhörlich und zwar in strikteſter Ordnung fort, daß einem der Kopf schwirrt, und wenn man das Glück hat, ein paar der großen Schiffskolosse im Bassin, bei der Ausrüstung oder im Bau zu finden — wir sahen bei unserem Besuch „den großen Kurfürsten" auf einer der Hellinge noch im Entstehen! — so weiß man nicht mehr, wohin man seine Augen wenden und wie man der einstürmenden Bilder und Gedanken Herr bleiben soll.

Ja, der Eindrücke sind so viele und mächtige, daß sie uns fast betäuben und uns kaum ein rechtes Bild des Ganzen und aller Einzelheiten gewinnen lassen — am wenigsten bei einem Besuch oder vielmehr nur Abstecher, wie die meisten Reisenden ihn von ihrer größeren Route hierher zu machen pflegen, und wie wir, demüthig bekannt, auch selber es gethan haben. Es gehört am Ende doch ein gut Theil nautischen und technischen Sinnes und Geistes dazu, um es hier zu mehr als einem, sei es auch noch so ernsten Beschauen zu bringen, welches, wie gut auch unser Wille sein mag, uns schwerlich jemals zur rechten Einsicht und zum vollen Verständniß des Großen vor uns führt. Es kommt dazu, daß es für die Meisten bei diesem Beschauen bleibt, sie finden kaum Gelegenheit, die empfangenen übermächtigen Eindrücke sich festsetzen und klären zu lassen und sich, etwa durch Nachlesen, ein richtiges, vollständiges Bild des Ganzen zu schaffen.

Die Stadt Wilhelmshaven, von der Werft durch eine, von acht Thoren durchbrochene Mauer geschieden, ist in einem wunderbar raschen Aufblühen begriffen, wie man es sonst an deutschen Ortschaften nicht leicht zu erleben hat. Sie soll im Jahre 1875 schon 13000 Einwohner gezählt haben und wird gegenwärtig selbstverständlich noch viel mehr zählen. An den eigentlichen Stadtkern, wo die breite Adalbertsstraße mit einer Reihe von großartigen und hübschen Häusern hervorsticht, liegen mehrere Vorstädte, welche außer „Neu-Heppens" die in Erinnerung an den Krieg 1870—71 gegebenen Namen „Elsaß", „Metz", „Lothringen", „Sedan" und „Straßburg" tragen. Dazu gesellt sich noch eine freundliche Arbeiterkolonie „Bant", früher „Belfort" genannt, und alles weist, bei dauernd günstigen Verhältnissen, für den Platz auf eine gedeihliche Entwicklung hin.

Von „Gegend" ist, wie man sich denken kann, in der Umgebung nicht viel die Rede. Doch hat man von den Molenköpfen bei hellem Wetter eine hübsche Aussicht auf einzelne, am Jadebusen liegende oldenburgische Dörfer und das kleine Seebad Dangast.

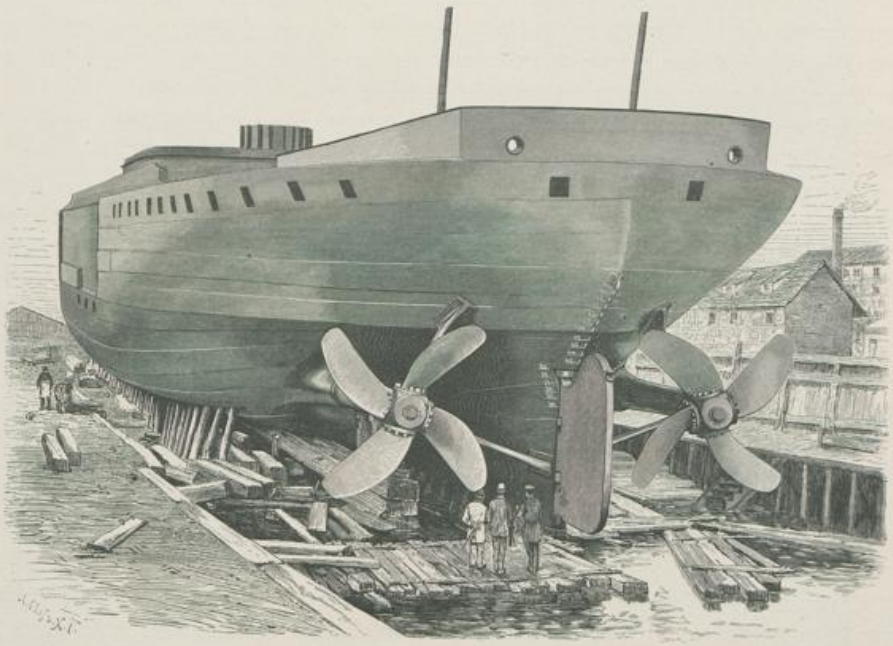
Wer aber sich des rechten Verständnisses erfreut, hat an Wilhelmshaven selber genug und findet hier Stoff im Ueberfluß für Kopf und Herz. Was hier geschaffen wurde, ist einer großen Nation würdig und gewährt uns nicht bloß einen tröstlichen, sondern auch erhebenden Blick in die Zukunft. Aus den kleinen und bescheidenen, mühsamen Anfängen ist die deutsche Flotte mächtig herangewachsen. Sie ist allerdings nicht den Flotten der großen Seestaaten gewachsen, allein dazu ist sie, unserer Ueberzeugung nach, auch gar nicht bestimmt. Die Zeit der großen Seekriege, wie sie in früheren Jahrhunderten und noch zu Anfang des unsrigen, bis zur Vernichtung des einen oder anderen Theils geführt wurden, dürfte für immer vorüber sein. Die Entscheidung liegt für alle civilisirten Länder nicht mehr auf der See. Wir bedürfen nur des Schutzes unserer Küsten und der Sicherung unseres Handels und unseres Ansehens auch in der Ferne. Und dazu genügt unsere Flotte schon jetzt und wird solchen Aufgaben auch ferner immer besser zu genügen im Stande sein. —

* * *

Aus den alten Zeiten klingen wunderbare Sagen und Geschichten zu uns herüber von den mächtigen Flotten und den kühnen Männern, welche unter den Bürgermeistern und Rathmannen der stolzen Hansestädte in die See hinausschifften und auf ihr Deutschlands Herrschaft für lange Jahre begründeten. Wer davon liest und des Ruhmes, des Ansehens und der Macht gedenkt, deren wir uns damals erfreuten, wer sich an die Sicherheit unserer Küsten, die Blüthe unseres Handels, an den Reichthum der Städte und alle Vortheile erinnert, welche aus dieser Herrschaft

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

für uns erwuchsen: der sollte meinen, daß eine Nation eine solche Stellung niemals ohne die härtesten Kämpfe aufgeben könnte, vielmehr ihr letztes daran setzen müßte, sich in ihr zu behaupten. Daß dies in Deutschland nicht geschah, wissen wir alle. Wir sanken im Laufe der Jahrhunderte Schritt um Schritt vom höchsten Range grade hier bis unter den tiefsten hinab, und wenn wir den denkwürdigen Versuch Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten, abrechnen, war von etwas, das einer Flotte ähnlich gesehen hätte, in Deutschland seit Jahrhunderten nichts mehr zu bemerken. Unsere Ohnmacht und leider auch unsere Indolenz offenbarten sich nirgends so deutlich wie auf diesem Gebiet. Unsere Küsten waren wehrlos und unser Handel lebte sozusagen nur durch die Gnade der übrigen Nationen und Nationchen.



Panzercorvette Sachsen (Hinteransicht).

Wir glauben kaum, daß bis zum Jahre 1840 hin der Gedanke an diese Zustände oder gar der Traum von einer deutschen Flotte sich in mehr als einzelnen Köpfen unter uns ernstlich geregt haben. Man hatte sich selbst an den Küsten und in den Hafenplätzen in das anscheinend Unabänderliche ergeben und hoffte auf keine wirkliche Besserung. Von dem genannten Jahre an begann indessen auch hier allmählich eine zunehmende Bewegung hervorzutreten. Wir erinnern uns, daß ein Witzwort Friedrich Wilhelm IV. beim Besuch des Königs von Dänemark auf Rügen im Juni 1843, über die Hülflosigkeit Deutschlands der Seemacht Dänemarks gegenüber, in der Provinz den allerempfindlichsten Eindruck machte und die bittere Frage laut werden ließ, warum wir denn so hülflos sein und bleiben müßten? — Erst im Jahre 1848 aber folgte dem Traum ein dämmerndes Erwachen, welches sich unter dem Eindruck der schmachvollen dänischen Blokade und des glänzenden Eckernförder Sieges rasch zu einem, zugleich fieber- und nebelhaften Enthusiasmus aufschwang und uns im Handumdrehen zu einer Seemacht werden und im Besitz einer stolzen Flotte sehen wollte.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Von allen, sei es im Uebrigen auch noch so achtungswerthen Phantasien und Plänen jenes „Träume-Schäume"-Jahrs, gehörten diese zu den phantastischsten und unreifsten. Man vergaß in seinem Enthusiasmus das Allererste und Allernächste. Der tüchtigste Handelsfahrer läßt sich darum noch nicht ohne Weiteres in ein brauchbares Kriegsschiff verwandeln; die genügende und zweckmäßige Ausrüstung oder gar der Neubau eines solchen nehmen mehr Zeit und größere Mittel in Anspruch, als Enthusiasten übrig zu haben und herbeischaffen zu können pflegen. Und wäre dies endlich wirklich auch geleistet worden, so fehlte es doch vor allem an den brauchbaren Mannschaften und den erfahrenen Offizieren — die Handelsmarine erzieht derartige Persönlichkeiten nur in ganz besonderen Ausnahmsfällen. Es war daher auch begreiflich genug, daß mit dem, durch die nächsten Jahre wenig begünstigten Enthusiasmus auch die Flotten-Hoffnungen wieder zu schwinden begannen. Wir wollen uns jedoch nicht wiederholen, indem wir auf's neue von der ungeheuerlichen Auction des deutschen Flottenbestandes und Materials sprächen und von Preußens vereinzelter Aufnahme und unausgesetzter Weiterförderung des ursprünglichen, ziemlich unklaren Plans redeten. Darüber kann man im vorigen Abschnitt das Nothwendigste bemerkt finden.

Wir können nicht daran denken, an dieser Stelle eine Geschichte unserer Flotte zu geben, müssen uns vielmehr mit der Zusammenstellung einzelner Züge und Daten begnügen.

Preußen begann die Gründung seiner Marine mit geringen Mitteln. Es besaß außer einer Anzahl von Kanonenbooten kaum etwas Nennenswerthes und Brauchbares und erlangte erst in Folge der famosen Auction namhafte Fahrzeuge, die eroberte dänische Fregatte „Gefion" und den in ein Kriegsschiff umgewandelten Privatdampfer „Barbarossa", welche Beide es zur Deckung seiner geleisteten Matrikularbeiträge übernahm. Aber es wurde schon fleißig und immer fleißiger auf inländischen und fremden Werften gebaut, oder es wurden auch einzelne Schiffe eingetauscht oder angekauft, wie die englische Segelfregatte „Thetis", vor allen Dingen aber die Erziehung und Ausbildung des Personals schon in ernstester und sorgfältigster Weise betrieben, so daß die preußische Marine am Schluß des Jahres 1860 bereits aus 77 Fahrzeugen bestand und ihre Flagge mehrfach auf den fernsten Meeren hatte wehen lassen. Auch später blieb alles im ruhigen und stetigen Fortgang, und es kamen alljährlich neue und nach und nach auch schwerere Schiffe hinzu, welche diese Flotte zu einer, für die übrigen Nationen beachtenswerthen Macht erhoben, um so mehr, als einzelne Fahrzeuge nebst ihren Führern und Mannschaften sich im dänischen Kriege auf das erfreulichste bewährten, und wo sie sich auch ferner an fremden Küsten zeigten, sich Achtung und Respect zu verschaffen wußten.

So kam das Jahr 1866 und die Gründung des norddeutschen Bundes heran, in dessen gemeinsamen Besitz die junge Flotte überging und, bei der Vermehrung der Mittel und der Erweiterung des ursprünglichen Zwecks, fortan die Aussicht auf eine raschere, aber auch planmäßigere Entwickelung erhielt. An den norddeutschen Reichstag des Jahres 1867 gelangte eine Vorlage des Marineministeriums, worin der neue Flottenplan festgestellt wurde. Für die weitere Entwickelung der Flotte und die Completirung des vorhandenen Bestandes in den bestimmten Klassen wurde vorläufig ein Zeitraum von zehn Jahren angenommen, während dessen die vorausgesetzte Zahl von Schiffen angeschafft werden könnte, ohne die Kosten über das Erschwingbare hinaus zu steigern. Obendarein gewann man in solcher Weise Zeit, bei dem Bau und der Ausrüstung neuer Schiffe die Veränderungen und Verbesserungen gründlich zu prüfen und sich zu Nutze zu machen, an denen es hier seit der Einführung der Panzer und der neuen Geschütze niemals fehlt, und welche, mißachtet oder übersehen, zu den empfindlichsten Schädigungen führen müssen. Denn in Folge derselben hat schon mehrmals, was bisher überall angenommen war und Geltung gefunden hatte, trotzdem in nächster Zeit für dem Zwecke nicht mehr entsprechend und unbrauchbar erklärt werden müssen.

Nach jenem Bauplane sollte die Flotte am Schluß der zehnjährigen Periode, im Jahre 1878, bestehen aus: 16 größeren und kleineren Panzerschiffen, 20 Corvetten, 8 Avisos, 3 Transportschiffen, 22 Dampfkanonenbooten, 2 Artillerieschulschiffen und 5 Uebungsschiffen für Kadetten und Schiffsjungen, von denen eine ziemliche Anzahl bereits fertig gestellt worden war, so daß die volle Ausführung des Plans wenigstens nicht unmöglich zu sein schien.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Deutsche Panzerschiffe. Von Gustav Schönleber.

Seitdem ist denn auch rüstig weiter gebaut und nach allen Seiten hin das Mögliche geleistet worden — wir erinnern hier auch an die inzwischen erfolgte Vollendung von Wilhelmshaven und den nicht weniger großartigen Bau des Kieler Hafens! — und eine Schmach, wie wir sie vordem zum Beispiel von dem kleinen Dänemark zu erdulden hatten, haben wir, menschlicher Voraussicht nach, nicht wieder zu erwarten. Das nachstehende neueste Verzeichniß des Bestands der Kaiserlich deutschen Marine bedeutet jedenfalls eine Flotte, welche selbst für die großen Seemächte nicht mehr gleichgültig ist.

I. Schlachtschiffe.

8 Panzer-Fregatten: König Wilhelm (23 Kanonen 700 Mann), Kronprinz (16 K. 500 M.), Friedrich Karl (16 K. 500 M.), Thurmschiff Friedrich der Große (6 K. 500 M.), Thurmschiff Preußen (6 K. 500 M.), Kaiser (9 K. 600 M.), Deutschland (9 K. 600 M.), Thurmschiff Großer Kurfürst (6 K. 500 M.).

5 Panzer-Corvetten: Hansa (8 K. 380 M.), Bayern (6 K. 290 M.), Sachsen (6 K. 290 M.), Württemberg und eine im Bau. In Aussicht genommen noch eine sechste Panzer-Corvette.

II. Kreuzer.

10 Gedeckte Corvetten à 380 M.: Elisabeth (19), Stein (6), Vineta (19), Leipzig (12 K. 425 M.), Prinz Adalbert (12 K. 425 M.), Bismarck (16 K.), Blücher (16 K.), Moltke (16 K.), Stosch (16 K.), Gneisenau.

5 Glattdecks-Corvetten à 230 M.: Freya (8 K.), Ariadne (8 K.), Luise (8 K.), Augusta (10 K.), Victoria (10 K.).

2 Kanonenboote (Albatrosklasse) à 4 K. 95 M.: Albatros, Nautilus.

7 Kanonenboote 1. Kl. à 64 M.: Komet (4 K.), Cyclop (4 K.), Delphin (3 K.), Drache (3 K.), Otter (4 K.), Wolf (6 K.), Hyäne.

III. Küstenvertheidigungs-Fahrzeuge.

1 Panzer-Fahrzeug: Arminius (4 K. 130 M.).

9 Panzer-Kanonenboote à 1 K. 64 M.: Wespe, Viper, Biene, Mücke, Scorpion, Basilisk, Chamäleon. Zwei im Bau. In Aussicht genommen noch 4 Panzer-Kanonenboote.

12 Torpedo-Dampfboote: Zieten, Ulan, Minenleger 1—6, Rival, Basilisk, Pfeil, C. im Bau. In Aussicht genommen 28 Thornycroft-Boote bis 1882.

4 Kanonenboote 2. Kl. à 1 K. 40 M.: Fuchs, Hay, Natter, Iltis. (In Aussicht genommen noch 5 Kanonenboote.)

IV. Avisos.

7 Dampfschiffe: Falke (2 K. 90 M.), Pommerania (44 M.), Loreley (2 K. 56 M.), Habicht, Möwe; Kaiserliche Yachten: Grille (52 M.) und Hohenzollern (2 K. 100 M.).

V. Transport-Dampfer.

2 Schiffe: Rhein (279 Tons 23 M.), Eider (146 Tons 16 M.).

VI. Schulschiffe.

10 Schiffe: Linienschiff Renown (23 K. 200 M.), Segel-Fregatte Niobe (10 K. 240 M.), Gedeckte Corvette Arcona (18 K. 380 M.), Gazelle (18 K.), Glattdecks-Corvetten Medusa (9 K. 240 M.) und Nymphe (9 K. 240 M.), Segelbriggs à 6 K. 150 M.: Rover, Musquito, Undine. Ein Linienschiff im Bau.

VII. Nur zum Hafendienst verwandte Schiffe und Fahrzeuge.

9 Dampf-Fahrzeuge: Schleppdampfer Boreas, Notus, Zephyr, Aeolus, Swine, Jade, Motlau, Greif und Lootsendampfer Wilhelmshaven. — 3 Kasernenschiffe: Barbarossa, Gefion, Elbe. — 5 Lootsen-Fahrzeuge und Feuerschiffe: Wangerooge, Feuerschiff 1—4. — 10 Hulks- und Kohlen-Fahrzeuge: Thetis, Weser, Laura, Chamäleon, Blitz, Hyäne, Jäger, Schwalbe, Wespe, Wolf.

VIII. Ruder-Fahrzeuge.

32 Kanonen-Schaluppen à 2 Kanonen. — 4 Kanonen-Jollen à 1 Kanone.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Daß über den Schiffen der Mannschaften nicht vergessen wurde, bedarf keiner besonderen Versicherung. Man kennt von der Landarmee her die preußische Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt und Strammheit, und darf wohl voraussetzen, daß diese Eigenschaften sich hier auf dem verwandten Gebiet nicht verleugnen dürften. Wer es weiß, wie die Bevölkerung unserer Küsten, welche doch vorzugsweise die Bemannung unserer Flotte zu liefern hat, in keiner Richtung einen Mangel an seemännischen Eigenschaften erkennen läßt und von jeher die tüchtigsten Matrosen nicht bloß für unsere eigenen, sondern auch für fremde Handelsschiffe lieferte, ja nicht selten sich sogar auf den Kriegsschiffen versuchte, der wird keinen Augenblick in Zweifel sein, daß die Mannschaften unserer Marine, jeder auf seiner Stufe, bei der nothwendigen Ausbildung gleichfalls keinen anderen nachstehen. Sie haben sich denn auch allesammt und allerwärts bereits gut bewährt, daheim und in der Fremde, unter schwierigen Verhältnissen und unter drohenden Gefahren und, wie schon vorhin angedeutet, bei den allerdings seltenen Gelegenheiten, wo sie einem wirklichen Feinde gegenübertraten, Deutschland Ehre gemacht.

Musquito und Sedan (jetzt Prinz Adalbert).

So konnte sich der „Adler“ in rühmlicher Weise an dem Gefecht bei Helgoland betheiligen, wo die österreichische und preußische Flagge gegen die dänische wehten, und das Gefecht bei Jasmund am 17. März 1864 lieferte einen glänzenden Beweis grade von den trefflichsten Eigenschaften des deutschen Seemanns, der Besonnenheit und der Kühnheit, dem frischen, kecken Muth und der Zähigkeit, mit denen es eingeleitet, weitergeführt und endlich beendet wurde. Kapitän Jachmann lief an diesem Tage mit den beiden Schiffen Arcona und Nymphe von Swinemünde aus und griff, nachdem sich noch die kleine Loreley zu ihm gesellt hatte, kühn die dänische Flotte an, welche unter dem Admiral von Dockum, sechs Schiffe stark, unter denen ein Linienschiff und zwei Fregatten, von der Nordseite Rügens aus die von den Dänen entdeckte „Bai von Stettin“ blockirte. Nach einem ernsten Gefecht, welches zwei und eine halbe Stunde dauerte und die Dänen auf das empfindlichste schädigte, während unsere Schiffe keinen namhaften Verlust erlitten, brach Kapitän Jachmann dasselbe ab und kehrte ungefährdet in den Hafen zurück. Er hatte, da einer solchen Uebermacht gegenüber selbstverständlich an keinen „Sieg“ zu denken war, dem Feinde sozusagen nur einmal die Zähne weisen wollen und dies auf das tapferste erreicht.

Ein solches Zähneweisen fand auch im französischen Kriege statt, wo sich nur eine Gelegenheit dazu ergab. Unsere Flotte lag im Uebrigen damals bekanntlich in den Häfen, weil ihr Zusammentreffen mit dem übermächtigen

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Feind unabwendlich zu ihrer Vernichtung, und damit zu einem enormen Verlust für uns führen mußte, der obendarein ein völlig nutzloser geblieben wäre. So erinnern wir uns, wie Kapitän Weickhmann mit der Corvette Augusta im December 1870 keck genug vor dem Hafen von Bordeaux kreuzte und mehrere französische Schiffe kaperte, ein Ereigniß, das ganz Frankreich in Aufregung versetzte und 6 Panzerschiffe — ! — auf die Spur unseres Schiffleins rief, denen dasselbe sich aber klüglich zu entziehen verstand. Ein paar Monate zuvor, am 22. August, hatte derselbe Weickhmann mit der uns von Jasmund her bekannten kleinen „Nymphe" den eben vor Danzig angelangten Franzosen eine höchlich unbequeme Ueberraschung bereitet, indem er Nachts auslief und die großen Fregatten mit seinen Breitseiten begrüßte. Einen Erfolg konnte natürlich auch dieser Anfall nicht haben, die „Nymphe" zog sich augenblicklich

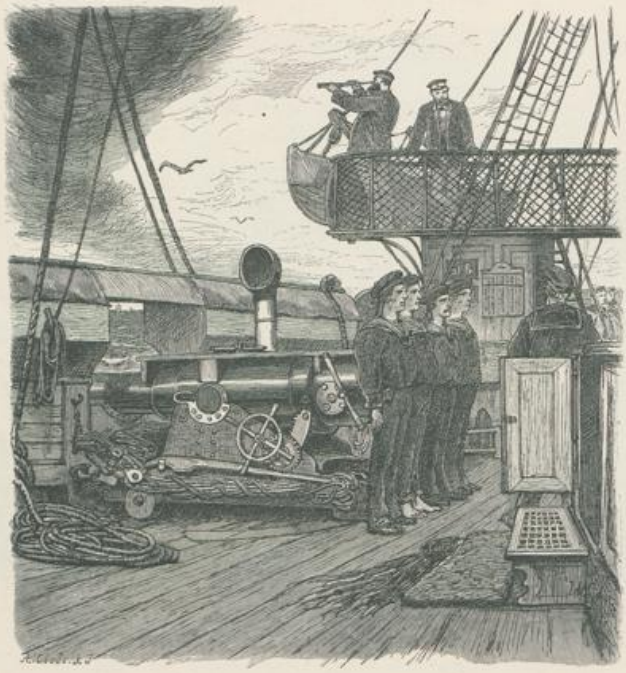
Mittagsruhe an Bord.

wieder in den Hafen zurück. Der Feind aber hütete sich fortan, unsern Küsten gar zu nahe zu kommen und zog einige Wochen darauf sein stolzes Geschwader von der nutzlosen Spazierfahrt durch die Ostsee zurück.

Endlich gedenken wir hier noch des Kanonenbootes „Meteor", welches im Herbst 1869 als Stationsschiff nach Westindien geschickt worden war. Es führte 3 Geschütze und eine Bemannung von 65 Köpfen. Sein Kommandant war Kapitänlieutenant Knorr, und es gelang diesem, trotz seiner geringen Macht, die deutschen Interessen und die deutschen Einwohner in diesen Gegenden nachhaltig zu schützen. Beim unvermutheten Ausbruch des Krieges mit Frankreich suchte der „Meteor" den Hafen von Havannah auf, wurde daselbst jedoch alsbald von dem französischen, bedeutend überlegenen Aviso „Bouvet" bewacht. Um dieser unbehaglichen Lage ein Ende zu machen, ging der „Meteor" dem „Bouvet", welcher am 8. November den Hafen verlassen hatte, am folgenden Tage nach, eröffnete alsbald das Gefecht und setzte dasselbe, obgleich er den Besan und Großmast verlor und seine Schraube durch die über Bord hängende Takelage für eine Zeitlang unbrauchbar werden sah, dennoch mit Erfolg fort, bis der Franzose, dessen Maschine gleichfalls unbrauchbar geworden, unter Segeln dem schützenden Hafen zufloh und sich vor den Angriffen seines Gegners rettete.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Haben wir so der Erfolge und der ruhmreichen Thaten unserer jungen Marine gedacht, so müssen wir nun auch wohl der Verluste erwähnen, welche sie leider mehr als einmal zu erleiden gehabt hat. Wir reden aber nicht von jenen unglücklichen Zufällen, welche die von ihnen betroffenen Schiffe zu kleineren oder größeren Reparaturen zwangen, nach denen sie wieder dienstüchtig wurden — unter dergleichen wird eine Flotte, deren Schiffe nicht bloß im Hafen liegen, sondern stets von neuem in Dienst gestellt werden, immer von Zeit zu Zeit zu leiden haben, und unsere Marine ist von ihnen nicht häufiger und nicht schwerer heimgesucht worden, als die Flotten anderer Staaten. Wir sprechen hier nur von den Trauerfällen, wo die ganzen Schiffe verloren gingen und ihre brave Mannschaft ein Grab in den Wellen finden ließen.



Exercieren an Bord des Aviso „Habicht".

Das erstemal traf ein solches Geschick den Schooner „Frauenlob", erbaut von den Sammlungen der Frauen, welche schon in der ersten Zeit des Flottenenthusiasmus zusammengetreten waren, um dem preußischen Staat ein Kriegsschiff zu bieten. Das Schiff wurde dem Geschwader zugesellt, welches im Jahre 1859 in die asiatischen Gewässer geschickt wurde, um durch den Grafen Eulenburg — den späteren Minister — für den Zollverein Handelsverträge mit Japan, China und Siam abschließen zu lassen. Das Geschwader umfaßte die Schiffe „Arcona", „Thetis", „Frauenlob" und ein Transportfahrzeug und stand unter dem Kommando des Kapitäns Sundewall auf der Arcona. Am Abend des 2. September 1860 wurden „Arcona" und „Frauenlob", nicht allzufern mehr von Jeddo, von einem der furchtbaren Wirbelstürme überfallen, welche unter den Namen Taifun oder Cyclon selbst das Herz des kühnsten Seemanns erbeben lassen. Der Sturm währte über den nächsten Tag und die folgende Nacht mit womöglich noch gesteigerter Heftigkeit fort, bis er sich gegen Morgen endlich brach. „Arcona" war mit Mühe dem Untergang ent-

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

gangen. Nach dem „Frauenlob" aber suchte man vergebens; er war spurlos verschwunden und mit ihm waren vier Offiziere, der Arzt und der Verwalter nebst fünfzig Matrosen in der Tiefe begraben.

Ganz das gleiche Schicksal traf ein Jahr später, im November 1861, an der holländischen Küste und in den Ausläufern eines ähnlichen Wirbelsturms die Corvette „Amazone", welche als erstes bewaffnetes Fahrzeug unserer Marine und ursprünglich als Uebungsschiff für die Schüler der Navigationsschulen erbaut worden war. Sie hatte

Stapellauf der Panzer-Corvette „Bayern".

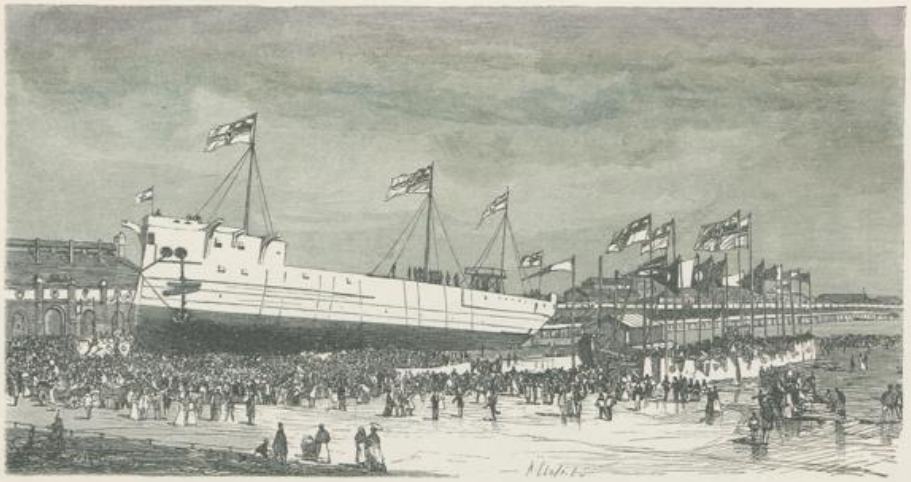
als solches und auch später auf längeren Seereisen sich erprobt und gute Dienste geleistet. Nun verschwand auch sie spurlos mit sechs Offizieren, zweiundzwanzig Kadetten und der gesammten Mannschaft. Die Trauer war eine große und allgemeine.

Aber eine noch größere, zugleich mit Bestürzung gemischte Trauer durchbebte ganz Deutschland, als der Telegraph am 31. Mai des Jahrs 1878 plötzlich die Kunde brachte, daß am Morgen dieses Unglückstages das Panzerschiff „Der große Kurfürst", vom „König Wilhelm" vor Folkestone niedergerannt worden und nach wenigen Minuten mit zwei Drittheilen seiner Mannschaft untergegangen sei. Und trotzdem gelangte der Schrecken über das Unglaubliche noch nicht einmal sogleich zur vollen Geltung, da sich mit dieser Kunde fast zugleich die Nachricht von dem

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

zweiten schmählichen Attentat auf unsern alten Kaiser verbreitete und augenblicklich die lebhafteste Theilnahme Aller in Anspruch nahm. Allein der Eindruck wurde dadurch nicht verringert, er nahm vielmehr, sobald man sich frei genug fühlte und sich ihm vollständig zu überlassen vermochte, tagtäglich mit den neu anlangenden Nachrichten, an Stärke zu, und man erlebte es, daß dieser Verlust von dem ganzen deutschen Volke in all seinen Ständen und, wie man wohl hinzusetzen muß, all seinen Parteien, wie ein Nationalunglück und ein Nationalschmerz empfunden wurde.

„Der große Kurfürst", dessen Mannschafts- und Geschützzahl wir oben im Verzeichniß angaben, war eine Panzerfregatte und zu Wilhelmshaven erbaut, wo wir dieselbe, wie wir gleichfalls anführten, selbst noch kurz vor dem Stapellauf gesehen haben. Dieser erfolgte unter außerordentlicher Theilnahme des Publikums am 16. September 1875, und der Chef der Admiralität, General von Stosch, hielt vor der Taufe nach einer uns zufällig vorliegenden alten Zeitungsnummer folgende Ansprache: „Wiederum soll heute ein Zeichen der Macht und Stärke des Vaterlandes der



Taufe der Panzerfregatte „Großer Kurfürst".

deutschen Flotte einverleibt und seinem Elemente übergeben werden. Seinem Namen nach sollte das Schiff das erste der deutschen Flotte sein, denn es trägt den Namen des Fürsten, welcher der erste seines Stammes, nicht nur die erste Grundlage einer deutschen Flotte schuf, sondern auch den Grundstein legte für die Macht Preußens und für die daraus resultirende, jetzt so glorreich errungene Einigkeit Deutschlands. So ziehe denn hin, werde auch du ein Grundstein deutscher Macht und trage die Ehre des deutschen Namens weit hinaus auf alle Meere. Auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers taufe ich dich: „Großer Kurfürst". —

Das Uebungsgeschwader, „König Wilhelm", „Großer Kurfürst" und „Preußen", unter dem Befehl des Admirals Batsch, verließ am Abend des 29. Mai Wilhelmshaven, um vorläufig nach Plymouth zu gehen, wo es weitere Befehle erwarten sollte. Der dem Geschwader zugewiesene Aviso „Falke" sollte nachfolgen. Zwei Tage später, am 31. Mai, erfolgte bereits die Katastrophe. Was und wie es an diesem Unglückstage geschehen ist, wollen wir hier nach einem Bericht der Times wiedergeben, der eine Woche später in deutschen Zeitungen zu lesen war und, wie wir glauben, eine im Allgemeinen getreue und richtige Darstellung des traurigen Falls bieten dürfte. Eine genauere, offizielle deutsche Schilderung ist unseres Wissens nicht veröffentlicht worden — zu unserem Bedauern, daß es in Folge

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

dessen selbstverständlich nicht an möglicherweise irrigen Voraussetzungen und Ansichten über die Veranlassung des Unglücks fehlen konnte.

„Am Freitag, den 31. Mai," heißt es etwa in jenem Bericht, „war der Morgen ungewöhnlich schön und die See vollkommen ruhig. Das deutsche Geschwader segelte in zwei Kolonnen, „König Wilhelm" mit der Flagge des Admirals Batsch, und „Preußen" auf der Backbordseite, während der „Große Kurfürst" die Steuerbordseite einnahm. Ein viertes Schiff, das sich noch nicht mit der Flotte vereinigt hatte, sollte ihm später folgen, wie „Preußen" dem „König Wilhelm". Der deutsche Admiral führte die Backbordkolonne, in England würde er die andere geleitet haben. Dies machte jedoch keinen wesentlichen Unterschied, ausgenommen, daß beim Annähern an die Küste, ein britischer Admiral wahrscheinlich vorgezogen haben würde, die ufernahe Linie selbst zu führen, und sich sicherer gefühlt hätte, seine andere Kolonne in gesicherter Entfernung zu wissen. Aber der wesentliche Unterschied in der Formation des Geschwaders ist, daß die deutschen Kolonnen stets beträchtlich weniger als die Hälfte derjenigen Entfernungen von einander einnehmen, welche für englische Schiffe rathsam erachtet werden. Manchmal sind sie sogar noch näher bei einander. So war der „Große Kurfürst" innerhalb weniger als zweier Schiffslängen vom Admiralschiff. Dies war der nominelle Abstand. In Wirklichkeit war derselbe noch geringer und wahrscheinlich nicht mehr als eine Schiffslänge.

„In dieser Formation begegnete das Geschwader zwei Segelschiffen, welche quer vor dem Bug beider Abtheilungen vorüber lagen. Der „Große Kurfürst" mußte zuerst ausweichen, was zu rechter Zeit und genau nach den Regeln des Straßenrechts geschah. „König Wilhelm" aber, welcher nahe an dem parallel steuernden Kurfürsten war, bemühte sich zuerst, den Bug des Segelschiffes zu kreuzen, änderte jedoch, als er zu diesem Manöver keinen Raum mehr fand, plötzlich sein Vorhaben und legte das Ruder hart Backbord, womit er sich nach rechts wandte, um hinter dem Heck des Segelschiffs herzugehen. Mittlerweile war der „Kurfürst" auf seinen ursprünglichen Kurs gekommen und lag somit quer vor dem Steven des „König Wilhelm", als dieser hinter dem Heck der Barke in fast rechtem Winkel zu seinem früheren Kurse hervorkam. In diesem verhängnißvollen Moment waren die beiden Panzerschiffe in der oben beschriebenen gefährlichen Nähe und es war für jedes eine Unmöglichkeit, dem andern aus dem Wege zu gehen. Der Kapitän des „Kurfürsten", von Monts, ließ mit voller Kraft arbeiten, in der Hoffnung, dadurch den Bug des Admiralschiffes zu kreuzen, aber der Raum war zu klein. Er ließ dann das Ruder Backbord legen und hoffte damit sein Schiff parallel zum „König Wilhelm" zu bringen, aber unglücklicherweise war dazu weder Raum noch Zeit, und die einzige Wirkung des Ruders muß gewesen sein, daß das Hintertheil des „Kurfürsten" sich heftig gegen den näher kommenden „König Wilhelm" wendete und daher die Gewalt des Stoßes erheblich vermehrte.

„Am Bord des Admiralschiffs war in diesem Augenblick anscheinend ein geschickter und erfahrener Offizier im Kommando des Schiffes. Der Admiral und Kapitän waren unten und hatten, wie man annimmt, von dem, was vorging, keine Ahnung, bis es zu spät war. In der That, von dem ersten Befehl, das Ruder des „Kurfürsten" Backbord zu legen, dem der gleiche Befehl an Bord „König Wilhelms" folgte, bis zum Zusammenstoß zwischen den beiden, 400 Fuß langen Schiffen, welche, wahrscheinlich nicht 600 Fuß von einander entfernt und 9—10 Knoten laufend, schief auf einander zukamen, verfloß so wenig Zeit, daß während dessen der behendeste Mensch nicht im Stande gewesen wäre, von der Brücke nach der Admiralskajüte, oder umgekehrt, zu gelangen. Der Offizier des „König Wilhelm" hatte das Ruder Backbord legen lassen, um klar an dem Segelschiff vorüber zu kommen. Er soll, als dies geschehen, kommandirt haben, das Ruder zu stützen, um das Schiff längs des „Kurfürsten" in die frühere Lage wieder aufzubringen. Wie aber Zeugen behaupten, soll der Mann am Ruder verwirrt geworden sein und dasselbe, statt steuerbord, noch mehr backbord gelegt haben. Der Offizier, jetzt das Unvermeidliche begreifend, ließ schnell die Maschinen rückwärts gehen, und dieselben sollen auch mit voller Kraft im Augenblick des Zusammenstoßes rückwärts gearbeitet haben. Aber es liegt nicht in der Gewalt von Maschinen, ein so schweres Schiff bei einer Fahrt von 10 Knoten in glattem Wasser in so kurzer Zeit aufzuhalten.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

„Nun erfolgte der Stoß, an Bord des „König Wilhelm“ wenig empfunden, an dem des „Kurfürsten“ desto heftiger gefühlt. Das Schiff schwankte unter dem Geräusch des Krachens und Reißens nach der entgegengesetzten Seite. Der Stoß traf zwischen dem großen und Besanmast. Das Schiff wurde bei der erlangten Schnelligkeit in seinem Laufe kaum gehemmt, sondern scheuerte am Vordersteven des „König Wilhelm“ und riß sich eine große Oeffnung in seine Seite. Das Bugspriet des „König Wilhelm“ machte die Takelung unklar und riß die Kreuzbramstenge auf das Hinterdeck herunter. Das unglückliche Schiff schwankte zuerst nach der entgegengesetzten Seite und taumelte zurück, als das Wasser in die große Oeffnung drang. Es war wenig Zeit zu verlieren. Die Boote der einen Seite waren zertrümmert, die der anderen konnten nicht mehr ins Wasser gebracht werden, da das Schiff auf der Seite lag. — —

„Vom ersten Moment an war es allen an Bord des „Großen Kurfürsten“ klar, daß nichts für die Rettung des Schiffes geschehen konnte. Ganz und gar auf seiner Backbordseite liegend, war der volle Untergang eine Sache weniger Minuten, da das Gleichgewicht verloren war und das Wasser überall eindrang. In sechs bis zehn Minuten, nach den verschiedenen Zeugnissen, war das Schiff gänzlich verschwunden. — Es muß hier besonders hervorgehoben werden, daß keinerlei Verwirrung sich an Bord geltend machte und die Befehle bis zum letzten Augenblick willig befolgt wurden. — Indem wir alle Umstände des Unterganges erwägen, können wir nur zu dem Schlusse gelangen, daß es in der Hauptsache an dem fehlerhaften System der deutschen Geschwaderformation lag. Aus rein militärischem Gesichtspunkte mag das deutsche System vor dem unsrigen Vortheile haben. Aber für denjenigen, welcher in irgend einer unserer großen Flotten gedient und schwierige Manöver mit 400 Fuß langen Schiffen auszuführen gehabt hat, ist es nicht nöthig zu sagen, daß, wenn kaum Raum zum Wenden zwischen zwei Kolonnen da ist, jedes Manövriren außerordentlich gefährlich werden muß.“ —

Brechen wir hiermit ab. Gerettet wurden nach der Zählung am 1. Juni von der Besatzung 217 Mann, vermißt 274. Wir wissen nicht, ob sich diese Zahlen später noch geändert haben. — Eine genaue Untersuchung wurde eingeleitet. Das Schlußerkenntniß, welches ganz kürzlich, Winter 1879—1880, erfolgte, hat es bei einigen unbedeutenden Strafen bewenden lassen.

Nach der Katastrophe des „Großen Kurfürsten“.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Im Wald von Haßbrook. Von Hermann Baisch.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Oldenburgisches Dorf.

Urwald, Marsch und Moor.

Wer nicht grade an eine bereits festgestellte Reiseroute gebunden ist, noch sonst mit der Zeit zu geizen hat, kann von dem abgelegenen Wilhelmshaven aus dennoch mehr als einen hübschen Ausflug machen. Schon eine Bootsfahrt — Böte liegen am Hafeneingang stets bereit — nach der gegenüberliegenden Küste mit ihren Dörfern und dem bereits erwähnten kleinen Bade Dangast ist eine recht ansprechende. Aber zu einem um vieles höheren, ja einzigen Genuß gelangt der Reisende, wenn er zu Wagen oder, wo er daran gewöhnt ist, zu Fuß ins Oldenburger Land hinein und den alten Eichen des Haßbrook zuzieht, einem Ueberrest der Urwaldungen des deutschen Landes und einer Merkwürdigkeit ersten Ranges, von der man allerwärts wissen sollte, während aller Wahrscheinlichkeit nach der Reisende erst hier in der Nähe zum erstenmal im Leben etwas von ihr erfährt.

Der Wald von Haßbrook liegt im südöstlichen Theile des Großherzogthums Oldenburg, etwa zwei Meilen von Wilhelmshaven, auf der Geest und über den Wesermarschen, und hat sich in einer Ursprünglichkeit, mehr aber noch in einer Mächtigkeit und Pracht des Baumwuchses erhalten, welche in deutschen Landen ihres Gleichen nicht mehr haben. Alles spricht freilich dafür, daß dieser merkwürdige Wald schon in den alten heidnischen Zeiten sich vor anderen auszeichnete, eines nicht geringen Ansehens genoß und sehr wahrscheinlich für die umher wohnenden Völkerschaften eine Stelle der Verehrung gewesen ist. Ja dieselbe scheint durch die Jahrhunderte hin und bis in die Neuzeit zum mindesten insofern fortgewirkt zu haben, als der alte Forst dadurch wenigstens vor den häufig brutalen Angriffen der neumodischen rationellen Waldwirthschaftler geschützt wurde. An Hünengräbern und alten Dingstätten ist ringsumher kein Mangel, die interessanten Ruinen des Cisterzienserklosters Hude liegen nahe, und wir wissen gut genug, daß die klugen Mönche bei ihren Niederlassungen nicht bloß die von der Natur begünstigten und durch anderweitige Vortheile ausgezeichneten Stellen, sondern auch mit Vorliebe diejenigen Plätze zu wählen pflegten, an denen das Volk von altersher hing. Ueberdies wird des Waldes aber auch bereits in einer Urkunde Karls des Großen gedacht, und endlich weisen die Eichen selber in jene Zeiten zurück. Es gibt hier manche, aus deren zum Theil noch kräftig grünenden Kronen sicherlich mehr als ein Jahrtausend auf uns herabschaut. Man hat an einzelnen gefällten Stämmen über achthundert Jahresringe gezählt und sich in Ansehung des nicht mehr zerleg-

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

baren inneren Restes mit einer Schätzung begnügen müssen, welche ohne Uebertreibung auf mehrere Jahrhunderte weiter zurückführte.

Vereinzelt werden sich solche Patriarchen des Waldes wohl auch noch in anderen Gegenden Deutschlands auffinden lassen, wenngleich schwerlich irgendwo von größerer oder auch nur ähnlicher Mächtigkeit. Solche Baumriesen sind, wenn nicht durch den Platz begünstigt oder von kundigen Augen entdeckt und mit liebevollem Verständniß zugänglich gemacht, nicht selten gar nicht oder nur in einer Umgegend bekannt, welche sie nicht zu bewundern versteht und nicht von ihnen redet. Darin ist der Haßbrook vom Geschick mehr begünstigt worden, aber er und seine Eichen sind auch sonst von allen andern Wäldern und Bäumen durch die Ansammlung dieser Riesen auf dem immerhin beschränkten Raume unterschieden. Man fühlt sich unwillkürlich an jenen Hain Californiens erinnert, der gleichfalls weit und breit der einzige seiner Art sein soll. Der Stämme, welche gegen zehn Fuß im Durchmesser haben, soll es im Haßbrook noch über hundert geben, ja man sieht sie hie und da noch in ganzen Gruppen bei einander stehen. Einzelne Bäume, die dann aber auch besonders gerühmt werden und selbst dem Volke wohl bekannt sind, wie z. B. die nach der früheren Königin von Griechenland getaufte „Amalieneiche", haben jedoch bis, ja noch über zwölf Fuß im Durchmesser. Man muß sich nun klar machen, daß dies die Breite eines modernen, gar nicht so kleinen Wohnzimmers ist!

Der oldenburgische Maler Willers, erzählt J. G. Kohl in seinen schon oben erwähnten „Nordwestdeutschen Skizzen", wo ein Abschnitt der Schilderung dieser Haßbrook-Eichen gewidmet ist, war der Erste, der ein paar von den Prachtbäumen in würdiger Weise zu portraitiren versuchte. Er brachte seine Bilder nach München, König Ludwig aber meinte kopfschüttelnd, das sei alles recht schön und gut, aber nicht naturgetreu, denn so gewaltige und so phantastisch gewachsene Eichen gebe es in Deutschland nicht. Auf die Versicherung des Künstlers, daß er sich auf das strengste an die Natur gehalten habe, soll dann ein Hofmaler zur Constatirung des Sachverhalts abgesendet worden sein und günstigen Bericht über den Haßbrook erstattet haben. Seitdem wurden der Wald und seine alten Bäume in Künstlerkreisen bekannt und beliebt, und die Jäger in der Umgegend haben zu Zeiten schon „fünf bis sechs Lockenköpfe entdeckt, welche gleichzeitig in verschiedenen Partien des Waldes sich mit ihrem Zeichengeräth niedergelassen hatten".

Es gereichte dem Haßbrook, wie anderwärts auch anderen Wäldern, in gewissem Sinne zum Vortheil, daß er seit unvordenklicher Zeit im Besitz der Landesherren, der delmenhorster und später der oldenburger Grafen war und als ihr Jagdgebiet geschützt und gehütet blieb. Die „rationelle" Waldwirthschaft kam ihm weniger nahe als anderen Forsten. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gewann auch hier die nüchterne und philiströse Anschauung die Oberhand, welche sich damals auf allen Gebieten geltend machte und unter den ehrwürdigen Denkmälern der Vergangenheit erbarmenslos aufräumte. Damals ging viel zu Grunde und auch die folgende Zeit der Franzosenherrschaft brachte schwere Verluste. Dann jedoch kamen bessere Zeiten. Die Liebe zur und das Verständniß für die Natur erwachten mehr und mehr und breiteten sich immer weiter aus, und wenn der Haßbrook sich auch der nun einmal unvermeidlichen Maßregelung durch die „Kultur" unterwerfen mußte, so wurde dieselbe hier doch zu keiner peinlichen und unbarmherzigen, sondern respectirte mit wachsender Einsicht und Pietät sozusagen das Recht des prächtigen Waldes und seiner ehrwürdigen Eichen. Dabei soll es allerdings nicht verschwiegen bleiben, daß vielleicht auch der Zustand der Bäume einigermaßen zu ihrer Schonung beitrug. Denn von gesundem Holz und großem Werth ist bei diesen alten Burschen im Allgemeinen wenig mehr die Rede.

Einzelne, welche sich durch ihre Größe, ihre Schönheit, ihre phantastischen Formen, oder durch dies alles vereint auszeichnen, sind, um es so zu heißen, frei gestellt worden: sie sind hie und da auf den durchgehauenen Wegen stehen geblieben oder man hat auch um sie sogar einen größeren Platz gelichtet, damit der Beschauer den vollen Eindruck ihrer Mächtigkeit oder Eigenartigkeit in sich aufzunehmen vermöge. Andere, ja die Mehrzahl, stehen noch mit anderen Bäumen, zumal mit den hier gleichfalls ungewöhnlich starken Hainbuchen vermischt, nun vereinzelt, dann wie schon erwähnt, sogar noch in Gruppen, im richtigen Walde vor uns, und manche trifft man auch wohl

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

noch im fast ungelichteten Dickicht, wo sie denn zuweilen selbst den Forstleuten bisher kaum bekannt geworden sind — Gebilde der verschiedensten, grandiosesten, wunderbarsten und wunderlichsten Art. Hier steht einer noch in fester Kraft und Stärke und gesundester Belaubung, dort starren zwischen den zusammengeschwundenen Laubmassen riesenhafte abgestorbene Aeste schwarz oder schon rindenlos hervor. Der eine ist hohl vom Boden bis zum Astwerk hinauf, und der andere ragt nur noch als todter gewaltiger Stumpf auf oder erhebt sich überhaupt kaum mehr über das Moos und Kraut und Rankenwerk des Grundes. Nur eines ist ihnen allen gemeinsam, und das sind die furchtbaren Narben jener Wunden, die sie im tausendjährigen Kampf mit dem Sturm und Regen, dem Frost und Schnee und vor allem mit den Blitzen der Wetterwolken davon getragen haben. Zumal von diesen letzteren sind fast alle mehrfach gezeichnet.

Auerochsenjagd.

Wie schon bemerkt wurde, respectirte man aber nicht bloß die alten Eichen selber, sondern nahm auch bis auf einen gewissen Grad ihre Umgebung und den ganzen Wald in freundliche und schonende Obhut. Der Haßbrook ist, obgleich ein Jagd- oder Lustschlößchen des Großherzogs von Oldenburg gegenwärtig hart an ihm liegt, noch immer nicht ein eigentlicher Kulturwald geworden, sondern hat sich viel von dem reinen und freien Naturwalde bewahren dürfen. Die Dämmerung herrscht noch unter seinen aneinander gedrängten Wipfeln und man kann an manchen Stellen noch der vollen „Waldeinsamkeit“ und des wirklichen, traumhaften Waldfriedens froh werden. Ja, es finden sich noch einzelne Partien, denen der Mensch mit seiner lärmenden Thätigkeit vollständig fern geblieben zu sein scheint seit jener Zeit, wo hier unsere germanischen Vorfahren vielleicht den Auerochsen jagten. Für den oberflächlichen und „gebildeten“ Besucher sieht es hier zum Theil ein wenig wild und abschreckend aus, aber ein solcher gelangt auch schwerlich zu derartigen Plätzen, und wer sie wirklich auffindet und weiter und tiefer zu blicken versteht, wird eines wunderbaren, von allen Seiten hervorlauschenden Reizes inne, dem er sich nur schwer zu entziehen vermag.

Das Kraut und die Stauden, die Büsche und Gesträuche, das Gerank und Geschlinge erheben und verschränken und verschlingen sich auf's üppigste und fast undurchdringlich. Der Epheu klettert an den mächtigen Eichen und besonders an den Hainbuchen rastlos bis in's Gezweige und weiter hinauf, er umklammert sie und umhüllt sie

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

hie und da wie mit einem dunkelgrünen Mantel. Kecke Ranken schwingen sich droben vielleicht zu einem Nachbarstamm hinüber oder sinken wieder herab und flattern und wiegen sich in der luftigeren Höhe gleich langen grünen Wimpeln. Oben in tiefen Astwinkeln haben sich zuweilen ganz hübsche kleine Kolonien von zierlichen Farnen und allerhand anderen lustigen Waldkräutern angesiedelt, und hier unten sieht man wohl einen dichten Hag von wilden Rosen, welche den mächtigen Stamm umdrängen, die Höhlungen verdecken, die schweren Risse verbergen und die alten modernden Stümpfe mit ihrem blühenden Leben umkleiden.

Das Erste und Letzte bleiben aber im Haßbrook, für den fremden Besucher so gut wie für den Einheimischen, immerdar die alten Rieseneichen, und selbst das Volk und sogar die Forstbeamten schauen voll Respekt auf sie. „Einstmals," erzählt Kohl, „kam der Oberförster mit seinen Begleitern und Leuten vor einer dieser von den Jahrhunderten gekennzeichneten Eichen an. Sie waren mit Meßketten und Aexten versehen, auf einer Expedition zu einer Revision, Reformirung und Lichtung des Waldes begriffen und wollten alle Bäume weghauen, die ihnen im Wege standen. Da befanden sie sich auf einmal angesichts einer jener bemoosten, von den heidnischen Vorfahren der Germanen noch heilig gehaltenen, von den Stürmen und Gewittern verflossener Jahrhunderte mißhandelten und doch noch aufrecht stehenden Eichen, deren runzliche Stirn noch mit den Locken frischen Laubes bekränzt war und die noch ihre dürren Hände und ihre knochigen Schultern den Vögeln unserer Tage zum Nisten darbot. Der Oberförster hob seine Hand auf, um auch sie mit einem Kreuz zu kerben und als für den Untergang und die Beseitigung bestimmt zu zeichnen. Doch er hielt inne, er blickte sich das uralte, ehrwürdige Ding an. Er wurde von dem Anblick ergriffen. Wie Napoleon bei den Pyramiden zu seinen Kriegern, so sprach der gute alte Oberförster von Haßbrook zu seinen Holzknechten: „Kinder, von den Gipfeln dieser Monumente blicken die Vorzeiten auf uns hernieder!" Darauf nahm er seinen Hut ab und auch alle die Holzknechte zogen ihre Mützen herunter und begrüßten den alten Baum, begnadigten ihn und gingen mit ihrer Meßkette ihm aus dem Wege."

Von der Geest, auf welcher sich der Urwald erhebt, schaut man weit hinein in die Wesermarschen, und die nächste vor uns ist das Stedingerland, wohlbekannt durch die zahlreichen Matrosen, welche ihm entstammen und auf allen Schiffen als besonders tüchtige Leute willkommen geheißen werden. Es sind ausgedehnte grüne Flächen, auf denen große Herden des prächtigsten Viehs weiden, durchzogen von mit Weidenbäumen eingefaßten Wegen, und zerschnitten und durchglänzt von Kanälen und kleinen Flüssen. An diesen ziehen sich Deiche hin und erheben sich auch sonst im Lande zur Sicherung einzelner Striche, und eine nicht geringe Zahl von größeren und kleineren Windmühlen, die der Entwässerung dienen, zeugt von dem außerordentlichen, ja überschwänglichen Wasserreichthum des Ländchens. Es ist die tiefste aller Marschen und ihr Boden erhebt sich kaum über das Niveau der allerniedrigsten Fluten. Gehen diese irgend höher, so daß die, den großen Weserdeich durchbrechenden Siele geschlossen bleiben müssen, und ist außerdem das Jahr etwa ein besonders regnerisches, wo die Binnengewässer anschwellen und auch ihrerseits keinen Abfluß finden können, so geschieht es wohl, daß fast das ganze Land überschwemmt wird und dem Beschauer wie ein einziger, weit ausgebreiteter See erscheint. Der Getreidebau wird hier daher auch nur in geringem Maße betrieben und das meiste Land meist bloß als Weide benützt.

Dies alles aber ist es doch nicht, was unsere besondere Aufmerksamkeit auf das Ländchen lenkt. Aehnliche Verhältnisse und Zustände finden sich in diesen Strichen hie und da wohl auch sonst noch wieder, wie denn z. B. das Bremer „Blockland" und das anstoßende sogenannte „St. Jörgener Land", denen wir später gleichfalls wenigstens einen Blick zu gönnen haben werden, noch viel entschiedener unter der Herrschaft des Wassers stehen. Was dem Stedingerlande unsere Augen zuwendet und bei seinem Anblick ergreift, das ist die Erinnerung an den Freiheitskampf der alten Bewohner, der erst mit dem Untergange des ganzen Völkchens endete. Es ist ein kleines Stück unserer Geschichte, von dem wir in den Handbüchern kaum etwas mehr als dürftige Notizen finden werden, während man in den Schulen ganz und gar davon schweigt. Und dennoch sollte es uns als ein Beispiel der barbarischen

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Heldentod der Stedinger. Von Johannes Gehrts.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Marschkirche auf dem Stedinger Schlachtfeld.

Kriege des Mittelalters und des verzweiflungsvollen Ringens eines um seine Unabhängigkeit kämpfenden Volkes geläufig sein, gleich den Berichten über das Unterliegen der Albigenser und die siegreichen Kämpfe der Schweizer. Der Dichter Arnold Schlönbach hat dieses blutige Ringen und Unterliegen des Völkchens in seinem epischen Gedicht „Der Stedinger Freiheitskampf" in zugleich ansprechender und ergreifender Weise geschildert.

Zur Eindeichung und zum ersten Anbau des Landes wurden schon in früher Zeit von den bremischen Bischöfen und oldenburgischen Grafen, in solchen Anlagen erfahrene friesische Kolonisten zu diesen Gegenden berufen. Sie kamen auch in nicht kleinen Zügen und gingen fleißig und eifrig an's Geschäft, und da ihre Schutzherren ihnen überall förderlich zu sein suchten und sie mit vielen Freiheiten begabten, so ging es ihnen wohl. Sicherheit und Anbau des Landes nahmen zu, neue Ansiedler wurden herbeigezogen, und in nicht langer Zeit lebte auf den früher wüsten Gründen ein zahlreiches, tüchtiges Volk. Allein, wie es zu gehen pflegt — grade das rasche und erfreuliche Gedeihen erregte allmählich die Habsucht der Landesherren. Sie legten Burgen an und setzten Vögte ein, sie beschnitten überall die Freiheiten und Privilegien und legten neue Lasten auf, und da das Volk in seinem freien Sinn sich nicht knechtisch fügte, sondern auf sein Recht trotzte, so gingen die Streitigkeiten nicht aus. Das setzte sich fort, Schritt für Schritt. Die demüthigen Bitten und Klagen des mißhandelten Volkes fanden kein Gehör, die Ansprüche der Gebieter wurden größer und die Lasten härter und schwerer, die Grausamkeit und Brutalität der Vögte und der Schloßbesatzungen erbitterten und reizten stets von neuem. Und als die Stedinger nach einer neuen Rohheit gegen ihre Frauen und Töchter ihre Klagen wiederum abgewiesen und ihre Drohungen verlacht sahen, da erhoben sie sich, brachen die Burgen, erschlugen die Besatzungen bis auf den letzten Mann, verjagten oder tödteten die Beamten und erklärten das Stedingerland zu einer freien, von geistlicher und weltlicher Herrschaft unabhängigen Republik. So geschah es im Jahre nach unseres Herrn Geburt 1159. — Von dieser Zeit an begann ein erbitterter, endloser Kampf, der aber für's erste keineswegs zum Nachtheil des jungen Freistaates ausschlug. Die Schaaren der Stedinger mehrten sich durch zahlreiche Zuzügler, welche von allen Seiten her in das freie Land kamen, und es blieb auch in jener Zeit der rastlosen Fehden nicht aus, daß selbst benachbarte Grafen und Herren sich gelegentlich den „Bauern" gegen die Bremer und Oldenburger anschlossen. Noch im Jahre 1230 erlitten diese letzteren von den Stedingern eine furchtbare Niederlage.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Dies war aber auch gewissermaßen das letzte Lächeln des Glücks für das kleine trotzige Volk. Den Kräften, welche fortan gegen dasselbe in Bewegung gesetzt wurden, war es nicht mehr gewachsen. Der Erzbischof Gerhard von Bremen rief die Macht der Kirche gegen die frechen Aufrührer ins Feld und fand um so eher die Zustimmung und den Beistand des Papstes, als die verhältnißmäßig unabhängige Stellung, welche die Friesen bekanntlich überhaupt der Kirche gegenüber einnahmen, dieser längst ein Dorn im Auge gewesen war. Die Stedinger, als Rebellen, Feinde der Kirche und Ketzer angeklagt, wurden von Kaiser Friedrich II. in die Acht erklärt und vom Papst mit Bann und Interdikt belegt — das heißt, sie wurden für vogelfrei erklärt und den Schädigungen und Angriffen aller großen und kleinen Räuber nicht bloß preisgegeben, sondern denselben zu solchem löblichen Thun noch ganz besonders empfohlen. In Deutschland und den angrenzenden Ländern wurde der Kreuzzug gegen sie gepredigt, und im Jahre 1234 brach ein gewaltiges Kriegsheer gegen die von aller Welt im Stich gelassenen Bauern auf. Sie schaarten sich trotzdem muthig zusammen, vom ersten bis zum letzten Mann, und zu den Männern gesellten sich Greise, Kinder und Frauen, alles was nur immer eine Waffe schwingen konnte. Bei Altenesch trafen die Kreuzfahrer auf die todesmuthige kleine Schaar, und nachdem der Kampf trotz der furchtbaren Uebermacht der Ersteren den ganzen Tag über hin und her gewogt hatte, erlagen die Bauern ihren Feinden — man darf sagen: das ganze Volk starb an diesem einen Tage, den 27. Mai 1234, bis auf den Letzten, für seine Heimat, seinen Glauben und seine Freiheit. Wir wissen nicht, ob Menschen jemals irgendwo etwas Größeres geleistet haben.

Seit dem Jahre 1834, nach 600 Jahren, ist auf dem Schlachtfelde ein schlichtes Denkmal errichtet worden, das die Nachkommen an den todesmuthigen Kampf und den Untergang dieses mannhaften Volkes erinnert.

Die Weser-Niederungen umfassen neben den bekannteren, größeren Marschdistrikten, noch eine ganze Reihe von kleinen, auch wieder Marsch-, oder Sumpf- und Moorparzellen, die trotz ihrer Kleinheit doch meistens ihre besonderen Namen tragen. Im Allgemeinen zeigen sie freilich alle ein und denselben Charakter, das heißt, sie stehen insgesammt entschieden unter der Herrschaft des Wassers; im Einzelnen aber sind sie dennoch durch ihre Lage und Bodenbeschaffenheit, sowie durch die hiervon abhängige Lebensweise und die Gewohnheiten ihrer Bewohner mehr oder weniger von einander unterschieden. Der Fremde, zumal der Vergnügensreisende, erfährt von manchen und zwar gerade den eigenartigsten selten oder nie etwas und hört nicht einmal ihre Namen nennen, denn es sind meistens abgelegene und beinah versteckte Ländchen, wo allerdings ein „Ausländer" im Grunde nichts zu suchen hat. Aber auch selbst in den angrenzenden, zugänglicheren Gegenden weiß man häufig nur wenig von ihnen, und nicht anders ist es in den benachbarten Städten, obgleich dieselben mit diesen Menschen doch gewöhnlich eine Art von Verkehr unterhalten, wenn dieselben hier ihre Produkte zu Markt bringen oder, wessen sie bedürftig, einhandeln wollen. Auf diesen Plätzen lernt man sie dem Ansehen nach kennen, bezieht von ihnen das eine oder andere und plaudert gelegentlich vielleicht eine Weile mit ihnen, — vorausgesetzt, daß man ihrer Sprache, über die allernothwendigsten Wörter und Wendungen hinaus, mächtig ist. Denn es läßt sich denken, daß in dieser Abgeschlossenheit die einheimische, sei es friesische, sei es plattdeutsche Sprache noch ihre volle Herrschaft bewahrt hat, während man rund umher, vermöge des lebhafteren Verkehrs, sich allmählich zu einer Art von Compromiß zwischen dem Alten und dem Neuen, dem Platt- und dem Hochdeutschen verstanden hat.

Von zwei solchen Ländchen, dem bremischen Blocklande und dem, nach dem Hauptorte so genannten St. Jürgener Lande, erzählt uns J. G. Kohl in seinen „Nordwestdeutschen Skizzen" so anschaulich und ansprechend, daß die Leser seiner Darstellung ein genügend deutliches Bild dieser Gegenden und ihrer Menschen zu entnehmen vermögen. Wir, die wir, ehrlich gesagt, leider eben so wenig wie andere Reisende sie durch eigene Anschauung kennen gelernt haben, können es uns nicht versagen, unsere Leser an der Hand jener Schilderungen, sei es auch nur in einzelnen Zügen, mit ihnen einigermaßen bekannt zu machen. Denn wie viel Uebereinstimmendes auch in all diesen Niederungen zu

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

finden sein mag, trifft man hier doch das eine oder andere, was mit besonderer Prägnanz hervortritt und dem Ländchen immerhin etwas wie einen eigenartigen Charakter verleiht.

Das „Blockland" erstreckt sich von dem höher, auf Sanddünen gelegenen Bremen allmählich immer weiter abwärts und verläuft zuletzt in Wiesen und Schilfniederungen, welche den größten Theil des Jahres überschwemmt sind. Seine Grenze bildet die Wumme, ein Nebenfluß der Weser, ein dunkles, stilles und stellenweise sehr tiefes Gewässer, wie sich dergleichen in all diesen Küstenstrichen mehrfach wiederfindet. Ein hoher und starker Winterdeich faßt das kleine Land in der ganzen Länge des Flusses ein und bietet demselben nicht bloß den nothwendigen Schutz gegen die Fluten, sondern ermöglicht auch in anderer Weise gewissermaßen seine Besiedelung. Denn in dem sumpfigen Lande gewährt der Deich einen sehr gesuchten festen Baugrund und ist daher stundenweit mit Häusern und Gehöften, Bäumen und Gärten besetzt, so daß er einem einzigen, langgestreckten Dorfe gleicht.

Eine Lieblingsneigung und Beschäftigung der Blockländer bildet die Jagd der wilden und die Zucht der zahmen Enten, wozu ihnen die Natur ihres Ländchens allerdings die günstigste Gelegenheit bietet. Der Fluß theilt sich in eine Menge von Armen und bildet überall größere oder kleinere, mit Gras oder Schilf bewachsene Inseln, wo sich die Wasservögel und besonders die Enten vorzugsweise gern einstellen. Die Einwohner betreiben daher auch die Zucht im weitesten Umfange. Mancher Bauer überwintert wohl hundert Mutterenten nebst den dazu gehörenden Enterichen und läßt im Frühling, nachdem die Brütezeit vorüber, vielleicht 1000—2000 solche Geschöpfe ins Wasser, oder wie sie's hier heißen, „ins Feld", an den Füßen zur Unterscheidung mit Marken versehen, über welche natürlich ganz regelrecht Buch geführt wird. Dann tummeln sich draußen monatelang die gewaltigen Schaaren unbelästigt umher, bis sich auf den Gewässern wieder Eis zu bilden beginnt und die Alten von selber sich bei ihren Besitzern einstellen, die Jungen aber eingefangen werden.

Segelboot im „Blockland".

Außer dieser Beschäftigung mit den Enten, ist natürlich auch die Fischerei ein beliebtes und lohnendes Gewerbe, da es begreiflicherweise in all diesen Gewässern von Fischen wimmelt. Trotzdem behaupten „denkende Staatsökonomen und rationelle Landwirthschafter", daß diese Beschäftigungen im Grunde für das Land mehr zum Schaden als zum Vortheil gereichen, da sie die Bewohner von wichtigeren Arbeiten abzuhalten pflegen. Es sollte dabei aber wohl bedacht werden, daß der Zustand des Ländchens, das in seinen meisten Theilen und während des größten Theiles vom Jahr dem „Wasser" verfallen ist, den Leuten eine gedeihliche Bebauung vorläufig fast unmöglich macht und, wo ihm nachhaltig abgeholfen werden sollte, Kräfte und Mittel in Anspruch nehmen würde, die schwerlich vorhanden sein dürften. Vor Zeiten, erzählen die Bewohner, soll es hier freilich ganz anders ausgesehen haben und das ganze Land mit Mühlen zur Entwässerung übersäet gewesen sein, bis auch hier der dreißigjährige Krieg die Kultur und den Wohlstand vernichtet habe. Neuerdings ist aus der wachsenden Fabrikthätigkeit Bremens und aus dem Anbau und der Entwässerung der Haiden und Torfmoore im nahen Hannoverschen neues Unheil erwachsen, da einerseits die Gewässer dadurch getrübt und für Fischerei und Entenzucht verdorben werden und andrerseits in einer Weise anwachsen, daß die Ländereien sich ihrer immer weniger zu erwehren vermögen. Kommen einmal trockene Jahre, so ist die Heuproduktion allerdings eine überreiche und die Verpachtung der Wiesen an die gerade jetzt leidenden Bewohner der Sand- und Haidestriche bringt viel Geld ins Land. Allein mit dem Verdienst eines trockenen Jahrs sollen die Bewohner dann auch eine ganze Reihe von nassen Jahren überwinden.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Hof in Waakhusen.

In der besseren Jahreszeit findet der gesammte Binnenverkehr entweder auf dem Deiche oder zu Boot auf den zahllosen Kanälen und Fleeten statt und ist dann ein verhältnißmäßig leichter und bequemer. Anders stellt sich jedoch die Sache im Winter. Ist derselbe ein regelrechter und bedeckt alle Gewässer mit einer festen und ebenen Eisdecke, so ist freilich alles recht und alles guter Dinge, und die Schlittschuhe vermitteln den lebhaftesten Verkehr. Kommt aber jene veränderliche Witterung, wo es bald friert, bald thaut und die feste Eisdecke sich nicht bilden will, so ist die Abgeschnittenheit und Vereinzelung auch eine desto empfindlichere. Ueberdies wird auch die beste Eisbahn allmählich rauh und durch Risse gefährlich, und im Frühling, wenn das Eis bricht, kommen zumal nach harten Wintern und bei den schweren Stürmen dieser Jahreszeit, wo sich dann auch wohl obendarein noch Deichbrüche dazu gesellen, nicht selten traurige Zeiten. Dann sind zumal jene Gehöfte, welche vereinzelt in der Ebene auf ihren „Warfen" liegen, in der schwersten Gefahr und erliegen auch nicht selten den mit den gesprengten Eismassen überfüllten Fluten. So war es im Frühling 1855, wo viel Jammer und Elend über einzelne Theile des kleinen Landes kam. — —

Das St. Jürgener Land, eine andere dieser kleinen, mißbräuchlich gesagt, Landschaften, da von „Land" in ihnen bei weitem weniger die Rede ist als vom „Wasser", bildet etwas wie eine vierzigtausend Morgen große Wiese zwischen den Flüssen Hamme und Wumme, wird von zahllosen Wasserarmen, Gräben, Kanälen und Fleeten durchschnitten und daneben auch noch von einer ganz hübschen Anzahl von kleinen Seen und — sagen wir: Wasserlöchern — bewässert. Die Entstehung dieser letzteren hängt mit einer Erscheinung zusammen, die, ob sie auch in diesen Strichen mehrfach vorkommen mag, immerhin einer Erwähnung werth ist. In strengen Wintern, wo das Land von dickem Eise bedeckt ist, verbindet sich dieses zuweilen mit dem drunten liegenden Boden, friert mit ihm zusammen, hebt ihn, wenn es im Frühling steigt und ins Treiben kommt, mit sich empor und führt hie und da ganz ansehnliche Stücke, sogenannte „Dobben", mit sich fort, um sie anderwärts abzusetzen und dann loszulassen. Wo das Landstück losgerissen wurde, entsteht aber natürlich ein Loch, das sich mit Wasser füllt, und wo das seltsame Vorkommniß sich mehrfach und im größeren Umfange wiederholt, auch wohl zu einem kleinen See wird. Die Eingeborenen heißen solche Plätze wohl „blanke Stellen", und der größte See des Ländchens, „Die Blänken", soll gleichfalls in solcher Weise entstanden sein.

Aus diesem Zusammenfrieren des Wassers mit dem Boden ergibt sich auch zuweilen noch eine andere

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Erscheinung, welche indessen weniger interessant ist, als sie gefährlich werden kann. Bei andauerndem, starken Froste entstehen in der Eisdecke hie und da tiefe Risse, hier „Spannjen" genannt, welche sich mit starkem Geräusch öffnen und sich unter Umständen im gleichen Moment stundenweit fortsetzen. Hängt die Eisdecke mit dem Boden zusammen, so geht der Riß auch in diesen hinein und setzt sich in ihm mit gleicher Heftigkeit und Zähheit fort. Stößt die „Spannje" unterwegs auf etwas Festes, so reißt sie auch hier mitten durch, durch die Inseln, die Deiche, die auf diesen stehenden Häuser, die dann selbstverständlich mehr oder weniger verletzt, ja wohl völlig zerstört werden. Glücklicherweise treten solche Ereignisse stets nur selten und in ganz besonders kalten und langen Wintern ein.

Die Leser werden sich wohl sagen, daß in einem solchen, gewissermaßen flüssigen Lande die Menschen für ihre Wohnungen hohe und feste Stellen suchen, und wo sie dieselben nicht schon vorhanden finden, durch ihre Kunst und Arbeit schaffen müssen. So ist denn auch das Inselchen, welches sozusagen den Mittelpunkt des Ländchens bildet und neben der uralten Kirche noch die Prediger- und Küsterwohnung trägt. Es ist vermuthlich keine künstliche Anhöhe, eine sogenannte Warf, sondern der Rest einer Düne und erhebt sich in Mitten des rings ausgebreiteten, unter Wasser stehenden Graslandes, so daß sie nur zu Boot erreicht werden kann. Die Kirchgänger und die Schulkinder kommen von ihren Sitzen herangerudert, und im Winter, wo ringsum ein wirklicher See unter seiner Eisdecke liegt, geht's auf Schlittschuhen und Schlitten zur Kirche und Schule. Bei Stürmen und Eisgang aber bleibt der Zugang völlig abgeschnitten und es mag bisweilen mehrere Wochen dauern, bis wieder Gottesdienst gehalten werden kann. — Der Rand der Insel ist mit starken Eichenästen verpalisadirt, wie denn alle ähnlichen Plätze ähnlicher Befestigungen bedürfen, zum Schutz gegen das Wasser und die Eisschollen. Zu ihnen, welche vom Fuß bis über die Oberfläche der Insel aufragen, gesellen sich oben auch noch alte lebendige Eichen, die Kirche, die paar Gebäude und die ehrwürdigen Monumente des kleinen Kirchhofes beschattend. Trotz all solchen Schutzes sind die Häuser mehrfach und stets von neuem verletzt worden; nur die kleine, festgemauerte Kirche hat bisher alle Angriffe siegreich bestanden.

Wir müssen aber noch einen andern Platz aufsuchen und zwar das Dorf Waakhusen, und zwar um einer Erscheinung willen, welche wiederum, ob auch anderwärts nicht gerade unerhört, sich hier gerade uns in ganz besonderer Prägnanz vor Augen stellt. Der Ort setzt sich gewissermaßen aus lauter kleinen Inseln zusammen, welche das Haus oder Gehöft tragen, in gleicher Weise wie die Kirchinsel befestigt sind, von einander durch Wassertümpel oder Morast getrennt werden, oder mit ihnen verkehren können. Der Untergrund nicht nur des Dorfes selber, sondern auch seiner Aecker und Wiesen, bildet eine dicke Torfmoorschicht, welche begreiflicherweise trotz ihrer Stärke einen wenig festen Grund gewährt, so daß ein solcher für die Häuser künstlich und mühsam hergerichtet werden muß. Und da ein solides Pfahlwerk viel zu kostbar sein würde und auch der Sand hierzulande ein Luxusartikel ist, so begnügt man sich meistens mit der Aufschüttung eines kleinen Sandhügels, auf welchen dann das Haus gestellt wird. Nun hält aber das Moor nicht Stand, der Sand sinkt allmählich mit dem Hause und gelegentlich auf der einen Seite mehr, als auf der anderen ein, so daß die Wohnungen zuletzt schief oder tief zu stehen kommen. Dann muß das Haus „aufgeschraubt" und der Grund unter demselben neu aufgefüllt werden. Geschieht dies öfters, so erhält man allmählich einen festeren und sicherern Grund und, wann das alte Gebäude die immerhin gewaltsamen Operationen glücklich übersteht, ein feststehendes Haus.

Das Torfmoor besteht aus verschiedenen Schichten von verschiedener Schwere und Beschaffenheit. Die oberste, in welcher der Entwicklungsprozeß des Torfs noch in vollem Gange ist, ist von hellbrauner Farbe und wird das „weiße Moor" geheißen. Sie ist sehr leicht und schwimmt „wie Korkholz" auf dem Wasser, während weiter nach unten zu die Masse immer dunkler und schwerer wird. Wenn nun im Frühling die Schnee- und Eisschmelze alles mit Wasser füllt, so werden besonders die leichten Moorschichten durchdrungen und kommen, indem das Wasser sie von den unteren schweren Schichten losreißt, dann zum Treiben. Die Dicke solcher Schwimmer kann von fünf Fuß und weniger bis zu fünfzehn Fuß und mehr betragen. Wo das Land fester ist, wie auf den immer von neuem

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

mit Sand beschütteten Fahrwegen oder mit den Warfen und Häusern belastet wurde, kann das Wasser es nicht mehr tragen und es bleibt unverändert liegen, wie denn z. B. das Ackerland allmählich in diesen Zustand zu gerathen pflegt, im Wasser stecken bleibt und seine Ertragsfähigkeit mehr oder weniger einbüßt. Die zu Wiesen und Waiden benützten Stücke ändern aber ihr Gewicht nicht und kommen alljährlich ins Treiben, so den Waakhusern zum größten Vortheil gereichend. Denn „nur auf dem schwimmenden Lande können sie Korn säen, nur auf dem schwimmenden Lande haben sie ihre Gärten, das schwimmende Land erzeugt die besten Kräuter und Wiesen. Am liebsten erhielten sie ihre ganze Feldmark mit sammt dem Dorf und mit allem, was darauf steht, wie ein mächtiges Floß beständig im Schwimmen. Das Dorf und seine Bewohner eilen daher auch sozusagen immer dem schwimmenden Lande nach" — denn dieses schwimmt eben auf dem Wasser, während das feste Land meist unter demselben steht. „Wenn

Bivouak auf schwimmendem Land.

sie erst einmal alles schwimmende Land niedergearbeitet, befestigt und ertränkt haben, dann ist es aus mit den armen Waakhusern, denn ihre ganze Wirthschaft ist aufs Schwimmen oder Treiben berechnet."

„Der Unterschied zwischen dem niedrigsten Wasserstande im Sommer, wo das meiste Land umher auf dem Boden ruht, und dem höchsten, bei welchem fast alles schwimmt, beträgt zehn Fuß und mehr, und so hoch also können auch die Aecker und die auf ihnen wachsenden Bäume über ihren gewöhnlichen Standpunkt hinausgehoben werden. Steigen sie aber, wie es mitunter geschieht, sogar zwölf und mehr Fuß, so verändert sich die ganze Physiognomie des Landes. Die Häuser auf ihren Sandhügeln liegen dann tief, und die Gärten und Aecker schwimmen hoch aufgetrieben um sie her. So lange das Wasser in den Wohnungen noch leidlich niedrig steht, behilft man sich, wie man kann. Läßt das Haus sich aber nicht mehr halten, so bleibt nichts mehr übrig, als auf den schwimmenden Acker oder das Land neben dem Hause hinauszuziehen. Da errichten sie temporäre Hütten und campiren daselbst mit ihrem Vieh zuweilen wochenlang, bis die Flut wieder sinkt und Haus und Stallung frei wird."

Klingt es nicht wie ein Märchen?

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Weser-Kähne.

Die Weser.

Die Einfahrt aus der Nordsee in die Weser ist, selbst für den erfahrenen Seemann, nicht leicht, denn in dem trichterförmigen, zu Anfang über 36 km breiten Mündungsgebiet erstrecken sich zahlreiche Sände und Untiefen, durch welche sich das meist enge Fahrwasser in mehrfachen Biegungen hindurchwindet. Unter der Einwirkung der Flut- und Ebbeströmungen wechseln noch dazu diese Untiefen ihre Lage, brechen hier ab und wachsen dort an. Glücklicherweise hat aber die Stadt Bremen seit Jahrhunderten unablässig dafür Sorge getragen, durch eine gute Bezeichnung und Beleuchtung des Fahrwassers dem Schiffer seinen Weg zum sicheren Port zu weisen. Diese Seezeichen, — die Tonnen und Baken, Feuerschiffe und Leuchtthürme, — beginnen schon in See mit dem Feuerschiff „Weser", am Tage durch seine Stumpfmasten, bei Nacht durch die an diesen befestigten Lichter, — drei feste weiße Feuer, — kenntlich. Von hier an bis Bremerhaven zeigt das 55 km lange, eine Fläche von 53,000 ha umfassende Mündungsgebiet täglich zwei Mal zwei verschiedene Scenerien: zur Zeit des Hochwassers eine ununterbrochene Wasserfläche, je nach der Einwirkung von Wind und Wetter spiegelglatt oder in kurzen Wellen lebhaft bewegt und zur Zeit der Ebbe ein endloses Gewirr flacher Sände und Platen, scheinbar regellos getheilt von einem Durcheinander schmaler oder breiter, seichter oder tiefer Wasserrillen (Baljen). Südlich hebt sich am Horizont eine zu dem Zweck erhaltene wichtige Landmarke, jener früher erwähnte Wangerooger Kirchthurm, ab. Nach vier Seemeilen (soviel wie eine deutsche Meile) weiterer Fahrt begrüßen wir das erste Wahrzeichen der Stadt Bremen, die von je her ihre Sorgen und Pflichten für die Erhaltung eines guten Fahrwassers und der freien Schifffahrt „bis an die salze See" erstreckte; es ist die altberühmte, allen Schiffern wohlbekannte Schlüsseltonne, wohl eines der ältesten Seezeichen der Welt, denn es stammt aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Diese 5 m (Meter) lange schwarze, mit dem vergoldeten Bremer Schlüssel geschmückte Tonne, ist durch ein korbartig geformtes Gitterwerk aus Eisenstäben überhöht. Obwohl sie mit schweren eisernen Ketten an zwei auf dem Grunde des Meeres ruhenden, 1800 und 1350 kg schweren Steinblöcken befestigt ist, so hat man doch den Fall eines Verschleppens der Tonne durch Sturm und Wogendrang bedenken müssen, und darum im Jahre 1873 auf 100 m Entfernung westlich noch eine eiserne Spierentonne, die ebenfalls von einem goldenen Schlüssel gekrönte 13 m lange „Schlüsselspiere", in

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

gleicher Weise ausgelegt. In einiger Entfernung von der Schlüsseltonne bezeichnen westlich die preußische „Adlertonne“ die Einfahrt in die Jade, östlich die Hamburger „rothe Tonne“ den Eingang zur Elbe.

Unfern der Schlüsseltonne theilt sich das Fahrwasser in zwei Arme, die alte und die neue Weser. Das Schiff segelt in die letztere, das Haupt-Fahrwasser, ein. Bei der Schlüsseltonne hat es von einem der dort stets kreuzenden Lootsenkutter einen Lootsen genommen und steht nun unter seiner Führung, die besonders des Nachts bei der Doppeltonne E, wo das Schiff in engem Fahrwasser seinen Kurs mehr südlich ändern muß, durch genaue Kenntniß der Fahrwasserverhältnisse sich zu bewähren hat. Am Tage weisen die zu beiden Seiten ausgelegten, für den Schiffer durch Form und Farbe (roth oder weiß) leicht unterscheidbaren Tonnen den Weg vom zweiten Feuerschiff „Bremen No. 1“ bis zum „Fürtorn“, dem Feuerthurm auf dem „der hohe Weg“ genannten ausgedehnten Oldenburgischen Sande. Während der Fahrt dahin haben wir links die „Tegeler Plate“, weiterhin rechts „die alte Mellum“, beides gefährliche Sände, auf denen schon manches gute Schiff zu Grunde ging. Unheimlich, wie ein memento mori, starren uns solche Wracks mit ihren in die Lüfte sich reckenden Schiffsrippen bei Ebbezeit an, sie bedrohen das einsegelnde Schiff, welches an ihnen zerschellen könnte; darum sucht man sie so schleunig als möglich mittelst Sprengens durch Schießbaumwolle zu beseitigen, und so lange das noch nicht geschehen, bezeichnet eine Wracktonne (spitz, grün gemalt, in weißen Buchstaben das Wort „Wrack“ zeigend und weiter durch einen am oberen Ende befestigten Besen kenntlich) den unheilvollen Ort. Den Leuchtthurm baute Bremen im Jahre 1856; es war ein schwieriges Stück Arbeit, da es zunächst galt, aus großen Felsstücken einen soliden Unterbau zu errichten, auf dem sich dann der in mehreren Stockwerken aus Backsteinen errichtete, im Ganzen etwa 30 m hohe Thurm erhob. Einmal, bei langem Sturm mit schweren Seen, retteten die Bauleute nur mit genauer Noth ihr Leben. Der katadioptrische Leuchtapparat strahlt sein in einer Reihe prismenförmig geschliffener Glasplatten wiederspiegelndes Licht so weit hinaus, daß es auf 16 Seemeilen sichtbar ist. Drei Wächter sind hier stetig stationirt und bedienen zugleich den zum Lande hin nach dem oldenburgischen Dorfe Fedderwardersiel geführten unterseeischen Telegraphen; sie stecken auch, wenn die deutsche Seewarte in Hamburg die Weisung dazu ertheilt, an einem auf der oberen Gallerie des Thurmes befestigten Arme mit Kugel und Flaggen die Sturmwarnungssignale aus. Die von den drei Uferstaaten Preußen, Oldenburg und Bremen gebildete Commission, das Tonnen- und Bakenamt, welches jetzt vertragsmäßig die oberste Leitung des Leucht- und Seezeichenwesens der Wesermündung übernommen hat, wird aber in den nächsten Jahren draußen auf dem rothen Sande, zwischen der Schlüsseltonne und dem Feuerschiff Bremen No. 1, noch einen zweiten Leuchtthurm und zwar aus Eisen erbauen, der es den Schiffern ermöglichen soll, auch bei Nacht noch bis zu jenem älteren Thurm zu gelangen. Stetig auf unserer Fahrt mehren sich die Baken und Tonnen, die ersteren, wie z. B. die „Becher-“, die „Stundenglas-“, die „Jungfern-“ und die „Windmühlen-“Bake, durch ihre

Schlüsseltonne.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Lloyddampfer. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

verschiedene Gestalt, die letzteren durch ihre Farbe, Nummer und Buchstaben kenntlich. Zählt man doch von der Schlüsseltonne bis Vegesack nicht weniger als 167 solcher Schifffahrtszeichen! Da hat denn der „Barsemeister", wie der Verwalter und Inspektor des Tonnenwesens auf der Weser genannt wird, Tag ein Tag aus, zu jeder Jahreszeit zu schaffen und zu sorgen, damit Alles im Stande und in Ordnung bleibt. Denn nicht nur müssen, wie schon bemerkt, die Plätze und die Abzeichen auf das Peinlichste inne gehalten werden, sondern die Tonnen werden auch für den Winter und Sommer gewechselt, sie sind hin und wieder von den sich bald ansetzenden Muscheln und Pflanzen zu reinigen, die Ketten müssen erneuert werden und was dergleichen mehr ist.

Die „Barre" bei „Brinkama Hof" gelegen und durch die Landmarke des Kirchthurms des Dorfes Bremen schon von ferne kenntlich, ist die flachste Stelle des Fahrwassers, sie kann von größeren Schiffen nur bei wenigstens halber Flut passirt werden. Hier bei Nacht angekommen, weiß der Schiffer, daß er, wenn sich für sein Auge die

Schlepper.

Lichter der Leuchtbake und des Leuchtthurmes am neuen Hafen von Bremerhaven decken, in gerader Richtung noch einen Weg von 1095 m bis zum Hafen zurückzulegen hat. Am Tage bildet der Kirchthurm von Bremerhaven ein weithin sichtbares Zeichen. Bei der Barre sind seit 1866 die neuen Vertheidigungswerke der Weser errichtet: auf der Oldenburger Seite, dem „Langlütjensand", zwei gepanzerte Thurmforts, und auf der preußischen Seite, am Wursterdeich, eine Erdbatterie und ein gepanzertes Thurmfort.

Auf der Rhede von Bremerhaven übernimmt ein Hafenlootse die Führung und bringt das Schiff vollends in den Hafen. Ist aber der Wind dem Segeln ungünstig, dann führen Schlepper, die durch eine Signalstation auf der Insel Wangerooge zeitig über die Ankunft von Schiffen vor der Weser benachrichtigt werden, diese mit ihrer werthvollen Ladung herein.

Ein Spaziergang auf dem hohen Deich, der die Hafenanlagen begrenzt, noch besser ein Besteigen des in zierlichem gothischen Maßwerk sich zuspitzenden Thurmes der Kirche gibt uns den Ueberblick über die am rechten Weserufer, gegenüber dem oldenburgischen Dorf Blexen erbaute Hafenstadt Bremerhaven, eine der jüngsten deutschen Städte, denn sie feierte im September 1880 ihren fünfzigsten Geburtstag. Wir schauen von dort herab auf die

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

regelmäßig in Quadraten, die durch Längs- und Querstraßen gebildet, sich erhebenden zahlreichen Häusergruppen, wir wandern dann die stattliche „Bürgermeister Smidt-Straße" hinab, über den Markt und zu den Häfen, die belebt sind durch Schiffe aller Art und Größe, von den riesigen Oceandampfern bis herunter zu den nur Küstengewässer befahrenden kleinen „Kuffs" und „Tjalks", wir wenden uns zu den Docks und Werften im Süden der Stadt, an dem hier mündenden schmalen aber tiefen Flüßchen Geeste, lassen das Auge weiter, hinüber nach Geestemünde, dem preußischen Seehafen der Weser, schweifen und sehen auch dort zahlreiche Fahrzeuge, mächtige Niederlagsgebäude und den Verkehr waarenbepackter Eisenbahnzüge. Wenn uns nun unser Begleiter, vielleicht einer der noch lebenden ersten Ansiedler der jungen Handelskolonie, sagt: hier stand vor 50 Jahren noch kein Haus, das ganze mit dem benachbarten Gebiet jetzt von drei aufblühenden Ortschaften und gegen 30,000 Bewohnern besetzte Terrain bestand in Außendeichswiesen, die, eingeschlossen von einem Schlickgürtel, durch jede höhere Flut überschwemmt wurden, dann in einem Augenblick wird uns die Großartigkeit dieser Schöpfung Bremens oder sagen wir lieber, ihres großen Bürgermeisters Johann Smidt, klar.

Nach langer Kriegszeit war endlich, 1815, der Friede eingezogen. Mit ihm entwickelte sich auch der Seehandel der alten Hansestadt. Schon in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts waren einzelne junge Bremer Kaufleute nach der damals ihre Freiheit und Selbständigkeit erkämpfenden jungen Republik der Vereinigten Staaten von Amerika gezogen und hatten die ersten Fäden für den jetzt so gewaltigen Seeverkehr zwischen Deutschland und Nordamerika gesponnen. Im Jahre 1828 schlossen die freien Städte Deutschlands mit den Leitern jenes rasch aufblühenden Staatswesens einen äußerst vortheilhaften Handels- und Schifffahrtsvertrag. Aber der Seehandelsstadt Bremen fehlte es an einem den Anforderungen des Verkehrs entsprechenden, größeren Schiffen jederzeit zugänglichen Seehafen. Vegesack, der vor mehr als zwei Jahrhunderten gegründete Hafen, zwei Meilen unterhalb Bremen, konnte wegen der Untiefen der Unterweser nur kleinere Schiffe aufnehmen; der von den größeren Fahrzeugen aufgesuchte oldenburgische Hafen Brake lag zwar der Strommündung etwas näher, die Einrichtungen waren aber auch dort nicht genügend und zudem war im Winter die Fahrt stromaufwärts dahin häufig durch Eis behindert oder gar gesperrt. Der Staatsvertrag, welchen Smidt 1827 mit der Krone Hannover abschloß, sicherte gegen eine mäßige Kaufsumme Bremen den unbeschränkten Besitz des ihm so werthvollen Terrains an der Geeste. Ungesäumt wurde Hand an das große Werk gelegt, eine von Arbeitern bewohnte Blockhüttenstadt erstand, deren Reste noch heute hie und da zu sehen, und im September 1830 konnte das erste Seeschiff — es war ein amerikanisches, — in den neuen Hafen an der Geeste, den jetzigen alten Hafen, einlaufen. Der Seeverkehr wuchs von Jahr zu Jahr, denn stärker schwoll der Strom der deutschen Auswanderung nach Amerika, die vorzugsweise ihren Weg über Bremen nahm. Tabak, Baumwolle, Reis und andere Stapelartikel boten lohnende Rückfrachten. Im Jahr 1847 nahm man den zweiten (jetzigen neuen) Hafen in Angriff und vollendete ihn 1851, der dritte, der „Kaiserhafen", wurde 1872—76 gebaut. Der auf einer Reihe von Werften erblühende Schiffsbau schuf sich im Verlauf der Jahre 1855 bis 1870 sieben sogenannte Trockendocks, tiefe, breite Bassins, in welche die Schiffe einlaufen, um mittelst Auspumpens des Wassers trocken gelegt und der von Zeit zu Zeit erforderlichen Reparatur unterworfen zu werden. Die Bremer Kaufleute und Rheder verstanden es, zu rechter Zeit besonnen, aber muthig vorwärts zu gehen. Schon im Jahre 1817 war zwischen Bremen und Vegesack der erste Dampfer des Continents, das Raddampfschiff „Weser", in Fahrt gesetzt worden. 30 Jahre später wurde, hauptsächlich auf den Betrieb Bremens und mit Unterstützung der deutschen Regierungen, die erste Ocean-Dampferlinie zwischen Deutschland und Amerika durch die Fahrten der Raddampfschiffe Washington und Hermann von Bremerhaven nach Newyork und zurück, ins Werk gesetzt. Mangel an Erfahrung, Kapital und geschickter Verwaltung brachten dieses erste Unternehmen bald zu Falle. Im Jahr 1857 bildete sich nun in Bremen die Seeschifffahrtsgesellschaft „Der Norddeutsche Lloyd". Manchen in der ersten Zeit hereinbrechenden Unglücksfällen Trotz bietend, gelang es ihren unermüdlichen Leitern, eine jetzt aus 48 größeren und kleineren Fahrzeugen bestehende Schraubendampferflotte zu schaffen, die in regelmäßigen Fahrten mehrere Häfen Nordamerika's,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

nämlich: Newyork, Baltimore und New-Orleans, sodann einige Häfen Brasiliens und der La Plata-Staaten, endlich eine Reihe von europäischen Seeplätzen, vornehmlich Großbritanniens besucht. Neben vielen eisernen Weserkähnen, den sogenannten Lichtern, in welchen die Güter auf dem Strome von und nach Bremen befördert werden, hat die Gesellschaft in ihrem Trockendock zu Bremerhaven, den Wohngebäuden und Reparaturwerkstätten zu Bremerhaven und Bremen und in ihrem Landeplatz zu Hoboken bei Newyork werthvollen Grundbesitz.

Die nach Newyork fahrenden Dampfer haben gewöhnlich eine Länge von 110 m über Deck, eine mittlere Deckbreite von 11—13 m, eine Tiefe von reichlich 10 m und eine Besatzung von im Ganzen 120 Köpfen.

Was die Einrichtung, Beköstigung und Bedienung angeht, so stehen diese Dampfer so ziemlich den besten Gasthöfen am Lande gleich und der Passagier fühlt sich in den eleganten und bequemen Innenräumen, wie auf dem sauberen Deck sogleich auf das Behaglichste zu Hause, er sieht allen vernünftigen Wünschen und Anforderungen auf das Löblichste entsprochen. Die neueren Dampfer haben vielfach auf dem Deck einen Salon, der einen höchst angenehmen Aufenthalt, zumal für Damen bildet. Von ihm steigt man in die erste Kajüte, den sogenannten „oberen Salon", hinab, mit ihren Seiten-, Familien- und Damen-Kabinen, einem Damen- und auch einem Rauchzimmer.

„Alt Eisen".

Sie ist auf etwa 80 Passagiere berechnet. Die zweite, ebenso, nur einfacher gehaltene Kajüte faßt 120 Passagiere, und das Zwischendeck, unmittelbar unter dem Hauptdeck, kann deren 500—600 aufnehmen. Auch für diese letzteren ist nach Kräften gesorgt, denn es gibt für sie einen Waschraum und eine besondere Küche. — So lassen sich denn die Tage der Fahrt für die Passagiere aller Klassen auf das Bequemste und Sicherste überstehen.

Nicht immer freilich gleitet das Schiff ruhig auf glatter Bahn dahin, besonders im Herbst und Winter durchwühlen Stürme den Ocean und treiben die Wogen haushoch an und auf das Schiff. Welche Gewalt diese „Seen" haben, davon gibt uns die Skizze des Künstlers ein klares Bild. Er bezeichnete sie scherzhaft als „Stillleben" der Reparaturwerkstätte und meint, daß das Boot irgendwo mal eingeklemmt und zerquetscht worden sei. Die Sache ist aber die: Dieses eiserne Boot des Dampfers „Hansa" wurde bei einem schweren Sturme durch Seeschlag zertrümmert, so, daß es nicht mehr zu repariren war. Die Böte hängen außenbords an sogenannten Davits, das Boot wird nun durch die Gewalt von Sturm und See gegen den Davit geschleudert und so halb zertrümmert worden sein. Auf diese Weise, nicht durch Einklemmen und Zerquetschen ist das Boot „alt Eisen" geworden.

In einer handelsbelebten Zeit — es gibt leider auch stille Perioden, wo die Schiffe unthätig in den Häfen liegen, — herrscht an und in den Lagerhäusern und Güterschoppen der von Geestemünde aus über die Geeste um Bremerhaven herum bis unmittelbar längs der Abladeplätze der Schiffe geführten Eisenbahn ein reges Leben und Treiben. Dampfkräne heben mit spielender Leichtigkeit aus den Schiffsladeräumen die schwersten Lasten und setzen

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

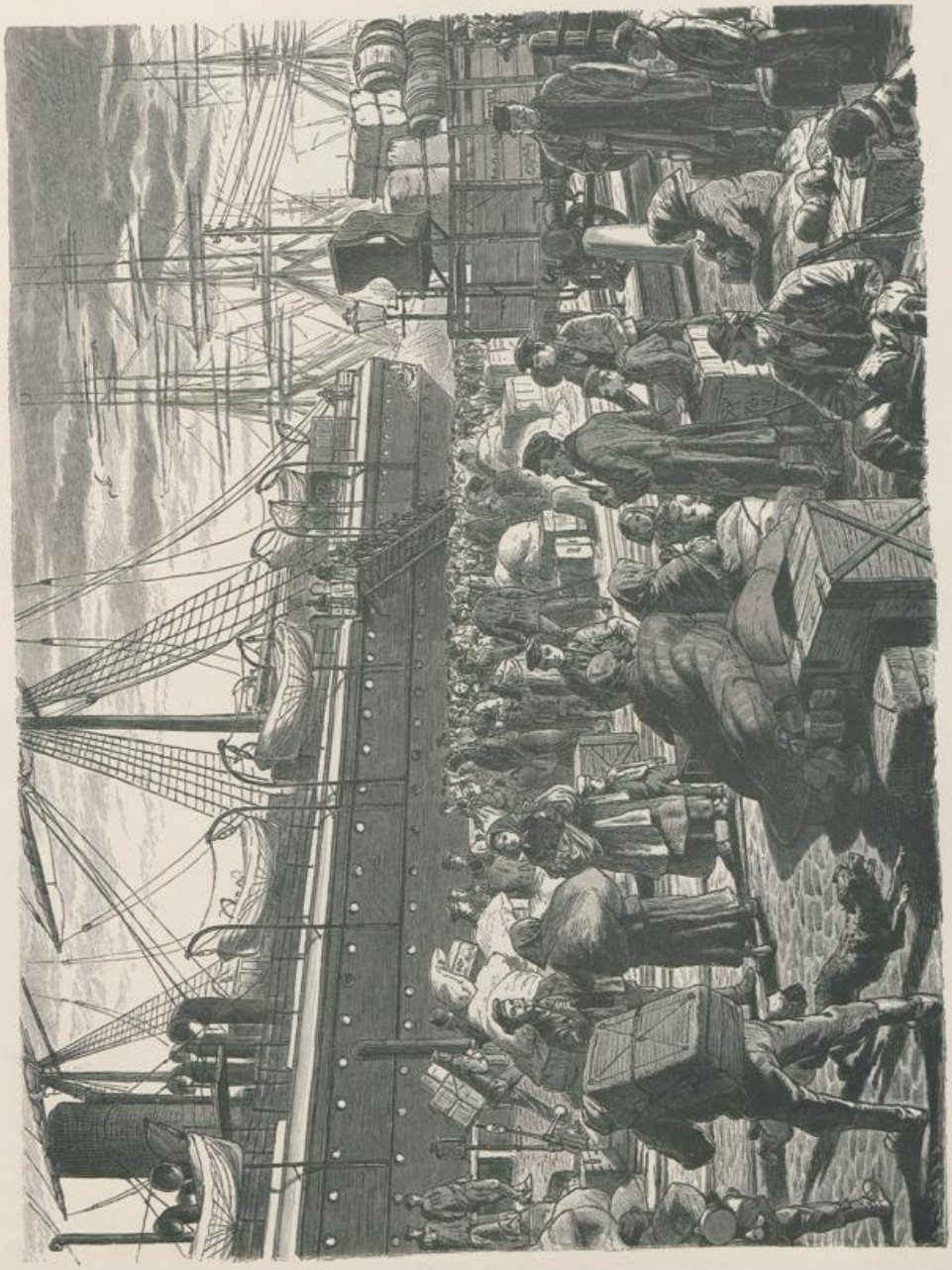
sie am Ufer ab, dort schieben Hafenarbeiter und Matrosen aus eben angekommenen großen Segelschiffen blaue Petroleumfässer, Baumwolle- und Tabaksballen über die Hafenmauer. In den Straßen zieht singend das lustige Volk der Matrosen, die hier aus aller Herren Ländern zusammenkommen. Der heutige Urlaubstag ist dem Lebensgenusse geweiht, morgen gibt es schon wieder Arbeit, wäre es auch nur die im Hafen an Bord nie aufhörende des „Schruppens" (Reinigens), Ausbesserns, Malens und Theerens des Schiffs. Das bunteste Bild bietet sich aber, wenn in dem neuen Hafen oder der Einfahrt desselben ein Dampfer zur Reise über den Ocean fertig gemacht wird. Die Hafenarbeiter und Schauerleute, die Güter- und Gepäckwagen und Karren, die Seeleute, neugierige Zuschauer, Passagiere mit begleitenden Verwandten und Freunden, die Auswanderergruppen und Züge: Greise, rüstige Männer und Weiber, und das junge Volk bis zu den kleinsten Kindern hinab, das drängt, das trennt und sammelt sich, das schreit, lärmt und flucht, johlt und jauchzt, lacht, singt, klagt, jammert, schiebt und stößt in phlegmatischer, stumpfer Gleichgültigkeit, in fieberhafter Aufregung und Eile durcheinander. Langsam setzt sich der Schiffskoloß in Bewegung. Das letzte Lebewohl ruft oder winkt man sich zu, vom Bord ertönt eine lustige Musik und während das Schiff in rascheren Schlägen seiner eisernen Flossen sich schneller und schneller entfernt, zerstreut sich die zurückgebliebene Menge.

Theeren des Schiffmastes.

Diese allwöchentlich ein oder mehrere Male sich wiederholende Scene wurde vor fünf Jahren auf eine entsetzliche Weise unterbrochen: es war an jenem 11. Dezember 1875, da die furchtbare Katastrophe der Explosion eines Dynamitfasses sich ereignete. Der Dampfer „Mosel" hatte aus dem neuen Hafen in den Vorhafen geholt, um hier die letzten Passagiere und Güter an Bord zu nehmen und vor ihm lag der Schleppdampfer „Simson", der den Vorhafen aufeisen und die „Mosel" in den Strom ziehen sollte. Das Glockenzeichen war bereits gegeben, das die Passagiere an Bord rief. Da langten noch im letzten Augenblick zwei Waggons mit Gütern vor der Lloydhalle an, und ihre Ladung wurde mit möglichster Eile auf Wagen zum Schiffe herangeschafft. Von dem letzteren fiel beim Abladen hart vor der „Mosel" ein schweres Faß auf den Boden, und im gleichen Augenblick schmetterte eine entsetzliche Explosion durch die auf dem Kai sich drängende Menge, rückwärts gegen die Gebäude zu und vorwärts über die Schiffe und den Hafen hin, — hundert Menschen zerreißend, zerstückelnd, vernichtend, kaum weniger auf das Schwerste verletzend und die Schiffe eindrückend. Das Ereigniß, die That und der Thäter — der Amerikaner Thomas (Alexander Keith), der sich eine Kugel durch den Kopf schoß und einige Tage später an der Verwundung starb — sie sind alle drei beispiellos und ohne Gleichen.

Mit einem erhebenden Bilde wollen wir von Bremerhaven scheiden. Es war der 15. Juni 1869, ein herrlicher Sommertag. Stadt, Häfen und Schiffe prangten im festlichsten Flaggenschmuck. Im Vorhafen lagen, zur Fahrt ins Polarmeer bereit, zwei Schiffe, ein kleiner Dampfer und ein größeres Segelfahrzeug, von ihren Gaffeln wehte lustig die Flagge des neu erstandenen Deutschlands. Unser Kaiser Wilhelm stattete an jenem Tage als Oberhaupt des damaligen Norddeutschen Bundes der „Germania" und „Hansa" seinen Besuch ab; von tausendstimmigem Jubel der Menge bewillkommnet, bot der hohe Herr den Scheidenden seinen Abschiedsgruß. Fünfzehn Monate später, als die deutschen Kanonen vor Paris donnerten, kehrte die „Germania" hieher zurück; sie hatte zwar nicht den Pol, aber das Kaiser Wilhelms-Land auf Nordostgrönland entdeckt; den Hansamännern aber war es,

Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Auswanderer in Bremerhaven. Von Johannes Gehrts.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Anleger auf der Weser.

nachdem ihr gutes Schiff zerschellt, gelungen, nach einer grauenvollen Fahrt von fast acht Monaten, theils auf einer Eisscholle, theils im offenen Boot, ihr Leben zu retten und die Heimat wieder zu erreichen.

Die Fahrt mit Dampfer stromaufwärts nach Bremen bietet des Interessanten wenig. Ausgedehnte Inseln, „Platen" genannt, die zum Theil im Sommer der berühmten Marschviehzucht der Unterwesergegend die üppigsten Weiden bieten, durchsetzen das Strombett und schwächen das Aufströmen der Meeres-Flutwelle, weshalb der großartige Plan entstanden ist, dem Fahrwasser durch Coupirung derselben, ähnlich wie dies mit vollständigem Erfolg auf dem Clyde bei Glasgow geschehen ist, eine gerade Richtung zu geben und es dadurch zu vertiefen. Auf dem linken Weserufer haben wir zunächst das noch den größten Seeschiffen zugängliche Nordenhamm mit Hafen und Eisenbahn. Die belebte Seite des Stromes ist überhaupt die oldenburgische. Hier folgen sich fast ununterbrochen eine Reihe kleinerer Ortschaften, welche die Aus- und Einfuhr der hinter den hohen Deichen gelegenen Marschen auf Kanälen und sonstigen Binnengewässern vermitteln und so den stromauf, stromab verkehrenden Weserkähnen fast unausgesetzt Beschäftigung gewähren. Auf der Fahrt legt unser Lloyd-Dampfer, — der neueste ist die flotte elegante „Forelle", — meist nur an diesem Ufer an und zwar an sogenannten Anlegern, alten Schiffsrumpfen, die in ihrer Lage dem wechselnden Wasserstande folgen können. Die Uferscenerie, — gradlinige Deiche, hie und da überragt von stattlichen Gehöften, Bäumen, Windmühlen, — ist, wie gesagt, einförmig, besonders auf dem linken Ufer und das Bild kaum von manchen Landschaften zu unterscheiden, welche uns niederländische Maler von den Ufern des Niederrheins, der Maas und Merwe bieten. Selbstzufriedenes Behagen und doch auch ein Sehnen in schrankenlose Weiten sind die widersprechenden Stimmungen, welche diese Natur, — der ruhig dahingleitende Strom, die unabsehbare Ebene, der darüber sich wölbende, oft malerisch bewölkte Himmel, — in uns hervorruft. — Weiterhin folgen Brake und das nahe der Mündung der Hunte gelegene Elsfleth, wo ein Denkmal an die hier glücklich erfolgte Einschiffung der kleinen muthigen Schaar unter der Führung des Herzogs von Braunschweig erinnert, die in der Zeit der Schmach dem corsischen Eroberer mit den Waffen kühn entgegentrat. Ein reger Schiffsbau und eine, im Jahre 1880 179 meist kleinere Seeschiffe mit einem Gesammtgehalte von 62,085 Registertons zählende Handelsmarine beschäftigt diese stets rührigen oldenburgischen Weserhäfen. Bald erscheint zur Linken eine Hügelkette, auf deren Dünensand gar anmuthig und freundlich in schmucken Häusern, die wie auf das Land gesetzte große Kajüten aussehen, das alte Bremische Hafenstädtchen Vegesack erbaut ist. Auch hier sind bedeutende Schiffswerften, auf denen zwei große Seedampfer gerade jetzt im Bau sind. Endlich begrüßen wir die Thürme von Bremen.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Bremen.

Aus dem Halbdunkel der Vorgeschichte taucht der Name Bremen schon früh auf. Man sieht es der heutigen Stadt nicht an, doch die Bücher der Historie lehren es uns, daß ihre Anfänge, ein Fischer- und Fährort, in der Zeit vor Karl dem Großen liegen. Auf der Düne, am rechten Weserufer, wo jetzt der Dom sich erhebt, etwas unterhalb des Orts, gründete der glaubens- und bekehrungseifrige Bischof Willehad die erste christliche Kirche, eine Kapelle aus Holz. In dem Heroen-Zeitalter der nordischen christlichen Kirche wurde Bremen die Wiege des Christenthums nicht allein für die Küstengebiete Niedersachsens, sondern für einen großen Theil des europäischen Nordens. Unter der Herrschaft hochgemutheter Kirchenfürsten, wie jenes Adaldag, des Kanzlers und Freundes der Ottonen und Adalberts, des Vertrauten Heinrichs III., der hier am Weserstrand ein zweites Rom, ein nordisches Patriarchat gründen wollte, spielte Bremen Jahrhunderte hindurch eine wichtige Rolle in den geistlichen und weltlichen Dingen Nordwestdeutschlands, denn seine Erzbischöfe verstanden es, neben dem Krummstab auch Scepter und Schwert zu führen. In dem dritten Kreuzzuge gründen Bürger von Bremen und Lübeck vor Akkon ein Hospital, aus welcher Stiftung der deutsche Orden hervorging, und an der Kolonisation der Gebiete am Baltischen Meere war Bremen zwar nicht direkt betheiligt, wie lange Zeit hindurch irrthümlich geglaubt wurde, denn die Eröffnung der Dünafahrt geschah in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts durch hanseatische Kaufleute aus Wisby, wohl aber entfaltete die Bremische Kirche im Livenlande eine einflußreiche Missionsthätigkeit und gab Riga den ersten Kirchenfürsten. Wie dann der Bürgerstand in lange andauernden Kämpfen bald unter seinen eigenen Gliedern, bald mit den benachbarten Grafen und dem erzstiftischen Adel, bald mit den seeräuberischen Friesen, seine Kraft entwickelte und die Hansestadt, gestützt auf seine Wehrhaftigkeit und den Wohlstand, welchen ihm Handel und Schifffahrt schufen, zu einer von den Nachbarn anfangs bestrittenen und beneideten, zuletzt geschätzten Unabhängigkeit gelangte, die sie noch heute als ein selbständiges Glied des neuen Deutschen Reichs bewahrt, das kann man des Weiteren in den alten Stadtchroniken oder lieber in den „Denkmalen der Geschichte und Kunst der freien Hansestadt Bremen“ nachlesen, welche der pietätvolle Sinn des heutigen Geschlechts durch die historische Gesellschaft in einem durch Bild und Text gleich musterhaften Werk gestiftet hat. Der Haupttheil der Stadt liegt am rechten Weserufer; er gruppirte sich zunächst um den Dom und dehnte sich später in der „Steffensstadt“ stromabwärts aus. Gräben, Wälle und Thürme umschlossen das alte Bremen. Erst im 17. Jahrhundert entstanden am linken Ufer um die dort gelegenen Vorwerke der Festung, die „Braut“, die Anfänge der Neustadt, welche zu Beginn des 18. Jahrhunderts

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Der Marktplatz in Bremen. Von Heinrich Braun.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

durch einen holländischen Ingenieur zu einem in regelmäßig angelegten Straßenvierecken sich erstreckenden Stadttheil ausgebaut wurde. Die Napoleonische Herrschaft umfaßte während dreier Jahre, 1810—1813, auch Bremen, das vor einer zerstörenden Belagerung durch schnelle Uebergabe an die Alliirten bewahrt blieb und an den Freiheitskriegen durch seine Söhne thätigen Antheil nahm. Bald nach dem Frieden fielen die Festungswerke und an ihre Stelle traten, geschaffen durch einen Altmeister der Gartenbaukunst, die lieblichen Wallanlagen, welche mit dem Stadtgraben die innere Stadt umschließen. Die heutige Physiognomie und Gestalt der Stadt wurde aber erst in den Jahren nach 1848 vollendet: neben vielen anderen Reformen brachte dieses Jahr auch die Beseitigung der Thorsperre und ermöglichte so die Anlage der ausgedehnten Vorstädte.

Im Vergleich zu anderen norddeutschen Städten, wie z. B. Lübeck, Hildesheim, Lüneburg, Braunschweig, ist Bremen arm an alten Bauwerken und sonstigen sichtbaren Erinnerungen an vergangene Zeiten; keine der älteren Kirchen ist in dem ursprünglichen Baustil erhalten oder überhaupt durchgeführt worden, aber eine kostbare Perle mittelalterlicher Baukunst besitzt es doch, um die es manche Stadt beneiden kann: das Rathhaus.

An diesem ehrwürdigen und schönen Gebäude, dessen Hauptfront (Langseite) dem Markt zugekehrt ist, vereinigen sich die Baustile der Gothik und der Renaissance zu einem in hohem Grade malerisch wirkenden Ganzen. Der letzteren gehören, aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammend, die Façade mit ihrem Säulengang, dem „Rathhausbogen", das bildnerisch reich, mit allerlei symbolischen Gestalten geschmückte Gesims und Gallerie, der „die Güldenkammer" genannte gewaltige Erker und die drei herrlichen Giebel an, während die Gothik des ursprünglichen Baus (vom Anfang des 15. Jahrhunderts) noch in den Kurzseiten zur Erscheinung kommt und uns besonders durch das auf einer Frauengestalt-Karyatide ruhende westliche Eckthürmchen künstlerisch anmuthet. In gothischem Stil sind auch „Zimborium" und „Capitäl" (Console und Baldachin) der sechzehn Sandsteinfiguren gehalten, welche die Zwischenräume der oberen Fenster der Façade und der Seitenfronten schmücken.

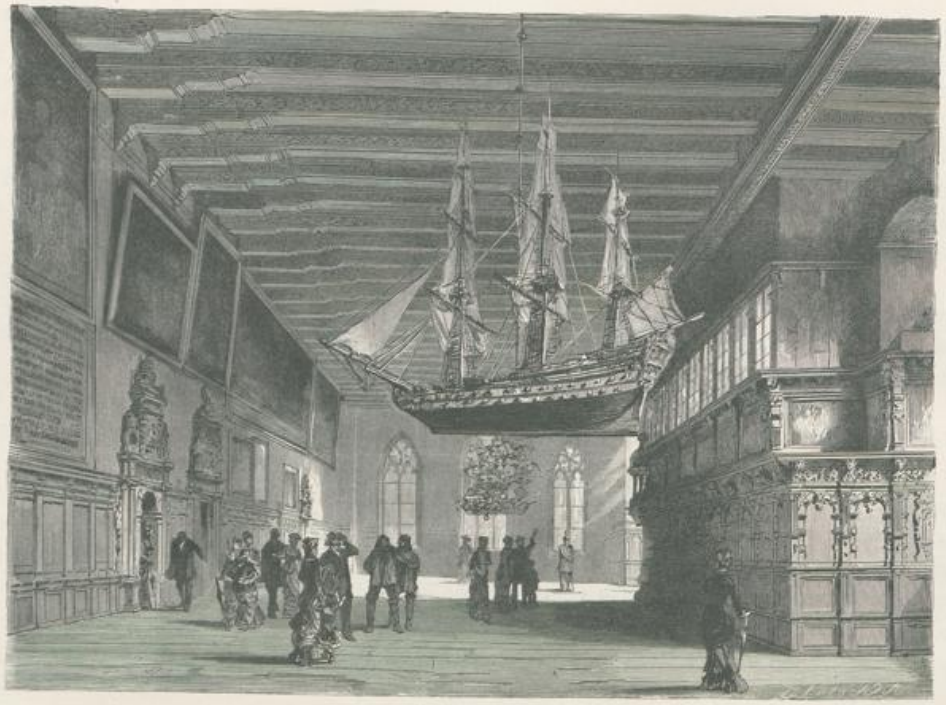
Sie stellen in idealen Gestalten den deutschen König und Kaiser und die sieben Churfürsten, Sankt Peter mit den Schlüsseln in der Rechten, die ihm geweihte Domkirche anschauend (s. die Eckfigur auf unserem Bilde), Propheten und Weise des Alterthums dar.

Neben der Ostseite des Rathhauses zeigt uns das Bild den Markt und in der Perspective die schönste Straße der Stadt, die Obernstraße, endlich die Rolandssäule, jenes in seiner jetzigen Gestalt aus dem 15. oder 16. Jahrhundert stammende Wahrzeichen der städtischen Rechte und Freiheiten, ein Kolossal-Standbild des Paladins Karls des Großen, welcher, den Blick nach dem Dom gerichtet, das Schwert in der Rechten, am linken Arm das Schild trägt, dessen den Reichsadler einfassende Umschrift lautet:

Vryheit do ik ju openbar,
De karl und mennig vorst vorwar
Desser stede ghegheven hat.
Des danket gode, is min radt.

Auf einer alterthümlichen Wendeltreppe gelangen wir zur oberen Rathhaushalle, die noch heute, wie zu den Zeiten, da am nordöstlichen Ende der holzgeschnitzte Rathsstuhl stand, der Versammlungsort des Senats und der Bürgerschaft bei feierlichen Staatsakten ist. Unsere Aufmerksamkeit verdient hier weniger der mit den Medaillons deutscher Kaiser und auf sonstige Weise bunt geschmückte Balkenplafond, als der Holzbau an der Südwand, welcher jenen Erker der Marktseite, die „Güldenkammer", umschließt; denn sein bildnerischer Schmuck, besonders die schlanke Wendeltreppe mit ihren reichen Verzierungen ist ein wahrer Triumph der deutschen Holzschneidekunst des 17. Jahrhunderts. An der nördlichen Längswand sehen wir westlich zunächst ein großes Frescogemälde — die Domkirche im Jahre 1532 und die Gründer des Bisthums Bremen, Karl den Großen und Bischof Willehad — während ein anderes östlich, über der Stelle, wo einst der Rathsstuhl stand und wo sich jetzt die Marmorstatue des Bürgermeisters Smidt erhebt, das

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe



Rathhaussaal in Bremen.

Urtheil Salomonis zum Gegenstande hat. Alte Stadtbilder, die Conterfeie von Fischungeheuern, die in früherer Zeit an der Weser oder ihren Nebengewässern strandeten und mannigfach ornamentirte Portale, die zu den größeren und kleineren Räumen der Nordseite führen, schmücken und gliedern die im Uebrigen mit Inschriften förmlich bedeckte Wand. Von diesen möge die älteste auf einer Steinplatte eingegrabene in deutscher Uebersetzung folgen, wobei wir bemerken, daß durch die Thür, über welcher wir sie finden, einst die Rathsherren in die Halle traten:

Bist Du erwählt zum Leiter der Stadt, zwölf Regeln Dir merke:
Einig mache das Volk, das gemeinsame Beste erstrebe,
Gib den Erfahrnen Gewalt, treu wahre der Stadt ihre Güter,
Stetig wachs' ihre Macht, doch den Nachbarn halte zum Freunde,
Schütze das Recht, und gleich sei es stets den Armen und Reichen,
Gute Gesetze erhalte, den schlechten verschließe die Thore,
Ehre den Herrn und die Sprüche weiser Männer bewahre,
Beide Theile höret

1491.

Die hohen Bogenfenster der schmalen Ostseite schmücken moderne Glasgemälde, welche Bremer Bürgermeister aus drei Jahrhunderten darstellen, während von der Decke herab Modelle alter Orlogsschiffe der Hansen, die zum Schutz ihre Handelsflotten „convoyiren" ließen, und des ersten Dampfers, „Washington", hängen, welcher von deutschen Ufern nach Amerika fuhr. Das unter Glas stehende Schiffsbild in der nordwestlichen Ecke stellt die „Hansa", das erste Admiralschiff der deutschen Flotte vor, welches von der Witwe des Admirals Brommy im Jahre 1860 der Stadt

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Bremen geschenkt wurde. Wappen alter Geschlechter der Stadt, wie sie in anderen Rathhäusern zahlreich die Fenster schmücken, finden wir nur wenige, wie z. B. die der Ölrichs, Ruyter, Gildemeister. In Handelsstädten erbt sich ein reicher Besitz selten lange in einer Familie fort oder man legte hier von jeher auf solchen heraldischen Zierrath wenig Werth. Die Raummaaße der oberen Rathhaushalle sind: 39,21 m Länge, 13,17 m Breite, 8,82 m Höhe.

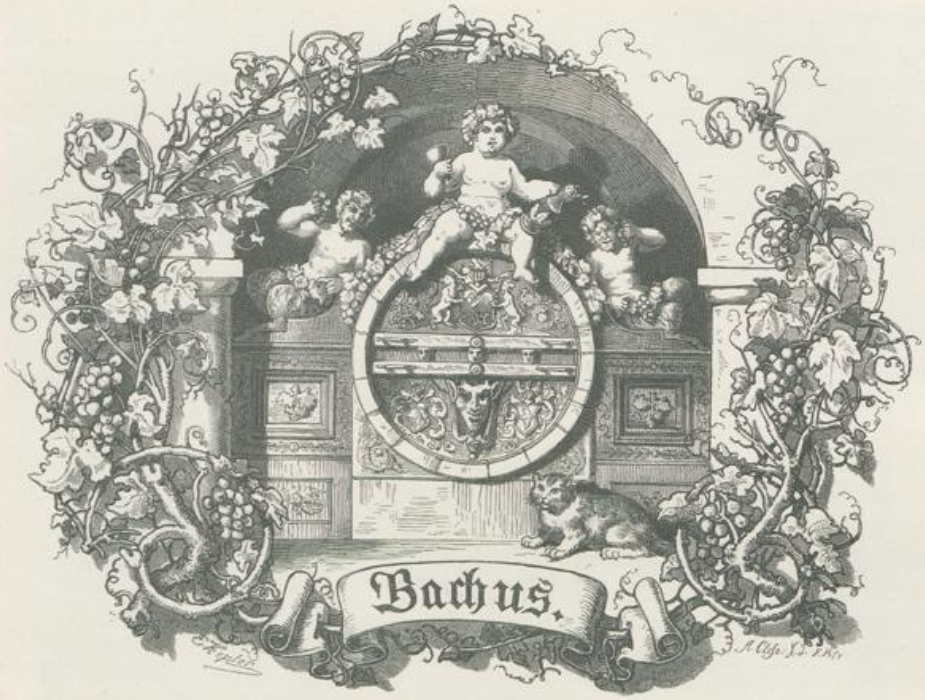
Die Vorstufen des schönen westlichen Portals hinabschreitend, wenden wir uns links zum „Rathskeller" oder Stadtweinkeller.

Der unter dem Rathhaus gelegene Hauptraum, in den wir sofort treten, ist im Wesentlichen noch so geblieben, wie er im 15. Jahrhundert geschaffen wurde, eine von Pfeilern getragene gewölbte Halle, welche sich in sechs Abtheilungen zu Seiten des Bogengangs gliedert. Vor jeder thront ein zierlich mit allerlei vergüldetem

Im Rathskeller zu Bremen.

Schnitzwerk und Bildnerei geschmücktes Faß, das meist leer, nur als Decoration oder Symbol für die unter ihm an Tafeln sitzende fröhliche Gesellschaft dient; gegenüber auf der anderen Seite des hindurch zum Echo- oder Flüstersaal führenden Bogengangs liegen die sechs „Logementer", kleine Cabinette, die ihr Licht durch hohe nach dem Rathhausbogen schauende Fenster empfangen. Auf unserem Bilde sehen wir das östliche Ende der Halle, zwei solche Logementer und den geräumigen Echo- oder Flüstersaal, so genannt, weil längs eines seiner Pfeiler und Gewölbe ein merkwürdiges akustisches Spiel, eine Fortleitung des leisesten Geflüsters stattfindet. Dieser Saal und die an der Nordseite der Haupthalle gelegenen Räumlichkeiten, das Senatszimmer und der Bacchussaal, haben neuester Zeit in dem Medaillon des Dichters der „Fantasieen im Bremer Rathskeller", Wilhelm Hauff, in der weinspendenden Brema, dem Bacchusfest, den Dichtern des Weines: Anakreon, Claudius, Horaz und Scheffel, endlich in den Gestalten des Roland und der Jungfrau Rose einen malerischen Schmuck erhalten, der sich von dem mit Holzschnitzwerk gezierten Wandgetäfel wirksam abhebt. Der Rathhauskeller setzt sich als Börsenkeller unter der alten Börse fort; die Länge beider Keller ist 92,10 m bei einer Breite von 11½ m und einer zwischen 4 und 4½ m wechselnden Höhe. Hier zu beiden Seiten lagern die mächtigen Fässer voll des köstlichen Labetrunks und am Ende begrüßen

Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Bachusfaß.

wir das im Jahr 1624 gezimmerte Bachusfaß mit dem auf ihm reitenden hölzernen dickbäuchigen und paußwangigen Weingott. Historische Merkwürdigkeiten des Rathskellers sind ferner die bei der Haupthalle gelegenen „Rose"- und „Apostelkeller", berühmt wegen ihrer zum Theil aus dem 17. Jahrhundert stammenden Rüdesheimer Weine. Vornehmlich die „Jungfer Rose", welche an der Decke des Gewölbes sinnbildlich durch eine Rose dargestellt ist, begeisterte die Altvorderen zu allerlei oben und an den Wänden niedergelegten Reimsprüchlein, die dem literarischen Geschmack des vorigen Jahrhunderts entsprochen haben mögen, wie jener lateinische hier übersetzte:

Warum die Rose, die Blume der Venus, in der Höhle des Bachus gemalt wird?
Weil ohne den Wein selbst Venus friert! —

oder ein deutscher:

„Was Magen, Leib und Herz, Saft, Kraft und Geist kann geben,
„Betrübte trösten mag, Halbtodte kann beleben,
„Theilt diese Rose mit. Sie hat von hundert Jahren
„Den Preis, ein edles Oel mit Sorgfalt zu bewahren."

Die heutigen Bremer denken anders von der Sache, wie ihre Vorfahren, sie stimmen nicht ein in Hauff's liebliches Rosegedicht, wo es heißt:

Und seit ich einmal sie geküßt,
Mein Herz vor Sehnsucht trunken ist!

sind auch nicht der Meinung Heine's, daß „je älter sie wird, je lieblicher blüht sie."

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Sie erklären vielmehr den Rosewein für sauer und loben sich die Perlen der heutigen Rathsweinkellerkarte, wie den Steinberger und Markobrunner Cabinet, den Erbacher Honigberg, den Niersteiner Rehbach Auslese und was der edlen und theuren Tropfen mehr sind. In früherer Zeit war der Handel mit Rheinweinen ein Privileg des Raths; auf solche, sodann auf Pfälzer-, Mosel- und Saarweine, beschränkt sich auch — neben dem als Mischwein für Damen begehrten süßen spanischen Rebensaft, dem Sekt — noch heute das reiche Weinlager des Rathskellers, welcher, verwaltet von dem weinkundigen Kellermeister, in guten Rebenjahren seine Vorräthe durch Anschaffungen im Werth bis zu 300,000 Mark ergänzt, während die jährliche Reineinnahme der Stadt aus dem Keller in runder Summe 100,000 Mark beträgt.

So ist denn dieser Ort jetzt wie vor Jahrhunderten, wo der Weinmann, der „Herren Schenk", der „Kellerhauptmann" zwischen den Stückfässern zuerst Tische und Bänke aufstellte, damit sich der Bürgersmann bei gutem Trunk erholen und mit seinen Genossen der Lust des Zechens hingeben konnte, der Freude, der heiteren Geselligkeit in würdigster Weise geweiht. Nicht einsam wandelst Du hier, o Fremdling, der Du der alten Hansestadt einen Besuch abstattest und, wie erklärlich, nicht zuletzt Deine Schritte zum Rathskeller lenkst. Magst Du am Tage aus dem Gewühl des Marktes in diese friedlichen Räume herniedersteigen, wo heller Sonnenstrahl die Halle durchblitzt und den Inhalt des Römers in eitel fließendes Gold verwandelt, magst Du am Abend kommen, wo statt des Thrankrüsels zu Hauff's Zeiten, zahlreiche Gasflammen glänzen, immer findest Du fröhliche Menschen, die gleich Dir hier Erholung, Erquickung suchen und finden. Und wenn Du nach heiter verlebten Stunden Deine Schritte wieder aufwärts lenkst, auch dann ist dafür nach Kräften gesorgt, daß Dich nicht jener gräßliche tigerartige Kater packe, den Meister Fitger in boshaftem Humor über die Thür des Senatszimmers gemalt hat, denn nach der Ordnung des Kellers, in welchen man des Wochentags nur bis halb elf und des Sonntags bis elf Uhr Abends gelangen kann und der um ein Uhr Nachts unabänderlich geschlossen wird, reicht man Dir nur bis zur Mitternachtsstunde Wein. Es erwartet Dich also höchstens nur ein kleiner Kater, ähnlich den hie und da surrend und schnurrend herumschleichenden Epigonen des dahingeschiedenen Riesenkaters Peter. Bald ist es überwunden, die Erinnerung an das genossene Gute bleibt.

Ein moderner gothischer Bau erhebt sich an der Ostseite des Marktes. Treten wir um die Mittagszeit mit einem Strom von Menschen in seine hohe, weite, säulengetragene Halle, so sind wir mitten in dem erwerbenden, rechnenden, speculirenden Bremen, in der Börse. Von der Gallerie blickt eine marmorne Brema herab, die Wappen der Länder, mit denen der Weserhandel verkehrt, zieren die Langseiten des Mittelschiffs, kräftige Gurte oder Bögen tragen die getäfelte Holzdecke. Die südliche Wand des Mittelschiffs führt uns in einem lebensvollen Bilde den historischen Moment vor Augen, wo die kolonisirenden Hanseaten — Geistliche, Ritter, Kaufleute — vom Schiff die unwirthliche Küste Livlands betreten. Auch die hohen Wände des Treppenhauses zieren farbenprächtige Bilder: ein unter dem Schutze Neptuns zum Hafen kehrendes Schiff; Brema ihre zur Ruhe gelegte Flagge bekränzend und in allegorischen Figuren die für die Seefahrt bedeutsamen Sterne und Sterngruppen des südlichen Kreuzes, des Nordsterns, des Siebengestirns und der Milchstraße. Nicht minder schmücken die Außenseite zahlreiche allegorische Gestalten.

Es ist hier wohl der Ort, einige wenige Worte und Zahlen über Bremens Handel und Verkehr einzuschalten. Er stützt sich auf die Ein- und Ausfuhr zur See; die Vertheilung der Güter erfolgt theils auf der Weser, theils durch die nach Köln, Hamburg, Berlin, Hannover und weiter führenden Eisenbahnen. Die Oldenburgische und die Geestebahn vermitteln den Küstenverkehr. Daneben kommt noch der Bedarf der Stadt (mit 112,000 Einwohnern) und die Lagerung für etwaige Wiederausfuhr zur See in Betracht. Die Zahl der Bremer Seeschiffe betrug Ende 1880 285, mit einem Gesammtgehalt von 270,320 Netto-Register-Tons und zwar sind dieß großentheils Schiffe der sogenannten „langen Fahrt", solche, die nach außereuropäischen Häfen, Archangel und dem schwarzen Meere fahren. Die Zahl der Bremer Dampfer betrug Ende 1879 67. Hierzu stellt der Lloyd das

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Hauptcontingent, daneben gehören 12 Seedampfer einer anderen Gesellschaft, dem „Neptun", an, welche vornehmlich die europäische Dampfschifffahrt schwunghaft betreibt. Es mag hier auch noch, neben der früher erwähnten oldenburgischen, die in Geestemünde registrirte preußische Handelsflotte der Weser genannt werden, weil ihre Schiffe wohl zum guten Theil für Bremer Rechnung fahren. Diese Rhederei, eine Anzahl Flußschiffe hinzugerechnet, zählte Ende 1877 57 Schiffe von 33,132 Register-Tons. Begreiflicher Weise vermitteln daneben auch fremde Schiffe den bremischen Seeverkehr; im Ganzen kamen im Jahr 1879 für Bremen 2821 Schiffe mit 1,083,411 Register-Tons an, während 3017 Schiffe mit 1,077,900 Register-Tons abgingen. Die Gesammt-Einfuhr Bremens betrug 1879 33,1 Millionen Centner im Werth von 471,5 Millionen Mark; die Gesammt-Ausfuhr im selben Jahr 25,1 Millionen Centner im Werth von 470 Millionen Mark. Der „Import"- (Einfuhr-)Handel ist größtentheils Eigenhandel, der „Export"- (Ausfuhr-)Handel dagegen meist Commissionsgeschäft, d. h. er wird hier für fremde Rechnung vermittelt. Die Stapel-Artikel der Einfuhr sind Tabak, Baumwolle, Reis, Getreide, Schafwolle und Petroleum. Bis vor einer Reihe von Jahren war die Bremer Börse eine reine Waarenbörse; in neuester Zeit hat sich auch ein „Fonds"-Geschäft entwickelt.

Stadtwage in Bremen.

Die Südseite des Marktes begrenzt das im Zopfstil erbaute Haus Schütting, der Sitz der Handelskammer und des Büreau's der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Noch einige andere alte oder restaurirte Giebelhäuser am Markt und in der Langenstraße können uns daran erinnern, daß schon zu früherer Zeit hie und da, wenn auch nicht in dem Umfang wie in anderen alten deutschen Städten, Lust und Vermögen sich zeigte, das Wohnhaus nicht bloß im Innern bequem und behaglich, sondern auch äußerlich zierlich und schön zu gestalten. An dieser Langenstraße, welche ehedem fast ausschließlich der Sitz der großen Handelscomtoire war, erhebt sich die aus dem Jahr 1587 stammende „Rathswage" oder Stadtwage. Daß zu den Zeiten des Rathhausbaues, im Anfang des 17. Jahrhunderts nicht bloß Handel und Schifffahrt, sondern auch die in Gilden und Zünften vereinigten und geschlossenen Gewerbe blühten, davon zeugen Portal und Giebel des ehemaligen Krameramthauses, das sich, in seinem Innern umgebaut und besonders in den beiden Sälen, mit reichem Farbenschmuck ausgestattet, als jetziges Gewerbehaus der Kirche zu St. Ansgar und dem Marmorbilde dieses Heiligen gegenüber, erhebt. In einem unscheinbaren Nebengebäude ist unter sachkundiger Leitung mit dem Namen „technische Anstalt für Gewerbtreibende"

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

eine Sammlung von Mustern und Modellen und eine Zeichenschule eingerichtet, die für die Heranbildung des bremischen Kunstgewerbes sich äußerst wirksam erzeigt.

Die Anstalten, welche den Interessen des Handels und der Schifffahrt dienen, sind nicht in gleicher Weise räumlich concentrirt: im Südosten liegt die neue Seefahrtsschule, in der westlichen Vorstadt das „Haus Seefahrt", ein Asyl für alte Seeleute und deren Witwen, dessen älterer in der Altstadt gelegene Bau einer Straßenanlage weichen mußte. Die innere Ausstattung des neuen Saales hat wiederum Meister Fitger's Kunst bereichert und verschönt und zwar durch einen Cyclus von Gemälden, welche die fünf Welttheile und die vier Winde, jene durch Frauengestalten, diese durch geflügelte Männer darstellen. Alljährlich im Februar begehen nach altem Brauche der ehrwürdigen, weit über drei Jahrhunderte alten Stiftung Genossen derselben, Kaufleute und Schiffer, die „große Schaffermahlzeit", ursprünglich ein Abschiedsmahl für die nach der Winterlage ihre Reisen antretenden Seeleute. Das „Seefahrtsbier", der Stockfisch und andere besondere Gerichte bilden Hauptbestandtheile des Mahles, zu welchem als Gäste nur Fremde, niemals aber Bremer Bürger, die noch nicht „geschafft", d. h. eine Seefahrtsmahlzeit veranstaltet haben, eingeladen werden dürfen. Das Portal des alten Hauses mit seinem berühmten Spruch: Navigare necesse est, vivere non est necesse, ist am Eingang zum neuen Gebäude wieder aufgerichtet.

Die Kirchen Bremens bieten ein reiches historisches und kunsthistorisches Interesse, aber keine imponirt durch ihre äußere Erscheinung. Die Geschichte des Baus der St. Petri-Domkirche, deren ältester Theil aus dem 11. Jahrhundert stammen soll, ist noch heute in manchen Punkten dunkel. Fast jede Bauperiode hat irgend einem Theil ihre Spuren hinterlassen. Die äußere Erscheinung des Domes, welcher seine Langseite dem größten Platze Bremens, dem langweiligen Domshof, zukehrt, ist nicht schön; dem nördlichen Thurm, dessen oberen Theil vor mehr als 200 Jahren der Blitz zerstörte, hat man ein laternenartiges Glashaus, die sogenannte „welsche Haube" aufgesetzt; der südliche Thurm stürzte 1638 ein und zeigt sich noch heute als Ruine. Der alte Kreuzgang ist verschwunden und an seine Stelle, mit dem angefügten Saalbau des Künstlervereins ein neuer getreten. Die uralte Krypta wird leider noch immer als Waarenlager benutzt! Gleichem Zweck diente eine an der Südostseite des Domes angebaute Halle, die ursprünglich vielleicht ein Refectorium des Domcapitels war. Es ist das Verdienst Heinrich Müller's, des Erbauers der neuen Börse und vieler anderer öffentlicher und Privat-Bauten Bremens, diese dreischiffige von neun Gewölbejochen getragene Halle restaurirt und im Jahre 1857 dem damals in der Bildung begriffenen Künstlerverein übergeben zu haben. Weitere häßliche Anbauten an dieser Seite des Doms wurden ebenfalls beseitigt und zum Theil an ihrer Stelle jener Neubau errichtet, in dessen vier Saalräumen die großen Concerte stattfinden und viele der zahlreichen Vereine tagen. Der Bleikeller des Doms, so benannt, weil dort früher Blei lagerte, hat die merkwürdige Eigenschaft, daß in seinem Gewölbe todte Körper nicht verwesen, sondern auftrocknen.

Auf dem Platz, an dem die Localitäten des Künstlervereins gelegen, ist eine Gustav-Adolf-Statue auf hohem Granitpostament errichtet. Man dachte nicht daran, diesem Vorkämpfer protestantischer Glaubensfreiheit gerade in Bremen ein Denkmal zu setzen, wie dies schon längst und mit Recht auf den Schlachtfeldern von Breitenfeld und Lützen geschehen ist, denn die schwedische Zeit war gerade für Bremen eine schlimme Zeit. Dieses Erzstandbild war vielmehr für Gothenburg bestimmt, das Transportschiff strandete aber bei Helgoland, die Schweden wollten den von den Insulanern geforderten hohen Bergelohn nicht zahlen und so kam Bremen durch eine Anzahl seiner Bürger, welche den Kauf des geborgenen Guts abschlossen, zu einem Denkmal! Diesem erzenen Schwedenkönig gegenüber haben andere öffentliche Standbilder sowohl durch ihren Zweck wie durch die Art und Weise der Ausführung volle Berechtigung, so Steinhäuser's Statue des Astronomen Olbers, der in Bremen lebte und starb, Keil's Kriegerdenkmal und andere. Dem Gustav Adolf gegenüber steht ein in weißem Backstein aufgeführter geschmackvoller Renaissancebau, die neue in ihrem Innern zweckmäßig, ja elegant eingerichtete Reichspost.

Wir nennen noch die nahe dem Rathhaus gelegene Kirche zu U. L. Frauen, eine dreischiffige Hallenkirche aus dem 13. Jahrhundert, deren südlicher im frühromanischen Styl gehaltener Thurm jedoch wahrscheinlich aus dem

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

11. Jahrhundert stammt, die Ansgariikirche mit dem höchsten Thurm der Stadt, die moderne gothische Remberti-kirche (Erbauer Heinrich Müller).

Den besten Blick über die längs dem sich biegenden Stromufer gelegene Altstadt gewinnen wir, wenn wir die zur Halbinsel Werder führende große Weserbrücke überschreiten. Stromabwärts schauen wir zu der neuen, der Kaiserbrücke, welche sich an einem Pfeiler mit der Spitze der Halbinsel, dem mit mächtigen Packhäusern besetzten Tonnenhof verbindet und sodann nach der Neustadt führt. Auch die große Weserbrücke setzt sich dahin durch die „kleine Weserbrücke" über den „die kleine Weser" genannten todten Arm fort. Die kleineren Seeschiffe (bis zu $2^1/_2$ m Tiefgang), welche zur Stadt heraufkommen, legen unterhalb der dritten, stromabwärts gelegenen Eisenbahn-brücke an, jenseits in dem Sicherheitshafen oder diesseits vor die großen „Weserbahnhof" genannten Niederlagsgebäude, aus denen Schienenstränge bis zum Hauptbahnhof führen. In jener Gegend hat sich, so weit dies in dem bremischen

An der Weserbrücke in Bremen.

Freihafengebiet möglich, eine Groß-Industrie entwickelt, deren bedeutendste Vertreterin die Aktiengesellschaft „Weser" ist, eine aus kleinen Anfängen kräftig emporgeblühte Eisen- und Metallgießerei, auf deren Werften in der letzten Jahresreihe elf eiserne Kanonenböte der deutschen Kriegsmarine erbaut wurden.

Der Güterverkehr von Bremen weseraufwärts wird durch die sogenannten „Weserböcke" vermittelt, gedeckte Fahrzeuge von 100 bis 250 Tonnen Gehalt, deren uns das Bild zwei vorführt. Von Bremen ab verkehren etwa 100 solcher Schiffe, die zusammen etwa 20,000 Tonnen Gehalt haben mögen (die Tonne zu 1000 kg Gewicht). Das Deck ist in Abtheilungen getheilt, jede von $3^1/_2$ m Länge; vor der in der Mitte gelegenen Cajüte sind deren drei, hinten sieben. Die ältere Form, mit stumpfem Vorder- und Hintertheil, sehen wir links auf dem Bilde an der großen Weserbrücke. Diese Fahrzeuge sind jetzt aus dem eigentlichen Güterverkehr meist ausgeschieden und dienen zum Transport von Torf. Die Bockschiffe der neueren Form, welche der auf dem Unterrhein und dessen Nebenflüssen gebräuchlichen entlehnt wurde, werden bei 4—5 zu einem Schleppzug formirt, der nach seinen Bestimmungsorten stromaufwärts, — in der Regel bis Minden, aber auch weiter bis Hameln und selbst bis Münden, — von einem Dampfer geschleppt wird. Ein solcher „Schleppzug" kann Güter im Gewicht bis zu 700,000 kg aufnehmen, ein

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Quantum, welches der Gütermenge von 70 beladenen Eisenbahnwaggons gleichkommt. Auf diese Weise sind im Jahr 1879 52,199,000 kg Güter von Bremen stromaufwärts befördert.

Der Strom war und ist das Lebenselement Bremens. Er rief durch Fähre und Fischerei die ältesten Ansiedlungen ins Dasein, er bot dem Handel eine treffliche Straße, die noch heute, im Zeitalter der Eisenbahnen, von großer Wichtigkeit ist. Gelegentlich macht er sich freilich unbequem, ja er kann gefährlich werden, wenn im Winter oder Frühjahr seine Gewässer, angeschwollen durch langanhaltenden Regen oder durch die Schneeschmelze in den Zuflußgebieten, sich über die Inundationsterrains oberhalb der Stadt, den Stadtwerder und die Pauliner Marsch ergossen haben und nun, gepeitscht vom Südweststurm, die schäumende Welle bis an den Rand der Deiche und Kaimauern schlägt, welche die Stadt schützen. So war's im Dezember 1880. Die Deiche und Bollwerke an der Weser hielten Stand. Aber jener niedrigere Wumme-Deich des oben erwähnten „Blocklandes", der weiten Niede-

„Weserböcke".

rung, welche im Norden der Stadt sich erstreckt und bis an ihre Vorstädte reicht, gab, erweicht von den unaufhörlichen Regen, bedrängt von der Wumme und besonders von dem aus der Weser heraufdringenden Hochwasser, an einer Stelle nach und durch den am 29. Dezember auf 170 m Länge gebrochenen Deich ergoß sich die Flut bis an und in die äußeren Theile der Stadt.

Nur mit großen Kosten und Anstrengungen wird es gelingen, einen wirksamen Schutz auch nach dieser Seite hin für die Stadt zu schaffen. Doch mit Energie, Sachkunde und Opferwilligkeit wird auch diese Aufgabe, wie so manche andere, die Bremen gestellt war, gelöst werden. Durch die ganze Geschichte Bremens, besonders die seiner Handels- und Schifffahrtsunternehmungen, geht ein frischer Zug der Selbsthülfe, der selbst vertrauenden Thatkraft hindurch, der mit ruhiger, stetiger Arbeit Das zu erringen strebte und verstand, was zum Theil anderen Seehandelsstädten, durch Naturbedingungen oder die Gunst der sonstigen Verhältnisse, ohne eigenes Zuthun gewährt war. Diese, wenn man so sagen darf, Initiative der Bremer Bevölkerung offenbart sich auf vielerlei Weise wahrhaft erquickend, z. B. in der vor 14 Jahren begonnenen Anlage des „Bürgerparks", welcher, geschaffen von dem genialen Gartenbaukünstler Benque, leider durch jene Hochflut arg heimgesucht wurde. Die Stadt als solche gab

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

nur das Terrain dazu her, die Kosten, bis jetzt über 1 Million Mark, flossen aus freiwilligen Beiträgen Tausender zusammen. Manche Anstalten städtischer Kultur, welche anderswo der Staat oder die Commune hervorrief oder unterhält, wurden ohne jede behördliche Unterstützung oder auch nur Anregung durch die freie Thätigkeit der Bürger geschaffen. So die „städtischen Sammlungen für Naturgeschichte und Ethnographie", — besonders reich in der Ornithologie, — die von der Museumsgesellschaft zusammengebracht und erst vor einigen Jahren unter die Obhut und Verwaltung der Stadt genommen wurden, so noch heute die Gemälde- und Kupferstichsammlung des Kunstvereins. Außerordentlich mannigfaltig hat sich überhaupt das Vereinsleben entwickelt. Von den politischen und religiösen Vereinen sehen wir ab und können natürlich auch nicht bei den zahlreichen Wohlthätigkeitsvereinen verweilen. Wir nennen nur den Künstlerverein, welcher besonders die Literatur und in Verbindung mit dem Institut der Privatconcerte und der Singakademie, die Musik pflegt, den kaufmännischen Verein, welcher in seinem behaglich eingerichteten Hause „Union" den Mitgliedern die Mittel weiterer Ausbildung in ihrem Fach, Erholung und geistige Anregung bietet, den Gewerbeverein, den Arbeiterbildungsverein „Vorwärts" (mit eignem Hause), den Volksbildungsverein, den naturwissenschaftlichen Verein, die geographische Gesellschaft, welche wissenschaftliche Reisende aussendet, den Gartenbauverein.

Bremen ist endlich auch der Sitz einer Gesellschaft, welche ihre humane Wirksamkeit über die ganze deutsche Küste erstreckt und überall im Vaterlande ihre Mitglieder hat: „der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger". In Kiel am 15. Mai 1865 begründet, umfaßt sie gegenwärtig 48 Bezirksvereine und 153 Vertreterschaften, die Zahl ihrer Mitglieder beläuft sich auf 34,300; für Einrichtung und Unterhaltung ihrer Rettungsstationen, jetzt 89, verwandte sie im Ganzen 1½ Millionen Mark; 1160 Personen wurde das Leben gerettet!

Die nächste Umgebung Bremens ist landschaftlich reizlos. Jedoch in der Entfernung von zwei bis drei Stunden boten sich hie und da in Wald und Höhenzügen günstige Verhältnisse für die Anlage von Sommerlandsitzen und so entstand unter den schattigen Eichen der idyllisch gelegenen Dorfschaft Oberneuland die ältere Villenkolonie. Die neuere, St. Magnus, — zum Theil prächtige schloßartige Gebäude, wie die Villa des Herrn Baron von Knoop, — finden wir am hohen rechten Ufer der bei Vegesack in die Weser mündenden Lesum. Von dem Rande dieser „Hohen Geest", die sich unterhalb Vegesack noch ein gutes Stück längs der Weser erstreckt, hat man überall einen weiten Blick über die Ebene. So überschaut man in Blumenthal, aus Park und Schloß des bedeutendsten Rheders von Bremen, Herrn Wätjen, das grüne Stedingerland, von den Höhen von St. Magnus die Niederungen bis zur Stadt, die sich mit ihren Thürmen recht malerisch am Horizonte abhebt. Für diese ganze Niederung bildet wiederum der Kirchthurm von Lesum einen weithin sichtbaren point de vue. Die Kirche von Lesum, das einst das Tusculum Erzbischof Adalbert's gewesen sein soll, enthält, so wird uns mitgetheilt, im Thurm eingemauert einige romanische Säulen eines älteren Baues, der wohl jener Glanzzeit angehört haben könne, daneben zahlreiche Grabsteine aus dem späteren Mittelalter.

Hiermit sei unser Blick auf „Bremen und die Weser" geschlossen. Möge die gute Stadt auch in Zukunft bleiben, was sie war: ein Hort deutscher Kultur an unserer Nordwestmark und möge sie noch wachsen in dem Beruf, der ihr, neben anderen deutschen Seestädten, angewiesen ist: zu vermitteln den freien friedlichen Verkehr über die wogende See bis zu den fernsten Küsten und Völkern!

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Blick auf die Elbe und den Hamburger Hafen. Von Franz Gehrts.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Hamburg — man kann das Wort nicht aussprechen ohne die verschiedenartigsten Gedanken bei jedem leidlich unterrichteten Menschen zu erregen. In manchem überseeischen Lande hat man vom Dasein eines „Deutschland“ erst erfahren, als das wohlbekannte Hamburg auf seinen Schiffen eine „deutsche“ Flagge wehen ließ. Andererseits gilt dasselbe Hamburg bei manchen guten Deutschen als eine Art englischer Kolonie, die nur zur Ausbeutung Deutschlands vorhanden sei. In England traf Schreiber dieser Zeilen bei Erwähnung Hamburgs gewöhnlich die Ansicht, es sei „eine sehr vergnügte Stadt, in der alle Arten von Freuden reichlich genossen werden“; in Rußland dagegen stehen die Hamburger im Rufe besonderer Wohlerzogenheit. Im schreienden Widerspruche dazu heißt der Hamburger in einigen Nachbargebieten speziell „der Grobe“, und in manchen nordöstlichen Gegenden unseres Vaterlandes gilt diese Stadt als eine Art Abdera von Spießbürgerei und Partikularismus; wogegen wieder der Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts, Gervinus, in Hamburg die Hauptstadt des zukünftigen Deutschlands erkannte und die etwas schroffe Behauptung aufstellte, nur die Hamburger unter den jungen Deutschen seien „keine Theetöpfe“.

Eine Stadt, die so entgegengesetzte Urtheile hervorruft, ist offenbar nicht ganz leicht richtig zu verstehen und namentlich sehr schwer in Kurzem zu beschreiben. Komm und siehe! muß man dem Leser zurufen. Und da nun von Allen Keiner bestreitet, daß ein Besuch Hamburgs — wohlverstanden mit gut gefüllter Börse — eine sehr genußreiche Sache ist, so darf diese Aufforderung wohl auf Befolgung rechnen.

Aber man meine nur nicht, daß ein kurzer Besuch genügt, um zu lernen, „was eigentlich an Hamburg ist“. In den meisten anderen Großstädten gibt es eine Menge „Sehenswürdigkeiten“, die sich planmäßig studiren lassen. Hat man sie kennen gelernt und dabei beobachtet, wie sich das Volk zu ihnen verhält, so kennt man den Ort und kann weiter reisen. Der Charakter der dortigen Bevölkerung manifestirt sich genügend durch die Stimmung der Leute für diese Einzelheiten. Anders hier! Hamburg besitzt wohl auch merkwürdige Einzelheiten, dieselben haben aber mit dem Charakter der Stadt nicht genügenden Zusammenhang, um ihn dem Fremden ohne Weiteres deutlich zu

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Pariser Eisenbahnbrücke in Hamburg.

offenbaren. Was von Emden gesagt wurde, daß die Stadt selbst die größte Sehenswürdigkeit der Stadt sei, das gilt auch von Hamburg. Nur ist diese Sehenswürdigkeit hier diametral entgegengesetzter Art, als wir sie dort fanden.

Wer die Stadt in ihrer Ganzheit auch nur äußerlich betrachtet, dem wird sie jedenfalls imponiren, falls er überhaupt offene Sinne mitbringt. Was gewisse andere Städte beständig „werden", das ist Hamburg seit Langem, Weltstadt und zwar deutsche Weltstadt, die einzige rein deutsche Weltstadt, die überhaupt existirt. Damit ist schon ausgedrückt, daß der jetzige Charakter der Stadt ein überwiegend moderner ist. Wohl ist Alt-Hamburg noch nicht ganz verschwunden, aber es steht als Ausnahme in dem Neuen da, von dem es mehr und mehr überfluthet wird. Mit diesem Gepräge der modernen Welthandelsstadt ist dem Hamburger Wesen ein Zug gegeben, der vielleicht manchem Binnendeutschen sehr wenig zusagt. Das Leben scheint hier rein materiell, praktisch und nüchtern zu sein. Dieser Schein ist ganz falsch, doch wird er Jeden mehr oder weniger täuschen, der nicht ins Innere der guten Häuser kommt. Aber auch den fremden Gast sollte eins vor all zu schnellem Aburtheilen bewahren: ein Blick auf die Energie, welche Hamburg als Gemeinwesen von jeher zum Wohlsein seiner Angehörigen entwickelt hat. Eine kleine freie Menschenschaar, die solche Werke ausführt, ohne daß irgend ein Fürst oder Held Ruhm davon erntet, lediglich zum Besten ihrer Kinder und Kindeskinder — der fehlt nicht eine Erhebung über das Gemeine und Niedrige, das sich ja häufig genug hinter idealistischen Floskeln versteckt, von denen in Hamburg niemals viel zu finden gewesen ist. Wer diese Seite des Hamburger Lebens näher betrachtet, wird mehr und mehr verstehen, welch hohe Poesie, freilich rein realistischer Art, eben dies durchaus moderne Hamburg in sich birgt. Nur wer bis zum Genuß dieser Poesie der Thatsachen durchgedrungen ist, der versteht Hamburg.

Wenn Du, lieber Leser, von Harburg aus auf der Eisenbahn Dich Hamburg näherst und nun, kurz bevor Du die Stadt erreichst, den breiten Fluß der Norderelbe auf hochschwebender Hängebrücke überschreitest und dabei die freudigen Blicke den herrlichen Strom hinuntergleiten läßt zum Mastenwalde des Hafens hin; oder wenn Du von Harburg aus mit dem Dampfboote den Flußarm Köhlbrand hinabfährst bis da, wo die Norderelbe, Hamburgs

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Strom und Lebensader, sich mit dem Köhlbrand vereint, wenn dann Dein Schiff in diesen nördlichen Elbzweig einbiegt und Du in ihm die Handelsflotte des Hafens vor Dir siehst, überragt von dem hochgelegenen mächtigen Michaelisthurme, dem von jedem rechten Hamburger fast wie ein lebendiger Freund geliebten Wächter dieses wunderschönen Hafens, in welchem die größten Seeschiffe unmittelbar an den Mauern der Speicher ankern können, dann, mein Leser aus Binnendeutschland, wirst Du gewiß zu Dir sagen: „Welch beneidenswerthe Lage hat doch diese Stadt an diesem Strome! Hier mußte sich ja ein solches Emporium entwickeln! Sind nicht die Hamburger wahre Glückspilze, daß sie an dieser Stelle heimisch sein durften!“ Aber gemach, guter Freund. So paradox es auch klingt, so wahr ist es doch: der Satz, daß die großen Flüsse die großen Städte erzeugen, ist hier auf den Kopf gestellt. Hier hat die Stadt sich den Fluß gemacht. Der gewaltige Strom, der hier die Vollschiffe aus beiden Indien an die Stadt hinanträgt, den der Schienenstrang nur auf dreifach gespannter Drahtbrücke großartigster Konstruktion überschreiten kann — er ist ein Kunstprodukt! Hamburg hat ihn sich geschaffen, als es noch eine neben Lübeck und Köln weit zurücktretende Kleinstadt war, weil es eine Weltstadt werden wollte. Und was es gewollt hat, hat es erreicht.

Michaelisthurm in Hamburg.

Hast Du nun im Pariser Bahnhof oder am Hafendamm Hamburger Boden betreten, und hat Dich die Droschke in eins der großen Hotels am Alsterbassin gebracht, so wirst Du gewiß ausrufen: „Welch eine schöne Stadt! Neben dem Strome des Verkehrs hat sie den lieblichen Landsee, umrahmt von Jungfernstiegen und Villenreihen, hier und da sich öffnend für einmündende Flüsse und Nebenbecken, die selbst wieder von gartenreichen Vorstädten umschlossen sind! Welch eine reizende Landschaftsbildung so unmittelbar neben dem Nützlichsten, was die Bodengestaltung zu geben vermag! Reiches Erwerben und süßes Genießen sind hier ja den Menschen geradezu von der Natur aufgedrängt.“ Aber wieder irrst Du! Dieser wundervolle Landsee in und vor der Stadt ist nicht minder Kunstprodukt als jener segelvolle Strom. Als Hamburg entstand, war hier nichts als ein weiter nebelbedeckter Sumpf, durch welchen der Alsterfluß in trägen Schlangenwindungen der Elbe zuschlich, deren Hauptstrom selbst erst eine weite Strecke vom Orte des heutigen Hamburg entfernt vorüberfloß. Den Zwischenraum füllte ein zweiter Morast. Am Saume dieses weiten Elbsumpfes zog sich eine uralte, längst mit Humus überzogene und mit dichtem Walde bedeckte Dünenhügelkette hin. Die Alster durchbrach diese Dünen an einer niedrigen Stelle und durch den

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Auf den Landungsbrücken am Hamburger Hafen.

natürlichen Stau oberhalb dieses Durchbruches entstand eben der Sumpf, den jetzt theils das doppelte Alsterbassin, theils der blumenreiche Vorort Uhlenhorst und andere Stadttheile einnehmen. Von den beiden Ecken der Dünen östlich und westlich dieses Durchbruches bildete die westliche einen stumpfen Winkel und formte sich zu einem muldenförmigen Plateau, das selbst wieder einen dritten, wie es scheint, lose durchwaldeten Sumpf trug, dessen Name Grindel (wie in Grindelwald) einen menschenfresserischen Wasserriesen bedeutet und den unheimlichen und ungesunden Charakter der Gegend erkennen läßt. Die östliche Ecke bildete dagegen einen sehr spitzen Winkel, die Hamme geheißen, von dessen äußerstem Vorsprung aus der Alsterübergang verhältnißmäßig leicht zu bewerkstelligen war. Hier wohnte wohl schon vor Jahrtausenden ein „grimmer Ferge", wie ihn uns das Nibelungenlied zeigt — jedenfalls selbst ein echter „Nibelunge" in einer Welt von nichts als Sumpf und Nebel. Noch 965, als Kaiser Otto der Große den revolutionären Pabst Benedict V. recht strenge bestrafen wollte, wußte er nichts Grausameres zu ersinnen, als eine Verbannung nach Hamburg — wo der arme Italiäner denn auch bald seinen rheumatischen Schmerzen erlag. Hamburg ist eine der ältesten Städte Norddeutschlands und doch ist nichts in seiner Geschichte mythisch und räthselhaft. Wohl bleiben einzelne Punkte historisch unbestimmbar, wohl rankt sich ein reicher Sagenschmuck um die alten Fundamente. Diese selbst aber sind mit bestimmter Absicht zu klar erkannten Zwecken gelegt. Die Stadt ist von jeher eine Stadt bewußten, energievollen Handelns gewesen, bisweilen mit höchsten Zielen im Auge.

Karl der Große hat hier zuerst eine Kirche gegründet und einen Prediger angestellt, wahrscheinlich 811. Die erwähnte Fähre führte einen verhältnißmäßig bedeutenden Zug von Wanderern vorbei, wodurch Gelegenheit zum Bekehrungswerke gegeben wurde. Unter Ludwig dem Frommen ist man dann auf den Gedanken gekommen, diesen Platz zum Sitz eines nordischen Erzbisthums zu machen, zu einer großartigen Missionsanstalt für ganz Skandinavien und für die ganze Slawenwelt. Ansgar war bekanntlich der erste Erzbischof (die päbstliche Bestätigung erfolgte 832) und sein und seiner Genossen planmäßiges Werk ist die Gründung Hamburgs, welches durch Anlegung eines Marktes und den daraus folgenden Gewerbebetrieb der Hörigen über das für den Gebrauch der Hofgenossenschaft Bestimmte hinaus sofort einen städtischen Charakter erhielt, wenn auch noch alle Selbstverwaltung fehlte. Wenn Du

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

jetzt die Petrikirche besuchst, fallen Dir am inneren Portal der südöstlichen Thür mehrere kurze glatte Granitsäulen auf, ganz ähnlich denen am Brunnen des Heidelberger Schlosses, die vom Ingelheimer Palaste herrühren sollen. Sie tragen das Gepräge karolingischer Kunst und sind wohl ein letzter Rest von der Ausstattung des ansgarischen Domes. Die junge Pflanzung wurde der Jungfrau Maria geweiht, deren Bild in Folge dessen später die Hamburger Münzen Jahrhunderte lang zierte.

Hamburgs Entwicklung ist von unzähligen Schwierigkeiten gehemmt worden, wie in der neuesten Zeit, so schon damals, als es noch nichts weiter war als Missionsanstalt, d. h. nach den Verhältnissen jener Jahrhunderte Metropole der Kultivation und der Ausbreitung des mittelalterlichen Reichsgedankens bei wilden und feindlichen Völkern. Der Sitz des Erzbischofs hat bald nach Bremen verlegt werden müssen, weil die heidnischen Wenden hier beständig mit Schwert und Feuer drohten. In Hamburg und der Umgegend selbst haben sie sich freilich niemals niedergelassen; die irrige Meinung, als ob Hamburg jemals eine „Wendenstadt" gewesen sei, beruht auf einem

Zwischen den Elbmarschen.

Mißverständniß der Thatsache, daß Hamburg später im Hansabunde zum „Quartier der Wendischen Städte" gehörte, d. h. unter der geschäftlichen Oberleitung des auf wendischem Boden als deutsche Kolonie gegründeten Lübeck stand. Der Gau Stormarn, dessen natürliche Hauptstadt Hamburg ist, gehört vielmehr zu den Gebieten, welche seit der ersten Dämmerung der Geschichte — für diese Küstengegend beginnt sie schon mit dem Besuche des Pytheas zur Zeit Alexanders des Großen — niemals ungermanische Bevölkerung gehabt haben. Wohl aber hat Hamburg wiederholte furchtbare Verwüstungen durch die Nationalfeinde, Normannen und Slawen, erleiden müssen, die schrecklichste wohl damals, als die Nachricht von Otto's des Rothen Unglück in Italien die Furcht von den geknechteten Wenden nahm und sie in Schaaren heranströmten um Rache zu suchen an den Sachsen und an den Christen. Damals (nicht erst nach Otto's III. Tode) ist Hamburg fast auf ein Menschenalter hinaus so verödet worden, daß die alte Wildniß wieder zwischen den Ruinen emporwucherte und Wolf und Wisend sich bekämpften zwischen den brandgeschwärzten Domsäulen, deren übrige jetzt blank geputzt in der Petrikirche stehen. Aber wie ein Phönix erhob die Stadt sich immer aufs Neue. Neben dem Dom erhielt sie einen zweiten und dritten Lebenskeim, als Erzbischof Bezelin Alebrand sich am Südrande der Hamme — neben dem jetzigen Gemüsemarkte Meßberg — die feste „Weidenburg" baute und Herzog Ordulf Billung dem bisherigen Hamburg gegenüber, auf der Westseite der Alsterfähre, seine „neue Burg" hinsetzte. Wohl war der Wirkungskreis des Erzbisthums dadurch eingeschränkt, daß Otto der Große dem

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Villa am Wege nach Blankenese.

neugegründeten Magdeburg fast das ganze Slawengebiet (ohne Wagrien, Lauenburg, Mecklenburg und Neuvorpommern mit Rügen, die bei Hamburg blieben) zugewiesen hatte, aber dafür schufen sich die Erzbischöfe durch Energie in Skandinavien Ersatz. Und ihre Gedanken schweiften weiter! Unter Bezelin Alebrand wurde die erste überhaupt bekannte planmäßige Entdeckungsfahrt über Island hinaus gegen Norden zu unternommen; sein Nachfolger Adalbert der Große brachte die Besetzung der Bischofstühle auf Island und den Orkneyen an Hamburg und sammelte Nachrichten über Grönland und Winland, wobei besonders auch des nordamerikanischen Maises als einer für die geplante Kolonisation wichtigen Sache gedacht wurde. Ja, der merkwürdige Mann hatte zu Zeiten selbst Lust, als Missionär „an die äußersten Enden" hinauszuziehen, d. h. eben die Kultivation Amerika's von Hamburg aus in Angriff zu nehmen. Mit Grund sage ich von Hamburg aus, denn hier, nicht in Bremen, dachte er sich den Sitz des geplanten Kirchenstaates, der von Rom unabhängig werden und sich materiell auf den Besitz der Uferlandschaften vom Zuyderzee bis zur Eider stützen sollte, übrigens unter innigster Anlehnung an die deutsche Reichsgewalt, deren Vertreter, der große Heinrich III., den himmelstürmenden Plan unterstützte. Das war 440 Jahre vor der Fahrt des Columbus! Wenn der Besucher Hamburgs am sonnigen Tage hinausfährt durch die entzückende Gartenreihe auf dem hohen Elbufer unterhalb Hamburg-Altona's und dann das malerisch gelegene Schifferdorf Blankenese erreicht, dann fällt ihm sogleich der kegelförmige 250 Fuß hohe Süllberg ins Auge, von dessen Spitze man einen prachtvollen Blick elbabwärts, in der Richtung zum Meere hin, genießt. Ein ganz unbeschreiblicher Zauber liegt über diesem Verschwimmen des hier schon meerbusenbreiten, aber noch immer flußartig gewundenen Stromes nach der Seite hin, von wo die Schiffe des Oceans brausend heranziehen. Hier, auf diesem Aussichtspunkte, wo jedem frischen Menschen das Herz schwellen muß vor Sehnsucht „in die weite, weite Welt", hier baute Adalbert ein befestigtes Seminar für die Zöglinge zu seinem riesenhaften Kultivationswerke. Wer wird ihn in der Wahl des Ortes nicht verstehen? Wer wird nicht gerne auf dieser Stelle ein Stündchen träumen von der Weltgestaltung, die eingetreten wäre, wenn — ja wenn Adalbert und Heinrich mit einer politisch mündigen Nation hätten ans Werk gehen können!

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Unter den Kämpfen Heinrichs IV. gingen diese stolzesten Pläne, die je an Hamburg geknüpft sind, zu Scherben. Die kaisertreue Haltung der Hamburger Kirche auch in den schlimmsten Zeiten brachte ihr die Feindschaft der Fürsten und die Zerstörung ihrer materiellen Macht. Die Schwäche des Reichs veranlaßte den Abfall der außerdeutschen Angehörigen, ja noch einmal (1072) wurde Hamburg von den Wenden verwüstet. Erst nach 1106, unter dem Grafen Adolf I. von Stormarn-Holstein aus dem berühmten Hause der Schauenburger, erhielt die Stadt wieder Befestigungen und einen Dom. Die lebhafte Kulturbewegung des 12. Jahrhunderts, durch welche das deutsche Bürgerthum im Großen und Ganzen erst geschaffen wurde, gab auch der eigentlichen Stadt Hamburg das Leben; und wieder geschah dies durch eine planmäßig ausgeführte, zweckbewußte That. Graf Adolf III. verlieh die erwähnte „Neue Burg" am westlichen Alsterufer sammt Zubehör einem gewissen Wirad von Boitzenburg, damit derselbe eine sich selbst verwaltende städtische Commune auf dieser Stelle gründe, natürlich noch unter gräflicher Gerichtsbarkeit und mit starker Zinszahlung an den Grafen. Die unmittelbare Nähe des Domes mit seinem Zubehör, der durch den Alsterübergang bedingte Verkehr und die Bequemlichkeit, auf der Alster mit den kleinen Schiffen jener Zeit zur Elbe und weiter hinunter zum Meere zu gelangen, ließ das Unternehmen gewinnbringend erscheinen. Es war ein reines Geschäft, wie nur irgend eine Neugründung im heutigen Californien oder Australien. Und doch liegt auch über diesem scheinbar so äußerst prosaischen Anfange des städtischen Hamburg ein eigener Hauch der Poesie. Damals, im höchsten Glanze der romantischen Periode des alten Reiches, sammelte Kaiser Friedrich am Donaustrome seine Schaaren zur Kreuzfahrt. Graf Adolf war ihm stets ein treuer Vasall gewesen, auch jetzt folgte er seinem Kaiser ins ferne Morgenland; gleichsam als Lohn erbat er es sich, daß der scheidende Barbarossa dem jungen Hamburg ein Abschiedsgeschenk hinterlasse, einen Freibrief von weittragender Bedeutung. Noch befindet sich im Besitze der Stadt das Originaldokument. Es ist ausgestellt zu Neuenburg an der Donau, am 7. Mai 1189. Als Zeugen haben sich auf dem bestätigenden Zusatzdokument des Grafen auch fünf Mitglieder des eben gebildeten Hamburger Rathes unterschrieben, die ersten Senatoren dieser Stadt, welche wir kennen: „Fromold, Esich, Wirad, Sandard und sein Bruder Siegfried." Der demokratische Zug des Hamburger Gemeinwesens zeigt sich gleich darin, daß der eigentliche Gründer nicht als Kopf der Schaar auftritt, sondern nur in Reih und Glied mitzählt. Die Hauptpunkte der kaiserlichen Bewilligung sind die Sicherung gegen jede Anlage von Zwingburgen und Frohnvesten durch die Fürsten im zweimeiligen Umkreise der Stadt und die Zusage unbedingter Freiheit des Verkehrs und Handels stromabwärts bis in's Meer hinaus, Freiheit von jeder Art von Zoll und sonstiger Plackerei. Auf dieser Rechtsgrundlage allein konnte Hamburgs Seehandel erwachsen und zuletzt zum Welthandel werden. Die natürliche Beschaffenheit der Elbmündung ist der Benützung als Emporium keineswegs günstig. Die Einfahrt ist besonders im Winter noch heute schwierig und gefahrvoll und war es im höchsten Grade, ehe Hamburg strombeherrschende Stadt wurde und nun zu seinem und aller anderen Elbanwohner Vortheil das Fahrwasser regulirte, die Untiefen markirte, ein treffliches Lootsencorps heranbildete und auf der ganzen zwanzigmeilenlangen Strecke bis ins offene Meer beständig sorgsamste Strompolizei übte, Leistungen, deren Resultate von allen anderen Elbehäfen stets mitgenossen wurden, ohne daß Hamburg dafür eine andere Zubuße beansprucht hätte, als den Admiralitätszoll der Waaren, den auch seine eigenen Bürger zahlten, so gut wie die fremden, und der mit keinem Aufenthalt der Schiffe auf dem Strom verbunden war. Seit dessen Abschaffung (1814) ist die entsprechende Leistung völlig gratis gewährt werden. Diese Freiheit auf dem Strome ist die einzige wahre Voraussetzung einer solchen großartigen merkantilen Entwicklung geworden; sie ist der theure, lebenspendende Scheidegruß des im romantischen Schimmer verschwindenden alten Reiches, der erste fundamentale Rechtstitel, auf dem das bürgerliche Hamburg ruht, ein Recht, dessen Nichtachtung durch den ersten Napoleon einen sofortigen, sehr starken Rückgang Hamburgs zur Folge hatte.

Hamburg war jetzt ein Doppeltes: eine kleine Handelstadt unter gräflicher Herrschaft und unter dem Patronate des heiligen Nikolaus, der wegen seiner Namensähnlichkeit mit dem altheidnischen Meergott Nikar (hdt. Nichus) zum Schützer aller Seefahrer besonders geeignet schien; und ein großer erzbischöflicher Hof mit dem Dome unter dem

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Patronate der Jungfrau. Beide trennte nicht nur der Alsterfluß, sondern auch die Tradition neidischer Abgunst, die seit mehr als einem Jahrhundert zwischen Bischof und Fürsten bestand. Eine vorübergehende Fremdherrschaft gab Einheit und Freiheit: Die Reichsgewalt zerfiel nach dem Tode Heinrichs VI., das erstarkende Dänemark streckte seine Hände nach einem Theile des schützerlosen Landes aus. Am Weihnachtsabend 1201 drangen die Heere Waldemars des Siegers über das Eis der festgefrorenen Alster in Hamburg ein und fast ein volles Vierteljahrhundert schaltete hier der dänische Voigt. Die Rechte des Grafen und des Bischofs gingen thatsächlich an ihn über und als er 1225 in Folge des allgemeinen Holstenaufstandes weichen mußte, da nahmen naturgemäß die Hamburger diesseits und jenseits der Alster die Leitung ihrer Angelegenheiten selbst in die Hand.

Die Sage erzählt, König Waldemar habe die eroberten Hoheitsrechte über Hamburg seinem treuen Diener Albrecht von Orlamünde verkauft, um einer bei Eroberern nicht ungewöhnlichen Geldverlegenheit abzuhelfen. Albrecht, aus ähnlichen Motiven, habe dieselben Rechte für einen Metallbetrag von 1500 Mark Silbers damaligen Geldes den Hamburgern selbst abgetreten. Als nun nach dem Abzuge der Dänen Graf Adolf IV., jenes Adolf III. Sohn und Erbe, mit einem Holstenheere vor Hamburg erschien und die Anerkennung seiner Hoheit verlangte, weil ja der Ankauf eines widerrechtlich erworbenen Rechtes selbst kein Recht begründen könne, da antworteten die Bürger: „Sehr wahr! Es wäre vollkommenes Recht, uns wieder unter die Fürstengewalt zu beugen, aber es wäre auch vollkommene Unbilligkeit! Der im Käfig geborene Vogel empfindet keine Sehnsucht nach dem freien Walde und es ist keine Grausamkeit, ihn hinterm Gitter singen zu lassen. Wer aber die Luft der Freiheit getrunken hat, und wäre es selbst mit Unrecht, den in den Käfig hineinzuzwängen, ist Grausamkeit, denn es widerstrebt der Ordnung Gottes, die jedem Geschöpfe die unaussprechliche Liebe zur Freiheit einpflanzt, sobald es die Freiheit einmal wirklich kostet." Das begriff Graf Adolf und sagte: „Meine guten Unterthanen, das sehe ich, könnt ihr nicht mehr sein; so seid denn meine guten Freunde und helft mir im bevorstehenden Entscheidungskampfe mit dem Nationalfeinde." Das versprachen die Bürger mit Jubel und sie hielten Wort.

Historisch steht fest, daß die Hamburger in der Befreiungsschlacht bei Bornhöved am Magdalenentage 1227 an Adolfs Seite mitgefochten haben, daß er zum Gedächtniß dieses Sieges hier, da wo jetzt die Börse steht, ein Magdalenenkloster (seit der Reformation in ein Fräuleinstift verwandelt) gegründet hat, daß um diese Zeit auch das bischöfliche Hamburg sich selbst verwaltete und nun naturgemäß beide Gemeinwesen sich bald verschmolzen (das noch erhaltene gemeinsam geführte Stadterbebuch beginnt mit dem Jahre 1248) und daß endlich dies geeinte Hamburg bei jeder Verlegenheit der Schauenburger sich so viel Freiheiten erkaufte, daß am Ende des Jahrhunderts eine wirklich republikanische Selbständigkeit da war. Staatsrechtlich freilich blieb die Stadt noch immer eine holsteinische Dependenz (der Erzbischof begnügte sich freiwillig mit dem nie bestrittenen Besitz der Domkirche und der Grundhauer von bedeutenden zugehörigen Ländereien auf dem westlichen Ufer der Alster). Noch 1375 hat Karl IV. diese Hoheitsrechte bestätigt und die Hamburger sollen im Zorn darüber ihre Rolandsäule ins Wasser geworfen haben unter dem Ruf: „Wenn der Kaiser uns nicht in unserer Freiheit schützt, so wollen wir auch nicht das Zeichen kaiserlicher Freiheit vor Augen haben." Aber trotz des Doppeladlers blieb die Fürstenhoheit über Hamburg Schall und Rauch. Endlich 1510 erkannte der Reichstag Hamburg als freie Reichsstadt an, weil es alle Reichslasten trüge, so gut wie irgend ein Reichsstand. Das dänische Königshaus, der Erbe der Schauenburger, hat erst 1768 auf alle Ansprüche definitiv verzichtet.

Die Zeit nach der Dänenherrschaft war für die norddeutschen Städte eine Zeit großer Kraftentfaltung. Der künstliche Alstersee, schon im 12. Jahrhundert als Mühlenteich im Kleinen vorhanden, hat damals, um 1240, seine jetzige Lage und Größe erhalten durch Anlegung des „Riesendammes", des jetzigen „alten Jungfernstieges" (der alte Name, ndd. Resendamm, ist einem benachbarten Kai übertragen, um ihn nicht verschallen zu lassen). Der Zweck war wieder ein praktischer: Verbesserung der Stadtlage und Vergrößerung des Mühlenbetriebes. Wenig später, bei Vereinigung der Zwillingstädte, wurde — an der Trostbrücke — das Rathhaus erbaut, das 1842 dem

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Feuer erlag; auf seinen unzerstörten Fundamenten erhebt sich jetzt das „Haus der patriotischen Gesellschaft", in dessen großem Saale die „Bürgerschaft", die Legislative Hamburgs, ihre Sitzungen hält. Verbreitet ist die Ansicht, daß Hamburg auch 1241 mit Lübeck zusammen „die Hansa gegründet" habe. Das ist ein Irrthum. Der Vertrag, den Hamburg damals mit Lübeck zum Wegeschutze schloß, ist nur einer von vielen ähnlichen, zum Theil älteren. Aus diesen allen, mehr aber noch aus den ihnen voraufgehenden „Hansen", d. h. Gesellschaften der sich im Auslande zusammenfindenden deutschen Kaufleute zur Wahrung gemeinsamer Interessen, wuchs allmählich die große, aber lose Verbindung der „Dudeschen Hense" zusammen, die sich ihrer gewaltigen Macht erst bewußt wurde, als sie 1370 die Könige Waldemar von Dänemark und Hakon von Norwegen in den Staub geworfen hatte, als es aber zur Erreichung ihrer höchsten möglichen Aufgabe — Schaffung eines Ordensritter und Freibauern mit umfassenden, fest geschlossenen niederdeutschen Bundesstaates von Griesnes bis zur Narwa — schon fast zu spät war; denn die neu aufkommende, feindselige Macht der Fürstenhäuser hatte im 14. Jahrhundert schon an zu vielen Stellen festen Boden gewonnen, als daß man ihr mit derartigen Bestrebungen ohne größte kriegerische Machtentfaltung hätte begegnen können. Justus Möser hat den berühmten Ausspruch gethan: „Hätte nicht die Territorialhoheit gegen die Handlung gestritten und hätte nicht eine von beiden unterliegen müssen, so hätten wir jetzt in Regensburg ein unbedeutendes Oberhaus; die verbundenen Städte und Gemeinden würden in einem vereinigten Körper die Gesetze handhaben und nicht Lord Clive, sondern ein Rathsherr von Hamburg würde am Ganges Befehle ertheilen." Daß es nicht so gekommen ist, daran

Am Dovenfleth mit Blick auf den Katharinenthurm.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

ist die Feindschaft der Territorialherren nur zur Hälfte schuldig. Schwere Anklage verdient jedenfalls der Mangel politischer Initiative in der Hansa selbst.

Hamburgs Geschichte als Hansastadt gehört nicht hieher. Es sei nur darauf hingewiesen, daß zwar nur wenig durch Kunstwerke, in reichem Maße aber anderweitig die Erinnerung jener Tage noch lebendig fortwirkt. Des seit 1248 erhaltenen Stadterbebuches ist schon gedacht. Ebenfalls noch aus dem 13. Jahrhundert stammen das älteste vorhandene Stadtrecht und ein Seerecht. Seit 1350 sind die Kämmereirechnungen der Stadt erhalten und bieten dem Kulturgeschichtsforscher eine überreiche, noch nicht ausreichend verwerthete Fülle des Stoffes. Besonders aber muß betont werden, daß die eigenthümliche, nicht gut mit Worten wiederzugebende Nüancirung, die das bürgerliche Leben Hamburgs auszeichnet, sich damals schon muß ausgeprägt haben. Es hängt damit zusammen, daß hier nie, wie in fast allen anderen Hansestädten, eine geschlossene Kaufmannsaristokratie sich entwickelt hat. Ein Gesetz verbot ausdrücklich allen Personen von Adel das Wohnen in Hamburg. Nie hat Hamburg die blutigen Zunftaufstände gekannt, welche in der Geschichte der meisten anderen deutschen Städte eine so traurige Rolle spielen. Auch von Hamburger Judenverbrennungen schweigt die Geschichte. Ein starkes Gefühl von Brüderlichkeit zwischen allen Stadtangehörigen ist an dieser Stelle schon vor 600 Jahren heimisch gewesen.

Die populärste Erinnerung an die Hansazeit ist die Geschichte von der Besiegung der „Vitalienbrüder", jener furchtbaren Seeräubergesellschaft, die sich um 1400 zum Schrecken aller Meere Nordeuropa's gemacht hatte. Noch berichten uns die Stadtrechnungen offiziell, welche Honorare damals gezahlt sind für die Bekämpfer der Unholde und auch für den Henker ad decapitandum vitalienses. Die Namen des Anführers im entscheidenden Streite, des Herrn Brauers Simon von Utrecht, und des Hauptbüttels Rosenfeld kennt jeder echte Hamburger, sammt den Sagen, die sich an dies Ereigniß knüpfen. Störtebeker, der gefangene Seeräuberhauptmann, soll für sein Leben eine goldene Kette geboten haben, welche die ganze Stadt umzöge. Der Bürgermeister aber hat geantwortet: „Was soll uns eine Kette um Hamburg? Was bietet ihr uns euer Diebesgut? Ihr sollt euch ins Recht ergeben!" Von einem bis in unser Jahrhundert hinein weit — selbst in Pommern — verbreiteten alten Volksliede über die Geschichte ist bereits in „Ostfriesland" der Anfang mitgetheilt worden. Das Original ist bis heute niemals publizirt. In der mir bekannten Version fehlt die märchenhafte Rettung der Verurtheilten bis auf fünf. Historisch treuer wird von einer großen Massenhinrichtung erzählt, bei welcher Meister Rosenfeld (den Namen bestätigen die Urkunden) bis an die Enkel im Blute watete. Dann folgt der Schluß:

Hamborg, des gew ik di den Pries!	Hamburg, drum geb' ich dir den Preis!
De Räuwers all sünd dat nu wies:	Die Räuber alle erkennen das jetzt:
Dör di so möten se starwen!	Durch dich so müssen sie sterben.
Des sallst du von Gold ene Krone dragen:	Drum sollst du eine goldene Krone tragen;
Du deist den Sieg erwarwen.	Du thust den Sieg erwerben.

Das Hamburger Volk hat die ideale Ehrenkrone auf die konkrete große Goldkrone umgedeutet, die Du von der schlanken Spitze des „jungfräulich geformten" Katharinenthurmes herüberschimmern siehst und deren erste Stiftung von der Sage auf jenen Seesieg von 1402 zurückgeführt wird.

Der Hauptexportartikel Hamburgs war damals sein berühmtes Bier und den Hauptabsatzmarkt fand es in England und den Niederlanden. Zur Blüthezeit der Hamburger Brauerei, am Ende des 14. Jahrhunderts, zählte die Stadt 457 Brauereien bei einer Bevölkerung von höchstens 12000 Einwohnern.

Daß Hamburg an der Reformationsbewegung eifrig Theil genommen, ist bekannt. Ein Muster deutschen Bürgerthums jener Tage war der Hamburger Bürgermeister Hinrich Murmester, alter Student von Padua, fünfzehn Jahre lang Regierer der Stadt, 1472 glücklicher Heerführer in den inneren Kämpfen Dänemarks, 1474 Hauptdiplomat der Hansa bei der Demüthigung Englands, überdies Schöpfer der bis heute blühenden Stadtbibliothek und vieler milden Stiftungen. Zum Humanistenkontingente stellte Hamburg namentlich Albert Crantz, den ersten

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Die Binnenalster mit dem Jungfernstieg und Alsterpavillon in Hamburg. Von Hans Bartels.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

wissenschaftlichen Erforscher und Bearbeiter norddeutscher Geschichte. Für die innere Entwicklung war es besonders wichtig, daß 1528 bei völliger Durchführung der Reformation, die Laienversammlungen der kirchlichen Gemeinden vereinigt, mit politischen Rechten ausgestattet und dem Rathe als „Bürgerschaft" gegenüber gestellt wurden.

Die völlig veränderten Verhältnisse und das Versinken der alten Hansa (an dem fast abenteuerlich kühnen Regenerationsversuche Wullenwevers betheiligten sich wohl einzelne Hamburger, wie der berühmte Held Marx Meyer, aber die Stadt als solche hielt sich zurück) zwangen Hamburg, sich auf eigene Hand neue Bahnen zu suchen. Die Stadt stand ohne jeden politischen Anhalt unter lauter übermächtigen Neidern da (haben doch Ludwig XIV. und Karl II. einmal den Plan erwogen, gemeinschaftlich „der Republik Hamburg" den Krieg zu erklären) und mußte sich mit Schmiegen und Biegen durchwinden, wobei besonders tüchtige Geldzahlungen an Fürsten und Fürstendiener gut wirkten. Das war nur zu machen, wenn die Stadt am Welthandel Antheil gewann und das wurde erreicht. In die Jahre 1550, 1570 und 1605 fallen die gewaltigen Erdarbeiten, welche die Norderelbe schufen und Hamburg zum überseeischen Verkehr befähigten. Spanien und Portugal wurden bevorzugte Handelsfreunde, ohne daß man sich von England und den Niederlanden abgewandt hätte. Um bei den trostlosen Geldverhältnissen eine Sicherheit des Kredits zu schaffen, wurde 1619 die Bank nach dem Muster der Bank von Venedig gegründet, dies Institut, das mit einigen zeitgemäßen Aenderungen den Typus für die heutige Reichsbank gegeben hat. Um aber im Nothfalle auch die Zähne zeigen zu können, erhielt die Stadt 1616—1624 eine für damalige Verhältnisse großartige Befestigung nach dem neuen in den Niederlanden ausgebildeten Contrescarpensystem. Ein weiter unbebauter Raum wurde dabei mit umwallt, denn man rechnete auf Zuwachs. Es kam der dreißigjährige Krieg; die Stadt wand sich aalgleich zwischen Kaiserlichen und Reichsfeinden durch; viele Tausende aus dem entsetzlich gepeinigten übrigen Deutschland strömten in den sicheren Hafen und bevölkerten die so entstehende „Neustadt", das jetzige Michaeliskirchspiel. So wurde der leere Raum gefüllt und die Bewohnerzahl nahezu verdoppelt. Nach dem Kriege hatte allerdings auch Hamburg der allgemeinen deutschen Misère seinen Tribut zu zollen. Durch fremde Hetzereien entstanden blutige innere Zwiste, die von den lauernden Dänen zum Versuch einer Ueberrumpelung benützt wurden (1686). Aber die im Augenblicke der äußersten Gefahr erwachende Thatkraft der Bürger — selbst die „Herren Gelehrten" in ihren Allongeperrücken griffen freiwillig zu den Waffen — retteten die Stadt vor dem Schicksale Straßburgs. Weitere Bedrohungen schnitt der große Kurfürst durch energische Hülfeleistung ab. Der entstandene Bürgerzwist gährte zwar noch einige Jahrzehnte fort, aber Hamburg durfte sich doch rühmen, daß es die einzige größere deutsche Stadt sei, die ihre mittelalterliche Stellung behauptet und ohne erhebliche Rückschrittsepisoden fortentwickelt habe. Der Vorwurf der „Ohnmacht und Indolenz", den man den damaligen deutschen Regierungen im Allgemeinen mit Recht macht, trifft für Hamburg nicht zu. Gerade die Periode „als Alles versank", von Mühlberg bis Fehrbellin, ist hier eine Zeit der Kraftentfaltung gewesen. Konnte auch der völlig isolirte kleine Freistaat den Flotten europäischer Königreiche nicht trotzen, so hat er doch die ganze Zeit der Schande hindurch seine Seefahrer durch eigene Kriegsschiffe wenigstens gegen die Piraten geschützt, welche ja noch bis in unser Jahrhundert zuweilen sich hervorwagten „doer dat Nau (Gibraltarstraße) in den Atlantik und doer de Howden (Doverstraße) in den Trechder (südl. Nordsee bis Texel-Yarmouth). Man lese nur nach, was Freytag in den Bildern a. d. d. V. von einem Hamburger Orlogskapitän jener Tage erzählt. So kam es, daß Hamburg in besserer Situation als irgend eine Rivalin in den erweiterten Wirthschaftskreis des vorigen Jahrhunderts eintreten konnte. Amerika und China wurden aufgesucht und mit solcher Energie, daß bis in unser Jahrhundert hinein ein Theil China's im Verkehr mit ganz Europa die „Mark Banko" als Recheneinheit benutzte. Jetzt war Hamburg Weltstadt! Sind die Werke des Mittelalters bis auf unscheinbare Spuren verschwunden, so erinnert uns dagegen an diese Werdezeit Neuhamburgs noch ein ganzer Stadttheil: die Fleetengegend, d. h. der von zahlreichen Kanälen durchzogene Südosttheil der Stadt. Diese Kanäle, die „Fleete", führen die Waaren auf großen Flachbooten („Schuten") vom Hafen unmittelbar an die schmalen thurmhohen Speicher, von denen das „Fleet" meist an beiden Seiten dicht eingefaßt ist. Jeder Speicher hat ein

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

nicht weniger schmales hohes Wohn- und Geschäftshaus vor resp. hinter sich, von demselben oft durch einen kleinen Lichthof getrennt. Natürlich stoßen die Fronten dieser Vorderhäuser von zwei verschiedenen Fleetumrahmungen gegen einander und lassen zwischen sich eine schmale tief eingebettete Straße übrig, auf welche spitzige Barockgiebel niederblicken, unter denen sehr stark befensterte Façaden niedersteigen zu den steinernen „Beischlägen" vor der Thür — ähnlich wie das in Danzig zu finden ist — nur daß die schöne reiche Ornamentirung fast überall fehlt. Die bestausgebildete dieser Façaden, die des ehemaligen Gasthofes „Kaiserhof", 1609 gebaut, ist neuerdings beim Abbruch des alten Gebäudes ins Gewerbemuseum hinübertransportirt worden, in dessen Hofe sie nun als gegen 70 Fuß hohes Stilmuster prangt.

Es ist Hamburg immer zur Ehre angerechnet worden, daß es seinen wachsenden Reichthum dem neu aufblühenden höheren Geistesleben Deutschlands bereitwillig dienstbar machte. Hier entstand 1678 die erste feste Oper in Deutschland. Hier hatte später Karoline Neuber, die Mutter des edleren deutschen Theaters, eine ihrer Hauptressourcen. Gehst Du am Alsterufer entlang nach dem prächtigen Eichenhain von Harvestehude, den Resten eines alten Klostergartens aus der Hohenstaufenzeit, so siehst Du dort auf sanfter Anhöhe die „Hagedornslinde" ihre mächtige Krone wiegen: hier liebte der Reiniger der deutschen Lyrik von schlesischer Breitspurigkeit und Schwerfälligkeit zu sinnen und zu dichten. Beim hamburgischen Landflecken Ritzebüttel findest Du den Brookswald, den Brockes (spr. Brooks) als Hamburger Amtmann dort gepflanzt hat, er, dem neben Haller das Verdienst gebührt, unsre Dichter wieder auf die Natur hingewiesen zu haben. Von Lessings Hamburger Dramaturgie, von Ekhof und Schröder, vom Wolfenbüttler Fragmentisten Reimarus und vom Wandsbecker Boten Claudius, weiß in Deutschland jedes Kind, und gehst Du die Königsstraße entlang, so zeigt Dir eine Büste und eine Denktafel das Haus, in welchem Klopstock seinen Messias vollendete und seine herrlichen Revolutionsoden dichtete, die ihm vom Konvent den Ehrenbürgerbrief und anderswo eine von hoher Stelle kommende Denunziation als gefährlicher Jakobiner eintrugen — Klopstock, dessen Begräbniß unter dem berühmten Lindenbaum im nahen Ottensen sich zu einer Volksdemonstration gestaltete, wie sie Deutschland zu Ehren eines bloßen Dichters noch nie gesehen hatte. Man sollte meinen, eine so musenliebende Stadt brauche den Vorwurf des Materialismus nicht zu scheuen. Und doch wechselt hier Gutes und Schlimmes in wunderlichster Weise. Wohl hat sich die Oper von jeher ununterbrochen der lebhaftesten Theilnahme zu erfreuen gehabt, beim Drama aber lösen sich Enthusiasmus und Gleichgiltigkeit gar launenhaft ab. Welches Schicksal Lessings Nationaltheater hatte, ist bekannt. Die Neuberin wurde polizeilich ausgewiesen, als sie in einem selbstgereimten Epilog auf dem Gänsemarkte den Hamburgern zu sagen wagte, sie hätten von der schönen Kunst „nur wenig Licht". Ein ähnliches schwankendes Verhältniß zur Bühne ist bis in die unmittelbarste Gegenwart zu verfolgen. Auch bei der Pflege der anderen Künste findet sich Entsprechendes. Im Frühsommer 1879 veranstalteten Hamburgs Kunstfreunde eine Ausstellung von im Privatbesitz befindlichen Gemälden und Handzeichnungen

Klopstock.

Hopfenmarkt und Nikolaikirche in Hamburg.

aus der Zeit seit 1800: wahrhaft überwältigend war die Fülle der herrlichsten Schätze, die ans Licht kamen; und zwar erschien das Glück in der Wahl der Erwerbungen mindestens ebenso bewundernswürdig wie die Größe des Aufwandes. Und doch baut dasselbe Hamburg seit Jahren öffentliche Gebäude und Privathäuser von zum Theil erschreckender Nüchternheit, ja geradezu Geschmacklosigkeit. Als 1842 in Folge des großen Brandes der Neubau der Nikolaikirche nothwendig wurde, benutzte Hamburg diese Gelegenheit — die ihm eine Ueberbürdung des Staatshaushalts brachte, wie sie für eine deutsche Stadt beispiellos ist — um, großentheils mittels freiwilliger Spenden, die aus allen Bevölkerungsklassen reichlich strömten, die Nikolaikirche, den ersten größeren Neubau in rein gothischem

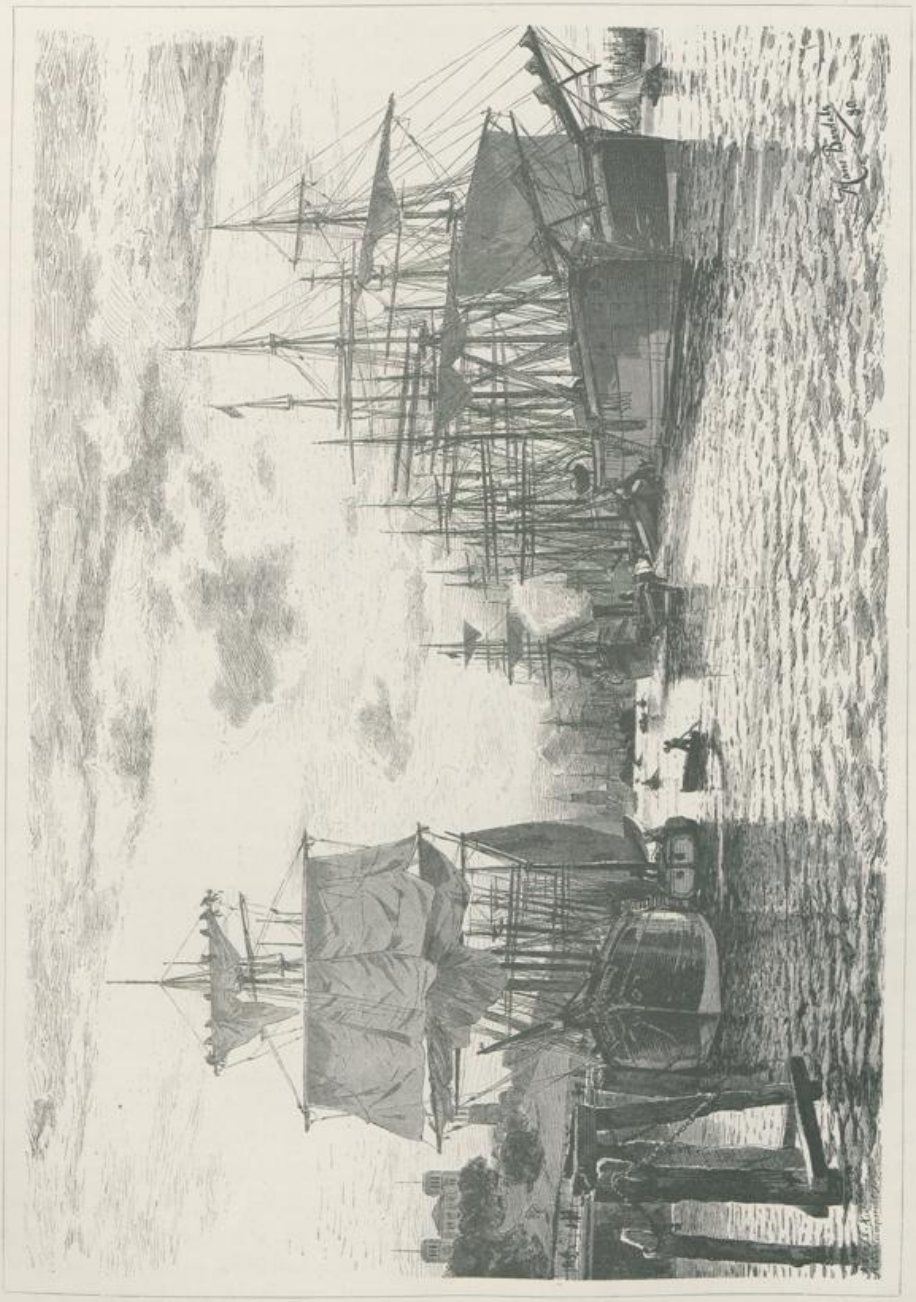
Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Stile zu schaffen, der seit dem Mittelalter in Deutschland überhaupt ausgeführt ist, einen Bau, der bei seiner Vollendung, nebenbei bemerkt, das höchste Bauwerk der ganzen Erde war (147 Meter), jetzt nur überragt durch den neuen Thurm des Doms von Rouen und ganz neuerdings durch den Kölner Dom. Wohl ist die prachtvolle Kirche kein über alle Bedenken erhabenes Stilmuster. Das Hauptproblem, der Uebergang vom Prisma zur Pyramide des Thurmes, ist nicht glücklich gelöst, und aus einiger Entfernung, z. B. von der Lombardsbrücke aus, bemerkt dies auch ein ungeschultes Auge. Aber eine gothische Kirche soll aus der Nähe besehen werden, mit in den Nacken gelegtem Kopfe. Tritt hin vor das Westportal auf dem Hopfenmarkte und schreite langsam von der Kirche fort, zwischen den Buden der Fischweiber und Gemüsehändlerinnen durch, stets zurückblickend auf die Thurmfaçade, die sich bei jedem Deiner Schritte größer und freier vor Deinen Augen entfaltet! Sieh diesen kolossalen Luxusbau in dieser geschäftig emsig treibenden Umgebung an, bedenke, welche Situation ihm das Dasein gab, und gewiß zuckt etwas wie Ehrfurcht vor dieser Stadt durch Dein Herz. Aber betrachte auch den Revers der Medaille! Wenn Du zum Westportale zurückkehrst und den bildnerischen Schmuck der Thurmfaçade besiehst, wenn namentlich der Christus und die beiden Apostel, denen die besten Plätze gegeben sind, Dein Auge schmerzhaft zucken lassen — elende englische Dutzendarbeit, während so manche andere Statue an derselben Kirche zeigt, daß wir's in Deutschland für dasselbe Geld mindestens hundertmal so gut haben können! — da wirst Du den Kopf schütteln und verwundert fragen: Woher kommt diese Zweiseelenpraxis, wie sie nicht schroffer gedacht werden kann? Die Antwort ist nicht schwer! Was Schiller seinen Herzog Philipp (Jungfrau III., 3) zur Charakterisirung der Niederländer sagen läßt, paßt auch gar sehr auf Hamburg. Dazu kommt, daß die Stadt wegen der Eigenart ihres Lebens mehr als eine Stadt ist, eine besondere kleine Welt für sich. Die Menschheit zerfällt nach dem Gefühl der hier Heimischen in „Hamborger" und in „Butenminschen" (Draußenmenschen, Barbaren). Es soll ihnen das wahrlich nicht zur Unehre gesagt werden — sie haben nur zu guten Grund sich ihre Besonderheit erhalten zu wünschen! — aber es erwächst daraus die Schwierigkeit, daß der geistige Verkehr mit dem übrigen Deutschland sich im Volke nicht von selbst macht, sondern beständig künstlich von den Gebildeten gepflegt werden muß.

Eine Abhülfe wäre durch eine dominirende, großartig ausgestattete Pflegestätte des höheren Geisteslebens am hiesigen Platze zu schaffen, durch eine Hamburger Universität, wie sie auch der bereits als Hamburgerfreund erwähnte Gervinus dringend befürwortet hat. Jene kühnstrebende Zeit, welche uns die Norderelbe, die Bank und die Wälle gab, hat auch bereits einen Versuch derart gemacht, durch Gründung des „akademischen Gymnasiums" (1610), einer isolirten philosophischen Fakultät, deren Rudimenta noch bestehen. Auf diesem immer noch haltbaren Kern könnte sich eine glänzende Krystallisation ansetzen. Aber freilich, die Gegenwart ist in Deutschland allem idealistischen Streben ja so ungünstig wie möglich!

Die Geschichte Hamburgs in unserm Jahrhundert ist bekannt. Nicht ohne Sympathie hatte die freie Stadt der Befreiung Frankreichs zugesehen. Je mehr die übermüthige Selbstsucht der erobernden Franzosen hervortrat, wandelte sich diese Stellungnahme und zuletzt, als Napoleon die Hansastädte inkorporirte, wurde der Tyrann wohl nirgendwo bitterer gehaßt als an der Alstermündung. Hamburg ist der einzige damals vernichtete deutsche Staat, der durch eine Volkserhebung im Jahre 1813 seine Selbständigkeit wieder erlangte. Mit einer leidenschaftlichen Freudetrunkenheit, wie sie diesseits der Alpen unerhört ist, wurde am 18. März 1813 der Kosackenzug empfangen, den Bernadotte geschickt hatte, um dieser Volkserhebung militärischen Halt zu geben. Ach, die Freude sollte bitter gestört werden! Aus strategischen Gründen wurde Hamburg den mit Verstärkung heranziehenden Franzosen wieder überliefert. Der Prinz von Eckmühl bereitete bis tief ins Jahr 1814 hinein der Stadt alle Leiden eines unterworfenen und dann eines sich hoffnungslos und gegen die Parteinahme der Bürger vertheidigenden Platzes. Den Gipfel des Schreckens bezeichnet jener Weihnachtsabend 1813, an dem einige Tausend Personen beiderlei Geschlechts plötzlich „als ein Schwächemoment für die Festung", weil sie sich nicht auf fünf Monate hinaus privatim verproviantirt hatten, in eisiger Kälte, so wie man sie aus den Betten holte, in eine Kirche zusammen und dann vors Thor hinaus

Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Hamburger Hafen. Von Hans Bartels.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

getrieben wurden — wo denn auch mehr als 1100 von ihnen vor Kälte umkamen! Ihrer „gemeinsamen Gruft“ neben der Klopstockslinde zu Ottensen, dort wo auch 1806 der unglückliche Feldherr von Jena zur Ruhe gekommen war, hat Rückert jene ergreifenden Verse gewidmet, deren sich gewiß jeder Leser erinnert. Die Gesammtzahl der in gleiches Elend Hinausgestoßenen betrug 20,000! Aber wenn auch das von Stein und Holz gebaute Hamburg in Feindes Händen war, ein lebendiges Hamburg erkämpfte gerade damals seine fernere Unabhängigkeit auf den Schlachtfeldern. Die Führer der Volksbewegung waren den Schergen Davousts entronnen und traten mit Freunden aus Lübeck und Bremen zu dem „Hanseatischen Direktorium“ zusammen, das durch Privatbeiträge ein kleines Heer, die „Hanseatische Legion“, geführt vom Hamburger Brauer Mettlerkamp, ins Feld stellte, dem die Großmächte die Aufnahme in ihre Bundesgenossenschaft nicht versagten. Der Freiherr von Stein besonders war es, der erkannte, welche Bedeutung der Fortbestand der freien Städte für ganz Deutschland noch einst haben könne, und der deßhalb die Anerkennung des Direktoriums und damit weiterhin die Erneuerung der Selbständigkeit durchsetzte.

Die Hoffnungen, welche man damals hegte, haben sich bis jetzt nur in sehr beschränktem Maße erfüllt. Die Zeit sinnlichen Behagens, die in ganz Deutschland etwa 1819 begann, hat auch wie Blei auf Hamburg gedrückt. Und doch braucht man nur die Firma Hoffmann und Campe zu erwähnen, um in Erinnerung zu bringen, daß Rückerts Vers von Klopstocks Grabe:

„Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab,“

einen Zug des Hamburger Lebens überhaupt andeutet. Die gewaltige Aufrüttelung durch den großen Brand erweckte wieder frischeres Streben. Unter der strammen Leitung der kraftvollen Bürgermeister Bartels und Kellinghusen bewährte Hamburg seine alte Phönixart aufs Neue. Freilich waren es mehr communale als staatliche Aufgaben, deren Lösung die nächsten Jahrzehente glänzend machte. Wir heben als Beispiel die gleich nach dem Brande begonnene systematische Kanalisirung der Stadt hervor, welche jetzt ein Tunnelnetz von etwa 200 km Länge umfaßt, durch dessen Hauptader man bequem eine unterirdische Kahnfahrt veranstalten kann, und durch welche es erreicht ist, daß Hamburg, von Haus aus an einer der ungesundesten Stellen Norddeutschlands belegen, jetzt zu den gesünderen deutschen Großstädten gehört. Der Sturm von 1848 streifte Hamburg nur oberflächlich. Die Volksart ist hier zu „gemüthlich“, um blutige Straßenscenen zuzulassen. Gleichwohl erhielt Hamburg eine neue — erst 1860 wirklich eingeführte — Verfassung, welche der Stadt das beliebte Repräsentativsystem brachte, ob mit glücklicher Anwendung auf räumlich so beschränkte Verhältnisse, steht dahin! Am Kriege von 1866 betheiligte sich Hamburg, das seit der alten Kaiserzeit stets sehr freundliche Beziehungen zu Wien gepflegt hat und noch pflegt, nur ungern und zögernd. Im letzten Franzosenkriege hat nicht nur die Hamburger Truppe auf dem Schlachtfelde sich Ruhm geholt, sondern die ganze Bürgerschaft durch freiwillige Spenden und persönliche Leistungen reichlich bewiesen, daß sie an patriotischem Eifer hinter den übrigen Deutschen mindestens nicht zurücksteht. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß die intellektuelle und moralische Durchschnittstüchtigkeit der Bevölkerung sich neuerdings etwas verschlechtert, eine Folge des ungehinderten Zuströmens von Pöbel jeder Art, namentlich aus dem Osten. Ein Proletariat von Hamburg gab es früher kaum. Die Armenpflege, im vorigen Jahrhundert von dem Nationalökonomen Büsch systematisch organisirt — Du findest sein einfaches Denkmal auf einem anmuthigen Platze der Anlagen bei der Lombardsbrücke — hat ihre Wirksamkeit so segensvoll wie möglich geübt. Stets schuf in besonderen Nothfällen das patriarchalisch humane Regiment der kleinen reichen Demokratie genügende und schnelle Aushülfe. Dazu kommt die sehr großartig betriebene Privatwohlthätigkeit. An öffentlich quittirten milden Gaben zählte man in der Dekade 1860—69 den Betrag von 10,802,233 Mark. Das aber ist nur ein kleiner Bruchtheil dessen, was überhaupt gegeben wird.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

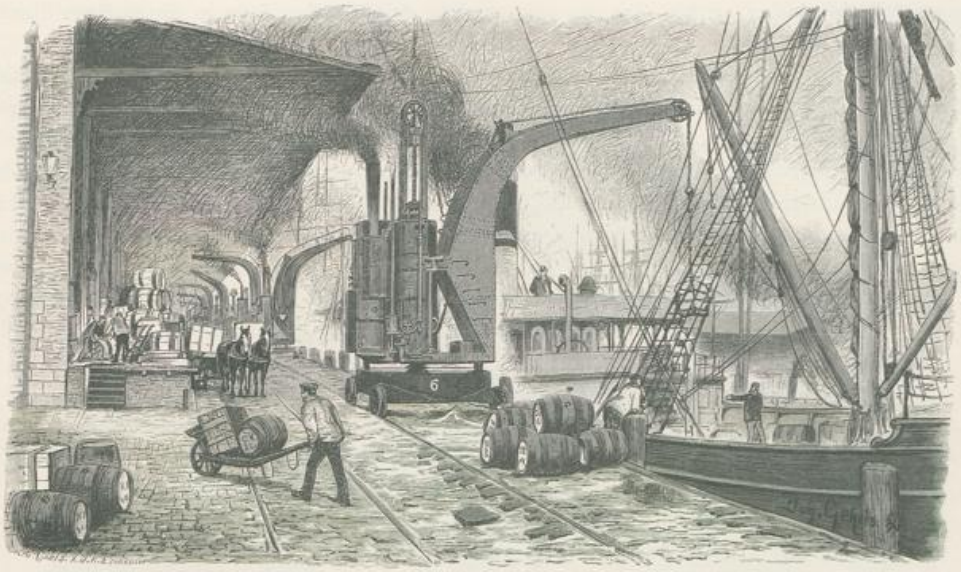
Hat doch allein ein einzelner Kaufmann ein Kapital von zwei Millionen Mark zur Gründung eines Stiftes verwendet und verschenkt daneben noch fortwährend die Zinsen von zwei ferneren Millionen. Die Zahl der öffentlichen milden Stiftungen beträgt gegenwärtig 443. Diese Annehmlichkeiten für Arme, verbunden mit den Lockungen eines alle Erdengenüsse in offenster Weise darbietenden modernen Korinth, endlich der vielfach verbreitete Wahn, in einer „Republik" sei die Polizei nicht so ausgebildet wie in Monarchieen (woran nur das eine Wahre ist, daß eine herumspionirende politische Geheimpolizei fehlt) haben neuerdings eine Fülle schlechter Elemente herbeigezogen, welche das nächtliche Straßenleben Hamburgs allmählich aller Gemüthlichkeit berauben. In dieser einen Beziehung war Hamburg allerdings nicht Weltstadt, bevor es die neueste Entwicklung der Dinge zu einer solchen machte. Doch auf die Menge der Bevölkerung hat dieser schlechte Einfluß bis jetzt noch nicht umgestaltend gewirkt. Die „deutschen Bundesbrüder" — wie man hier Strolche und Tagediebe zu nennen pflegt — können sich noch nicht geltend machen, wo das Volk in Massen auftritt. Da wirkt noch der tiefeingewurzelte Charakterzug der Hamburger, der beständige Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit, nicht weil es andernfalls Strafe gäbe, sondern weil es den ärmsten heimischen Arbeiter — selbst den „Fleetenkieker" (Kanalschlammdurchstöberer) — an sich verdrießen würde, wenn nicht „Alles mit Ordnung zuginge" — eine Sinnesart, die sich als natürliche Frucht aus einer jahrhundertelangen demokratischen Gewöhnung erzeugt hat, aber leider jetzt zu Gunsten der überhandnehmenden modernen Rohheit stark gefährdet wird. Doch hat sie sich noch in großartiger Weise in den letzten Jahrzehnten mehrfach bekundet bei Gelegenheit von Volksaufzügen, wie der Hamburger sie besonders gut zu insceniren versteht. Hier sei nur an den ersten und vielleicht merkwürdigsten erinnert: an den Schillerzug des 13. November 1859, der nach einstimmigem Urtheil der Zeitgenossen alle anderen Schillerfeste weit überbot und für Hamburg eine bis heute nachwirkende Weckung neuer lebendiger Betheiligung am deutschen Geistesleben geworden ist.

Diese schöne Liebe zur Ordnung braucht zu ihrer Erklärung nun aber noch den Hinweis auf den hervorragenden Wohlstand der Stadt. Mit dem leeren Magen verträgt sich Gesetzlichkeit bekanntlich sehr schlecht — wobei dieselbe natürlich nicht mit Unterwürfigkeit verwechselt werden darf, die allerdings sehr gut zum leeren Magen stimmt. Nun hat Hamburg ja von jeher dem salomonischen Spruche vertraut: „Laß dein Brot übers Wasser fahren, und du wirst es finden auf lange Zeit!" Und dieser Spruch hat sich auch hier bewährt. Man vergesse nicht, daß überseeischer Handel mit halbcivilisirten Ländern noch heute durchschnittlich mehr als doppelt so profitabel ist, wie Handel mit europäischen Kunden. Auf der Anwendung dieser einfachen Wahrheit beruht das ganze Geheimniß des Reichthums Englands und der Niederlande gegenüber dem Reste von Europa — nicht auf eingebildeten, im Schlafe diesen Ländern geschenkten „Naturgaben", wie sie beispielsweise die romanischen Länder in viel höherem Maße besitzen. Aehnlich ist es mit Hamburgs Stellung zum übrigen Deutschland. Wie groß die Wirkungen dieser Praxis sind, mögen wenige Zahlen verdeutlichen: Hamburgs Ein- und Ausfuhr betrug 1877: ca. 3,296,000,000 Mark ohne die Contanten, während das riesenhafte Rußland seine Ein- und Ausfuhr nur auf 2,848,000,000 Mark schätzt, Oesterreich-Ungarn die seine 1879 gar nur auf 2,473,000,000 Mark berechnete! Von dieser enormen Waarenmenge (Gewicht gegen 150,000,000 Centner) ist freilich ein großer Theil nur durchgehendes Gut; aber von den Profiten, welche dieser Verkehr erzielt, fällt doch auch ein guter Theil dem Hamburger Vermittler zu. Welch verhältnißmäßig kleine Rolle der weniger gewinnreiche Handel mit deutschen Waaren für deutsche Kunden spielt, zeigt ein Vergleich des Verkehrs in der Zollvereinsniederlage mit dem am Hafen. In jenem Institute, das die zollfreie Vermittlung binnenländischen Verkehrs durch Hamburger Hand ermöglicht, wurden 1877 ab- und eingeladen 397,363 Centner Waaren, seewärts und über Altona (was mindestens zur Hälfte auf ein Seewärtskommen deutet, da Altona mit als Hamburger Hafenort dient) kamen im selben Jahre an 43,764,125 Centner, und seewärts ausgeführt wurden — nicht gerechnet, was nach anderen deutschen Häfen ging — 21,392,382 Centner. Fragen wir nun, wieviel verdient der einzelne Hamburger bei diesen gewaltigen Geschäften, so antwortet uns die Statistik: 1866 hatte jeder Hamburger Steuerzahler einen durchschnittlichen Jahresverdienst von 3382 Mark, 1879 freilich nur noch einen solchen

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Am Binnenhafen in Hamburg. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe



Lokomobile Dampfkrahnen in den Ausladedocks.

von 2512 Mark. Das ist ein arger Rückgang und wenn das statistische Amt behauptet, derselbe erkläre sich aus der immer weiter greifenden Heranziehung früher unbesteuert gebliebener „kleiner Leute", so reicht dieser Trost freilich wohl nicht sehr weit. Erfreulicher läßt es sich an, daß, während in Preußen auf den Kopf der Bevölkerung im Ganzen nur etwa 200 Mark Einkommen fällt, jeder Kopf in Hamburg 1866 457 Mark zu verzehren hatte und 1879 gar 502 Mark. Dieser Fortschritt scheint jenem Rückschritt zu widersprechen, doch klärt sich das Räthsel leicht auf: der Geldwerth des Gesammteinkommens ist allerdings in schnellerem Tempo gestiegen als die Personenzahl, aber nicht in so schnellem wie die Zahl der kleinen selbständigen Geschäftsunternehmer, die meist von außen hereingekommen sind, um „ihr Glück zu versuchen", die den unteren Theil der Steuerlisten anschwellen und für die Zukunft ein immer breiter werdendes Proletariat versprechen.

Getrennt vom allgemeinen Wohlstand ist die Reichthumschance zu betrachten, die in Hamburg etwa sechsmal so groß ist wie in Berlin und den anderen größeren Städten Preußens. Hamburg hatte nämlich 1876 Steuerzahler mit mehr als 60,000 Mark Jahreseinkommen: 241; Preußen solche mit mehr als 80,000 Mark: 644. Erhöhen wir diese Zahl anschlagsweise auf 750, um die ungefähre Zahl derer mit 60,000 Mark Einkommen zu erhalten! In dieser Zahl stecken nun zwei Drittheile, für die in Hamburg gar kein Vergleichungspunkt da ist. Das erste ist die kaiserlich-königliche Familie in allen Verzweigungen, sowie der ganze Hof, der ganze hohe Reichs- und Staatsdienst, der ganze hohe Adel. Das zweite Drittel bildet das ganze Land mit allen Städten bis 60,000 Einwohner aufwärts, gegen 24 Millionen Menschen mit zahlreichen vermögenden Fabrikanten, Gutsbesitzern und Provinzialkaufleuten, aber auch mit einem ländlichen Proletariat ohne gleichen. Mit Hamburg vergleichbar sind nur die größeren Städte inclusive Berlin, gegen 2,700,000 Menschen mit ganz ungefähr veranschlagt 250 Einkommen von mehr als 60,000 Mark gegen Hamburg mit 241 solchen Einkommen auf nur 420,000 Menschen. Daraus ergibt sich das angegebene Verhältniß: hier kommt ein „Reicher" auf 1743 Menschen, dort auf mehr als 10,000 Menschen. Wollte man Preußens Landgebiet und kleinere Städte zum Vergleiche heranziehen, so würde sich das Verhältniß für

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Hamburg noch viel günstiger gestalten. Das aber wäre ungerecht, da jede größere Stadt an sich günstigere Chancen bietet als Land- und Kleinstadt.

An den Trägern dieses Reichthums selbst Charakterstudien zu machen, überlassen wir dem persönlichen Glücke unserer Leser. Aber bei dem Volksleben müssen wir noch etwas verweilen. Es leidet im Allgemeinen mit unter den Mängeln, die der niederdeutschen Art anhaften. Es fehlt die heiterplaudernde, humorsprudelnde und gesangliebende Art des Rheinländers völlig. Einige Versuche zur Einbürgerung des Karnevals haben ein sehr klägliches Resultat gehabt; ehrbare Familiengesellschaften des „kleinen Mannes" sind hier von einer tödtenden Langweiligkeit. Und doch fehlt die Freude diesen Leuten durchaus nicht. Der Sommersonntag ist ihr Paradies. Dann geht's am Morgen hinaus ins Freie, oder am Abend — auch im Winter, wenns Wetter nicht gar zu schlecht ist — nach St. Pauli. Die Umgebung Hamburgs ist zum Theil sehr schön und das Volk hat Naturſinn genug, sie reichlich zu

Auf dem „Hamburger Berge" in St. Pauli.

genießen. Besonders diente der berühmte Sachsenwald lange Jahre den Hamburgern fast als Stadtpark. Weniger harmlos als so eine Fahrt ins Grüne ist das Vergnügen auf dem beschrieenen „Hamburger Berge" in St. Pauli für die Menge des Volkes auch nicht. Wohl existiren hier rohe Matrosenkneipen, wie in jeder Seestadt, aber es ist eine ganz verkehrte „Butenminschenphantasie", zu meinen, daß diese Lokalitäten für das Volksleben auf dem Hamburger Berge charakteristisch seien, daß sie sich irgendwie in den Vordergrund drängten. Bunte Augenweide, mannigfaltige Zerstreuung, Gelegenheit zum Lachen und wohl auch zum Bekanntschaftenmachen — kurz was der Jahrmarkt anderswo bietet — das findet der Hamburger hier beständig in reichem Maße. Die Pulcinellibuden halten das deutsche Puppentheater noch am Leben und zwar ohne die schmutzigen Zuthaten, an denen solche Harlekinsscherze sonst reich zu sein pflegen. Volksbücher — und zwar die alten, durch keine „Bildung" verfälschten, werden zu Kauf ausgeboten; ebenso die immer neuen „fünf schönen Lieder, gedruckt in diesem Jahre". Thierbuden, wilde Männer, Riesinnen und Wahrsagerinnen, Schießbahnen, Karusells, Waffelbäckereien, Konzerthallen, Kaufläden und Erfrischungslokale jeder Art, Kunstreiterzirken, Panoramen, Weltausstellungen — wer nennt sie all die Einzelheiten dieses lustigen Trubels, in welchem der „kleine Mann" aus sich heraus zu kommen, seine gewöhnliche niedersächsische Trockenheit auf ein

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

paar muntre Stunden abzustreifen pflegt! Nur der Volkstheater sei noch besonders gedacht. Die schrecklich schönen Vorstellungen von Maria Stuart und Egmont u. s. w. mögen anderswo ähnlich vorkommen, eine Spezialität aber hat Hamburg, hat eben St. Pauli ganz besonders hervorgebracht: das niederdeutsche Volkstheater. Ganz am Ende der breiten Doppelstraße „Spielbudenplatz-Langereihe", rechts, dicht vor der Stelle, wo Verengerung der Passage und Verschlechterung des Pflasters es Dir bemerklich machen, daß Du Altona erreichst — die Straße der einen Stadt geht unmittelbar in die Straße der andern Stadt über — dort steht „Carl Schulze's Theater", die Heimstätte dieser eigenen Variation der Bühnenkunst. Erwarte keine Dramen von Kunstwerth, aber freue Dich an der Thatsache, daß hier lebendiges Volksthum sich noch unmittelbar, ohne Störung durch die Schablone der traditionellen Bühnenfratzen, sein Abbild schafft und sich an demselben ergötzt und in seinem Guten befestigt. Die Tendenz ist durchweg ein moralisirende, oft recht hausbacken, aber immer tüchtig und gesund im tiefsten Kerne; zuweilen auch eine satirische, eine Richtung, die sich bei gegenwärtiger Weltlage freilich nur schüchtern regen kann. „Dem wirklichen Aristophanes, es ginge ihm schlecht, dem Armen", wie Heine singt. Aber ein leiser Hauch seines Geistes weht doch zuweilen über die Volksbühnen von St. Pauli. Die Komik besteht übrigens vornehmlich in der meisterhaften Verkörperung der Hamburger Volkstypen durch Carl Schulze selbst und manche Genossen, von denen Frau Mende als gemüthliche Kleinbürgerfrau geradezu Klassisches leistet.

Willst Du noch einen Ort finden, wo Du des Volkes Herzschlag belauschen kannst, so suche ein kleines Weinhaus der Hafengegend auf und höre dem Geplauder der älteren Schiffer zu. Ruhig und eintönig fließt das Gespräch, wie ein stillflutender Strom; aber Verstand, Gemüth und Weltkenntniß findest Du da bei manchem wettergebräunten Manne, der Australien und Brasilien gesehen hat und jetzt vielleicht als „Zollenführer" im Hafen selbst seinen Hafen gefunden hat. Auch die Volkspoesie fehlt nicht, wenn auch ohne Verse. Es sind die Abenteuer des Kapitäns „Krischan Wehncke", in denen diese Menschen ihre Traumwelt abspiegeln. Wehncke kommt in aller Herren Ländern in alle möglichen Verlegenheiten und wird stets dadurch gerettet, daß ihm im kritischen Momente ein naturalisirter Bekannter, resp. eine Bekannte aus Hamburg begegnet. So geht's ihm im Harem des Großtürken wie „mang de Seewibers achterwards von de Kapverdschen Inseln" — unter den Nereïden jenseits der Inseln des grünen Vorgebirges.

Siehst Du Dich so im Volke um, so bemerkst Du gewiß auch den Hamburger Landmann, der zur Stadt kommt, um seine Milch, seine Fische, sein Gemüse, Früchte oder Blumen zu Markt zu bringen. Die Mannigfaltigkeit der Typen und Ausrufe ist so groß, daß man 120 originelle Trachtenbilder mit zugehöriger traditioneller Formel des Waarenangebots hat fixiren können. Die Hauptmenge dieser Verkäufer kommt aus den hamburgischen Marschdörfern, hinter deren hohen langgedehnten Flußdeichen etwa 20,000 Menschen auf feuchtem, fettem Wiesenboden hausen, auf dem Strome meist ebenso zu Hause, wie auf ihrem von Entwässerungsgräben durchfurchten Ackerlande. Es sind durchweg wohlhabende, intelligente, stolze und freisinnige Leute, besonders die Vierländer, gegen 10,000 Personen, deren bekannte altmodische Landestracht sofort das Auge des Fremden auf sich zieht, und die das Produkt ihrer Gärten im Großhandel übers Meer schicken. Der sagenhafte Buer Stoltenbarg, von dem Du manch drollige Schnurre erfahren kannst, verkörpert ihr Urbild. Alle sind an den hamburgischen Freistaat außerordentlich anhänglich, obgleich ihnen derselbe erst seit 1860 politische Rechte bewilligt. Suche den „Binnenhafen" auf, wo mehrere künstliche Alster- und Elbkanäle sich in der Stadt selbst zu einem Mündungsbecken vereinigen. Hier landen die Flußschiffe von der Elbe, hier am Besten beobachtest Du den bunten, vielseitigen Lokalverkehr der Landschaft. Doch wird Dich auch eine Fahrt in die Heimat dieser prächtigen Menschen nicht verdrießen. In Billwerder werden Dich die vielen „Windmühlen", die nicht zum Kornmahlen bestimmt sind, an die „Sägemühlen an der Leda" erinnern, welche ja auch — recht bezeichnend für dies windige Flachland ohne bedeutendes Flußgefälle — mit Luftkraft arbeiten. Hier müssen Aeolus' Söhne als Pumpenzieher fungiren und das Drängwasser der niedrig gelegenen Marsch fortwährend in den Strom zurückschütten — sonst bräche sofort die alte Sumpfwildniß wieder herein, die

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

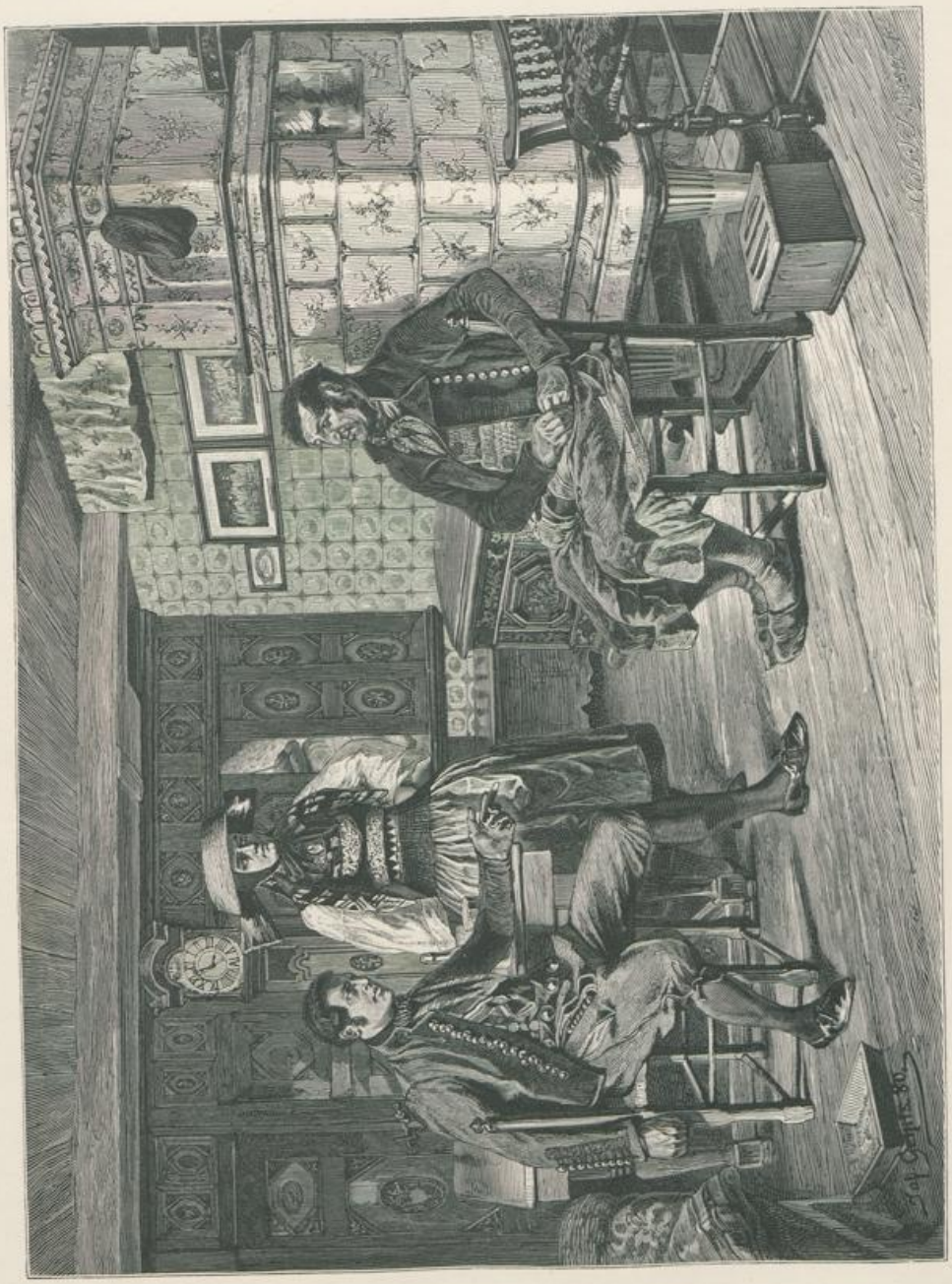
hier geherrscht hat, bis vor sieben Jahrhunderten rüstige „Allefaren“ (Kolonisten) aus den Nordseemarschen an dieser Stelle eine bescheidene Verwirklichung schufen für Träume, wie sie Goethe seinem sterbenden Faust leiht.

Doch kehren wir in den Hamburger Hafen zurück. Wenn Du Dich in ihm umschaust, so fällt es Dir wohl auf, daß das „gewaltige Lärmen und Treiben, das Rennen und Jagen, das Gewühl der Menschen“, wovon manche Bücher zu erzählen wissen, völlig fehlt. Du glaubst gewiß, gerade einen besonders stillen Tag getroffen zu haben. Aber das ist ein Irrthum. Hier „lärmt, rennt, treibt und wühlt“ es niemals! „Alles mit Ordnung“, dies Lieblingswort der Hamburger herrscht hier unbedingt. Geschäfte werden hier ja nicht gemacht! Dafür ist die Börse da, bei deren Geschäftsbeginn Du in den Nachbarstraßen allerdings viel Rennen und Treiben sehen kannst. Im Hafen werden mit stiller gleichmäßiger Thätigkeit die Waaren „gelöscht“, d. h. aus den großen Schiffen in die „Schuten“ geladen, welche sie mittels der Fleete unter die Speicherwinden führen, oder eingeladen, eben aus solchen Schuten

Schwimmendes Dock.

heraus. Man hat den äußerst wohlthuenden Eindruck beständiger großartiger Arbeitsleistung, bei der das gierige ängstliche Schnappen nach dem Vortheil gänzlich fehlt; bei der alles, was geschehen muß, längst fest steht und nun ohne Trägheit und ohne Ueberstürzung planmäßig ruhig durchgeführt wird mit bestimmter Sicherheit des Erfolges. Furcht und Hoffnung, „zwei der größten Menschenfeinde“, wie Goethe sie nennt, müssen hier schweigen. Nimm dazu den wohlthuenden physischen Eindruck, den die feuchtwarme Atmosphäre des Hafens hervorbringt, und Du wirst verstehen, welch eigenthümlich angenehme Empfindungen ein Hafenspaziergang erweckt. Willst Du übrigens eine geräuschvollere, mannigfaltigere Arbeitsleistung im Hafenleben aufsuchen, so fahre hinüber nach Steinwärder, dem Stadttheil auf der Südseite der Norderelbe. Dort sind die Werften und Trockendocks, welche die Erinnerungen an Wilhelmshaven in Dir auffrischen und Dir veranschaulichen, wie der Seehandel die Industrie in eigenartiger Weise belebt. Zwei „schwimmende Docks“ vor Steinwärder zeigen Dir, wie hier jeder Raum ausgekauft werden muß. Dieser Hafen hat zwar Ankerplatz für 400 Seeschiffe, 400 Flußschiffe und eine unbestimmte Menge kleiner Fahrzeuge und seine Ausladedocks (bei denen also das „Löschen“ in die „Schuten“ wegfällt), bieten eine Schuppenfront von 3305 m, aber hier kommen auch im Jahre an: ca. 5300 Seeschiffe, 7400 Flußschiffe und 45000 kleinere

Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Vierländer Bauern in der „Drunkstuw". Von Johannes Gehrts.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

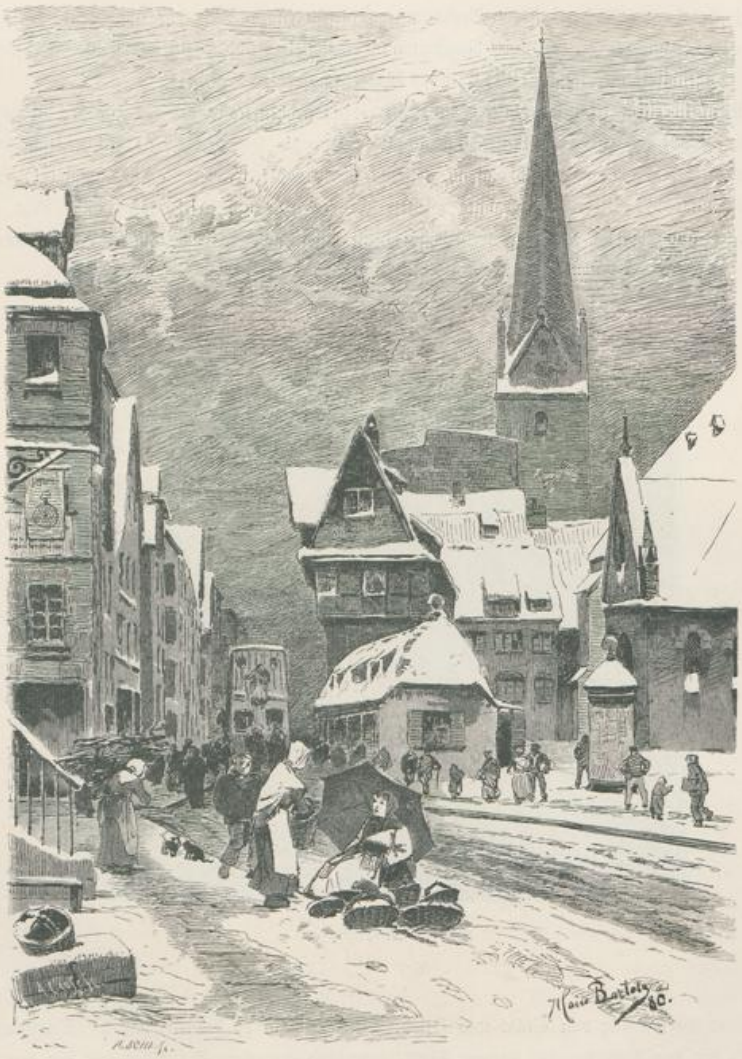
Fahrzeuge. Die Hamburger Rhederei ist im Verhältniß zu diesem enormen Verkehr nicht groß. Sie umfaßte 1877: 468 Seeschiffe (102 Dampfer) mit 223,910 Registertons Tragfähigkeit und 2788 Flußschiffe mit 1,998,178 Centner Tragfähigkeit. Augenblicklich (Januar 1881) sind 35 Seedampfer in Bau.

Am Besten übersieht man den Hafen vom Thurme des großen Kaffeespeichers auf der Spitze des Kaiserkais. Man steige hier hinauf am etwas wolkigen Nachmittage, wenn die leichtverschleierte Sonne sich über Altona dem Untergange zuneigt und das Wasser des Hafens zwischen den Hunderten von Schiffen vergoldet, während in der Ferne die Krümmung des Stroms in geahnte Weiten lockt — es ist unstreitig der schönste Blick, den die Stadt Hamburg gewährt und zugleich der charakteristischste; denn eine besondere Eigenthümlichkeit Hamburgs ist eben die

In der Elbstraße.

innige unmittelbare Verbindung von Stadt und Hafen. Durch sie ist es bewirkt, daß die Stimmung, welche den Hafen beherrscht, für den Charakter der ganzen Stadt maßgebend geworden ist. Aber nur für den Hauptcharakter. Die einzelnen Stadttheile haben ein merkwürdig verschiedenes Gepräge. Man wird staunen über die große Mannigfaltigkeit der städtischen Bilder, man kommt immer wieder und wieder in eine neue Welt. Welch ein Gegensatz, die Judengassen „Elbstraße“ und „Neuer Steinweg“ mit ihrem unendlichen Trödelgeschäft, das sich im schönsten Glanze nur zeigt, wenn ein Schiff gesunken ist und die durch das Wasser beschädigten Waaren hier tagelang unter dem unausgesetzten tausendkehligen Geschrei „All nat! All nat!“ billig an den Mann gebracht werden — oder andererseits St. Georg mit seiner wohlhäbigen, althamburgischen Ehrbarkeit. Dann wieder die Vororte mit ihrem, besonders in Eimsbüttel stark ausgeprägten neuenglischen Typus und dem gegenüber die neubebauten Partieen des Hammerbrooks mit ihrer sprechend ähnlichen Wiederholung der südöstlichen Theile von Berlin. Oder welch ein Gegensatz die eleganten, opulent gebauten Jungfernstiege und der dichtgedrängte „Bürger-

Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Partie aus der Steinstraße.

und Nahrungsgraus" der altmodischen Steinstraße, die mit ihren zahlreichen Höfen allein etwa 8000 Menschen beherbergt. Wer Lust hat, kann die Reste einer ganz besonderen Hamburger Romantik in den Ueberbleibseln des Gängeviertels suchen — schmalen, langen, gewundenen Passagen, die weitgedehnte schöne Gartenfluren mitten in der Stadt umschloßen, deren Anblick wie der eines verschlossenen Edens Jedem verwehrt war, der nicht durch so ein enges, finsteres, rauchiges altes Giebelhaus eines „Ganges" durchzudringen wußte. Diese grünen Inseln im Häusermeere hat nun zwar der Strom der Zeit verschlungen; aber die Lust an Busch und Baum mitten in der Stadt ist dem Hamburger geblieben, wie er sie von jeher besessen hat. Schon in jener oben erwähnten

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

alterthümlichen Fleetengegend fehlte der Baum neben dem „Beischlage“ einst eben so wenig wie im alten Danzig und noch hat er sich hie und da erhalten; so besonders in den Straßen, wo das Fleet ausnahmsweise nicht von den Speichern eingerahmt ist, sondern die Mitte der Straße durchzieht — Rödingsmarkt und Westhälfte des holländischen Brookes. Und was die neuen Anlagen betrifft, so sorgt die Behörde mit musterhaftem Eifer dafür, daß

Holländischer Brook von Osten aus gesehen.

nirgendwo ein größerer Häuserkomplex entsteht, ohne eine parkartige Anlage in der Nähe zu haben, deren Benützung Jedem zusteht. Das Beste der Art ist die herrliche Promenade, die aus den Wallanlagen von 1624 geworden ist. Sie beginnt am Hafen mit dem großartigen Elbpark neben dem „Seemannshause“, einem stattlichen Gebäude, welches außer einem Seemanns-Gast- und Krankenhause die Navigationsschule, die deutsche Seewarte, sowie die Seemannskasse und das Seeamt von Hamburg enthält. Von dort aus umzieht sie die ganze innere Stadt mit dreiviertelstundenlangem Halbkreise. Als Erweiterungen schließen sich an der für Morgenspaziergänge sehr beliebte „Botanische Garten“ und hinter ihm der herrlich angelegte „Zoologische Garten“, in dem die Eulenburg besonders auffällt, eine

Eulenburg im Zoologischen Garten.

künstliche Ruine auf einem kolossalen Hügelgrabe aus der Pestzeit des 14. Jahrhunderts. Aber der Glanzpunkt der ganzen Promenade ist die Lombardsbrücke zwischen den beiden 1624 getrennten Abtheilungen des Alsterbassins. Am schönen Sommerabend, wenn beide weite Wasserflächen von Lichtern umzogen sind und zahlreiche beleuchtete Dampf- und Ruderböte das leicht bewegte, von vielen Schwänen belebte Element durchschneiden und fortwährend unter der Brücke aneinander vorbei passiren, dann ist der Anblick von hier aus wahrhaft feenhaft. Bei Tage möge Dein Auge besonders auf einem Punkte verweilen, auf dem neuen St. Petrikirchthurm. Auch er ist, wie der Nikolaithurm und der im vorigen Jahrhundert von Sonnin erbaute Michaelisthurm (bis zur Vollendung des Nikolaithurms das höchste Gebäude Norddeutschlands) einer der höchsten aller Kirchthürme und, wenn er an prachtvoller Ausstattung hinter seinem Unglückskollegen von 1842 zurücksteht, so ist er dafür von ungleich reinerer Stilvollendung, ja ohne Zweifel das edelste Bauwerk von ganz Hamburg. Schon sein vom Feuer vernichteter Vorgänger wirkte durch den Adel seiner Formen so bedeutend, daß der in Rococoideen lebende Sonnin doch nicht umhin konnte, den Hut zu ziehen, wenn er an diesem Reste „gothischer Barbarei" vorüberging. Der jetzige Thurm, nach dem Plane des unglücklichen Chateauneuf ausgeführt, darf wohl als das reinste und schönste überhaupt vorhandene Werk der speziell norddeutschen Spielart des gothischen Thurmbaues gelten. Aber — willst Du es genießen, verweile mit ruhiger Seele auf den Verhältnissen der Konturen. Das Ebenmaß der Formen thut hier Alles, nichts bunte Augenweide für den leichtfertigen Beschauer.

Wo das Auge auf so lachende Blumengestade hinausschweift, wie an Hamburgs Alsterufer, da stellt sich der Wunsch zum Hinausschwärmen in die Gegend ein. Das Alsterdampfboot führt Dich nach Uhlenhorst hinüber, wo Du einen herrlichen Rückblick auf die Stadt genießen magst. Mit dem Elbdampfboot wirst Du weiterhin flußabwärts

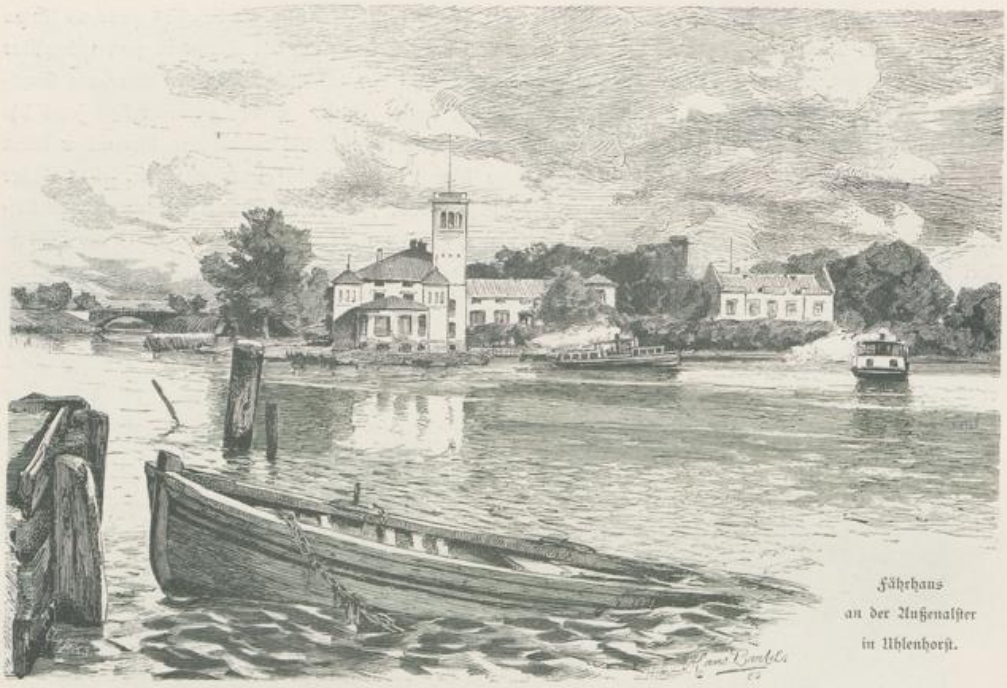
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

reisen. Ich möchte Dir zum Abschied noch den Rath geben, die nächsten 1½ Meilen des Elbufers unterhalb Altona schon vorher per Droschke aufzusuchen. Der Blick durch die Gärten hinunter auf den Strom ist ganz unbezahlbar und wird durch den Blick vom Strome aus keineswegs aufgewogen. Und wie viele schöne und interessante Einzelheiten berührt diese Wagenfahrt! Des Ottenseuer Kirchhofs ist bereits gedacht. Schräg gegenüber liegt jenes jetzt fast ganz öde Terrain des ehemaligen Rainville-Gartens, in dem Tieck seinen Octavianus dichtete. Unmittelbar daran stößt der Garten Salomon Heines, in dem Heinrich Heine seine „Jungen Leiden" lebte und liebte. Es ist „der Garten, dort am Bergeshang", „die Stelle, wo er sein Liebstes verlor", wo er an seine „süße Muhme" eine Aufforderung richtete, deren Beantwortung ihn eben zu Heinrich Heine gemacht hat. Seltsamerweise ist der herrliche Park jetzt buchstäblich verzaubert. Die Besitzerin, die Wittwe Fould, Erbin Carl Heines, sperrt ihn gegen Jedermann

Promenade an der Außenalster in St. Georg.

ab, ohne ihn selbst zu benutzen — aus Haß gegen Deutschland! Es folgen Gärten auf Gärten, über Flottbeck hinaus, wo die weltberühmte Booth'sche Handelsgärtnerei Dir ihre prächtigen Gewächshäuser öffnet, wo der wundervolle Eichenhain der Wittwe Jenisch, des „Teufels Baumgarten" an der „Teufelsbrücke", wahrscheinlich ein alter Wodanshain, Dir das Gewese zeigt, auf dem Deutschlands scharfsinnigster Nationalökonom, Thünen, seine zukunftreichen Konzeptionen aus der Beobachtung des Hamburger Verkehrslebens empfing. Keine Rheinburg ist großartiger als die weiterhin folgende Godeffroy'sche Villa mit ihrem waldähnlichen Parke. Schwerlich findest Du in einem fürstlichen Tuskulum Deutschlands eine schönere Vereinigung von Kunst und Natur, als in dem benachbarten Baur'schen Garten. Zuletzt erreichst Du den Süllberg in Blankenese, dessen wir schon gedachten. Dann aber stehe nicht still, sondern gehe auf dem zu fast 300 Fuß ansteigenden Uferrande weiter bis zum „Falkenstein", um dessen schroffen Absturz herum die Elbe sich nach Nordwesten biegt. Hier mit einem Freiblick von fast 300 Grad, nur nordöstlich durch einen schönen nahen Tannenwald beschränkt, stehst Du auf dem herrlichsten Punkte dieser ganzen Gegend. Und konnte hier die Poesie ausbleiben? Gewiß nicht. Hier ist ebenso klassischer Boden deutscher Heldensage, wie am Rosengarten zu

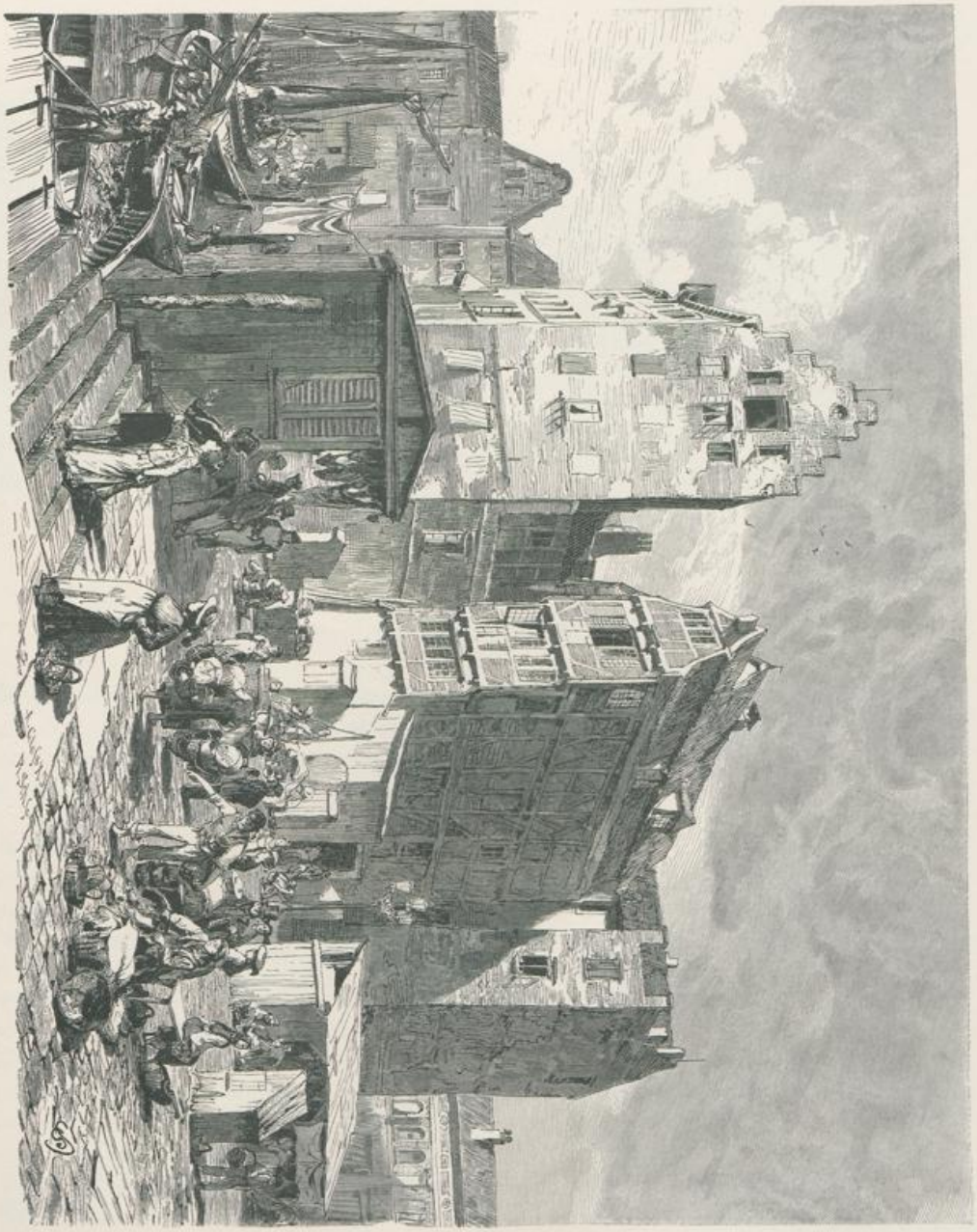
Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Fährhaus
an der Außenalster
in Uhlenhorst.

Worms und am Burghügel zu Bechelaren. Das Dorf dort zu Deinen Füßen ist Hetelingen, das noch den Namen trägt vom Vater der Gudrun, und dieser Gau Stormarn hier ist die Mark Stürmen, in der nach dem Epos ja eben dieser Hetel aufwuchs in der Pflege Wates. Dieser selbst wieder war nach einer anderen Sage der Vater des deutschen Dädalus, Wielands des Schmiedes, dessen Wohnstätte ich im nahen Sachsenwalde Dir zeigen kann, wie sie mir durch lebendige Volksüberlieferung bezeichnet ist. Und wie Hetel hinaus gefahren ist ins räthselvolle Westmeer nach seiner Hilde, so ist Wieland gar hinausgeflogen, der Tyrannei eines bösen Königs zu entgehen. Wir stehen eben auf dem Ausgangspunkte deutscher Odysseen. Das spiegelt sich auch noch ab in der späteren Sage, die Mutter der Gründer Englands, Swana, sei da zu Hause gewesen, ubi nunc Hammonia stat. Und dieser Zug des Ortscharakters verleugnet sich auch heute nicht. Der nahe Tannenwald, der Dir seinen würzigen Duft zuhaucht, ist ein Kunstprodukt, Schöpfung eines königlichen Kaufmannes, der es liebte von dieser Stelle elbabwärts zu blicken, die Straße entlang, die seine Schiffe fuhren, um die Südseeinseln zu verdeutschen. Wohl hat sein Wielandsflug ein Ikarusende genommen, aber Hamburg ist darum nicht verarmt an seines gleichen. Ein anderer nimmt jetzt in der Südsee eine ähnliche Stelle ein, wie bisher jener; ein dritter dominirt in Westafrika, ein vierter in Ostafrika, sie alle Träger des Civilisationswerkes, zu dem unser Volk berufen sein wird, sobald es sich selbst recht erfaßt. Alles das sind erst Anläufe; „es ist noch nicht erschienen, was wir sein“ — werden? Wagen wir es, den Satz mit Hoffnung und Selbstvertrauen zu vollenden und zu bethätigen. Wie jeder gute Deutsche seinem Vaterlande einen nie endenden Zuwachs von Glück und Ehre wünscht, so soll er es auch der ersten deutschen Seestadt gönnen, in immer schönerer Weise eine Zierde Deutschlands zu werden und zu bleiben.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Markt in Altona. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Speicher in Altona.

Flußabwärts. Hadeln. Wursten.

Wer mit uns von einem Aussichtspunkte Hamburgs oder der Umgebung aus den Blick elbabwärts hat schweifen lassen in die blaue Ferne hin, aus der es uns wie Seeluft entgegenhaucht, der wird, wenn irgend möglich, die Fahrt von Hamburg zum offenen Meere selbst unternehmen, wird selbst die große Wasserstraße kennen lernen, durch welche diese Stadt mit dem Ocean, dem gewaltigen Träger des Weltverkehrs, in Verbindung steht. Eine solche Fahrt lehrt vornehmlich dreierlei: sie macht es wieder recht anschaulich, wie nur rastlos thätige Sorgfalt hier die Gunst der Natur erhalten kann; sie zeigt aufs Neue die mannigfaltige Schönheit, welche diesen nordischen Gestaden sehr gegen die Meinung vieler Binnenländer eigen ist; sie giebt endlich reichlich Gelegenheit, den hervorragend tüchtigen Menschenschlag dieser Uferlande in seinen besten alten Sitzen aufzusuchen und aus der Bekanntschaft mit ihm das Verständniß zu gewinnen für das, was mit diesem Menschenmaterial geleistet werden konnte und kann.

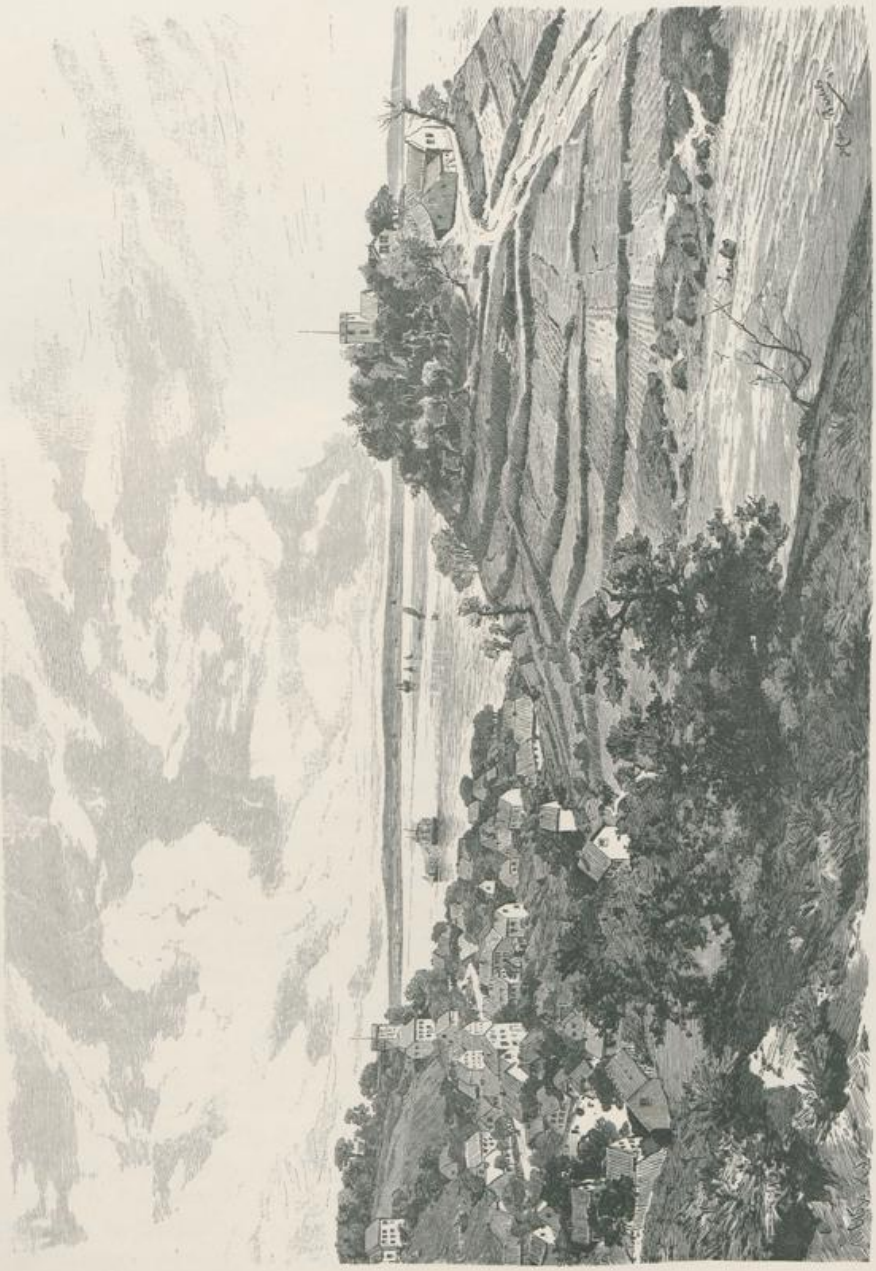
Wir beginnen unsere Fahrt am Hafenthor, wo der „Stintfang", der höchste Punkt des oben erwähnten Elbparkes, das im Bau begriffene neue Gebäude für die Seewarte (auf unserem Hafenbilde links am Rande sichtbar) und das Seemannshaus auf uns herabblicken. Rechts haben wir im Anfange unsrer Fahrt noch eine große hochgelegene Häusermasse: St. Pauli und Altona. Kein Scharfblick vermag die Linie zu erkennen, auf der sich beide — um das Ding beim rechten Namen zu nennen — beide Stadttheile von einander scheiden. Ganz augenfällig zeigt es sich hier, daß das politisch abgegrenzte Hamburg nur das dominirende Mittelstück der wirklichen Stadt ist, die sich aus vier besonderen Communen (Wandsbeck, Hamburg, Altona, Ottensen) als ein festgeschlossener Komplex von Bürgerhäusern mit gegen 550,000 Einwohnern zusammensetzt. Kein Mensch, der die drei Nebenstädte besucht, kann

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

sich des Eindrucks erwehren, daß er sich in Vorstädten befindet. Der neuerdings mehrfach ventilirte Gedanke einer Hebung Altona's auf Kosten Hamburgs bedeutet nicht die Bevorzugung einer Stadt vor einer anderen, sondern die gewünschte Verschiebung des Centrums im Inneren einer und derselben Stadt. Wie groß die Schwierigkeiten eines solchen Bestrebens sind, lehrt uns schon im Vorbeifahren der Augenschein. Da die hohe Geest hier hart an den Fluß hinantritt, ist kein Platz da für die „Fleete", welche das Abladen in Hamburg so sehr erleichtern. Alle Speicher müssen in einer Reihe direkt an der Elbe liegen, was sich zwar fürs Auge recht gut macht, aber den Waaren auf langgedehnter Strecke nur einen schmalen, ungenügenden Lagerraum gewährt. Will man Docks bauen, so muß man — der Versuch hat es gezeigt — dieselben so weit in den Fluß hinausschieben, daß sie von der ganzen Gewalt des Stromes getroffen und dadurch um alle Haltbarkeit gebracht werden — vorausgesetzt, daß man nicht noch einen Schritt weiter geht und den ganzen Elbstrom ableitet, so daß er erst unterhalb Altona's sich dem Norduser fest anschmiegt. Dadurch würde der Hamburger Hafen der Verschlickung ausgesetzt und bei Altona könnten Docks gebaut werden. Da Hamburg sich, wie oben erwähnt, seine Elbe selbst gegeben hat, ist es vielleicht nicht mehr als billig, daß sie ihm auch wieder genommen werde. Mit Aufwand einiger Milliarden dürfte es vielleicht auf diese Weise gelingen, die Taube in der Hand los zu werden und den Sperling auf dem Dache zu erhaschen.

Uebrigens meine man nur nicht, daß die wackeren Altonaer im Ganzen geneigt sind, sich derartigen freundnachbarlichen Utopistereien hinzugeben. Sie würden im Allgemeinen die Nebenbuhlerschaft viel lieber durch naturgemäße Auflösung der Tetrapolis in eine Einstadt beseitigt sehen. Doch — es verhalte sich mit ihren guten Gesinnungen, wie es will — sonderbar aber wahr ist, daß sie eine Anspielung auf Eifersüchtelei der Nachbarstädte schon im Namen tragen und daß der entsprechende Gedanke nicht jünger ist, als die Existenz Altona's selbst. Wie klug ersonnen auch die Erklärungen aus „Alands-Au" oder „bei der alten Au" sind — thatsächlich ist der Name des Ortes von Anfang an ein Scherzname gewesen: Al to nah, d. h. all zu nahe, nämlich eben an Hamburg. Vermuthlich hieß zuerst ein Wirthshaus so, nach dem dann die benachbarte Häusergruppe genannt wurde, wie dies hier zu Lande noch jetzt häufig vorkommt, z. B. Jappup (Athme auf!), Stawedder (halte wieder an!), Krupunder (Schlupf unter!) und Letzten Heller (ergänze: gieb hier aus!). Die ältesten bekannten Gehöfte an dieser Uferstelle hießen Herwardeshude, d. h. Herwards Hafen. Sie wurden durch die Schauenburger Grafen nebst anderen bedeutenden Ländereien Eigenthum eines hier gestifteten Nonnenklosters. Als dies nebst den zugehörigen Gehöften abgebrannt und 1308 nach dem heutigen Harvestehude (eigentlich Neu-Herwardeshude) an der Alster verlegt war, bemühte sich der Hamburger Rath, den Aufbau der alten Niederlassung zu verhindern und erlangte 1310 wirklich von dem Kloster das Versprechen, stadtwärts von Ottensen, Eimsbüttel und Harvestehude keine Baulichkeiten errichten zu wollen. Schon damals also ahnten die Hamburger, daß man ihnen hier eine Rivalin „all zu nah" vor die Thür hinpflanzen könnte! Natürlich wußten die frommen Nonnen unter dem Schutz der Holsteiner Grafen ihr Versprechen trefflich zu brechen. Die neue Niederlassung neben der Brandstätte des alten Herwardeshude blieb aber lange nur ein Bauerndorf ohne offiziellen Namen, eine Art Vordorf von Ottensen; 1547 wird es zuerst als „Altona" erwähnt, bei einer Gelegenheit, die uns schon die Anfänge städtischen Lebens zeigt: der Ort war wieder abgebrannt, Hamburg wandte sich an die Landesregierung mit der Bitte, bei dem Aufbau wenigstens den dort ansäßigen Industriellen Verlegung des Wohnsitzes anzubefehlen. Als dies nicht erfolgte, verbot der Rath 1548 seinen Bürgern aufs Strengste, zum Schaden der heimischen Meister den Altonaern Kundschaft zu geben. Der Handelskrieg war also da! Altona wuchs schnell durch das Niederlassungsrecht, das hier den in streng lutherischen Gemeinden ausgeschlossenen Katholiken und Mennoniten gewährt wurde. Namentlich die Letzteren strömten zahlreich aus den Niederlanden herbei und brachten Kapital, Intelligenz und Unternehmungslust mit. Die dänische Regierung bemühte sich lebhaft um Hebung Altona's, das 1664 das Stadtprivileg erhielt. So ist es ein ziemlich wohlhabender und ausgedehnter Platz geworden, aber ohne viel Frische und Selbständigkeit. Nur die anmuthige Lage muß jeden Besucher erfreuen. Auch ist die „Palmaille", die Hauptstraße, kein unwürdiges Seitenstück zu den Berliner Linden.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Blankenese und der Süllberg. Von Hans Bartels.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Am Strand von Blankenese.

Von Ottensen, der unmittelbaren Fortsetzung Altona's, sehen wir auf dem Schiffe wenig; dagegen zeigt sich uns die nun beginnende Reihe der Villendörfer in neuem Glanze und fesselt unser Auge, auch wenn wir das Einzelne meist schon zu Lande gesehen haben. Manches präsentirt sich auch von hier aus noch besser, als von der Höhe des Ufers. So gleich zu Anfang das große palastartige Bauwerk unten am Strande, überragt von den dunkeln Baumkronen des Parks, der sich am Ufer hinaufzieht. Es ist „der Donner'sche Garten", wie Dir Dein beliebiger Nachbar erklärt. Weißt Du, was das bedeutet? Es ist einer der ersten Lustgärten, welche sich die Hamburger um 1730 hier anlegten (in älterer Zeit lagen die Villen meist östlich der Stadt, in den durch das „Rauhe Haus" berühmt gewordenen Vororten Hamm und Horn) und er kam bald in den Besitz der Familie Sieveking, deren bekanntestes Haupt, der Kaufmann G. H. Sieveking, hier um 1800 eine Gastfreundschaft von europäischem Rufe übte und an dieser wunderlieblichen Stelle eine Gesellschaft um sich versammelte, die es erklärlich macht, warum der Sohn dieses Hauses, Karl Sieveking, der beste Schilderer der platonischen Akademie von Florenz geworden ist. Es wäre ein einladender Vorschlag, hier zu landen, an die Pforten dieses und jenes „Gartenhauses" anzuklopfen und zu prüfen, ob von jenem Geiste nicht noch ein Hauch um diese Uferhöhen weht. Ganz vergeblich würden wir nicht suchen! Doch dazu ist jetzt keine Zeit: hinaus gen Westen! Dicht gedrängt folgen sie auf einander, bald unten am Wasser, bald oben auf der steil ansteigenden Geest, die prächtigen kleinen Ortschaften: Neumühlen, Ovelgönne, Flotbeck, Nienstädten, Mühlenberg, Dockenhuden, endlich Blankenese, an dessen Strande das munterste Schifferleben herrscht, während das behäbige Dorf seefahrender Bauern sich mit seinen schmucken Häusern am Gehänge der Hügel höchst malerisch emporzieht. Weiterhin wird der hart ans Wasser hinantretende Höhenzug ganz waldig bis zu dem erwähnten Aussichtspunkte Falkenstein. Unterhalb desselben sinken die hohen Ufer alsbald herab und die pittoreske Strecke der Flußfahrt ist vorüber. Schon bis gegen Blankenese hatten wir links eine flache, großentheils eingedeichte Marschinsel, Finkenwerder. Jetzt haben sich die Elbarme vereinigt; nur eine Insel, Krautsand, ist noch zu passiren, merkwürdig, weil noch immer nicht eingedeicht, so daß ihre Bewohner auf „Wurten" (flachen Kunst-

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

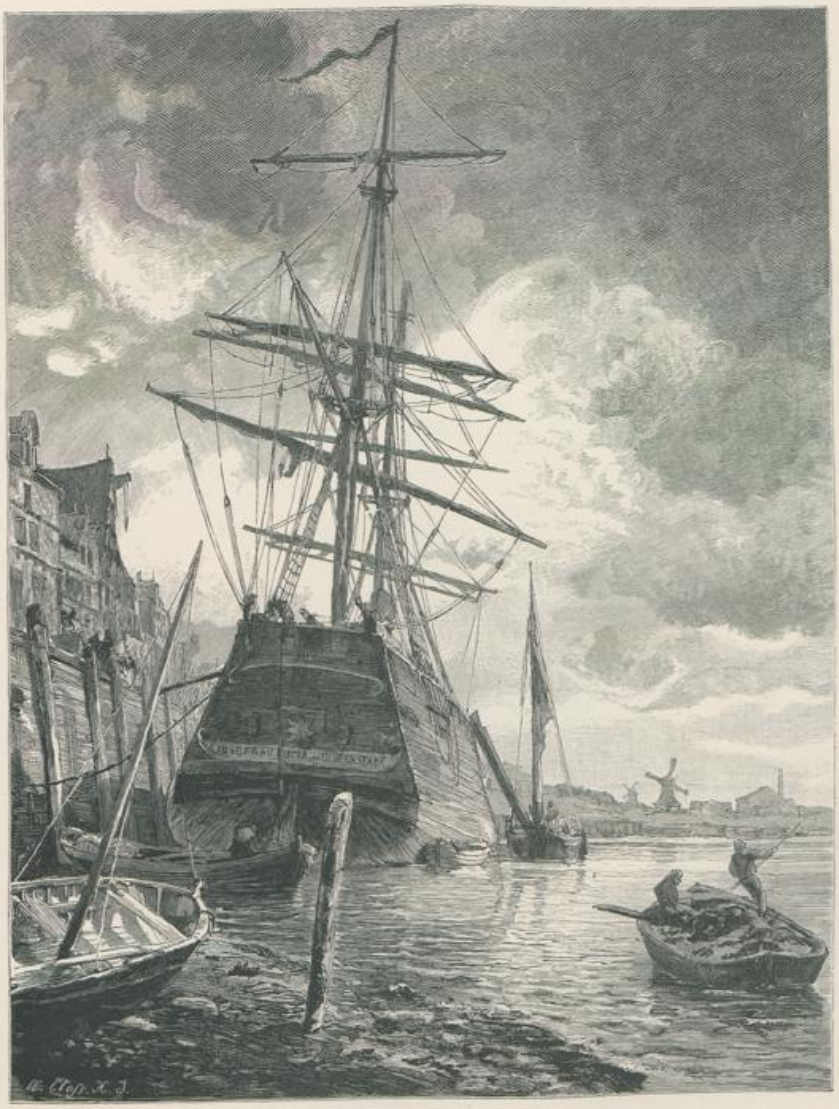
hügeln) leben müssen, wie es vor einem Jahrtausend überall in den Marschen Gebrauch war. Wir gleiten auf dem majestätischen Strome hinab zwischen den holsteinischen und hannover'schen Marschen, Landschaften, deren lange niedrige Deiche unserm Auge keine Abwechslung bieten, es sei denn, daß dicht hinterm Deiche ein großes baumumstandenes Gehöft sich erhebt, und wir gerade nahe genug am Lande sind, um den einem Edelsitze ähnlichen Bauernhof deutlich sehen zu können.

Nur eine Unterbrechung ist an der rechten Seite noch zu erwähnen: das rührige Hafenstädtchen Glückstadt. Wer dort aussteigt, wird eine eigenartige Verbindung von Seehandelsplatz und Kleinstadt bemerken, keine unangenehme Erscheinung, weil nirgendwo etwas Aermliches und Verkommenes hervortritt. Allerdings liegen im Hafen einige narbenvolle, verbrauchte Schiffe aus dem vorigen Jahrhundert, wie die „Jungfrau Lucia von Glückstadt" und der „kleine Heinrich", einst Grönlandsfahrer und jetzt Kohlenträger. Sie erinnern uns daran, daß auch die „Glückstadt" ein fürstliches Experiment ist, das nicht hat „glücken" wollen, eine Pflanzung Christians IV. zur Konkurrenz gegen Hamburg 1615 geschaffen. Aber ist's keine Großstadt geworden, so doch ein durchaus freundlicher Ort, der sich z. B. durch die häufige schöne Verbindung dunkelblauer Augen und goldblonder Haare bei seiner weiblichen Jugend vortheilhaft vor vielen Städten auszeichnet.

Ist der Anblick der Ufer jetzt weniger anziehend, so verdient die Wasserstraße selbst, auf der wir fahren, um so mehr unsere Aufmerksamkeit. Wir beachten leicht, daß sie durch schwimmende Tonnen oder Bojen markirt ist, daß wir uns in festbegrenzter Bahn bewegen und bewegen müssen, um nicht auf Sandbänke zu gerathen, die hier nicht weniger fehlen als in der Wesermündung. Wie dort Bremen, so hat hier Hamburg seit Langem die Regulirung des Fahrwassers übernommen, aber nicht nur im Sinne der Normirung der Schiffbahn, sondern auch zur thatsächlichen Leitung und Regelung des Stromes selbst, der viel zu wild und launisch ist, um ohne Zwang einen sicheren Zugang zur See zu gewähren. Die Arbeit ist um so großartiger, als es sich um eine sehr erhebliche Strecke Wassers handelt. Die Fahrtlinie vom Hamburger Hafen bis zur Mündung beträgt 133 km, wovon die letzten 30 km unterhalb Cuxhaven liegen, also in einer Strompartie, welche der Binnenländer, wenn er sich die Gegend auf seinem Handatlas betrachtet, fast ganz zum „Meere" rechnen wird, weil hier ja keine trockenen Gestade den Fluß einschließen, sondern von der Flut zweimal täglich überschwemmte Sand- und Schlickwildnisse, geographische Amphibien, nicht Land, nicht Wasser, doch jedenfalls landartig genug, um der zwischen ihnen abfließenden Elbe bis ans Ende den Stromcharakter zu wahren. Auf dieser Strecke unterhält Hamburg eine jährlich nach Bedürfniß wechselnde Zahl von Tonnen (1875 waren es 103 ohne die „Wracktonnen" und ohne die „Deviationstonnen", an denen eiserne Schiffe zum Probiren der Kompasse herumgeschwenkt werden), 6 Feuerschiffe, 12 Leuchtfeuer auf dem Lande (darunter 3 auf steinernen Leuchtthürmen) — ungerechnet die diversen Hafenlichter und einige kleinere Temporärlichter — endlich 10 Baaken. Preußen unterhält mit Hamburg zusammen ein dreizehntes Feuer, für sich allein ein vierzehntes, sowie das Glückstädter Hafenlicht, und betonnt die Süderelbe (Fahrstraße nach Harburg) und einige Mündungen von Nebenflüssen. Von den Feuern ist das bedeutendste das auf dem größeren Neuwerker Thurme (1814 eröffnet) mit 28 km Sichtweite, darnach das des Cuxhavener Thurms (1802 erbaut) mit 22 km Sichtweite.

Eine der interessantesten Baaken ist die von unserm Künstler gezeichnete Kugelbaake auf der äußersten Spitze des trockenen Bodens linker Elbseite, auf der scharfen Ecke, mit welcher die Dünenkette zwischen Elb- und Wesermündung gegen die Elbe hin vorspringt. Merkwürdiger aber noch ist die Schaarhörnbaak, die sich 19 km weit von diesem letzten Flecke bewohnbaren Landes meereinwärts als fester Bau aus dem Chaos von Sand, Schlamm und Wasserwogen erhebt, nicht nur ein Wahrzeichen für den glücklichen Schiffer, sondern auch ein Bergungsort für den Schiffbrüchigen. Schon 1721 erscheint hier, wo von Natur nichts Dauer hat als die immer drohende Gefahr, ein festes Werk der Menschenhand. Das jetzige ist 1871 erbaut. Sein Vorgänger war, wie alle Sicherheitszeichen der Elb- und Wesermündung, die Leuchtthürme abgerechnet, 1870 von den Hansestädten selbst beseitigt worden, damit der französischen Flotte die Möglichkeit hier zu landen genommen werde. Diese Küste schützt sich durch eigene

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe



„Jungfrau Lucia von Glückstadt". Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Ungastlichkeit, sobald dem nahenden Feinde die Hilfe nicht gewährt wird, welche für den freundlichen Besucher die Sorgfalt der Jahrhunderte zubereitet hat.

Einen bedeutenden Ruf als altes Wahrzeichen der Elbmündung hat die, schon im Aufsatz „Weser“ erwähnte „rothe Tonne“, die, etwa der Bremer Schlüsseltonne entsprechend, beim äußersten Feuerschiff, von der Schaarhörnbaak noch etwa 6 km weiter meereinwärts, auf den Wellen tanzt. Schon 1568 erscheint sie, doch landnäher als heut zu Tage. Neuerdings gebührt der Ruhm des vorgeschobensten Postens, und zwar an dieser ganzen Küste, der 20 km von Schaarhörnbaak westwärts schwimmenden Westertillboje, einem 8 m hohen Sicherheitszeichen, das der Seite 68 abgebildeten Schlüsseltonne sehr ähnlich ist, nur daß es statt der einfachen eine dreifache Korbüberhöhung trägt. — All diese stummen Vorrichtungen würden jedoch zum sicheren Einpassiren nicht genügen, wenn Hamburg nicht das Lootsenwesen entsprechend organisirt hätte. Zwischen dem ersten und zweiten Feuerschiff liegt die Lootsgalliot, von der jeder nahende Segler oder Dampfer einen offiziellen Lootsen nehmen muß, wenn er einen solchen nicht schon an Bord hat. Diverse Schooner mit solchen beglaubigten Fahrtlenkern kommen den Fremden bis Helgoland, ja bei gefährlichem Wetter bis auf die Höhe von Borkum entgegen. Schon hier empfängt Hamburg seine Gäste, um sie sicher in den stillen Strom zu leiten. Der Lootsenzwang existirt übrigens nur bis „Station Bösch“ (zwischen Stör- und Ostemündung) flußaufwärts und für ausfahrende Schiffe gar nicht.

Die Kugelbaake.

Was die Regulirung des Stromlaufs betrifft, so herrscht hier vornehmlich das Bestreben, Krümmungen zu verhindern, zu denen die Elbe sehr geneigt ist, weil bei dem fortwährenden Gegeneinanderfluten der Tiden sich beständig Ablagerungen im Strombette bilden, die den Wasserlauf seitwärts abdrängen. Die Kampfmittel sind hier theils die unablässige Ausbaggerung der Flußtiefe, theils das systematische Ablenken, ich möchte sagen „Nasenstübern“ der gewaltigen Nixe, sobald sie einem Ufer ihre wühlenden Hörner zuwendet. Es geschieht dies durch „Stacks“, quer in den Fluß hineingezogene Bollwerke von Pfählen und festgeschnürtem Gestrüpp, die das Wasser stauen und in die Mitte zurücklenken. Natürlich sind bei der letzteren Arbeit alle Uferstaaten thätig. Was auf diese Weise erreicht werden kann, mag das Beispiel des Hamburger Amtes Ritzebüttel — bekanntlich an der linken Seite der Elbmündung — zeigen. Hier hatte im Mittelalter der Fluß ungefähr seinen jetzigen Lauf, fing aber bei Beginn der neueren Zeit an, sich mehr rechts zu wenden, so daß ein schönes fruchtbares Vorland anschlickte. Als später die Elbe wieder eine Schwenkung nach links zu machen beliebte, suchte man ihr Geschenk durch Neudeiche gegen die launenhafte Geberin zu schützen. Es waren 1300 Morgen und ihre Eindeichung erfolgte 1618. Aber durch einen simpeln Deich läßt sich Rübezahls Pflegetochter nicht abschrecken. Sie nagte an den Neudeichen und an den Alt-

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

deichen unterhalb derselben, bis sie von dem Neulande wieder 1100 Morgen und von dem daneben liegenden Altlande noch 150 Morgen dazu verschlungen hatte. Jedoch sie fand ihre Meisterin in der „Ritzebüttel'schen Stackdeputation", welche 1725 von Hamburg eingesetzt wurde. Dieselbe operirte anfänglich mit kostspieligen Felsenbanketts, die aber natürlich einfach unterwühlt und fortgespült wurden. Erst 1756 hat man das angedeutete System des „Rasenstüberns" inaugurirt und mit solchem Erfolge, daß seitdem die gefährdete Küste keine Einbuße mehr erlitten hat, während ohne diese Vertheidigung mit Dornen und Stöcken das Amt Ritzebüttel jetzt außer dem öden Dünenrücken größeren Theils verzehrt sein müßte. Grollend kratzt die abgewiesene Riesin vor dem stacheligen Strande den Grund aus: dicht vor dem „Grodener Stack" beträgt die Wassertiefe beinahe vierzig Meter!

Seltsam genug ist es, aber doch Thatsache, daß Hamburg seine Arbeit auf diesen Fluten unter fast beständigem Widerstreben der mitinteressirten Nachbarn verrichtet hat. Wem gehörte denn die Elbe vom Meere bis zum Hafen? „Dem Reiche", sagten alle Betheiligten, aber da das Reich diesen nordischen Ungemüthlichkeiten gegenüber schlief — woher nahm Hamburg denn sein Recht, hier des Reiches Hoheit zu verwalten? Die Stadt nahm sich dieses Recht

Schleppdampfer auf der Elbe.

zunächst wirklich ganz ohne Legitimation, weil die thatsächliche Bändigung wilder Naturgewalt Recht schafft; sie behauptete ihre Hoheit auf dem Strome, weil sie in ihm eine frische Lebensader für ganz Niedersachsen vor Unterbindung durch partikularistische Interessen zu schützen entschlossen war. De Rad van Hamborgh wolde den vrighen strom der Elve vryholden, sagt ein alter Lübecker Chronist sehr treffend. Diese Bestrebungen verbinden die Frühzeit der Hansa unmittelbar mit der Gegenwart. Schon 1259 hielt die Stadt auf der Elbmündung Vredeschepe, „Friedensschiffe" — der althansische, sehr charakteristische Ausdruck für das, was wir jetzt „Kriegsschiffe" nennen. Bereits 1246 war das Hamburger Leuchtfeuer auf Neuwerk entzündet, dem sich später auch ein ebenfalls hamburgisches, später dänisches, jetzt englisches auf Helgoland zugesellte. Noch vor 1300 hatte die Stadt mit der Anstellung von Lootsen begonnen, welche als Lodemänner (agf. loteman) oder Leitsagen (holl. laedsage, der Polarstern) bezeichnet werden. Anfangs waren besondere Einkünfte zur Bestreitung derartiger Ausgaben bestimmt, aber seit 1450 erscheint im städtischen Budget selbst regelmäßig der Posten pro tunnis et bakis supra Albeam positis. 1458 erfahren wir zuerst aus einer englischen Quelle, daß die Hansen die Kunst verstünden, die Stromläufe zu reguliren. In Hamburg wird 1529 als Bestimmung der in Folge der Reformation umgestalteten Verfassung (s. vorigen Artikel) festgesetzt: „Wes man mit allen Sinnen to Betering des Deepes (Tiefe) up der Elve verwenden und to Werke stellen kan, daran wil E. E. Raht unde gemene Börger (der gewöhnliche Bürger, die Bürgerschaft) to allen Tiden nenen Flite sparen"; worauf 1548 eine besondere Behörde für die Düpe

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

(Austiefung, Tiefhaltung) ins Leben tritt, die erst in neuester Zeit bei der technisch nothwendig gewordenen Umformung der ganzen Verwaltung ihre ehrenvolle Thätigkeit geschlossen hat.

Die Wohlthätigkeit dieser Sorge um den Strom für das ganze Land war so augenfällig, daß die Kaiser unmöglich umhin konnten, die nothwendig gewordene Usurpation der Herrschaft auf dem Flusse zu sanktioniren. Das that zuerst 1359 Karl IV., doch ohne die Hamburger mit dem fraglichen Wassergebiete wirklich zu belehnen. Er gab ihnen nur das Recht, Störer ihres Verkehrs hier zu fangen und zu richten, ein Recht, das Friedrich III. ihnen 1468 sogar für die ganze Welt zusprach. Am Wichtigsten wurde das Privileg Ferdinands II. von 1628, durch das Hamburg der Sache nach eine Art Vertretung der Reichshoheit für die Niederelbe erlangte und das von den folgenden Kaisern bis auf Franz II. bestätigt wurde. Jetzt schwankt bekanntlich die Rechtsfrage betreffs dieser Dinge aufs Neue.

Ewer auf der Elbe.

Das hohe Interesse, welches des Menschen Thätigkeit auf dem Strome zu erregen geeignet ist, wird noch übertroffen durch die Theilnahme, die ein Besuch der flachen, landschaftlich nicht sehr lohnenden Ufergebiete in Hinsicht auf die Bewohner derselben bei jedem sinnigen Freunde deutschen Volksthumes wach rufen muß. Rechts fesselt fast bis zur Ausschließlichkeit die letzte Landschaft, Dietmarsen, oder wie man gewöhnlich, aber philologisch ungenau zu schreiben pflegt, Ditmarschen. Dieses berühmteste aller deutschen Küstengebiete wird später von uns noch speziell aufgesucht werden. Was vorher kommt seit dem Absinken der Blankeneser Hügel, Haselmarsch, Krempermarsch (wo Glückstadt), Wilstermarsch — das sind Marschen wie alle anderen: fruchtbare, wohlhabende Gebreite mit tüchtiger Bevölkerung, aber ohne eine originelle Individualität. Aber anders ist es mit den Landen der linken Seite: mit Altland — so dem heimischen Ohlland entsprechend, während man gewöhnlich inkorrekt „das alte Land“ verhochdeutscht — mit Kehdingen, Hadeln und dem Rücken gegen Rücken an Hadeln sich lehnenden, schon der Wesermündung zugewendeten Wursten. Aber wie soll man dem Fremden den Werth dieser Perlen deutschen Besitzes nahe bringen, ohne ihn persönlich hier einzuführen? Hier sind die wahren Secretiora Germaniae, hier sind sie es für das heutige Deutsch-

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

land, wenn auch Tacitus mit seinem Ausdruck wohl eine andere Gegend gemeint haben mag. Denkt euch vom Deutschland des Tacitus so viel lebendig erhalten, wie der Strom der Zeit und Kulturentwicklung nur irgend schonen konnte, denkt euch damit verbunden den durchaus jugendfrischen Keim eines idealen Zukunft-Deutschlands, eines so schönen, wie ihr es euch nur irgend ausmalen könnt; denkt euch jene Reliquie und diesen Keim als lebendige Einheit erscheinend in einem kerngesunden, frischen, freudigen Volksthum, von hohem Selbstgefühl durchdrungen, hausend auf grüner Marschwiese und auf brauner Geesthaide, überall die Blicke meilenweit hinaussendend, zur Elbe, zur Weser, zur See, zu dem großen Lebenselemente, das aller Versauerung und Verbauerung Todfeind ist für immerdar, das denkt euch recht anschaulich — dann habt ihr eine ungefähre Vorstellung von Altland-Kehdingen-Hadeln-Wursten.

Das Gepräge der Landschaften ist kein gleichartiges. Altland gehört noch ganz zu den Gartengebieten der Hamburger Elbmarschen, wenn es auch politisch von dieser Stadt getrennt ist. Der Altländer, die Altländerin zählen mit unter den anziehendsten Typen des Hamburger Straßenlebens. Der Bewohner der Hansestadt nennt dies Gebiet für gewöhnlich nur „Kirschlande", wie auch für die Vierlande oft schlechtweg „Erdbeerenland" gesagt wird. Das ganze Land ist hier mit einem weiten Walde von Kirschen-, Aepfel- und Pflaumenbäumen bedeckt, und wer einmal im Frühling zur rechten Stunde hier von einer freien Stelle des Deiches südwärts schaut, der sieht ein meilenweites Blütenmeer vor sich — ein Anblick, wie wir ihn selbst in jenen berühmten Obstthälern Württembergs nicht schöner wieder finden. Das ganze Ländchen ist ein liebliches geographisches Idyll, ein historisches Idyll ist dem entsprechend seine Geschichte. Hier haben nie heroische Kämpfe stattgefunden, weder gegen die Wogen, die gerade dieser Uferstelle niemals besonders feindlich gewesen sind, noch gegen Fürsten und Pfaffen, die eben hier der gedeihlichen Entwicklung des Volkslebens stets freien Raum gewährten. Die ersten Ansiedlungen werden schon 1059 erwähnt, doch waren sie ohne Bedeutung: vereinzelte „Wurten" im weiten Sumpfe. Aber 1158 erlangte das Erzstift von Kaiser Friedrich I. die Belehnung mit der Marsch und zog nun Kolonisten aus Flandern und Brabant hieher, denen kluger Weise Freiheit gewährt wurde, die Niederlassung nach eigenem Ermessen zu organisiren. So konnten sie sich hier wohl fühlen und dadurch kam die Pflanzung schnell zur Blüte. Bald war das Ländchen in seiner jetzigen Gestalt vorhanden und erlangte den Typus, den es bis heute bewahrt hat. Wohl ist die alte selbständige Verfassung allmählich den modernen Einrichtungen gewichen; nicht mehr versammeln sich die gewählten Vertreter der Dorfschaften an den „Jartentagen" im Hauptorte York; nicht mehr laden die beiden Grefen — einer von der Regierung, der andre von den Volksvertretern ernannt — zum „Göden-" und zum „Zeter-Gericht" — aber unverändert hat sich mitten in sächsischer Umgebung die niederländisch-fränkische Art des Volkes erhalten in Sitte und Menschenart und mit ihr die alte Reinheit und Tüchtigkeit eines unverdorbenen Kernstammes — um so merkwürdiger, da die Altländer täglich mit dem Getreibe der Großstadt in die unmittelbarste Berührung kommen. Von diesen altererbten Eigenthümlichkeiten sei hier nur eine sehr augenfällige erwähnt: statt der sächsischen Pferdeköpfe — dem Symbole Wodans — tragen hier die Giebelfirsten Schwanenbilder — Symbole der Walküren — wie sie sich in gleicher Weise in der alten Heimat dieses Geschlechtes, der Heimat des „Schwanenritters", ebenfalls noch heute finden.

Einen wesentlich anderen Eindruck machen die folgenden Landschaften: Kehdingen und Hadeln. Der Obstgarten hört auf, die weite Marschflur mit Weide und Kornfeld beginnt, im Hintergrunde liegt ein wüster Moorstreifen, der mit geringen Unterbrechungen die Marsch von der hohen Geest scheidet — offenbar ein durch Eindeichung und Landfestmachung der ursprünglich inselartigen Marsch abgeschnittener linker Nebenarm der Elbe. Die Landschaft ist, wie diese Züge schon andeuten, nicht mehr so lieblich und die Verbindung mit der übrigen Welt, auch wegen der wachsenden Entfernung von Hamburg, nicht mehr so unmittelbar. Und rauher und härter ist auch die Volksart: hier wohnen Sachsen, wie landeinwärts auf der Lüneburger Haide, wie drüben in Dietmarsen und Stormarn. Aber der Sachsentypus ist hier eigenthümlich modifizirt. Wohl ist der starke, oft brüske Stammesstolz bedeutend entwickelt, wohl findet sich so gut wie überall in Niedersachsen neben dem Festhalten am geistig und materiell

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Ererbten das Zurücktreten der milderen Seiten der Menschennatur hinter zäher, eigenwilliger Kraft — aber die größere Beweglichkeit und Lebendigkeit, wie sie schon beim Hamburger Marschbauern zu finden war, als Gabe des Verkehrs auf dem Strom und mit der Stadt, fehlt auch hier nicht. Obenan steht in dieser Beziehung Hadeln, durch Fruchtbarkeit des Bodens und glückliche Vergangenheit das erste Kleinod aller deutschen Uferlandschaften, das Gebiet, wo wie sonst an keiner Stätte des ganzen Vaterlandes das Problem gelöst ist, zugleich die Gaben der Vorzeit treu zu wahren, und der modernen Kultur mit ihren wirklichen Besserungen den weitesten Zugang zu öffnen. Hadeln wirkt vorbildlich auf die Nachbarlande im Süden und Osten, von denen ihm besonders das geographisch gleichartige, nur weniger reiche Kehdingen als schwächeres, etwas gröberes Spiegelbild zur Seite steht, so daß, was vom Hadler gesagt wird, auch für den Kehdinger mit gewisser Einschränkung Gültigkeit hat. Daß letzterer weniger entwickelt ist als jener, hat seinen Grund übrigens nicht sowohl in der etwas geringeren natürlichen Wohlhabenheit, als vielmehr in der traurigen Geschichte des Landes. Die Absonderung durch den erwähnten Moorstreifen, der hier seine wildeste

Elbdeich in Altland.

Stelle hat — die Kranichsweide —, ließ das Land verhältnißmäßig spät besiedelt werden. Erst 1124 werden hier die ersten Niederlassungen erwähnt und erst 1242 taucht der Räthselname Kadingia auf. Es war keine Fürstenpflanzung wie Altland, es war ein spontaner Auswuchs der benachbarten Sachsengeest und in Folge davon dem geistlichen Landesherren ein trotziger Widersacher. Erzbischof Giselbrecht — „der Pfaffen Blume, hoher Weisheit ein Senat", wie ihn der höfische Frauenlob verherrlicht — brach 1300 diesen Trotz durch einen der perfidesten Massenmorde, welche die Geschichte verzeichnet. Ein Theil des Landes wurde an importirte Adelsgeschlechter verliehen, um dem widerspenstigen Volke das Joch recht fest aufzuschmieden. Dennoch kam es zu neuen Aufständen und der Erzbischof mußte eine beschränkte Selbstverwaltung zugestehen, bei der jedes Kirchspiel durch drei Hovetlude vertreten war, von denen je einer dem neuen Adel angehörte. Doch war die Knospe der Entwicklung geknickt.

Den schärfsten Gegensatz gegen Kehdingens Vergangenheit bildet die Hadelns: Haduloha, d. h. der heilige Hain des Gottes Hadu, wird schon 797 als Name dieser merkwürdigen Uferstelle erwähnt. Der Name deutet auf eine heilige Kultstätte. Hadu, eine Form des Kriegsgottes, den Modernen gewöhnlich in der entstellenden Hödurgestalt der christianisirenden jüngeren Edda bekannt, war den alten Anwohnern der Niederelbe, den Langobarden und den von ihnen ursprünglich abgezweigten Sachsen, ein hochverehrtes Wesen, das nicht nur zu seinem Bruder Balder, sondern auch zu den Wanengöttern, besonders der Kriegs-, Liebe- und Katzengöttin Fria, in tiefsinnigen Beziehungen

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

stand. Hier auf der scharfen Ecke zwischen Elbe und Weser, auf der Spitze des inneren Deutschlands, sollen nach einer sehr verbreiteten Sage die ersten Sachsen gelandet sein, sollen sie ihr erstes Gemeinwesen eingerichtet haben. Woher kamen sie? Das Mittelalter sagt aus Alexanders Heeren, ebenso wie es die ersten Friesen aus Indien, die ersten Franken aus Troja in die Nordsee segeln läßt. Aber Ptolemäus erzählt uns, daß hier an der Elbmündung die drei Inseln der Saxonen lägen und zeigt uns durch diese erste Nennung des großen Namens, daß hier wirklich der Keim der Stammesart aufwuchs, die jetzt am Himalaya und am Felsengebirge herrscht, wie am Brocken und am Primrosehill. Zwar drei Inseln liegen hier jetzt nicht; die Küstengestalt hat sich hier aber im Lauf der Jahrtausende so völlig verändert, daß wohl auch vor siebzehnhundert Jahren hier die Inseln nicht fehlten, auf denen ein Zweig der suewischen Langobarden sich isoliren und zum Gefäß einer großen Zukunft selbständig konstituiren konnte. Ihrem Lieblingsgotte Hadu weihten sie natürlich am Strande oder auf einer kleineren Insel ein Heiligthum, einen heiligen Hain — Hadu — loha! So entstand der Name dieser Landschaft.

Wir haben schon des großen Moorstreifens gedacht, der sich auch südwärts der Hadel'schen Marsch wiederfindet. Er ist hier zum Theil urbar gemacht, bewahrt aber seine alte Natur noch so sehr, daß der Hadeler ihn als „Sietland" d. h. Niederland der eigentlichen, nördlich an der Elbe gelegenen Marsch als dem „Hochlande" gegenüberstellt. Also die angeschwemmte, nur durch Deiche vor den Hochfluten geschützte Marsch ist noch Hochland im Vergleich zu diesem versumpften alten Mündungsarm! Bis zur Anlage des neuen Kanalsystems drang denn auch das Elbwasser bei jeder Gelegenheit ins Sietland ein und jeden Winter verwandelte die Schneeschmelze dasselbe in einen weiten See, dem die Dörfchen inselartig entragten. Dieses Sietland war natürlich im Alterthume, da das Hochland kaum an einigen Stellen als offener Werder aus der ebbenden Flut emportauchte, selbst nur eine weite Wasserfläche. Nun liegen im jetzigen Moorlande zerstreute Flecke trockener Geest, sanfte Hügel bis gegen 30 Meter hoch. Das waren damals natürlich Inseln. Auf der bedeutendsten dieser Inseln stehen jetzt die Dörfer Oster- und Wester-Wanna. Nach der historisch gänzlich haltlosen Tradition führen sie ihren Namen vom edlen Geschlechte der Wannen, die hier einst hausten, nach denen auch die höchste Hügelkuppe, die ein mächtiges Hünengrab trägt, der Wannenberg heißt. Vermuthlich lebt in diesem Namen die alte Götterfamilie der Wanen fort. Es fehlt auch nicht an einer heiligen Quelle und an einem Inselteiche, wie sie der Kult Balder's und Fria's erfordert.

Eine halbe Stunde südlich von Westerwanna ragen zwei kleinere „Inseln" aus dem Moore empor: der große und der kleine Ahlen. Nur der letztere ist bewohnt. Zwei Bauernhöfe liegen auf ihm nebeneinander; ihr Ackerland nimmt etwa die Hälfte des Inselraumes ein; die andre Hälfte ist bewaldet. Man kann sich kein weltentrückteres Leben denken, als diese Bauern es führen, besonders im Winter, wenn das Moor monatelang unpassirbar ist. Aber man wähne nicht, daß dann diese beiden Robinsonfamilien sich in traulichem Verkehr erheitern! Es sind ächte Niedersachsen: my house is my castle. Der Nachbar ist der mißtrauisch angesehene Fremde, der leicht zum Feinde wird. Und diese so ganz auf einander angewiesenen Nachbarfamilien sind thatsächlich verfeindet und zwar seit Jahrhunderten. Zwar korsische Vendetta wird nicht geübt, aber man geht ohne zu grüßen an einander vorüber, leistet sich nie die geringste Gefälligkeit und — verhext sich das Vieh! Dabei hört man des Nachts den wilden Jäger durch die Wolken jauchzen, sieht in den dunkeln Ecken des mächtigen alten Wohnhauses — noch heute! — die Kobolde wirthschaften, hat stets die blanke Waffe zur Hand, um Haupt und Habe gegen räuberischen Ueberfall zu sichern, und bewirthet jeden freundlichen Gast reichlich und gütig. Aber, lieber Leser, willst du in einem dieser Häuser Urdeutschland studiren, so nimm dir einen recht ortsbekannten Führer aus Wanna mit: die großen Wolfshunde, welche die Gehöfte umschweifen, pflegen fremde Leute nicht nur anzubellen! Das bringt die Kulturstufe hier so mit sich — wir machen ja einen Spaziergang in Teutobods Zeiten!

Der große Ahlen ist ganz bewaldet und wird selten von Menschenfuß betreten. An seinem Südrande erhebt sich eine riesige Steinsetzung der Urzeit — die „Krohnskirche". Als diese kolossalen Granitblöcke durch den Eifer von Menschen emporgehoben wurden, denen jede höhere Technik fehlte, da spiegelte sich dieser Hain in meilen-

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

weiter blauer Mündungsbucht, die hier, abseits vom Hauptstrome, wie ein stiller Landsee erschien. Es muß hier entzückend schön gewesen sein! Das ist ewig vorbei; wer aber „Stimmung“ schlürfen will, wie sie den furchtbaren Ernst des Menschendaseins nicht eindringlicher nahe bringen kann, der besuche dies Heiligthum eines verschollenen Volkes an einem versumpften Meere. Nur der Wald webt noch sein dunkles Grün und rauscht seine eintönige Weise wie vor Jahrtausenden.

Der geweihte Charakter des ältesten Hadelns hat vermuthlich dazu geführt, daß dies Land im Mittelalter kaiserliches Kammergut wurde. Diese Rechtslage scheint dann weiter der Grund gewesen zu sein, weßhalb es nach des Löwen Sturze nicht wie die Nachbarländer Kehdingen und Wursten dem Bremer Erzstift zugesprochen, sondern den neuen Sachsenherzogen aus dem Hause Askanien übertragen wurde — vielleicht zunächst nur zur Ausübung einer Art Pfalzgrafenamts. Das war eine sehr glückliche und entscheidende Wendung! Die Askanier waren schwach, fern und meist in Kämpfe des Binnenlandes verwickelt. So hatten sie weder Lust noch Mittel sich viel einzumischen und suchten die Hadeler — ihre „geliebten Sumpfmenschen“, wie die älteste bezügliche Urkunde (1219) sie nennt — bei guter Laune zu erhalten, um stets an ihnen willige Helfer gegen etwaige niederelbische Gegner zu finden. So kam es, daß hier, wo die Ministerialität der Einwohner dem Reiche gegenüber sich längst zu voller Freiheit erhoben hatte, wo aber ein eigentlicher Adel ganz fehlte und die Hörigkeit im Sinne des späteren Mittelalters stets fremd blieb, eine selbständige Gauverfassung sich ungehindert entwickeln konnte, welche bestimmt war, das Bild altdeutscher Volksregierung fast unverkürzt bis auf unsre Tage zu bewahren. Merkwürdigerweise wäre diese Bauernrepublik beinahe mit der Hamburger Bürgergemeinde in dauernde Verbindung getreten. Wilkin und Wolderich, Alberichs Söhne, Häupter des zum Ritterrange erhobenen, fürstlich reichen Bauerngeschlechtes der Lappen, verpfändeten 1372 den Hamburgern die Mitbenutzung ihres festen Hauses Ritzebüttel und einen Grundbesitz, der zwei Kirchspiele umfaßte. Als sie das Pfand nicht wieder einlösen und auch nicht ohne Einlösung zurückerhalten konnten, befehdeten sie die unbequemen Gläubiger, worauf diese mit Hülfe ihrer Freunde, der Wurstener, 1393 Ritzebüttel eroberten und die Lappen zum Verzicht auf das Gebiet zwangen, welches eben jetzt das Amt Ritzebüttel ausmacht. Im Laufe der folgenden Verwicklungen erlangten die Hamburger 1407 den Pfandbesitz von ganz Hadeln, gaben ihn aber 1480 wieder auf, weil der den Hansen eigene Mangel an politischem Sinn

Schloß Ritzebüttel.

sie nicht zum rechten Genusse der wichtigen Erwerbung kommen ließ. Seitdem hat Hadeln keine selbständigen politischen Erlebnisse mehr durchgemacht, außer der Einführung der Reformation 1526.

Auf dem „Warningsacker" zwischen Otterndorf und Lüdingworth versammelte sich unter freiem Himmel das Hadeler Volk und entschied unmittelbar über seine wichtigsten Angelegenheiten. Dort wählte es seine regelmäßige Vertretung, die drei Stände, d. h. die Vertreter der Hochlandsdörfer, die der Sietlandsdörfer und die der 1400 mit dem Hamburger Stadtrecht begabten Hauptgemeinde Otterndorf. Diese Stände führten eine ganz unabhängige Regierung, so daß sie Krieg erklären und Frieden schließen konnten, und daß keine Verfügung des Landesfürsten ohne ihre Zustimmung galt. Ihnen gegenüber aber hatte jede Gemeinde wieder eine große Selbständigkeit der eigenen Verwaltung. Auch das Gerichtswesen, das Recht über Leben und Tod eingeschlossen, und nicht minder das Kirchen- und Schulwesen waren in den Händen dieser Viri diabolici in fide non veri, wie sie ein Bremer Poet um 1340 nennt. Wie gut die Pflege der Bildung dabei gedieh, beweist der blühende Zustand, in dem sich der öffentliche Unterricht hier seit Langem befindet. Alle Aemter wurden als Ehrenämter besorgt, mit sehr geringen Einzelvergütungen.

Unser nivellirendes Jahrhundert hat natürlich auch hier seinen Besen geschwungen. 1852 wurde die streitige Gerichtsbarkeit den Volksgerichten durch die hannover'sche Prozeßordnung entzogen; die freiwillige bröckelte allmählich ab und den Rest spülte die neue Justiz-Organisation am 1. Oktober 1879 fort. Die Kirchspielsgerichte sind noch vorhanden, doch nur mit allerlei polizeilichen Befugnissen; auch die drei Stände führen augenblicklich noch die Selbstverwaltung der Landesangelegenheiten; aber die längst erwartete Einführung der Kreisordnung wird auch sie wegwischen. Nur die eigene Leitung des Schul- und Kirchenwesens hat wohl noch einige Aussicht auf Bestand.

Wieder einen großen Gegensatz, sowohl gegen das fränkische Altland wie gegen das sächsische Hadeln-Kehdingen, bildet das friesische Wursten. Schon die Landschaft zeigt einen neuen Typus: Wursten ist Seemarsch am Fuße einer Dünenkette — bisher sahen wir Flußmarschen durch Sümpfe von Waldhügeln getrennt.

Wenn man von Hadeln kommend bei dem Dörfchen Wanhoeden den Ostrand des etwa 50 m ansteigenden, ziemlich breiten Dünenrückens erreicht, so trifft man auf der Hügelkuppe wieder einmal eine uralte Steinsetzung. Klettert man auf die Deckplatte, so erblickt man von fern bei günstiger Beleuchtung das blinkende „Meer", oder geographisch richtiger die Wesermündung. Es schimmert silbern herüber am äußersten Rande der dunkelbraunen Haidefläche, die man nun beschwingten Schrittes nach Westen zu durcheilt. „Wenn man so weit über die Haide hinaus kommt, daß man Wursten zu Füßen sieht, dann thut sich einem eine neue Welt auf," hatte mir mein letzter Hadel'scher Wirth beim Abschied gesagt — und der Mann hatte Recht! Das „Meer" erblickt man nicht wieder — so wie man ihm sich nähert, senkt sich die Höhe, auf der man entlang geht, und vor dem Auge steigt der mächtige Wurstener Seedeich empor, der die Blicke einfängt und den Horizont abgrenzt. Aber zwischen ihm und dem Wanderer entwirkt sich ein Bild, das mir wie kein anderes je die Worte ins Gedächtniß rief: „Das Korn wächst hier in langen schönen Auen und wie ein Garten ist das Land zu schauen." Es zeigt sich nicht die üppige Eintönigkeit vieler anderen Marschen. Die zahllosen Einzelgehöfte zwischen den auch nicht spärlichen Dörfern, alle auf „Wurten" — von denen das Land der „Wurtsaten" = Wurtsaßen ja eben seinen Namen führt — mit Baumgruppen umgeben und oft durch Alleen verbunden, beleben die Landschaft aufs Anmuthigste. Und nun die Menschen, so ganz zu dieser Glück und Frieden athmenden Landschaft passend! Sie gleichen den Hadlern in ihrer Tüchtigkeit, ihrem Unabhängigkeitssinne und ihrem Selbstgefühl, und sie sind doch so ganz von jenen verschieden! Es ist in mancher Hinsicht ein Gegensatz, wie der des Engländers gegen den Amerikaner. Beide sind mit Recht auf den eigenen Werth stolz, aber wie anders äußert sich das hier und dort. Der Yankee wie der Hadler wünscht, daß der Gast seine Vorzüge anerkenne und bemüht sich, eifrig und freundlich, ihm dieselben begreiflich zu machen; John Bull wie der Wurstener zeigt die vollendetste Gleichgültigkeit dagegen, ob man ihn hoch oder niedrig schätzt. Er weiß, was er werth ist — wen gehts sonst was an? Dabei ist der Wurstener als echter Friese fast ganz

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

poesielos, während der Hadler viel Sinn für die Verklärung der gemeinen Wirklichkeit durch die Gebilde der Phantasie besitzt. Aber trocken und sauertöpfisch ist der Wurstener darum nicht. Er freut sich vielmehr des Lebens gar sehr, nur fast ausschließlich des ganz konkreten Lebens.

Ein angenehmes Bild gewährt es, wenn man sich die weibliche Jugend der erwähnten Uferlandschaften in typischen Bildern zusammenstellt. Uns treten da dieselben drei Schönheitsarten entgegen, zwischen denen der eitle Sohn des Priamos zu wählen hatte. Der Liebesgöttin vergleicht sich ohne Zweifel die Altländerin. Nicht groß, aber voll Zierlichkeit, weibliche Anmuth im ganzen Wesen, zarter blumenhafter Teint und ungemein holde Augen — so steht sie vor uns in ihrem alterthümlichen, seltsamen Aufputz, wenn sie sich zur Hochzeit schmückt. Schlank und hoch wie eine Tanne, strotzend von Kraft und Elastizität, nicht gerade korrekt schön, aber frisch und erfreulich anzusehen, voll Witz und Leben, so begegnet uns die Tochter Kehdingens und besonders Hadelns. Wenig kleiner, doch noch immer sehr stattlich, dabei von üppiger Gliederfülle, mit gewöhnlich ganz regelmäßigem Gesicht, oft streng schön, aber etwas gar zu marmorn und im Alter oft mit hartem, fast finsterem Ausdruck, so empfängt uns ruhig thronend die Wurstener Frau oder Jungfrau. Die Charaktere entsprechen der Erscheinung.

Altländer Obstverkäuferin in Hamburg.

Ist die Geschichte Altlands ein Idyll, die Kehdingens ein Trauerspiel und die Hadelns ein Lustgesang, so muß Wurstens Geschichte, seit Klio überhaupt davon erzählt, als Heldenepos gelten. Wenn du, lieber Leser, das schöne Bild betrachtest, das Meister Gehrts vom Heldentode der Stedinger gezeichnet hat, dann rufst du wohl unwillkürlich: „Ach, wären doch diese herrlichen Menschen nicht alle zu Grunde gegangen! Hätte sich doch ein Theil von ihnen in alter Frische bis auf unsre Tage erhalten! Nun, dieser Wunsch ist erfüllt. Die übrigen „Stedinger“ sind eben die Wurstener, wenn auch Stedingen und Wursten niemals politisch eins gewesen sind. Die Wurstener hatten ihren Brüdern im Süden schon 1234 beigestanden, schufen sich dann 1238 durch ein dauerndes Bündniß mit Hamburg Rückhalt gegen die Rache des Bischofs und vertheidigten sich nun in zahlreichen blutigen Freiheitskämpfen, trotz des päbstlichen Interdikts (1444), gegen die Kirche und gegen den mit ihr konkurrirenden Sachsenherzog (gegen den sie Januar 1500 sogar die berühmte „große oder schwarze Garde“ blutig zurückwiesen) unter Vortragung eines schrecklichen Todesbildes und unter Mitwirkung ihrer kriegerischen Frauen und Jungfrauen (von denen 1517 ihrer 300 mit dem Schwert in der Hand in einem Kampfe fielen) so lange, bis die Reformation ihnen Luft schaffte zu einem Frieden, in welchem sie zwar die Hoheit der Bisthumsregierung anerkannten, aber eine beträchtliche Selbstverwaltung und eine sehr freie Gemeindeverfassung retteten, die ihnen auch bis heute geblieben sind.

Man macht es den heutigen Wurstenern wie ihren Nachbarn in der Elbmarsch häufig zum Vorwurf, daß sie der Väter altes Heldenthum vergessen hätten, weil es ihnen an Theilnahme für unser politisches Parteiwesen

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Neuwerk.

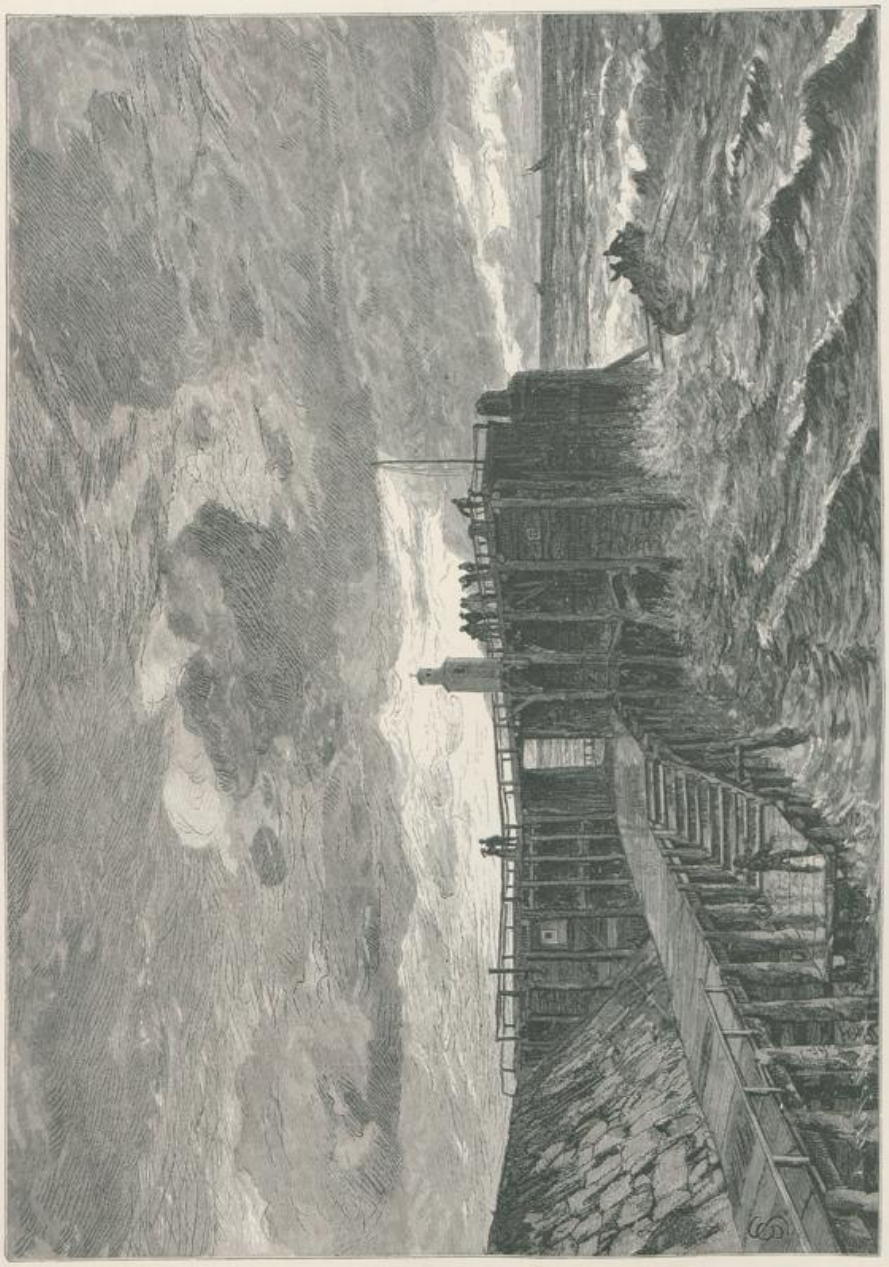
fehlt. Nicht einmal 1848 haben sie mitgethatet! Dieser Vorwurf ist so ungerecht wie verbreitet. Als es 1813 gegen die Franzosen ging, sind die Wurstener die einzigen Bauern gewesen, wie ihre alten Freunde, die Hamburger, die einzigen Bürger, die sich selbständig unter französischer Herrschaft gegen dieselben erhoben haben. Daß die kleine Heldenschaar in ihrer Isolirung nichts ausrichten konnte, verringert den Werth dieses Versuchs einer spontanen deutschen Volkserhebung für eine wirklich volksverständliche Sache durchaus nicht.

Wer diese herrlichen Gaue näher studiren will, verlasse das Elbdampfschiff bei Neuhaus an der Ostemündung und spaziere von da in kleinen Tagemärschen mit Seitentouren über Wanna und Wanhoeden, Dorum und Debstedt (die alte Krugwirthin nicht übersehen! Mustergültig!) nach Bremerhaven. Nur unternehme das niemand, der sich nicht fähig weiß, liebevoll auf eine Volks- und Landesart einzugehen, die den „gebildeten" Großstädter oft recht fremd und frostig anmuthet. Auch ist Fertigkeit im Niedersächsischen unerläßlich. Hast Du, mein Leser, keine Neigung zu dieser Tour, so steige doch wenigstens in Cuxhaven aus und sieh Dir dies Eckchen Hadel'schen Landes an, das nun seit bald 500 Jahren Hamburger Besitz ist. Schon der stattliche Hafen mit seinen zweckmäßigen Anlagen und zahlreichen Schiffen ist ein erfreulicher Anblick. Berühmt geradezu, besonders wegen seines poetischen Namens, ist das erste Hafenbollwerk, die „Alte Liebe", die hier gegen des Sprichworts Behauptung allerdings rostet. Bei der Anlegung dieses Bollwerks 1732 wurden drei alte Schiffe zur Befestigung versenkt. Das größte derselben hieß „die Liebe" und übertrug seinen Namen mit sachgemäßer Erweiterung auf die neue Anlage. 1756 kommt die „Alte Liebe" zuerst in den Akten vor. Diese Entstehung der Bezeichnung steht urkundlich fest. Die Vulgäretymologie von einem angeblichen Schiffe „Olivia" scheitert schon daran, daß „alte Liebe" niemals im Niedersächsischen Ole liew gelautet hat, sondern immer nur Ole leew oder Ole leiw.

Cuxhaven ist Seebad und zwar eins der interessantesten, denn die Beobachtung des Schiffsverkehrs bietet hier fortwährend die fesselndste Unterhaltung. Auf dem Lande wird das Auge zumeist durch das Schloß Ritzebüttel angezogen. Der alte viereckige, zinnengekrönte Kernbau mit seinen zehn bis zwölf Fuß dicken Mauern ist es noch selbst, das feste Haus der Alberichssöhne, das die Hamburger 1393 erstürmten, wie wir oben erwähnt haben. Interesseloser sind die neuen Anbauten, doch wird der Besucher sich mit Dank des schönen Parks erfreuen, der aus der friedfertigen Umgestaltung der alten Wälle und Gräben hervorgegangen ist.

Der hier residirende Amtmann, immer ein Hamburger Senator, und einmal auch, wie schon bemerkt, der Dichter Brockes, hat einen Verwaltungskreis, der an Wichtigkeit den manches deutschen Fürsten weit überragt. Was hier an der Elbmündung von Hamburg für die Sicherung der Schifffahrt und die Bändigung des wilden Elements

Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Die „Alte Liebe" in Cuxhafen. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

geschieht, das hat er zu leiten und zu ordnen. Dazu kommt die Hafen- und Quarantäneverwaltung und schließlich noch ein Stückchen wirklicher Landesregierung, die oft auch nicht ganz leicht und nebensächlich ist. Noch leben in Aller Munde die Kämpfe, welche gegen Schmuggler und Räuber vor Jahrzehnten zu führen waren. Jetzt freilich sieht's hier so friedlich aus, wie nur irgendwo im weiten Vaterlande.

Der lohnendste Ausflug ist der nach dem Inselchen Neuwerk, das man wie Norderney in tiefer Ebbezeit zu Wagen erreichen kann. Besonders der größere Leuchtthurm verdient Aufmerksamkeit. Er dient nicht nur als Zeichen für die Schiffer, er umfaßt die Magazine, beherbergt Schiffbrüchige und freiwillige Gäste und birgt bei gefährlichen Sturmfluten die Einwohner des Inselchens mit ihrem Vieh und ihrer besten Habe. Aber zwanzig Fuß hoch muß der Besucher auf loser Holzsteige sich erheben, ehe er den Eingang in den steinernen Thurm erreicht. Der ganze untere Theil ist zugangslose Steinmasse, um den Angriffen der Nordsee, wenn sie wüthet, besser widerstehen zu können — denn hier schauen wir direkt ins Reich der Meergötter hinein. Wer bei einbrechender Nacht hier über die öden Watten der Elb- und Wesermündung hinausblickt, über die Tiefen, auf deren einer 1402 die oft erwähnte Besiegung Störtebekers stattfand, der sieht im Nordwesten plötzlich, wie einen aufgehenden Stern, das Leuchtfeuer von Helgoland emporblitzen. Unwillkürlich drängt sich das Gefühl auf: da ist noch ein Stück unserer Küste im weiten Wellenreiche verborgen! Dieses Licht strahlt noch auf deutscher Erde, wenn auch politisch unter fremder Fahne. „Jenseitig" ist dieser vorgeschobene Posten noch nicht. Wollen wir also bei unsern „Küstenfahrten" nichts Wichtiges übergehen, so müssen wir auch Helgoland einen Besuch abstatten. Warum auch nicht? Es sind ja schöne Sommertage und an solchen ist die Fahrt von Cuxhaven nach Helgoland nur eine Spazierfahrt. Also zurück zur „Alten Liebe", wo der schmucke Dampfer unser schon wartet!

Seezeichen.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Helgoland.

Helgoländer Fischerfamilie.

owie das Schiff die „Alte Liebe“ losläßt und in den weiten Fluß hinauswendet, macht sich auch hier wieder augenblicklich das unruhige Wogen und Wallen der Fluten fühlbar, und wer nicht seefest ist, spürt bereits allerhand unheimliche Vorboten des kommenden vollen Jammers. Aber beißt die Zähne zusammen, hier darf eure Aufmerksamkeit nicht fehlen. Die Schiffe ziehen in kaum unterbrochener Reihe an euch vorüber, wie Kunst und Witz des Menschen sie irgend zu gestalten und auszurüsten vermochten, groß und klein, schlank und plump, der mächtige, scharfe und kühne Klipper, die gute alte Bark, das stolze Vollschiff, die tüchtige Brigg, der graziöse Schooner, — hier in frischester und saubersten Toilette, als hätten sie vor einer Stunde die heimische Rhede verlassen, und dort zerzaust und zerschlagen, so daß sie Gott danken für den nahen, ruhigen Port. Und dazwischen die Dampfer und die Küstenfahrer, die Wattenschiffe, die „Obstewer“ des „Alten Landes“ — ein buntes Gewimmel!

Die Fahrstraße führt in der Nähe von Neuwerk und seines alten Thurms weiter. Den „Vogelsand“ laßt ihr rechts, die lange Bank des „Scharhörn“ droht links. Auf ihr erblickt ihr die schon erwähnte große schwarze Baake. An ein paar Leuchtschiffen geht's vorüber, an der Lootsengaliotte, bald darauf an der „rothen Tonne“. Dann währt's nicht mehr lange, so erreichen wir die wirkliche offene See und bei der Einfahrt in dieselbe jenes Schiff, das Tausende von müden Seefahrern Jahr aus Jahr ein hochaufathmend begrüßen und aus Herzensgrunde segnen, wenn ihnen in dunkler Nacht sein Licht erscheint und die Nähe des Hafens meldet — das Feuerschiff Nr. 1.

Seht euch das Fahrzeug nur immer ein wenig genauer an. Da liegt es an seinen Riesenankern, fest gebannt, unbeweglich inmitten der rastlosesten Bewegung, theilnahmlos für das Hasten und Jagen der vorbeiziehenden Kameraden — ein seltsamer und ergreifender Widerspruch! — Und nun die kleine Mannschaft an seinem Bord, im Angesicht des buntesten Treibens und dennoch abgeschlossen von ihm, wie auf der einsamsten Insel! — Die Sonne strahlt und Mond und Sterne glänzen, oder die Blitze zucken und die Wolken schatten und der Regen rauscht; die frische Brise fliegt lustig vorüber oder der Sturm fährt pfeifend, heulend und donnernd über die sich wüthend aufbäumende See. Heut begrüßt der schmucke, leicht herankommende Segler dort die Heimat mit Freudenschüssen und das brausende Hurrah der Mannschaft und ihr jauchzendes Lied klingt froh herüber. Und morgen schallen durch das wilde Getöse der Sturmnacht bange Nothschüsse dumpf heran, oder — auch das kommt wohl einmal vor! — es gellt der lange, schreckliche, verzweiflungsvolle Todesschrei einer versinkenden Mannschaft aus dem Düster der Nacht und fährt vorüber, und — nur der Sturm heult und die Wellen brausen.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Für die Männer auf dem Feuerschiff ist das alles einerlei. Sie sorgen für die Erhaltung ihres Leuchtfeuers, und damit sind ihre Geschäfte gethan und, wenn sie selber sich keine weiteren machen, ihre Sorgen zu Ende. Ihre Freude können sie nicht bethätigen und Hülfe vermögen sie nicht zu leisten. Sie bleiben an ihre Stelle gebannt und halten aus, bis nach vier — oder sind es gar sechs? — Wochen die Ablösung eintrifft.

Ein furchtbares Leben, sagt ihr schaudernd, ein schrecklicher Dienst, und wohl dem, welchem nur noch eine, und sei es auch die dürftigste Hülfsquelle übrig geblieben ist — er wird sicherlich vor dieser Anstellung zurückweichen! — Ach, irrt euch nicht! — Es finden sich immer Bursche genug, denen das faule und sorglose Leben an solchem Bord gerade recht ist und die sich die dortige Einförmigkeit in ihrer Weise schon genußreich zu machen wissen. Und andere gibt's, welche sich die Ruhe gefallen lassen oder grade nach der Einsamkeit Verlangen tragen. Denn es finden sich gerade zwischen den alten Seeleuten manche, denen es nicht ums Reden, sondern nur um ihre eigenen Erinnerungen, Träume und Gedanken zu thun ist. Aber auch sonst! Ist dies schreckliche Leben — wir müssen es in unserem Sinne wohl so bezeichnen! — darum wirklich auch ohne alle Reize? Lassen sich vielmehr solche nicht sehr wohl denken und gerade für den Mann von Geist und Herz, der dem Leben und der Natur voll Theilnahme, voll Verständniß, voll Wissensdrang zugewendet ist?

Vor einigen Jahren weilte ein Fremdling, ein allerdings träumerischer Gesell, ein paar Wochen zu Cuxhaven, um das Seebad zu benützen, hauptsächlich aber, um diese in Deutschland wenig bekannte Gegend und das eigenartige Leben auf solchem Platze kennen zu lernen. Eines Morgens trat er in eine Hafenschenke, und an dem Tisch, wo er sich niederließ, saß bei seinem Glase Grog schon ein alter wetterzerschlagener Bursch in Seemannstracht, mit tiefgebräuntem und gefurchtem, sorgenschwerem Gesicht und langem, schlichtem weißem Haar, und rauchte gedankenvoll seine Cigarre vor sich hin. Sie tauschten hin und wider ein paar Worte und kamen endlich in ein Gespräch, das sich bequem fortsetzte, und zuletzt erfuhr der Fremdling, daß sein Genoß der Kommandeur des Feuerschiffs draußen sei und nach einigen Stunden wieder seinen Dienst auf demselben anzutreten habe. Da redeten sie denn von diesem Dienst und wie es dabei zugeht, und der Fremde meinte, das möge er wohl einmal kennen lernen. „Dazu kann Rath werden," sagte der Alte. „Wenn's Euer Ernst ist, so kommt mit mir und bleibt bei uns als mein Gast. Abgehen soll Euch nichts und mir thut Ihr einen großen Gefallen, denn es gibt bei uns Stunden genug, wo's Einem um ein frohes Menschengesicht und ein vernünftig Wort zu thun ist. Aber freilich, Herr, aushalten müßt Ihr mit mir bis zur Ablösung; denn ob sich inzwischen Gelegenheit zum Ans-Land-kommen findet, das weiß und glaub' ich nicht."

Der Fremde schlug ein und sie fuhren hinaus und machten's sich auf dem einsamen Schiff so behaglich wie möglich. Und dann lebten sie Tag ein, Tag aus ein paar Wochen lang bei Sonnenschein und Mondesglänzen, bei Regen und bei Sturm, ein einsam Leben, bis es dem Gaste zuletzt dennoch schwerer und schwerer ums Herz wurde und er die glücklich sich bietende Gelegenheit ergriff, mit zurückkehrenden Lootsen wieder ans Land zu gelangen. Gewaltigere Eindrücke, meinte er, habe er nie empfangen und das Leben nie von einer schwermüthigeren und ergreifenderen Seite kennen gelernt. Trotzdem gebe er diese Erfahrung und Erinnerung nicht um vieles hin. — Es war freilich ein träumerischer Mensch, dieser Fremde, sagten wir schon, und jedermanns Sache ist ein solcher Versuch allerdings nicht.

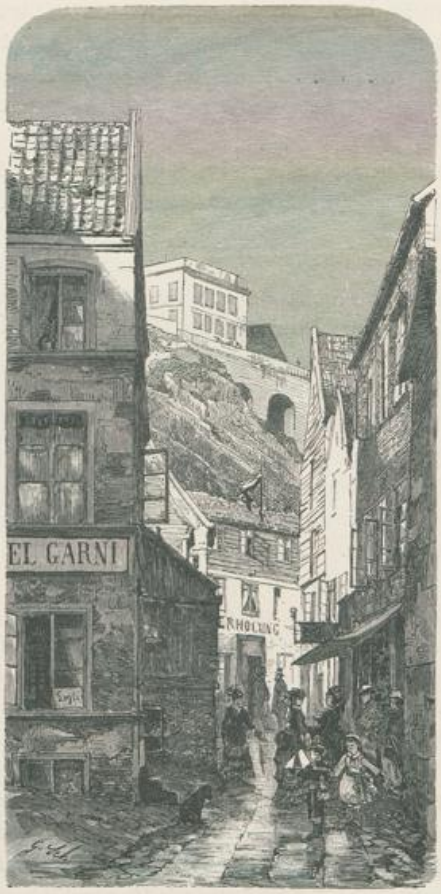
Die Fahrt nach Helgoland, die von den „Landratten" im Voraus nicht selten so schwer und wie ein schreckliches Wagestück angesehen wird, ist, wenn die Witterung nur einigermaßen günstig, im Grunde durchaus nichts Besonderes. Denn das Schiff braucht von Cuxhaven aus nur zwischen drei und vier Stunden, und gar nicht lange, nachdem ihr die „rothe Tonne" passirt habt, erscheint schon der Felsen von Helgoland, für eure Landaugen freilich noch kaum erkennbar, tief drunten am Horizont. Natürlich ist die Fahrt, weil ihr hier eben wirklich in der weit offenen See seid, wo niemals an eine vollständige Ruhe zu denken ist, auch eine bewegtere als in den Küstengewässern, aber darum auch, wenn ihr nur irgend im Stande seid, auf dergleichen zu achten und derartiges zu empfinden,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

eine ganz köstlich erfrischende und belebende — die Brust weitet sich und ihr zieht in vollen Zügen die wundervolle Seeluft ein. Ja, ihr könnt's, wenn es euch so geht, aus tiefstem Herzen bedauern, daß das Ende der Fahrt so rasch herankommt. Der Felsen hebt sich höher und höher, und wie lange währt's, bis ihr das ganze Inselchen in seinem überraschenden Farbenspiel deutlich vor euch habt:

„Grön is dat Land, — Roth is de Kant, — Witt is de Sand — Dat is de Flagg van 't hillige Land."

Die Salutschüsse donnern euch bewillkommnend entgegen, und euer Schiff läßt den Anker fallen. Zur Rechten streckt sich die „Düne" hin, der Badestrand, mit seinen Thälern und Schluchten zwischen den bis zu siebzig Fuß ansteigenden Höhen, grün von dem reichlich dort wachsenden Sandhafer und wieder silberweiß auf den Strecken des weichen Sandes. Unter euch ein tiefblauer Seearm, der die „Düne" von der Insel trennt, links das grüne „Unterland", wo zahlreiche Häuser, groß und klein, ganze Straßen bilden und hie und da auch wohl ein paar Bäume ihr Dasein fristen, und endlich darüber sich erhebend der Felsen, mit der Treppe zum „Falm" und dem „Oberlande" hinauf, mit seiner mächtigen Wand, an der sich rings um die Insel her jede Schicht erkennen und unterscheiden läßt durch den Wechsel von fast rothem Braun und ins Graue spielendem Grün — wir müssen's schon wiederholen: alles in allem ein Wechsel von Farben, wie man ihn kaum irgendwo sonst so scharf, so originell, so überraschend und so hart an einander in der Natur wieder finden dürfte.



„Im Unterland".

Vom Schiff befördern euch die Böte ans Land und alsbald betretet ihr die bekannte „Lästerallee" und zieht zwischen den ausgespannten Stricken hübsch langsam und „anschaulich" unter den neugierigen Blicken und guten oder schlechten Witzen der werthen Badegesellschaft dahin — eine „Unsitte", wie ihr heut erklärt, die euch halb kindisch, halb unleidlich und ganz und gar ungezogen erscheint, und in die ihr ein paar Tage später selber mit allem Vergnügen hineinfallt. Denn was wollt ihr am Ende? Ueberfluß an Unterhaltung und Zerstreuung gibt es hier ebenso wenig wie auf anderen ähnlichen Plätzen, und es läßt sich auch gar nicht leugnen, daß so eine neu eintreffende, während der Ueberfahrt möglicherweise ganz hübsch durchgeschüttelte, aus anspruchsvollen Weltleuten zu sehr demüthigen Menschenkindern umgewandelte Fremdenschaar, in Gestalt und Haltung, in Miene und Ausdruck Gelegenheit zu interessanten Studien und höchst instruktiven oder originellen Beobachtungen bietet.

Heut aber danket ihr also noch eurem Gott, wenn ihr diese Revue, ohne gar zu hart mitgenommen zu werden, endlich überstanden habt und nun ein Unterkommen suchen dürft in einem Gasthofe, einem Logir- oder Privathause, womöglich, trotz der für manchen höchst beschwerlichen Treppe, schon der besseren Luft und der weiteren Aussicht wegen,

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Helgoland. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

droben im „Oberland“ und, wenn ihr Glück habt, am „Falm“, der Straße, welche sich an der Südostkante hinzieht. So gut wird es, ohne Vorausbestellung, freilich nur selten jemand, und überhaupt hat es, während der Höhe der Saison, mit dem Unterkommen zuweilen seine Schwierigkeiten. Denn wie zahlreich auch die Wohnungen auf dem, im Umfange sehr beschränkten kleinen Eilande sind, so gibt es hin und wider doch schier noch mehr Gäste, und jeder von ihnen verlangt nach einem Heim, wo er, sei es auch nur ein Stück von der See und einen Blick in die Weite auch im Ruhen frei vor sich hat.

Was die Kraft des Seebades betrifft, zu dem man, wenn es das Wetter nicht einmal unmöglich macht, zur „Düne“ hinüberfährt, so wird neuerdings Borkum von vielen Helgoland mindestens gleich, wo nicht über dasselbe gestellt. Dafür behält das Letztere freilich stets den unendlichen Vorzug seiner Lage weit hinaus in die See, der Großartigkeit seiner Felsenstruktur und des grandiosen Ausblicks auf die ungemessene Weite.

An der Badedüne.

Diese Lage Helgolands ist in der That eine ganz einzige. Es ist ein fast unangreifbarer Wachtposten vor der Ems, der Jade, der Weser, der Elbe und selbst der Eider, und wo es zum Angriff eines Feindes oder zu seiner Abwehr auf Deutschlands Seeseite kommt, wird die Insel für die eine oder andere Partei, oder für beide stets die schwerste Bedeutung haben. Vordem war das Eiland im Besitz der Herzoge von Holstein-Gottorp. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts besetzten es die Dänen und 1808 eroberten es die Engländer und ließen es sich im Kieler Frieden und auf dem Wiener Congreß endgültig abtreten. Seitdem hat England sich um die Insel anscheinend nur so weit bekümmert, wie es dringend nöthig wurde, und die Einwohner und die inneren Angelegenheiten des Ländchens sich stets so ziemlich selbst überlassen.

Das Eiland, das eigentlich nur aus dem Felsenkern besteht, da das sogenannte „Unterland“ unbedeutend ist und die „Düne“ weder bebaut, noch bewohnt wird, hat etwas über 2000 Schritte lang und 600 breit. Dem Boden ist keine besondere Fruchtbarkeit nachzurühmen, das Hauptprodukt sind Kartoffeln, deren Ergiebigkeit überdies durch die Krankheit nicht selten schwer beeinträchtigt wird. Aber das Areal ist überhaupt viel zu klein, als daß selbst der günstigste Ertrag nur dem eigenen Bedürfniß der 2000—2300 Einwohner zu genügen im Stande wäre, geschweige denn etwas wie eine Ausfuhr ermöglichen könnte.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Der Erwerb der Männer — wie auch anderwärts unter ähnlichen Verhältnissen, liegt die Besorgung der häuslichen und ländlichen Geschäfte fast oder ganz und gar den Frauen ob, — zeigt sich kaum weniger unzulänglich. Die Schifffahrt hat, auch um der Verschlechterung des Hafens willen, schon seit längerer Zeit vollständig aufgehört. Der früher höchst ansehnliche Lootsenverdienst ist in bedenklicher Abnahme begriffen, seit die Schifffahrtskunde eine bessere geworden ist und das Lootsenwesen an den deutschen Flußmündungen und Küsten einen so außerordentlichen Aufschwung genommen hat. Auch mit der Fischerei endlich steht es wenig erfreulich. Einen ausreichenden und ausgleichenden Ersatz kann sie, wie wir auch auf anderen, ähnlichen Plätzen sehen, trotz aller Betriebsamkeit überhaupt kaum gewähren und überdies gereicht gerade hier der Insel ihre Lage nicht zum Vortheil, da die Entfernung es den Helgoländern Fischern kaum möglich macht, in den Häfen und an den Küsten des Festlandes mit den thätigen und unternehmungslustigen Einheimischen zu konkurriren.

So bleibt denn nur die Badeanstalt mit ihren zahlreichen Gästen übrig, welche dem Ländchen allerdings nicht geringe Summen zuführen. Aber dieser Reichthum kommt in Wirklichkeit nur einem sehr geringen Bruchtheil der Bevölkerung zu gute und fließt meistens in die Hände der bereits Wohlhabenden, der Unternehmungsfähigen und Spekulanten. Die Mehrzahl der Bewohner steckt tief in der bittersten Armuth und zwar um so tiefer, als der für einen so beschränkten Raum oft enorme Fremdenbesuch nicht nur eine steigende Vertheuerung des ganzen Lebens hervorruft, sondern auch auf die Lebensweise, den Charakter und die Sitten der Einheimischen fast nothwendig vom nachtheiligsten Einfluß sein muß. Hier könnte nach menschlicher Voraussicht nur eine umfangreiche Auswanderung wirkliche Hülfe bringen. Aber freilich ist an die Freiwilligkeit einer solchen gerade auch bei diesen Menschen wieder ebenso wenig zu denken, wie zum Beispiel auf dem unglücklichen Wangerooge, an dem wir früher vorüberfuhren.

Wenn der Helgoländer nicht im Lootsendienst, oder bei der Fischerei und auch sonst nicht in seinem eigentlichen Gewerbe, etwa für die Badegäste, beschäftigt ist, sieht man ihn wohl von morgens früh bis abends spät, voll Gleichgültigkeit gegen die Witterung und seine, auch die menschliche Umgebung, droben auf dem Falm am Geländer lehnen, das den schroffen Absturz des Felsens einfaßt, und seinen „Ausguck“ auf die See halten. Verdenken kann man's ihm nicht. Für ihn ist hier auf dem Lande nichts zu sehen, noch zu beachten, und was da zu thun ist, geht ihn nicht an. Sein Reich, oder sage man: sein Element, ist da draußen, und was es für ihn überhaupt an Gutem, Theilnahms- und Begehrenswerthem gibt, findet er dort, oder sieht es dort heran- und vorüberziehen. Das Hauptinteresse hat ein solcher Ausguck freilich schon seit mancher Zeit verloren, d. h. die Aufspürung und Beobachtung eines unglücklichen Seglers, der durch die Ungunst der Witterung, oder durch seine Unkunde oder Fahrlässigkeit der Insel und ihren Klippen zu nahe und in sein Verderben und als willkommene Beute den Herren Helgoländern in die Hände laufen möchte. An Schiffbrüchen hat es hier nie gefehlt und fehlt es auch heute noch nicht, und die Helgoländer haben ihr „Strandrecht“ so lange und so energisch, wie irgend möglich, verfochten. Es ist noch gar nicht lange her, daß aus dem Kirchengebet die Bitte um den „Segen des Strandes“ verschwunden ist.

Aber auch jetzt und immer gibt es von einem solchen Standpunkt und für solche Augen überflüssig genug zu sehen und zu beobachten, — die Stärke und Richtung des Windes, der Wolkenzug, die Beleuchtung der See und allerhand Vorzeichen der kommenden Witterung, der Seegang, und alles, was die See mit sich führt, darunter natürlich hauptsächlich die Schiffe, von denen fern oder nah hier immer ein paar oder auch viele zu erblicken sind. Und da öffnet sich denn wieder ein neues und umfangreiches Feld der Beobachtung. Denn was für ein Fahrzeug ist's und von welcher Nationalität? Woher kommt's und wohin fährt es, was für eine Fracht birgt es, und wie steht es an seinem Bord, mit Kapitän und Mannschaft? Die Landmenschen starren so einen alten Burschen, der das alles nicht etwa bloß ahnt, sondern mit annähernd vollständiger Sicherheit anzugeben vermag, wo ihre Augen das Etwas da draußen überhaupt erst nur als ein „Schiff“ erkennen, wie einen Hexenmeister oder einen Phantasten an, obgleich

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

das alles nichts weniger als Phantasie oder Hexenwerk ist, sondern die gute, seit manchen Jahren und in guten und bösen Stunden gesammelte Erfahrung.

Aber es ist des Schauens noch immer nicht genug. Wir „gebildeten" Menschen schauen trotz all' unserer eingebildeten Humanität und unserem gepriesenen Verständniß des „Volks" in Wirklichkeit auf dieses noch immer mit merkwürdiger Selbstzufriedenheit, oder auch mit einem pharisäischen, bedauernden Achselzucken herab — lieber Gott, es ist einmal nicht anders: feinere Eindrücke gehen eben für das „Volk" verloren und die höheren, geistigen Reize, die für „uns" angeblich gerade die höchsten sind, bleiben ihm unverständlich! — Das ist nichts als eine hohle Redensart und ein böses Armuthszeugniß, das wir selber unserem Wissen ausstellen. Es gibt im „Volk" bestimmt nicht mehr unzugängliche oder oberflächliche Köpfe und Augen, Herzen und Gemüther als unter uns „Gebildeten", sondern aller Wahrscheinlichkeit nach sehr viel weniger, und die Erhabenheit, die Eigenartigkeit, die Schönheit und Anmuth der Natur und ihrer Erscheinungen geht für sie ebenso wenig verloren, wie für die Empfänglicheren von uns, ob sie auch vielleicht anscheinend nur einen flüchtigen Blick dafür haben und nicht viel Worte darüber machen.

Ihr würdet euch gewaltig irren, wenn ihr wähntet, der alte Bursch dort, der so träumerisch oder, wie ihr es vielleicht heißen möchtet, so faul und gedankenlos hinausstarrt, habe keine Theilnahme und kein Verständniß z. B. für das hier gerade zuweilen ganz besonders prachtvolle Meerleuchten, oder das sogenannte „Seeblinken". Wißt ihr, was das ist? Nun, ihr habt ja auch wohl sonst schon einmal auf dem Lande

Helgoland: Brandung an der Felsenwand.

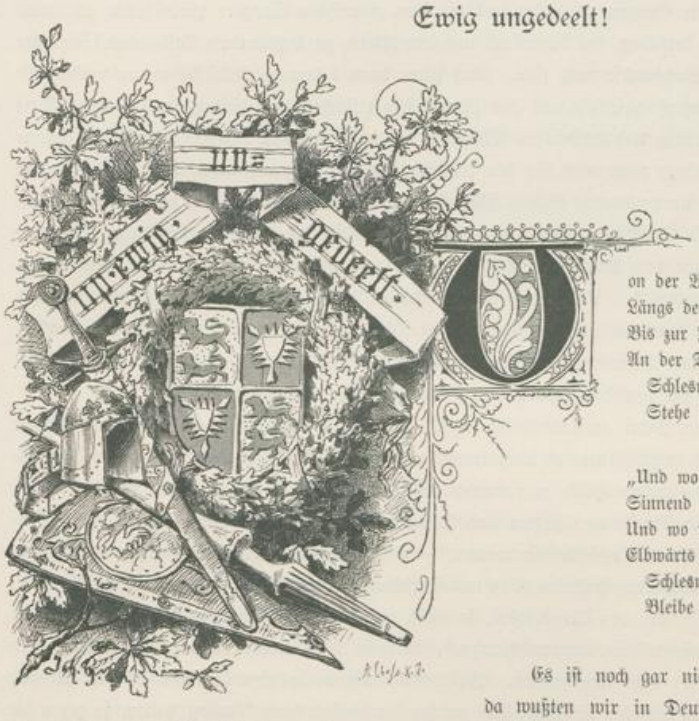
beobachtet, wie plötzlich, obgleich vor euren Augen der ganze Himmel voll grauer Wolken hängt und die ganze Erde drunten in einem Schatten liegt, bald näher, bald ferner ein Streifen Landes, eine Berglehne, eine Felswand hell aufleuchtet im Glanz der euch unsichtbaren Sonne. So ist es auch ungefähr auf der See: droben und drunten alles grau und schattig. Aber mit einemmale „blinkt“ es dort in den Wellen auf und spiegelt sich eine Strecke weit der heitere Himmel in ihnen, oder glitzert und funkelt es gar von Sonnengold, — vielleicht, um schon im nächsten Augenblick wieder zu verschwinden, oder auf einer anderen Stelle wieder zu erscheinen. Eine überraschende und zuweilen überaus reizende Erscheinung, und obendarein eine glückverheißende. Denn wo sie sich zeigt, pflegt der Himmel sich allmählich aufzuheitern.

Die Sagen über die frühere große Ausdehnung des alten „Foseteslandes“, das sogar in der Urzeit mit dem nordfriesischen Festlande zusammengehangen und seine äußerste Spitze gebildet haben sollte, über seine zahlreichen Bewohner, seine Fruchtbarkeit, seine Ortschaften, Kirchen und Klöster, hat die neuere Forschung so ziemlich als Fabeln festgestellt. Doch war Helgoland einer der Hauptplätze des hier vom heiligen Willibrod im 8. Jahrhundert ausgerotteten Heidenthums und manche wollen in ihm jene Insel der Nerthus (Hertha) erkennen, von der Tacitus berichtet, und die man lange und hartnäckig genug in Rügen wieder zu finden meinte. Aber wie dem allem auch sei, und ob der Umfang des Eilandes im Laufe der Jahrhunderte vielleicht auch keine große Einbuße erlitten haben mag — daß es an einer solchen niemals fehlte und fehlt, zeigt jeder Blick auf die gewaltigen, von der Brandung umtobten, bis zu 200 Fuß hohen, zerrissenen, zerklüfteten, durchhöhlten, überhängenden und zerbröckelnden Wände, und die vor ihnen, aus der See aufragenden mächtigen Trümmer, die besonders zwischen dem Nord- und Südhorn uns auf das großartigste entgegentreten. Die Fluten, welche Helgoland umstürmen, stehen an Kraft und Furchtbarkeit denen nicht nach, welche Ost- und Nordfriesland und ihre Inseln erschüttern.

Ein Gang um den Fuß des Felseneilands, der sich zur Ebbezeit ausführen läßt, unter den schroffen oder hängenden Wänden hin, über das Getrümmer und an demselben vorbei, ist ein nicht uninteressanter, wenn er auch stellenweise seine Schwierigkeiten hat und unter Umständen, wo man z. B. der rückkehrenden Flut vergaß, ein äußerst gefährlicher werden kann. Einen viel höheren, ja ganz einzigen Genuß und den allein richtigen, großartigen Eindruck, kann nur eine Rundfahrt zu Boot gewähren. Erst dann lernt man Helgoland in seiner ganzen Eigenartigkeit kennen, und nimmt sein Bild auch wirklich mit sich fort in alle Ferne und für alle Zeit — ein einziges und ein unvergeßliches Bild.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Ewig ungedeelt!



Von der Woge, die sich bäumet
Längs dem Belt, am Ostseestrand,
Bis zur Flut, die rastlos schäumet
An der Düne flücht'gem Sand —
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland!

„Und wo an des Landes Marken
Sinnend blinkt die Königsau,
Und wo rauschend stolze Barken
Elbwärts ziehn zum Holstengau, —
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!"

Es ist noch gar nicht lange her, kaum vierzig Jahre, da wußten wir in Deutschland, wenn unser geographischer Unterricht ein recht sorgfältiger gewesen war und uns wirklich auch ein wenig besser als gewöhnlich in den deutschen Gauen bekannt gemacht hatte, daß rechts von der Elbe sich eine nicht kleine Halbinsel vorschöbe und die Nord- von der Ostsee schiede. Es mußte ein ganz fruchtbares Land sein; die Holsteiner Aepfel standen an den Küsten bei Hausfrauen und Kindern im guten Ruf, und die Landwirthe rühmten das Saatgetreide, das sie aus der „Propstei" bezogen, als außerordentlich lohnend. An Bildung fehlte es auch nicht — der eine oder andere entsann sich, daß der Graf Friedrich Leopold Stolberg dort irgendwo daheim gewesen sei, der alte Johann Heinrich Voß hatte dort gleichfalls gelebt. Zu Kiel war eine, ob auch kleine und nur von „Inländern" besuchte Universität. Dann gab es dort einen Fluß, die Eider, bis zu der in uralten Zeiten einmal das deutsche Reich sich ausgedehnt haben sollte. An ihr lag eine Festung, Rendsburg, von der die Sage verbreitet war, daß sie einmal eine deutsche „Reichsfestung" habe sein sollen. Als Herzog von Holstein war der König von Dänemark ja Mitglied des „deutschen Bundes". Und endlich, ja endlich gab es ein dunkles Gerücht, daß auf einer Insel an der Westküste, wo auch die von Biernatzki meisterhaft geschilderten „Halligen" zu finden seien, ein ansehnlich Seebad existire, „Sylt auf Wiek" oder „Föhr auf Sylt", oder wie sonst immer geheißen.

Von viel mehr war in der That keine Rede, es müßte denn sein, daß noch ein paar historische Notizen dazu gekommen wären, mit denen man aber um so weniger Staat machen konnte, als sie jedenfalls sehr vereinzelt und obendarein unsicher waren. Denn wer aus der Geschichte kein Studium machte, hielt sich weislich diesem, an großen

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

und wichtigen Begebenheiten nicht gerade reichen Wirrwarr von russischen, dänischen, schleswig'schen, holsteinischen, oldenburgischen, fürstbischöflich-lübeckischen und Gott weiß von welchen weiteren Regenten und Prätendenten, Agnaten und Cognaten fern.

Da kam das Jahr 1840; man fing in Deutschland leise, leise an, ein klein wenig aufzuwachen, sich in der Heimat umzusehen, ja sogar nach den Grenzen zu blicken und mit dem stürmischen Sange: „Sie sollen ihn nicht haben!" wenigstens sich für die eine derselben, das Rheinland und den Rhein, zu begeistern. Bald darauf entdeckte man aber, daß auch in Norden die Wachsamkeit noth thue. Auf jener kaum bekannten Halbinsel waren vordem die deutschen Interessen vom Wiener Congreß gleichfalls auf das schmählichste mißachtet und hintangesetzt worden. Dort waren die beiden Herzogthümer Schleswig und Holstein an Dänemark überlassen worden, von denen man das letztere nebst dem zugleich abgetretenen Lauenburg zwar noch für den deutschen Bund in Anspruch nahm, während das erstere aber dem Fremden ohne irgend eine nennenswerthe Clausel überlassen wurde. Nun gehörten aber die beiden Ländchen zusammen, denn als im Jahre 1460 Christian I. von den vereinigten Landständen zum Regenten von Schleswig erwählt wurde, hatte er es beschworen und beurkundet, daß Schleswig und Holstein niemals getrennt, sondern zusammenbleiben sollten „auf ewig ungetheilt". Und wenn die Diplomaten davon nichts wußten, so erinnerte sich das Volk desto besser daran. Früher war das alte Versprechen von Dänemark stets geachtet und gehalten worden, aber seit den dreißiger Jahren begannen Trennungs- und Danisirungsversuche und damit hob auch ein stets wachsender Widerstand des tüchtigen Volkes an, von dem freilich wenig ins große Deutschland hinüberklang.

Aber vom Anfang der vierziger Jahre an änderte sich dies. Die Angriffe wurden rücksichtsloser und offener und der Widerstand erhob sich täglich entschlossener, ob auch immer noch schier aussichtslos, da vom deutschen Bundestage jener Zeit am allerwenigsten eine andere Hülfe zu erwarten war, als leere Redensarten, und obendarein sich alsbald Rußland und England an die Streitfrage hängten und Dänemark den Rücken stärkten. Allein wenn hierdurch auch die Regierungen in Deutschland eingeschüchtert wurden, — die Theilnahme des Volks war gewonnen und ließ sich nicht mehr zurückdrängen. Schleswig-Holsteins Noth und Schleswig-Holsteins Recht kam überall zur Sprache, in den Kammersitzungen, in der Presse, auf den Sängerfesten, ja selbst auf den wissenschaftlichen Congressen, und das Lied von M. F. Chemnitz, „Schleswig-Holstein, meerumschlungen", klang in allen Kreisen und in jeder Stadt, in jedem Dorfe wieder. Wir dürfen dies nicht unterschätzen. In diesem, wie in anderen ähnlichen Liedern hat sich von jeher die Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme, von welcher die meisten keine Ahnung hatten, ja gegen die manche sich wohl einmal, sei es spottend, sei es eigensüchtig, verwahren zu müssen glaubten, stets von neuem und am ersten wiedergespiegelt.

Es kam im Jahre 1848 zu der bekannten Erhebung Schleswig-Holsteins und zu jenem vierjährigen, nun unterbrochenen, dann wieder voll Verzweiflung aufgenommenen Kampfe gegen Dänemark, der damit endete, daß das unglückliche Land von Deutschland-Oesterreich vergewaltigt und seinem Zwingherrn gefesselt ausgeliefert wurde — ein Abschnitt in unserer Geschichte, an den die fernsten Enkel sich noch mit Zorn und Scham erinnern werden. — Und, darauf folgte dann endlich, nach zwölf Jahren, 1864, der Krieg, welcher das Land erlöste und für Deutschland, so Gott will auf immer, wiedergewann. Es waren seit den ersten Angriffen und Widerstandsversuchen dreißig schwere Jahre der Kämpfe und Leiden vergangen, allein ein Vortheil war Schleswig-Holstein dennoch gerade aus seiner Noth und seinen Leiden erwachsen. Als echtes Schmerzenskind trat es uns, im alten Deutschland, näher und wurde uns lieber, als es ohne jene Kämpfe und Leiden geworden sein dürfte. Jetzt ist von der früheren Gleichgültigkeit und Unbekanntschaft keine Rede mehr. Wir lernen das Volk tagtäglich besser als einen unserer besten Stämme kennen und fangen an, das Land als einen der interessantesten und eigenartigsten unter all' unseren deutschen Gauen zu schätzen.

Das Land setzt sich aus drei, unter einander völlig verschiedenen Theilen zusammen. An der Ostsee entlang zieht sich eine der anmuthsvollsten Gegenden Deutschlands hin. Von einer Ebene wird hier nirgends eigentlich etwas

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

sichtbar, der Boden hebt oder senkt sich unablässig, hier zu sanften Hügeln oder schärferen Rücken, bald in vereinzelten Höhen, bald in zusammenhängenden Ketten; dort öffnen sich jetzt weiche und weite, da tiefe und enge Thäler und Gründe; überall kommen lustige, fischreiche Bäche hervor, hin und wieder breitet sich ein prächtiger Landsee aus; die Wiesen prangen im üppigsten Grün und die Felder verheißen die gesegnetsten Ernten; die Dörfer, die einzelnen Gehöfte, alles spricht euch freundlich an, und endlich der Wald zeigt sich allerwärts in seiner stolzesten Schönheit und läßt das ganze Land wie einen einzigen großen Park erscheinen. Tretet ihr dann aus ihm hervor, so öffnet sich vor euch plötzlich vielleicht einer jener prachtvollen, tief einschneidenden Föhrden, wie die Kieler oder Flensburger, oder es liegt eine wundervolle, kleine Bucht unter euch, wie man ihresgleichen an dieser Küste so zahlreich und so anmuthig findet, weich und blau ruhend, während da draußen die See sich öffnet und weit bis zum kaum sich von ihr abhebenden Horizont hinstreckt.

An diesen Strich schließt sich landeinwärts gegen Westen zu ein ziemlich hoher und breiter Landrücken, der nur noch zu Anfang hin und wider ein wenig Theil hat an dem Segen des unteren Landes, zuweilen aber auch mit dürren Armen tief in ihn hineinlangt und, je weiter man auf ihm vordringt, immer mehr in trübselige und melancholische Heide- und Moorstrecken übergeht. Wo sich fließende Gewässer finden, stößt man auch hier wohl auf freundlichere Partien, aber im Allgemeinen sind überall der Sand und der Wind Meister und verleihen der Gegend einen äußerst öden und ärmlichen Charakter. Der Anbau, wo er überhaupt möglich, ist ein kümmerlicher, der Wald, der hier noch im 14. Jahrhundert weite Strecken überrauschte, ist fast überall verschwunden oder fristet, verkrüppelnd oder zu Gestrüpp herabsinkend, ein mühselig und reizloses Dasein.

Und wiederum hart an diesen Strich, so scharf begrenzt, daß ihr schier mit einem Schritt vom ärmsten Boden auf den reichsten tretet, schließt sich die nordfriesische und ditmarscher Marsch, — eine weite, gleichförmige Ebene, langweilig vielleicht, aber selbst den landwirthschaftlichen Laien überwältigend durch eine geradezu gewaltige Fruchtbarkeit; hier nie zu erschöpfende Weiden für unermeßliche Viehheerden, dort unabsehbare Getreidebreiten von einer Macht der Entwicklung aller Arten, die selbst in den ähnlichen Landstrichen Ostfrieslands, Oldenburgs und der Weser- und Elbgegenden kaum erreicht, nirgends überboten wird. Und endlich, als schroffster Gegensatz gegen den Osten, war diesem Wunderlande die Riesenbauten der Deiche, die grauen Watten, die murrend zusammensinkenden und donnernd wieder heranstürmenden düstern Wellen der Nordsee — ein wunderbarer Contrast!

Ein solcher Landstrich von schier unerhörter Fruchtbarkeit ist der größte Theil des kleinen Ditmarschen, welches uns beim Eintritt in die Halbinsel von der südwestlichen Seite zuerst begegnet.

Aalreuse.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Ditmarschen.

Etwa sieben Meilen lang und gegen vier breit, zieht sich das Land vom Ausfluß der Elbe bis zur Eider an der See hin und ist, wenn auch die alte berühmte Bauernrepublik schon vor Jahrhunderten unterlag, doch bis auf den heutigen Tag noch ein Bauernland, in welchem die anderen Stände kaum in Betracht kommen. Adelige Geschlechter und Sitze existiren hier nirgends und von Städten ist gleichfalls keine Rede. Die größeren Ortschaften, wie Marne, Brunsbüttel, Lunden, Büsum, und selbst Meldorf und Heide, sind nur sogenannte Marktflecken und tragen nichts vom eigentlichen städtischen Charakter an sich. Die Mauern, Thürme und Thore fehlen ihnen, wie es im Lande denn überhaupt keine Befestigungen gibt, da die Burgen, welche in uralten Zeiten den herrschenden Grafen und ihren Vögten zum Sitze dienten, so früh gebrochen wurden, daß man kaum noch eine Spur von ihnen zu entdecken vermag. Die Bauern verfuhren der Sage nach bei der Eroberung dieser Plätze ganz ähnlich, wie es ihre Standesgenossen auch anderwärts machten. Die „Bökelnborg" gewannen sie, indem die Männer, in Kornsäcken versteckt, auf Wagen in den Burghof geschafft wurden und herausbrechend die Besatzung erschlugen; gegen die „Stellerborg" zogen sie, sich mit grünen Zweigen deckend heran, so daß die Besatzung sie nicht erkannte und den Warnungsruf des Wächters, „de Wold de kummt, de Wold de kummt!" mißachtete.

Die Ditmarschen waren stets ein mannhaftes, freiheitsliebendes Volk und erwehrten sich ihrer zahlreichen, auf ihre Freiheit und Wohlhabenheit neidischen Feinde auf das trotzigste. Wir stoßen in diesen Kämpfen auf mehr als einen Zug, freilich von furchtbarer Grausamkeit, aber auch von einer glänzenden Tapferkeit und einem stolzen Heldenmuth, wie dieselben nie und nirgends von einem Volke in höherem Maße bewährt worden sind. So kam Graf Geert von Holstein im Jahre 1319 mit großer Macht über sie und schlug sie, daß nur wenige sich zu retten und in der Kirche zu Oldenwörden festzusetzen vermochten. Da wurde an dies letzte Bollwerk Feuer gelegt und, obgleich die Ditmarschen um Gnade baten, tüchtig geschürt, so daß endlich das Blei des Daches zu schmelzen und den Bauern auf die Köpfe zu tröpfeln begann. Das wurde den Mannen unbequem und sie meinten, statt hier elend zu verbrennen, könnten sie ihr Leben besser gegen die Feinde draußen in die Schanze schlagen. So stürzten sie heraus und auf die sorglosen, zerstreuten Feinde, und da ihnen die bis hinter den Hecken und in den Gräben versteckten Landsleute zu Hülfe kamen, so wurden von den Holsten so viele erschlagen, „daß man im Blute watete".

Ein andermal, es war im Jahr 1404, brach Herzog Gerhard IV. von Schleswig mit der ganzen Ritterschaft der umgrenzenden Lande und einem großen Heere über das trotzige Volk herein, zog mit Sengen und Brennen durch das Land und wandte sich endlich mit großer Beute zum Rückzug. Aber die Bauern hatten ihm nicht weit

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Die Frauen der Holsten.

von Heide, „in der Hamme“, den Weg verlegt und warfen sich auf die Vorhut, und als dieselbe unterlegen war, auf das Hauptheer und schlugen dasselbe bis zur Vernichtung. Der Herzog selber war todt und dreihundert Edelleute lagen erschlagen unter den zahllosen Leichen der Geringeren. Die Ditmarschen aber waren so grimmig, daß sie die Todten den Hunden, Wölfen und Raben zum Fraß liegen ließen, und als die trauernden Angehörigen um die Auslieferung der Leichen flehten, da verweigerten sie dies und verspotteten und schändeten obendarein die Todten — „denn es sind unbarmherzige Feinde“, setzt die Sage hinzu *), „und man darf ihnen nicht trauen.“ Es geht über sie das Sprichwort: „Weise mir deine Hand her; wachsen Haare darin, so will ich dir glauben!“ — Endlich, da die Frauen und Töchter der Erschlagenen durch Bitten nichts erreichen konnten, kamen sie in weißen Gewändern, wie Nonnen, ins Land und holten die Leichname ab zu einem ehrlichen Begräbniß. Das ließen die Ditmarschen geschehen, „aus sonderlicher Andacht gegen die Jungfrau Maria“.

Um jene Zeit und jene Menschen zu kennzeichnen, möge hier auch der Frau von Poggwisch gedacht sein. Deren Gatte und acht Söhne waren gegen die Ditmarschen gezogen. Und nach der Schlacht in der Hamme ritt ein Knappe zu der Dame und brachte ihr die Kunde, die acht Söhne seien gefallen, aber der Mann lebe. Da richtete sie sich voll Zorn und Schmerz auf und rief: „Nun der Herzog todt ist und alle unsere Verwandte und alle unsere Söhne, und er noch alleine lebt, so war er kein Mann und soll nicht länger mein Gemahl heißen und nie und nimmer an meiner Seite schlafen.“ Und sie verwünschte ihn und beklagte ihr Geschick. Aber der Knappe sprach: „Edle Frau, wohl lebt Euer Herr, aber zürnet nicht, denn er liegt schwer verwundet.“ Und als sie das hörte, erhob sie ihre Hände und dankte Gott, daß er ihr solche Söhne und einen solchen Gemahl gegeben hätte, die nicht zögerten, Blut und Leben für ihren Herren und ihr Land zu opfern. Und ging hinaus, wo der Kranke lag, verband seine Wunden und pflegte sein, wie eine getreue Hausfrau. —

So wahrten die Ditmarschen ihre Freiheit, und da auch die Oberhoheit der Bremischen Erzbischöfe allmählich

*) S. Müllenhoff, Sagen u. s. w. aus Schleswig-Holstein und Lauenburg.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

zu einer reinen Form herabsank, so lebte das kleine Volk, zumal während der auf die eben genannte Schlacht folgenden ruhigen Zeiten in völliger Unabhängigkeit und regierte sich selber. Das Land zerfiel nach den Kirchspielen in kleine Republiken, welche aber ihren Mittelpunkt in der großen fanden, repräsentirt durch die „Meende", in welcher alle Ditmarschen vom achtzehnten Jahre an Sitz und Stimme hatten. Allmählich ging diese demokratische Form in eine mehr aristokratische über, und vom Jahre 1448 an wurden aus den vornehmsten Geschlechtern „de Achtunvertig" zu Oberrichtern und „Regenten" gewählt, deren Ausschuß von zwölf Männern unter einem Landkanzler zu Heide residirte, wohin allwöchentlich auch die Uebrigen kamen und in wichtigen Fällen selbst die „Meende" noch berufen wurde.

Das Volk unter sich zerfiel in Geschlechtsverbrüderungen, „Slachten" genannt, und diese schieden sich wieder in kleinere Abtheilungen, die man „Klüfte" hieß. Die Angehörigen jedes Slachts und jeder Kluft traten unbedingt Einer für den Andern und Alle für den Einzelnen ein, und es konnte nicht ausbleiben, daß dies häufig zu bösen Streitigkeiten unter den verschiedenen Verbrüderungen, zur Parteibildung, zur angemaßten Ueberhebung der einen oder andern Verbindung über die anderen führte und die Einigkeit und Kraft des Freistaates auf das Gefährlichste zu lockern und zu lähmen begann. — Im Jahre 1474 hatte Kaiser Friedrich III. das kleine Land nebst Holstein und Stormarn dem dänischen König Christian I. zu Lehen gegeben, aber die Ditmarschen beriefen sich auf ihre Privilegien und Freiheiten und Kaiser und König gaben nach. Christians Sohn, Johann, jedoch nahm die Sache wieder auf: er verlangte einen jährlichen Tribut und wollte drei feste Schlösser im Lande bauen. Allein damit kam er bei den Ditmarschen schlecht an. Sie „riefen überlaut," das geschehe nie und nimmermehr, und sie wollten Hals und Gut wagen und alle d'rum sterben —

»Eer dat de Koning van Dennemark
So scholde unse schone Lant verderven!«

Der König vergaß ihnen das nicht, und als ihm ums Jahr 1500 die Zeit gekommen zu sein schien und seine Langmuth erschöpft war, rüstete er einen mächtigen Kriegszug gegen die „Bauern" — wußte man hier nichts von dem kühnen Karl von Burgund und den Schweizern, oder hatte man's schon vergessen? — Johann verband sich mit seinem Bruder Friedrich, dem Herzog von Schleswig-Holstein; er zog die „schwarze Garde" herbei, eine vagabundirende Söldnerschaar von sechs- oder gar fünfzehntausend Mann, die überall ihre Dienste anbot, wo es Beute zu machen und zu plündern gab. Dazu gesellte sich der ganze Adel von Schleswig-Holstein, die Oldenburger Grafen schlossen sich an und von allerwärts zogen Herren und Knechte herbei, mit Gold geschmückt und geputzt, als ging es zur Hochzeit und nicht zum Kampf. Von jenem religiös-fanatischen Charakter des Zuges gegen die unglücklichen Stedinger ließ sich hier nichts bemerken: die Zeiten hatten sich geändert. So brach das Heer auf und zog langsam heran, über die „grüne Heide". Und die Garde wurde ungeduldig und sie fragten den König: „Wo liegt denn das Ditmarschen Land, im Himmel oder auf der Erde?" — Der König, dem das nicht gefiel, sagte: „Es ist nicht an den Himmel gebunden, sondern liegt auf der niedrigen Erde." — Und da versetzte „der Garde Herr", der Junker Slens, welcher den Seinen in seinem Harnisch von „rothem Golde" voranzog: „Ist's nicht an den Himmel gebunden, so soll Ditmarschen wohl unser werden."

»He leet de Trummelen umma schlaen,
De Fenlin de leet he flegen.
Darmit togen se enen langen breden Weg,
Bet se't Lant int Gesichte kregen.
Ach Lendeken deep, nu bin ik di nicht wyt,
Du schalt min nu balde werden.«

Und so stiegen sie von der hohen Geest hinab ins Tiefland. Es ließ sich alles gut für sie an, denn es war in den letzten Februartagen des Jahres 1500, und das Eis überbrückte noch die Gräben und der Frost machte den Boden fest. Sie kamen nach Meldorf und trieben es dort voll „Uebermuths", das heißt sie zerstörten den Ort,

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Winterlandschaft bei Meldorf.

und was sich von Menschen fand, wurde niedergehauen. Aber inzwischen war eine böse Aenderung eingetreten, das Wetter war plötzlich milde geworden, der Wind flog über das Land, und der Schnee schmolz und das Eis verging. Es wurde dem Junker Slens unheimlich zu Muth und er rieth zum Umkehren, allein „König Hans" meinte, „die Garde müsse ihren Sold verdienen", und da brach man wieder auf, Heide zu:

»Dat Weder was nich klar, de Weg was ok schmal,
De Graven weren vull Water.
Nochten tog de Garde wider fort
Mit einem trotzigen Mode.«

Bei Hemmingstede war noch von der alten Zeit her ein Wall, den hatten die Ditmarschen ausgebessert und durch ein Pfahlwerk verstärkt und eine kleine Schaar von dritthalbhundert Mann mit ein paar Kanonen hineingelegt. Der Hauptmann hieß Wolf Isbrand, und das Banner trug eine reine Jungfrau, das war die Else von Hohenwöhrden. Gegen die Schanze zog die Garde mit dem Feldgeschrei: „Wahr di, Buer, de Garr' de kummt!" heran, mühselig auf dem grundlosen Wege zwischen den tiefen Gräben. Und erst, als sie schon ganz nahe war, da donnerten die Kanonen in ihre dicht auf einander gedrängten Haufen und die Kugeln richteten eine furchtbare Verheerung an. Sie drängten zurück, sie warfen die Spieße über die Gräben als Nothbrücken, daß sie nur Luft und Raum bekämen auf dem weiteren Gefilde. Aber inzwischen hatten die Ditmarschen die Deichschleusen geöffnet und der Nordwest jagte die Flut in das Land, die Gräben wurden voll und liefen über, das ganze Feld wurde zum See, und jetzt brach die Schaar aus der Schanze hervor und warf sich auf die Garde mit dem Rufe: „Wahr di, Garr', de Buer de kummt!" in vernichtender Gewalt. Ein „Landsmann" — ein anderes Lied nennt ihn den „großen Reimer von Wimerstede, mit sinen langen krusen gelen Haren" — sprang auf den Junker Slens ein und stieß so gewaltig, daß die Speerspitze sich umbog und zur „Krumhake" geworden, schwer im Panzer hängen blieb. Ein anderer kam zu Hülfe, denn sie wollten den Speer wieder haben, und der Junker war stark. Und sie ließen nicht ab und zogen ihn endlich mit Sattel und Roß in den tiefen Graben hinein.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

So ging es allerwärts, das Getümmel und die Verwirrung nahmen immer zu im stolzen Heere, sie konnten nicht vorwärts, nicht zur Seite, nicht zurück, sie stürzten und taumelten auf dem morastigen Boden durcheinander, wer zu Fall kam, rang sich nicht mehr auf, in den Gräben ertranken sie zu hunderten, und die Ditmarschen, die von allen Seiten der ersten kleinen Schaar zur Hülfe herbeieilten, schlugen unaufhörlich dazwischen. Sie schlugen die Garde todt, „daß nicht einer davon übrig blieb", und dann wütheten sie zwischen den anderen. Auf dem Blutfelde lagen sie zu tausenden, die Oldenburger waren beide todt, von den Poggwisch fielen ihrer zwanzig, von den Wackerbarth vierzehn, von den Ahlefeld sieben, von den Ranzau fünf und so fort. Der König kam mit Noth davon, —

»Dar lag sin Pert, dar lag sin Schwert,
Darto de königlike Krone —
De Krone de schal uns Maria dragen
To Aken wol in dem Dome.«

Der Danebrog ging gleichfalls verloren und hing lange Jahre in der Kirche zu Wöhrden als stolzeste Trophäe. Und die Beute war eine unermeßliche. Die Ditmarschen fanden auf den Wagen schon das Siegesmahl vorbereitet und labten sich daran:

»Tastet to, gi leven Gesten,
Dit gift uns Koning Hans tom besten!«

Sie gingen in Sammet und Seide, und des Goldes war so viel, daß sie ihre Hunde an goldene Ketten legten. Es war ein Sieg sonder Gleichen. Die Macht des Königs und des Adels war schwer gebrochen, und man ließ die Bauern fürs Erste in Frieden, denn: wie der letzte Vers eines Liedes sagt:

»De sik jegen Ditmerschen setten will,
De stelle sik wol tor Were:
Ditmerschen dat schölen Buren sin,
It mögen wol wesen Heren.«

Das war die Schlacht bei Hemmingstede, jetzt Hemmingstedt, am 17. Februar 1500 — oder wie sie auch wohl nach jener Schanze geheißen wird, wo die Geister der Erschlagenen noch lange umgingen, am „Dusenddüvelswarf".

Den Frieden, den die Nachbarn mit den gewaltigen Bauern gern hielten, verstanden diese selber nicht zu schätzen; dem Unglück hatten sie mannhaft die Stirn geboten, aber das Glück vermochten sie nicht zu ertragen. Es gab überall und unausgesetzt Zank und Hader und auch im eigenen Lande zwischen den Slachten und Klusten ging die Zwietracht nicht aus und kam es nicht selten zu blutigen Streitigkeiten. So war denn, als 1559 König Friedrich II. von Dänemark mit den Herzogen von Schleswig und Holstein einen neuen Kriegszug gegen sie unternahm, ihr Widerstand leicht gebrochen — nur zu Heide, das dabei in Flammen aufging, hielt eine kleine Schaar noch trotzig Stand und starb der Väter würdig. Am 20. Juni lag bei den Trümmern von Heide das übrig gebliebene Volk auf den Knieen und leistete seinen Bezwingern den Eid der Treue und des Gehorsams. Das Land wurde an die drei Fürsten vertheilt. Später, von 1580 an, zerfiel es nur in zwei Theile, Norder- und Süderditmarschen, und zweihundert Jahre später kam es, aber nur als ein untrennbarer Theil Schleswig-Holsteins, ganz an Dänemark.

Bei Süderhadstede stand vordem der Wunderbaum, das Sinnbild der Ditmarscher Freiheit, eine uralte mächtige Linde, thurmhoch und mit gekreuzten Zweigen. Sie grünte kräftig, trotz ihres Alters, aber als das Land seine Freiheit verlor, da verdorrte sie, wie es verkündet war. Allein es ist weiter verkündet: wenn einmal eine Elster auf dem dürren Baume ihr Nest bauet und in demselben fünf weiße Junge ausbrütet, dann wird die Freiheit zurückkehren in das Ditmarscher Land.

Von dem Untergange der Freiheit schweigen die alten Lieder und erst ein neuerer Dichter, der 1819 zu Heide geborene Claus Groth, berichtet davon in einem der schönsten Gedichte seines „Quickborn", in „De letzte Feide". —

Ihre große Vergangenheit haben die Ditmarschen im treuen Gedächtniß bewahrt, — sie wissen noch allerwärts davon. Und das ist gut, denn im Lande finden sich, wie es freilich in dem kleinen Bauernstaat sich von selbst ver-

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Schlacht bei Hemmingstedt. Von Johannes Gehrts.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

steht, kaum irgendwelche nennenswerthe Spuren und Denkmäler; selbst der alte Dusenddüvelswarf ist längst niedergepflügt. Die Flecken und Dörfer sind freundlich, sauber und ersichtlich voll Wohlhabenheit, aber von Alterthümern findet sich in ihnen außer den nicht einmal schönen Kirchen nur hie und da etwas, — ein altes Haus etwa, das über seiner Thür noch das Wappen eines stolzen Bauerngeschlechts, ein Slacht- oder Kluftzeichen zeigt, oder ein paar Grabsteine auf den Kirchhöfen. Dagegen tauchen hie und da andere Erinnerungen und Anregungen aus der neueren Zeit auf. Zu Meldorf erinnert man sich gern an Heinrich Christian Boie, den Herausgeber des Göttinger Musen-Almanachs und den Berather und Förderer der Hainbundsgenossen, der hier von 1781 an bis zu seinem Tode im Jahre 1806 als Landvogt in Süderditmarschen residirte, in enger Freundschaft mit dem gleichfalls hier als Landschreiber angestellten berühmten Reisenden, Karsten Niebuhr, dem Vater des noch berühmteren Historikers Barthold Georg. — In Heide wurde, wie schon bemerkt, Claus Groth geboren, der schier als der Erste die plattdeutsche Sprache in seinem „Quickborn" zu Ehren brachte. Und von Wesselburen stammte Friedrich Hebbel, der Dramatiker.

Am Strand.

Die Ditmarschen selber sind ein derbes, tüchtiges und aufgewecktes, aber zumal in der Marsch auch selbstbewußtes, auf seinen Reichthum stolzes Völkchen niedersächsischen Stammes und plattdeutscher Mundart, das von seinen Nachbarn, den Nordfresen, niemals etwas wissen mochte. Sie sind noch heut vorwiegend Bauern und Viehzüchter, und die Höfe, die freundlich von Bäumen umrauscht, hier und dort auftauchen, gehören zu den stattlichsten, die man sehen kann. Eine Fahrt durchs Land bietet nicht, was man landschaftliche Schönheiten heißen könnte, bleibt jedoch für jeden interessant, der die Natur zu beobachten und in ihrer Eigenartigkeit aufzufassen versteht. Gegen die Seekante zu findet ihr auch hier wieder die mächtigen Deiche, vor ihnen hin und wider einen der weiten, fruchtbaren Köge, wie hier das der See abgewonnene Vorland geheißen wird, dann die öden Watten und draußen endlich die ruhlose See. Und wenn man dann landeinwärts, vielleicht auf einer der sehenswerthen Klinker-Chausseen, wie auf einer Diele glatt dahinrollt durch die rechte Marsch, wie zwischen Lunden und Büsum, oder zwischen Heide und der Eiderfähre, so liegt das Land links und rechts mit seinen Gräben und Kanälen, mit den überreichen Wiesen und den alles Aehnliche überbietenden Getreidefeldern, mit den stolzen Höfen und den wohlhabenden Dörfern in unabsehbarer Ausdehnung, — ein Anblick, der sich uns tief einprägt trotz aller seiner Einförmigkeit.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Eiderfähre bei Tönning.

An der nordfriesischen Küste.

Wer nach Tönning, dem erst spät zur Stadt erwachsenen kleinen Platze hinüber die hier sehr bewegte, uns als stattlicher Fluß erscheinende Eider passirt, kann, wenn er ein bischen Glück hat, schon auf dieser Fahrt erkennen, was er in den vor ihm liegenden Küstenstrichen, über Husum bis Tondern hinauf, zu erwarten hat. Da ganz nahe liegt vielleicht ein Dampfer vor Anker, vom Hafen her schiebt sich ihm langsam eine Fähre entgegen, die mit riesenhaftem, in seinem Fett schier erstickendem Vieh beladen ist, und während diese unterwegs ist, wird am Lande schon eine weitere gefüllt, und am Ufer harren die Insassen der etwa folgenden noch in phlegmatischer Ruhe. Die aus mehreren Inseltheilen zusammengewachsene, jetzt als Halbinsel erscheinende Landschaft Eiderstedt mit ihrem prachtvollen Marschboden, noch mehr aber das sich an sie anschließende, richtige nordfriesische Land wurden seither um vieles weniger als Ditmarschen zum Getreidebau, vielmehr vorzugsweise zu ausgedehnten Fettweiden benützt. Denn die Ausfuhr, hauptsächlich nach England, ist von hier aus eine ganz außerordentlich große, und Tönning und Husum sind die hochbedeutenden Stapelplätze derselben.

Wo man in die richtigen Bezirke kommt, ist der Anblick ein wirklich überraschender, ja läßt sich kaum beschreiben. Die großen Landwehren, die im Laufe der Zeit längst zu Binnendeichen geworden sind, bilden in der Ferne die feste Einfassung, zahlreiche Dämme, wasserreiche Kanäle und Gräben schneiden kleinere Abtheilungen ab. Dazwischen liegt weit und breit das denkbar üppigste Weideland in einer grünen Decke, wenn nicht hie und da Strecken von rothen oder gelben Blumen erscheinen, die durch ihre Anhäufung etwas wie einen farbigen Schimmer auch über ihre einförmige Umgebung sich ausbreiten lassen. Zuweilen zeigt sich auch ein kleiner Fleck Saubohnen in ihrem bläulichen Grün, von Büschen aber oder gar Bäumen ist so gut wie gar nichts sichtbar, als höchstens ein Stückchen Hecke auf den Deichkämmen. Die armen Gesellen kommen hier, wie in den anderen ähnlichen Strecken dieser Küsten, vor dem unermüdlichen, scharfen Winde nicht fort, wenn sie nicht bei den Gebäuden der vereinzelten Höfe oder seltenen größeren Ansiedelungen ein bischen Schutz finden. Von dem Eingreifen und der Thätigkeit der

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Menschen ist auf diesen Weiden kaum etwas zu bemerken, — je länger dieser Boden sich selbst überlassen bleibt und nur dem einen Zwecke dient, sagen sie, desto nahrhafter, um es so zu heißen, wird er, und es gibt hier solche „Fennen", welche seit hundert Jahren und länger ruhen und, der Stolz ihrer reichen Besitzer, im allerhöchsten Werthe stehen.

Ueberall aber, wohin ihr seht, weidet das Vieh in Schaaren, alt und jung, wozwischen freilich nur wenig Kühe, denn die Milchwirthschaft kommt hier weniger in Betracht, als die Mastung. Man findet sich „wie in einem einzigen unermeßlichen Viehstall" und die ganze Luft ist, ohne Uebertreibung gesagt, voll jenes Duftes, der sich von diesen Geschöpfen, wo sie zahlreicher beisammen sind, zu erheben und auszubreiten pflegt. Der einheimische Schlag wird für die Ausfuhr weniger gezüchtet, als der viel größere jütische, der im Frühling zahlreich, aber mager ins Land gebracht, dann bis zum Herbst zu kolossaler Größe und Feistheit anschwillt. Und um den Lesern eine Andeutung von der Einträglichkeit und Beliebtheit dieses — man muß schon sagen Industriezweiges zu geben, so sei hier erwähnt, daß er keineswegs bloß den Händen der einheimischen Bauern überlassen blieb, sondern auch von Stadtbürgern und Spekulanten aus allen Gegenden der Halbinsel eifrig gepflegt wird; sie kaufen hier womöglich eine Strecke Weideland und besetzen es mit der angemessenen Zahl magerer Ochsen oder Färsen, die ihnen dann im Herbst eine reichliche Ernte gewähren.

An Armen fehlt es im Lande freilich trotz solcher großen Wohlhabenheit im Einzelnen leider ganz und gar nicht — die Häusler, welche an den Deichen, oder auch auf ihnen angesiedelt sind, müssen sich häufig auf das mühsamste und ärmlichste weiterbringen. Im Allgemeinen aber herrscht ein guter Wohlstand, und zwischen den Hofbesitzern gibt es viele, welche an Reichthum unter ihres Gleichen in ganz Deutschland die ersten Stellen einnehmen möchten. Die Gehöfte liegen hier schon häufiger auf jenen früher bereits erwähnten „Wurthen" oder „Werften", von rothen Ziegeln erbaut — die rothe Farbe ist überhaupt die vorherrschende —, mit Strohdächern, aber auch mit Schornsteinen, voll Tüchtigkeit und, wie nicht weniger im Innern, voll Sauberkeit und Reinlichkeit. Und so ist auch das Geschlecht, das in ihnen haust, ein solides und standfestes, ein bischen phlegmatisch und bequem und nicht gerade besonders zugänglich für Fremde, aber noch immer voll Stolz auf sein altes „freies Friesenthum" — mit einem Wort, derbe, feste und wackere Menschen und nicht selten auch — gewaltige. Denn es begegnen Einem ziemlich häufig noch Gestalten, die über das gewöhnliche Menschenmaß weit hinausreichen und uns unwillkürlich an die germanische Urzeit und zugleich an die alten Riesensagen erinnern. Es sind überhaupt noch, um es so zu heißen, Urzustände — angesessenen Adel gibt es nirgends, und auch Städte finden sich nur wenige und kleine.

Auch Husum, der frühere Lieblingsplatz der „Unterirdischen" — der Aberglaube an diese, an den Riß Puk, die Kielkröpfe, die Wechselbälge, den wilden Jäger und der Himmel weiß, was sonst für unheimliche Gestalten, geht hier noch immer im Schwange —, ist fast nur als einer der Hauptplätze des Viehhandels und daneben als Markt für die vorliegenden Inseln und Halligen von namhafter Bedeutung. Neuerdings sind die ausgedehnten Anlagen für die Austernzucht, die sogenannten Austernparks, dazu gekommen. Es ist ein bescheidener und altmodischer — nicht alterthümlicher Ort, mit einsamen Straßen und einem noch einsameren alten Schloß der schleswig'schen Herzoge, das vordem zuweilen zum Wittwensitz ihrer Gemahlinnen diente — einen stilleren kann man sich nicht wohl denken. Zu sehen gibt es hier nichts, es müßten denn allenfalls, wie gesagt, die nahe gelegenen „Austernparks" sein, von wo diese beliebten Seefrüchte während der Saison in großen Quantitäten den wohlhabenden Liebhabern des Binnenlandes zugehen. Am Hafen herrscht freilich etwas mehr Leben, aber wie derselbe nun einmal ist, muß es auch hier ein beschränktes bleiben. Denn die „Husumer Au", die ihn bildet und durch den eine halbe Meile entfernten Hewerfluß mit der Nordsee in Verbindung gesetzt wird, ist fast nur für flachgehende Küsten- und Wattenfahrer zugänglich und zeigt sich uns, wenn Ebbe ist, in einem noch viel melancholischeren Zustande, als derjenige war, den wir seinerzeit zu Emden beobachteten. Hier ist das Flußbett in seiner Mißfarbigkeit schier vollständig trocken, die Kinder und auch wohl Erwachsene spazieren nach Belieben über den, nur ausnahmsweise noch mit Schlamm bedeckten Grund, und

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Nordfriesische Küste.

die breiten oder scharfen kleinen Fahrzeuge sitzen, hocken, lehnen oder liegen darauf in allen denkbaren Stellungen mißmuthig umher.

Trotzdem und obgleich die Stadt so fern von der See gelegen und gegen die Gewalt der Wellen noch durch die vorliegenden Inseln geschützt ist, verlieren die Fluten auch hier, wenn sie im Sturme kommen, wenig von ihrer Gewalt. Eine alte Sage erzählt, daß die Husumer einmal, da das Eis stand, draußen auf demselben ein großes lustiges Fest gefeiert haben; man jubilirte in den Zelten, man lief Schlittschuh oder fuhr in Schlitten dahin, oder tanzte im fröhlichen Reigen. Und das ging den ganzen Tag so fort und bis in die helle Mondnacht hinein und an die nahe, gewöhnliche Flut dachte keiner — sie konnte nicht schädigen. Allein ein altes Weiblein, das schier allein daheim geblieben, weil es krank und gebrechlich war, sah aus dem Fenster ihres auf dem Deiche stehenden kleinen Hauses plötzlich, daß dort draußen, ganz fern am Horizont ein weißes Wölkchen erschien, das rasch anwuchs und dunkler wurde. Das, wußte sie wohl, bringt den Sturm und, wenn die Flut kommt, wird er beginnen. Da jammerte sie laut nach den lustigen, ahnungslosen Leuten auf dem Eise, allein die hörten nichts von dem Rufen und Klagen, und zum Schicken fand die Alte niemand, denn sie war ganz einsam. Und die Stunde der Flut kam immer näher und die Wolkenwand immer höher und drohender. So kroch die Alte aus dem Bett und warf Feuer in das Stroh und rettete sich mühsam ins Freie. Die Flamme schlug auf und erschreckte die Lustigen, daß sie ans Land stürzten. Und hinten ihnen drein brach der Sturm los und die Flut brauste heran, das Eis krachte, und als der Letzte den Fuß ans Land setzte, donnerten die Wogen ihm nach und zornig gegen die Deiche. — Das ist freilich nur eine „Sage", aber sie zeichnet gut genug und nur allzu treu, wie es an dieser Küste stand und steht. Denn die „Nordsee ist eine Mordsee" und wehe dem, der sich vor ihr nicht rechtzeitig in sicheren Schutz begibt! —

Das heißt: wenn er einen solchen Schutz findet. Denn der „blanke Hans", wie sie die See, aber nicht mehr im höhnenden Sinne wie die alten übermüthigen Rungholter, auch wohl einmal nennen, kommt zuweilen furchtbar schnell und mit alles vernichtender Gewalt. Wer von den Leiden und Schrecken und den Kämpfen erfahren will, die den Menschen hier oder dort einmal mit schier erdrückender Wucht auferlegt werden, aber auch von dem Gottvertrauen, der Kraft und dem Trotz, die einem mit solchen Schrecken und Kämpfen vertrauten Geschlechte innewohnen, — der muß wie früher drüben an die ostfriesischen und oldenburgischen Küsten mit ihren kleinen Eilanden gehen, oder uns zu unserem jetzigen Besuche begleiten in die nordfriesische Inselwelt. Dort, wie hier, es ist alles Eins: die Nordsee bleibt die „Mordsee", der die flachen Küsten rettungslos verfallen, wenn der Mensch ihnen nicht mit seinem Erfindungsgeist, seiner Kraft und Ausdauer zu Hülfe kommt, soweit dieselben gegen die Naturkraft reichen.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Watten-Eyer. von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Blick auf die Halligen.

Die Verwüstungen, welche die See hier allmählich angerichtet hat und die Schutzwehren, welche die Menschen errichteten, geben beide in nichts denen nach, die wir drüben gefunden haben. Wenn man von Husum aus gegen den eigentlichen Seestrand zuwandert und vom Außendeich hinaussieht, so hat man in noch vergrößertem Maßstabe etwa den gleichen Anblick vor sich, den man zwischen Norderney und dem Festlande, oder gegen die benachbarten Inseln zu findet — die grauen, öden Watten dehnen sich weit hinaus, nur hie und da von den Wattströmen durchzogen, welche allein den Verkehr mit der See und den einzelnen Inseln ermöglichen und vermitteln — bei normaler Witterung und mit gutem Glück, müssen wir schon hinzusetzen. Denn obgleich die Fahrstraßen meistens genügend durch die aufgerichteten Besen bezeichnet sind, so bedarf es doch nur einigermaßen nebeligen Wetters oder selbst auch einer kaum wahrnehmbaren Aenderung des Wasser- oder Schiffslaufes, oder irgend eines anderen geringfügigen, selbst den erfahrenen Schiffern entgehenden Umstandes, um den Fahrzeugen, und auch wohl einmal den Dampfern, eine sehr unbehagliche und, unter Umständen, gefährliche Ruhe aufzuzwingen: sie fahren auf und sitzen fest, bis die nächste Flut erst ihnen Erlösung bringt.

Aber zwischen diesen Watten erscheinen näher und ferner zahlreiche kleinere oder größere Landerhebungen, — die Inseln, die Inselchen und Halligen, meistens die traurigen Reste eines größeren, blühenden und reichen Eilandes, des alten Nordstrands, von dessen Ausdehnung nicht bloß die geretteten Landflecke, sondern auch selbst die Watten zeugen, die eben nichts sind, als das versunkene und zu Grunde gerichtete Land selber. Man findet in ihnen sogar nicht gerade selten auch heute noch einzelne Spuren der alten Zeit und des alten Lebens, so daß die schreckliche Katastrophe uns hier noch mit einer gewissen Anschaulichkeit vor Augen tritt und uns den Jammer der Vergangenheit bei weitem eindringlicher predigt, als alle übrigen Küstenstriche.

Seit der britische Kanal entstand, sind gleich allen übrigen, auch die nordfriesischen Küsten stets den Verwüstungen der Sturmfluten ausgesetzt gewesen. Die Sage rückt diesen Zeitpunkt freilich in eine gar nicht so ferne Zeit, denn sie will wissen, daß der Durchbruch ein Menschenwerk, ein Werk der jetzigen Anwohner der Nordsee sei; denn die Königin von England, Garhören, habe aus Rache gegen den damaligen dänischen König, der sie zu heiraten versprochen, sein Versprechen aber nicht gehalten hatte, die „Höveden" zwischen England und Frankreich von 700 Mann in sieben Jahren durchstechen lassen. Dann seien die Fluten hereingestürzt, und zwar mit solcher Gewalt, daß sogar ganze

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

große Moorstrecken von Schottland oder Island abgerissen und auf die großen Waldungen Frieslands hinübergeschoben wurden, — seitdem ging der Holzreichthum des Landes zu Grunde.

Aber wir bedürfen der sagenhaften Fluten keineswegs, um uns das vollständig veränderte Bild zu erklären, das die alten Karten der nordfriesischen „Utlande (Außenlande)“, im Vergleich mit den heutigen uns vorhalten. Ja wir brauchen von den historischen vor allen nur über zwei das Nähere zu erfahren, die eine vom Jahre 1300 und die zweite furchtbarste vom 11. Oktober 1634, welche durch Sage und Geschichte den Jetztlebenden im Gedächtniß erhalten wurden. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß die größten Schreckenstage an diesen Küsten keineswegs immer zusammentreffen; groß waren die Leiden in solchen Fällen allerwärts, aber das volle Verderben kam fast immer nur über einen einzelnen Abschnitt dieses Gebietes. Im Jahre 1300 wurden allein von der Insel Nordstrand sieben Kirchspiele fortgerissen und unter ihnen jenes übermüthige Rungholt, wo die frechen Bauern, wie auch von anderen solchen Plätzen erzählt wird, am Weihnachtsabend eine Sau trunken gemacht und ins Bett gelegt, zu ihr aber den Prediger geholt haben sollen, daß er „ihrem Kranken“ das Abendmahl reiche. Da brach der Sturm los und das Wasser ging vier Ellen hoch über die Deiche und es versank und ertrank alles bis auf den Geistlichen und ein paar Jungfrauen, die durch Zufall den sündigen Ort verlassen hatten. Bei hellem Wetter aber sieht man den Ort und das Land noch wohlerhalten mit Häusern, Mauern, Thürmen und Mühlen im Grunde der See, wo er der ihm prophezeiten Auferstehung harrt.

Seitdem rüttelte die See häufig an den noch immer ausgedehnten Resten Nordstrands und es kamen zuweilen auch gewaltige Ueberschwemmungen, aber die Bewohner arbeiteten unverdrossen und muthig an der Eindeichung und stellten sie so mächtig her, daß sie an keine Gefahr mehr dachten und der Deichgraf nach Vollendung des Werkes den Spaten in den Deich stieß, noch einmal mit den bösen Worten „Trotz nu, blanke Hans!“

Da erhob sich am Sonntage, dem 11. Oktober 1634, als die Sonne untergegangen war, ein Südweststurm, der sich in der Nacht, „auf halber Springflut“, nach Nordwesten wendete und, wie es scheint, auch mit erdbebenartigen Erschütterungen verbunden war. Die Flut überstieg in kurzem den Deich und zerriß denselben an vierundvierzig Stellen, so daß in einer Stunde das ganze Land unter Wasser stand und zwanzig Kirchspiele verwüstet waren. In der stockfinsteren Nacht blieb, wie der alte Pfarrer Heimreich schreibt, vielen die Gefahr bis zum letzten Augenblick verborgen und schwanden zugleich auch alle Mittel zur Rettung. Die Einen wurden noch in ihren Betten aus den stürzenden Häusern davongetrieben, die Anderen gingen beim Einsturz zu Grunde oder erlagen auf der Flucht. Viele banden sich, den sichern Untergang vor Augen, mit ihren Weibern und Kindern zusammen, daß sie wenigstens vereint sterben möchten. Andere flüchteten auf die Dächer der Häuser und trieben, als die Wellen dieselben von den Pfosten hoben, mit ihnen von dannen, bis sie in Trümmer brachen und hier der Vater, dort die Mutter, da die Kinder, grausam getrennt und fortgewaschen wurden. Dazu trieb alles voll Hausgeräth, voll Bretter und Balken und die Leichen der Menschen und des Viehs schwammen zahllos umher. Und dann — „es ist aber mit der Wasserflut nicht genug gewesen, sondern es hat auch Gott der Herr viele daneben mit der Feuersruthe gestrafet“, schreibt Heimreich. Theils durch Unvorsichtigkeit, theils durch des Windes Ungestüm ging hier und dort das Feuer auf und jagte die Unglücklichen vom erklimmten Dach freiwillig in die mörderischen Fluten hinab.

Gegen sechstausend Menschen von den hier lebenden achttausend, und ungezähltes Vieh ertranken in der einen Nacht, dreizehnhundert Häuser und dreißig Windmühlen wurden vernichtet, was noch von den festeren Kirchen stand, mußte fast alles abgebrochen werden — es blieben von zweiundzwanzig nur drei übrig. — Gerettet wurden nur die auch jetzt noch übrigen Inseln Neunordstrand und Pelworm und die sogenannten Halligen — Nordstrandisch-Moor, Pöhnshallig, Hamburgerhallig, Südfall, Süderoog, Norderoog, Hooge, Nordmarsch, Langenäs, Oland, Gröde mit Appelland und Habel, Behnshallig, alle in vollständiger Vereinzelung oder doch nur durch die Watten zur Ebbezeit verbunden.

Man sollte denken, daß es hiermit des Jammers genug gewesen wäre und die Uebriggebliebenen Ruhe und

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Hallig Oland.

Unterstützung gefunden hätten, das Erhaltene oder noch Erreichbare zu retten und sich wieder allmählich hinaufzuarbeiten. So gut wurde es den unglücklichen Bewohnern der jetzigen Insel Nordstrand nicht. Da sie weder die Kräfte noch die Mittel zur Errichtung der neuen Deiche besaßen, wurde ihnen ihr Land auf Befehl des Herzogs Friedrich III. zu Gottorp abgesprochen und niederländischen Kolonisten überlassen, denen die alten Eigenthümer fortan als Knechte zu dienen oder das Land zu räumen hatten. Die Aermsten wanderten davon, nach Föhr, wo sie den Flecken Wyck erbauen halfen, oder nach Holland, oder sie gingen zur See, während einige auch bis zur preußischen Uckermark fortzogen. Einzelne Familien fanden auf Nordstrandisch-Moor, gleichfalls einem, nur wenig fruchtbaren Bruchstück Nordstrands, Unterkunft und legten dort sogar eine Kirche an, bei welcher die Chronisten Heimreich, Vater und Sohn, nacheinander Prediger waren. Das gleiche Amt bekleidete als der letzte — am 4. Februar 1825 wurde diese Kirche von der Sturmflut zerstört — der bekannte Verfasser der Erzählung „Die Hallig", J. Ch. Biernatzki.

Die Halligen, die „Augen der See", wie manche die häufig dem Namen beigefügte Silbe „oog" erklären wollen, sind kleine Flecke fruchtbaren Bodens, die sich ein wenig über die grauen Watten erheben, aber nicht so weit, daß nicht jede stärkere Flut über das Ländchen hinüberginge. Von Dünen oder Deichen ist hier nichts zu finden, die Wiesen — denn nur solche sind es! — sind schutzlos, und es gehört daher die größte Aufmerksamkeit dazu, einerseits die Viehherden und andererseits die Graswerbung und den Heuertrag, das heißt den einzigen Reichthum der Bewohner, vor den Ueberfällen der Fluten zu retten. Transportmittel wie auf dem Festlande, d. i. Pferde und Wagen, finden sich hier nicht, die Menschen sind auf ihre eigenen Kräfte angewiesen und tragen das, in großen Laken (Tüchern) zusammengebundene Heu auf ihren Köpfen in die hochgelegenen Wohnungen.

Für diese muß auf einem solchen Erdenfleck natürlich besonders Sorge getragen werden. Da die See, wie bemerkt, unter Umständen über die ganze Fläche geht und von keinen Bodenerhebungen etwas zu finden ist, so müssen diese künstlich hergestellt werden und zwar in einer Höhe, welche auch die höchsten Sturmfluten noch einigermaßen überragt. So werden denn die Hügel aus Grassoden mühsam und sorgfältig aufgebaut, durchzogen von schweren eichenen Ständern und Balken, auf denen und um welche herum das Haus selber zu stehen kommt. Und eine solche „Werfte" oder „Wurt" ist mit der allerpeinlichsten Vorsicht in sich zu festigen und abzuböschen, damit die See sie nicht zu unterwaschen und abzuspülen vermöge. Darauf werden also, etwa dreißig Fuß über dem Grunde des Eilands, die Wohnungen mit ihrem Stein- und Balkenwerk weiter gebaut, über der Thür mit einem steinernen Giebel versehen, der weit in die See hinausblickt, und mit einem Strohdache bedeckt. Endlich um jedem Irrthum zu begegnen, sei hier erwähnt, daß eine solche Werfte keineswegs bloß für ein Haus errichtet wird, sondern oft ihrer mehrere, ja zuweilen wohl über zehn Häuser trägt.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Klein sind diese Wohnungen nicht. Sie enthalten außer den Wohnzimmern — „Dönsen", — mit den in die Wand eingesenkten Bettstellen, meistens noch ein besseres Gemach — den „Pesel", und eine Kammer nebst der Küche, während auf der anderen Seite des Hausganges Stallungen, Futter- und Vorrathsräume gelegen sind. Daneben findet sich auf den Werften meistens doch noch Raum für kleine Gärten, und vor allem ist auf ihnen der Platz für die „Fetinge", die großen Süßwasserbehälter, aus denen die bei den Häusern gelegenen kleineren Cisternen gespeist werden. Hier berühren wir den wundesten Punkt dieser Zustände. Quellen und Brunnen gibt es auf diesen Eilanden nicht und die Bewohner müssen sich mit dem sorgfältig gesammelten Regen- und Schneewasser für sich und ihr Vieh begnügen. In trockenen Sommern und schneearmen Wintern kann daher auch die Noth zuweilen groß werden, und wenn, wie es nicht selten vorgekommen ist, die großen Fluten einmal bis auf die Werfte steigen und die Fetinge mit Salzwasser füllen und verderben, so ist das für die vom Untergange Geretteten in allem übrigen Jammer schier der schwerste.

Es braucht nicht mehr gesagt zu werden, daß die Menschen so gut wie das Leben auf diesen vereinzelten und einsamen, zu Zeiten fast von allem Verkehr mit den Nachbarn abgeschnittenen und stets von Gefahren umdrohten Eilanden, nicht sein können wie allerwärts sonst, sondern sich in voller Eigenartigkeit entwickeln und erhalten müssen. Wir rechnen dahin nicht, was sentimentale Landschriftsteller und oberflächliche Reisende mit ganz besonderer Emphase und einer Art von moralischem Schauder zu bejammern pflegen, daß auch hier wieder wie bekanntlich fast überall, wo die Männer vorwiegend auf den Seeerwerb angewiesen sind, die Frauen mit der Besorgung sämmtlicher häuslicher und ländlicher Geschäfte betraut bleiben und dabei meistens nur die Alten und Gebrechlichen und die Kinder zu Helfern haben. Solche Zustände sind, wie wir schon früher es aussprachen, unvermeidliche und, ohne Sentimentalität angesehen, nichts weniger als „entwürdigende". Sie erziehen die Frauen vielmehr zu hoher Selbständigkeit und edlem Selbstgefühl und lassen sie zu ebenbürtigen und gleichberechtigten Gefährtinnen des Mannes erwachsen. Sie finden oft genug Gelegenheit ihre Kraft und ihre Entschlossenheit, ihre Besonnenheit und ihr Gottvertrauen zu erproben. Denn zumal auf jenen Halligen, wo nur eine oder ein paar Familien hausen, tritt die Gefahr nicht selten jäh und hart vor sie hin und zwingt sie zur entschlossensten Selbsthülfe. Wenn die Flut einmal, vor einer plötzlich aufspringenden Bö, rascher und stärker kam, als sich vermuthen ließ, mußte schon manches einsame Weib die herumspielenden Kinder und das weidende Vieh von den Wiesen und über die Gräben zur sichern Hauswerfte retten und das gefährdete Heu mühsam aus den Fluten ziehen und zur Höhe hinaufschleppen. Und die Männer wissen und schätzen das wohl. Die ehelichen Verhältnisse sind durchweg die friedlichsten, die liebe- und achtungsvollsten, die man sich denken kann.

Es ist überhaupt ein kernfestes Volk von schlichten Sitten und einfachen Gebräuchen, nicht auf Festlichkeiten und Jubiliren aus, fern von Prunk und Luxus, obgleich in den meisten Hallighäusern ein bescheidener Wohlstand herrscht und zuweilen uns auch wohl etwas wie wirklicher Reichthum begegnet. Die Leinwandkoffer sind gefüllt, an zierlichen, seltenen und selbst kostbaren Andenken von den Seereisen der Männer ist kein Mangel, und im Glasschrank findet sich schönes Porzellan und blitzendes Silber. Aber trotzdem bleibt das Leben schlicht und die ganze Richtung desselben eine vorwiegend ernste, ja strenge. Der religiöse Sinn ist überall ein tiefer, am Sonntage sind die kleinen Kirchen stets voll und niemand fehlt, den nicht Krankheit ans Haus fesselt oder die Witterung an der Ueberfahrt zur Kirchhallig verhindert. Von sittlichen Vergehen ist so gut wie gar nichts bekannt, die Ehrbarkeit ist etwas Eingeborenes. Der Familiensinn und die Familienliebe sind aufs höchste entwickelt. Es gibt eine ergreifende Sage von der treuen Ehlke, die nach dem Tode der Eltern allein auf ihrer Hallig lebte und jeden Abend eine brennende Lampe ans Fenster stellte, daß der Bruder, dem sie's beim Abschiede versprochen, bei seiner Heimkehr aus den fernen Meeren seine Heimat wiederfinden und schon durchs Nachtdunkel den Schwestergruß erkennen möchte. Aber der Bruder kam nicht und Ehlke wurde grau und alt, ohne jedoch die Hoffnung zu verlieren und die Lampe erlöschen zu lassen, bis die Nachbarn sie endlich einmal todt auf ihrem Posten fanden.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Auf Föhr. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Inneres eines Hallighauses.

So legen auch die Witwen — und es gibt ihrer hier allerwärts viele! — ihr ganzes Leben lang die Trauerkleider nicht wieder ab, und daß sich eine von ihnen jemals aufs neue verheiratet hätte, ist ein fast unerhörter Fall. Man muß dabei freilich bedenken, daß oft genug der Angehörige der Familie draußen in der Ferne verschwindet und niemals eine Kunde seines Todes in die Heimat gelangt.

Wenn er am Leben bleibt, dann kehrt er auch gewiß wieder zu seiner Hallig zurück, gleichviel nach welcher Reihe von Jahren. Denn die Liebe zu seiner armen kleinen Heimat verliert er nur mit dem Leben, und man weiß von wenigen, die sich draußen auf immer fesseln ließen. Auch hier berichtet wieder eine schöne Sage von so einem alten Burschen, der draußen grau und endlich des Umherschweifens satt geworden war. So wandte er sich denn heimwärts und fuhr von Husum mit einem Wattenschiffer der Werfte des Elternhauses entgegen. Die Hallig war inzwischen einer Sturmflut erlegen und das Haus fortgerissen, aber die Schiffer mochten's dem armen alten Gesellen, der mit solcher Freude hinausfuhr, nicht sagen. Erst als sie auf die Stelle gelangten, wo die Seinen vordem gehaust und der Alte sich immer erschrockener vergeblich in der Wasseröde umschaute, da entdeckten sie's ihm und zeigten ihm eine kleine noch hervorragende Stelle als den letzten Rest. Dort ließ er sich aussetzen und wies die Schiffer hart von sich fort. Und so blieb er allein und ließ sich von der nächsten Flut hinabspülen, seiner versunkenen Heimat und den Seinen nach.

Besser als diese kleinen Eilande sind die größeren Inseln daran, Nordstrand, Pelworm, Amrum, Sylt und Föhr, wo die Bodenbeschaffenheit und die Dünen Schutz gegen vernichtende Ueberschwemmungen gewähren oder, wie auf den beiden ersteren, das mühsam dem Meere abgerungene Land durch starke Deiche gesichert wird. Es herrscht daher auf ihnen auch eine ganz andere Kultur und großer Wohlstand, und die Marschhöfe und Marschbauern Nordstrands und Pelworms, welche von jenen durch des Fürsten Machtspruch eingesetzten Niederländern herstammen, geben weder an Stattlichkeit, noch Reichthum den besten auf dem Festlande etwas nach. An Sorgen, Mühen und Gefahren

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Seedeich auf Pelworm.

fehlt es ihnen jedoch ebensowenig, wie all ihren minder begünstigten Nachbarn, denn „der blanke Hans“ ist rund um sie her, die Deiche bleiben Menschenwerk, und es kommt manche Nacht, wo auch hier, auf den Inseln wie an der durch diese mehr gesicherten Festlandsküste, die Herzen schwer werden und kein Auge sich schließt.

Man erzählt sich hierzulande, daß Jakob Caspers, ein allerwärts bekannter alter Wattenschiffer von Amrum, einmal in einer dunkeln Sturmnacht mit seinem Fahrzeug wild umher und endlich an den Deich des „Ockholmer Kooges“ in der Landschaft „Bredstedt“ an der Festlandsküste geworfen wurde. Die Sloop war in den Deich an einer Stelle eingebohrt, die erst neuerdings ausgebessert war, und saß dort, da die Ebbe kam, fest genug. Und als Jakob Caspers hinaus und auf die Deichkrone kletterte, konnt' er's bemerken, daß auch innerhalb alles voll Wasser stand — die Flut hatte, ohne den Deich bisher zu brechen, sich über denselben ergossen — und jeder Hof und jedes Haus umflutet war. Die Bewohner konnten, wenn sie seine Noth überhaupt bemerkten, nur in Böten zu ihm kommen, und wenn die nächste Flut noch höher stieg, so warf sie sein Fahrzeug über den Deich in den Koog hinab. Also Noth drinnen und draußen. Aber was konnt' es helfen? Zu thun war einstweilen nichts und Jakob aß daher mit seinem Knecht und legte sich darauf mit ihm zur Ruhe — bis zur nächsten Flut.

Gegen Morgen schickte der zunächst wohnende Bauer seinen Knecht im Boot zum Deich hinüber, um sich nach dem Zustande desselben umzusehen, und der Mensch kriegte keinen geringen Schreck, als er das anscheinend menschenleere Fahrzeug und den Schaden sah, den dasselbe im Deich angerichtet hatte, und er holte seinen Herrn nebst allen Männern vom Hofe herüber. Der grimmige Bauer fluchte und schwor dem Fahrzeuge den Untergang, um nur an die Ausbesserung des Deiches gelangen zu können, denn der inzwischen beschwichtigte Sturm drohte sich zu erneuern. Als sie sich jedoch an das Schiff machen wollten, wachte Jakob auf und erschien auf dem Deck, zu noch größerer Erbitterung des Bauers. Der verfluchte jetzt auch den Schiffer selber, der sich an den Deich zu legen gewagt, während für ihn und seines Gleichen auf der See Platz genug sei.

Jakob Caspers hörte sich das voll Gemüthsruhe an. Als der Bauer aber fertig war, sagte er: „Ji willt mi nich op Diek hebben; unse Herrgott will mi nich op dat Water hebben; op in de Luft kann ik nich; — wo sall ik denn nu hen?“ — Die ruhige und verständige Rede verblüffte den Bauer, er ging in sich und ließ Schiffer und Schiff in Ruhe, die denn auch durch die nächste Flutwelle von dem bösen Platze erlöst und auf die See zurückversetzt wurden. Das Wort des alten Seehundes blieb aber in den Utlanden unvergessen,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

und wo einer einmal recht tüchtig in Verlegenheit ist, hört man's noch heut: „wo sall ik denn nu hen? segt Jakob Caspers".

Auf den beiden größten dieser Inseln, Sylt und Föhr, haben die sehr besuchten Seebäder, dort beim Dorfe Westerland, hier beim Flecken Wyck, andere Verhältnisse hervorgerufen und das einsame Leben wenigstens zu Zeiten zu einem äußerst lebhaften und anspruchsvollen werden lassen, so daß es den Badegästen nicht leicht an irgend etwas mangelt, das sie auf solchen Plätzen zu finden wünschen. Auf Föhr gibt es für sie sogar den Vortheil des Grüns und der Bäume, da die mildere und geschütztere Lage der Insel das Gedeihen derselben bei der nöthigen Vorsicht und Sorgfalt wenigstens nicht zur Unmöglichkeit macht. Ueberdies sind die beiden Eilande für die Badelustigen auch um dessentwillen von großer Anziehungskraft, weil das Bad bei Wyck das mildeste aller Nordseebäder und daher für Frauen und Kinder oder Leidende das geeigneteste ist, während das nahe Sylter zu den kräftigsten gehört, welche an diesen Küsten existiren, so daß man nach Belieben wechseln kann.

Auch die natürlichen Verhältnisse sind auf Sylt und Föhr, zu denen sich noch das naheliegende, kleinere Amrum gesellt, wie schon angedeutet, einigermaßen andere als auf den übrigen Utlanden. Föhr, auf dem sich die Wassersnoth schon seit langem wenigstens in Schranken halten ließ, hat außer seinem guten, durch Deiche geschützten Marschlande, auch einen hohen Geestrücken, der den Angriffen der Fluten nachhaltig zu trotzen vermag. Die weiter auswärts liegenden Sylt und Amrum haben dagegen eine natürliche Schutzwehr an den Dünen, die hier in ganz besonderer Mächtigkeit (auf Sylt sogar bis zu 50 Meter Höhe!) auftreten und den Bewohnern die Mühe der Deichbauten ersparen. Allein der Vortheil, der in solcher Weise aus ihnen dem Lande und seinen Menschen erwächst, wird oder wurde vielmehr bis in die neuere Zeit auf der anderen Seite gerade durch sie auch wieder auf das empfindlichste geschmälert.

Die „Westsee", wie die Nordsee in diesen Gegenden seit unvordenklicher Zeit geheißen wird, ist hier reich an Untiefen und Sandbänken, den Schauplätzen zahlloser Schiffbrüche, welche freilich den Bewohnern vordem das willkommenste von der Welt waren und als „Strandsegen", wie wir schon auf Helgoland erfuhren, im Kirchengebet herbeigefleht wurden. Das „Strandrecht" wurde nirgends mit größerer Unbarmherzigkeit und wilderem Jubel gehandhabt als hier, und wandte sich nicht bloß gegen das Eigenthum der Schiffbrüchigen, sondern auch unter Umständen ohne viel Gewissensskrupel gegen diese selber, — könnten die öden Dünenthäler sprechen, sie würden aus jenen Zeiten mehr als eine schauerliche Märe von dem Jammer und dem Elend der unglücklichen Gestrandeten und der Entmenschtheit der Strandräuber zu berichten haben. Und diese bösen Zustände waren um so schrecklicher und unausrottbarer, als der „Segen" so groß war, daß sich den Einheimischen von auswärts wilde, beutelustige Gesellen anschlossen, welche in den Einöden der Dünen eine Art von kleinem Räuberstaat bildeten und noch weniger etwas von Gesetz und Erbarmen wußten. Erst die neue und neueste Zeit hat hier Ordnung und Recht zum Ansehen zu bringen vermocht.

Aus jenen Untiefen und von jenen Bänken führen die Fluten und die Winde den Sand ohne Aufhören an den Strand und lassen seine Massen sich überall ansammeln, wo sie nur irgend einen Anhalt, sei es eine leichte Bodenerhebung, sei es ein paar angewurzelte Grashalme finden, welche grade in diesen feuchten Sandmassen ihr bestes Gedeihen zu finden scheinen und sich alsbald mit ihren langen, zähen Wurzeln durch sie ausbreiten, zu weiterer Befestigung. Das geht im Verhältniß unglaublich schnell so fort, die erste Reihe der Hügel wächst und wächst und der von ihr fortwehende oder durch die Lücken hereintreibende gedörrte Sand bildet hinter ihr eine zweite und immer weitere, und sie erwachsen hier hin und wider allmählich bis über hundert Fuß in die Höhe. Auf der Seeseite reißt die Flut, welche diese Dämme gebar, nun unaufhörlich wieder an ihnen herum und stellt die steilsten Wände her, um das entführte Material von neuem heran und durch die Lücken und Schluchten ins Land zu treiben. Einwärts, an den mählich sinkenden Rücken siedeln sich zu einigem Schutz die Dünengräser an, ja werden dort nach Kräften angebaut; ganz langsam bekleidet sich die Düne von selbst mit einer Humusschicht, deren Bestandtheile sich aus folgenden Quellen zusammensetzen: von Osten hinaufgewehter Erdstaub, Niederschlag des Regenwassers, Kadaver und Abfälle von Thieren und — last not least — die Stoffe, welche das unter der Düne wurzelnde, oben auf der

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Auf der Haide von Sylt.

Düne Blätter treibende und abwerfende Dünengras (Hallen) mittels seiner oft mehr als hundert Fuß langen Saugstengel zwischen Wurzelbüschel und Halmenbüschel mitten durch den Sand aus der Tiefe heraufholt. In den Thälern erscheinen in Folge dieses Prozesses nach und nach wirkliche Gras-, Haide- und Moosflächen, und es finden sich hier die auf das sorgfältigste geschonten Brutplätze gewaltiger Vögelschaaren, der Möven, der wilden Gänse, der Bergenten. Das Eiersammeln ist verpachtet und auf der zu Sylt gehörigen Halbinsel List führte — oder führt noch? — ein solcher Pächter den Titel „Eierkönig".

Aber wenn wir in den Dünen auf der einen Seite die Schutzwehren des Landes zu erkennen haben, so zeigen sie sich auf der anderen als die schlimmsten Feinde desselben. Sie lassen sich nicht allerwärts durch Menschenarbeit und Mühe fesseln, sondern bleiben, dieselbe verlachend, in verderblichem Vorschreiten begriffen. Der unermüdliche scharfe Wind zehrt rastlos an der Außenseite und jagt, zumal wenn er zum Sturm anschwillt, den feineren Sand über die Kämme hinüber auf die Innenseite und häuft ihn dort auf zu einer alles Leben erstickenden Schicht, er trägt auf sie eine zweite, eine dritte und immer mehrere, bis er die Düne sozusagen vollständig in sich selber umgekehrt und weiter geschoben hat, Schritt vor Schritt, von Westen nach Osten, von der einen Küste gegen die andere zu, über das Land hin. Dieser Sand ist auch ein ewig bewegtes Meer und noch schrecklicher und erbarmensloser, als das wirkliche, denn vor ihm gibt es keinen Schutz. Er kommt ohne Pausen, unerbittlich, erstickend und vernichtend über die angebauten Fluren, er versenkt die Gärten und füllt die Häuser bis in die innersten Räume, er läßt den Menschen in ihnen keinen Raum mehr und verjagt den Prediger in der alten Kirche von Altar und Kanzel. Dann wandern die Bewohner davon und siedeln sich anderwärts an, um — vielleicht auch hier nach Jahren wieder von der wandernden Düne vertrieben zu werden und hinter sich, wenn sie lange genug leben, möglicherweise den Platz ihrer ersten Heimat mit den Trümmern der alten Wohnungen, mit den Gräbern der Vorfahren und all' den traurigen Spuren eines längst entschwundenen Lebens, langsam wieder auftauchen zu sehen. So sahen wir 1865 an der Westseite der Dünenkette die Fundamente der alten Kirche von Rantum hervorkommen, die vor etwa 200 Jahren an der Ostseite wegen des Sandanrückens hatte abgebrochen werden müssen. Der Dünenzug ist dort höchstens eine kleine Viertelstunde breit. — Und so wandert die Düne weiter, und wenn man sie nicht zu binden vermag, so rückt sie über das schmale Land endlich vollends hinüber und stürzt zuletzt in die östliche See, nun diese versandend und, sei es auch erst in ferner Zukunft, das gegenüberliegende Festland bedrohend.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Dünen am Königshafen bei List. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Auf einigen Stellen reichen die Dünen wirklich schon in die See wieder hinein. Auf der Ostseite der Halbinsel List gab es vordem nicht nur fruchtbare Ackerflächen und mehrere wohlhabende Dörfer, sondern auch den prachtvollen „Königshafen", der die stolzesten Flotten aufnehmen konnte und von den Handelsfahrzeugen aller Nationen belebt wurde. Jetzt sind die Aecker und Wiesen begraben, die Dörfer verschwunden, und der Königshafen ist so versandet, daß kein größeres Schiff mehr in ihn einzudringen vermag.

Das Meer zwischen den Inseln und dem Festlande wird aber auch von Osten her, von der Seite des Continents aus verengert, und zwar durch die stetig zunehmende Marschbildung. Festlandsmarsch und Inseldünen müssen sich mit der Zeit berühren und dadurch der Küste zwischen Ditmarschen und Jütland zuletzt dasselbe Gepräge geben, wie es die Küste zwischen Bajonne und Bordeaux durch denselben Prozeß bereits erhalten hat.

Morsumkliff auf Sylt.

Von diesen Eilanden sind die beiden genannten Inseln Föhr und Sylt, um trotz allem schon Gesagten jetzt noch einmal zu ihnen zurückzukehren, uns seit längerer Zeit bekannter geworden. Man weiß, daß die im Sinne der Früheren himmelfern entlegenen Inseln der nordfriesischen Küste und ihre Badeplätze schon seit Jahren ein beliebtes Reiseziel sind, das man gern stets von neuem aufsucht und wo man sich vor manchen anderen ihresgleichen heimisch und wohl fühlt.

Und es kommt dies, wie wir hinzusetzen zu dürfen glauben, keineswegs immer nur des Bades und Badelebens wegen, sondern nicht selten um des Landes und seiner Eigenthümlichkeiten selber willen. Man ist hier nicht und findet es hier nicht, wie allerwärts, und selbst was wir auf Borkum und anderen ähnlichen Plätzen — von Norderney und Helgoland ganz zu schweigen! — trafen, ist sozusagen von anderer Art. Vom eigentlichen Badeleben reden wir nicht; das ist überall mit geringen Abweichungen ungefähr das gleiche, und auch hier ist Wyck auf Föhr nur, wie wir schon oben davon sagten, etwa das Frauen- und Westerland auf Sylt das Männerbad. Aber die beiden Eilande sind auch, um es so zu heißen, ein paar Ländchen für sich — Föhr gewissermaßen das zahmere, Sylt das wildere — und verdienen noch einen besonderen Blick.

Föhr liegt näher am Festlande und in dessen Schutz. Es bildet eine ziemlich kompakte Masse, leidet von den Angriffen der See seltener und weniger, und ist überhaupt von der Natur einigermaßen bevorzugt. Dagegen

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Thinghügel auf Sylt.

streckt sich Sylt lang zu äußerst an der See hin — wie eine Sichel, heißen's die einen, wie ein Hammer, die anderen — und zeigt schon durch seine ganze Struktur und Beschaffenheit, welchen Schutz die dahinter liegende Landesküste und einzelne benachbarte Inseln durch eine solche Vormauer genießen, was für gewaltige Angriffe diese Vormauer aber auf ihrer Stelle zu bestehen hat.

Das Mittelstück Sylt's ist ein Plateau, welches sich aus der See ziemlich hoch erhebt und ihr hie und da an ihrem Rande und den wilden, vielfältig benagten und zerklüfteten „Kliffs" trotzig sich entgegenstellt — wir gedenken hier nur des „rothen" und des „Morsumkliffs", deren sich der Badegast bei den vielen seltsamen, ihn umschwirrenden Namen noch am ersten erinnern dürfte. Auf diesem Plateau liegen meistens die nicht ausgedehnten, aber doch ganz ertragsfähigen Aecker, die Weiden und Wiesen, die Haiden und Moore, so weit sie vor den auch hier heranrückenden Dünen Platz behalten haben, und der Dorfschaften ist, wenn sie zum Theil auch nicht aus vielen Häusern bestehen, eine ganz ansehnliche Zahl mit einer verhältnißmäßig nicht kleinen Bevölkerung vorhanden. Von Kirchen sind nur drei übrig geblieben, zu Morsum, Keitum und Westerland, und noch schlimmer steht es um die anderweitigen sogenannten profanen Denkmäler der Vergangenheit; es ist davon unseres Wissens, wenigstens aus historischer Zeit so gut wie nichts erhalten, und aus den Burgwällen, von denen es hie und da noch ein paar gibt, ist auch die letzte Spur von Gebäuden verschwunden.

Mit den Denkmälern der vorhistorischen Zeit ist man gewissermaßen besser daran. Man findet noch eine große Zahl von Grabhügeln, und nördlich von Tinnum, dem früheren Wohnsitz der Sylter Landvögte, ist bei den fünfzehn sogenannten Thinghügeln — das sind gleichfalls alte Grabhügel — der Sage nach die Thingstätte der alten Sylter. — Wir wollen hoffen, daß die späteren Geschlechter nicht mehr bloß durch Gräber an die Vergangenheit erinnert werden. Der Leuchtthurm bei Kampen auf der „rothen Kliff", und die beiden anderen derartigen Werke auf dem „Ellenbogen", der äußersten nördlichen Spitze des Listlandes, verheißen eine längere Dauer und ein gesegnetes Angedenken.

Die beiden, dem Mittelstück angehängten Halbinseln „Hörnum" und „List" sind ganz und gar unter der Herrschaft der Dünen, wenn es auch gegen die Mitte zu keineswegs an ihnen fehlt, und es treten hier besonders jene schauerlichen Erscheinungen zu Tage, von denen wir oben gesagt haben. Doch hat selbst in diesen Regionen die neuere Zeit und die rationellere Bewirthschaftung vieles gebessert und — sagen wir nur: wenigstens für jetzt —

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

gerettet. Ein großer Theil der Dünen ist bewachsen, d. h. mit Sandhafer, Sandroggen und ähnlichen Gewächsen bepflanzt — man stelle sich einmal eine solche Arbeit vor! — und dem Flugsande entzogen. Es ist, zum Trost nicht nur für unsere Augen, sondern auch für unser Empfinden, grün geworden auch auf Sylt, und dies überrascht uns am lebhaftesten, wo wir in die Thäler, Schluchten und Gründe gelangen, und uns daselbst ganz unvermuthet oft in Mitten einer reichen, ja zuweilen fast üppigen Flora und anscheinend des fröhlichsten Gedeihens finden.

Man muß sich hier ernstlich und liebevoll umsehen. Die gleichgültigen Blicke und die leeren Redensarten, mit denen sich eine vorbei schlendernde Badegesellschaft begnügt, reichen für den Anblick, der euch hier wird, nicht aus und thun dem hübschen Bilde vor euch ernstlich Unrecht. Von Bäumen und Gesträuchen ist natürlich auch hier kaum oder nur in der allerbescheidensten Weise die Rede, aber gras- und schilfartige Pflanzen bieten Ersatz, anderwärts erscheinen die Haide- oder andere, bekanntere oder fremdere Gewächse, und von Beeren der verschiedensten Arten begegnet euch auf den richtigen Plätzen nicht selten eine Fülle. Dazu gesellt sich ein reiches und rühriges Thierleben: die Schafherden, die umherhuschenden Hasen, und zahlloses Geflügel, Enten, Gänse oder auch wohl Schwäne, Möven und Strand- und Schwimmvögel aller Arten. Kurz, die Natur ist und bleibt selbst auf den anscheinend stillsten und ödesten Plätzen und unter den, man möchte sagen, dürftigsten Verhältnissen noch immer eine wunderbar reiche und regsame, und überrascht und erquickt euch, wo ihr sie nur zu belauschen und verstehen wißt, überall mit ihrer Poesie.

Hat doch ein — freilich einheimischer — Enthusiast sogar behauptet, daß diese einsamen Thäler und Seen, zumal wenn sie ein leichter Nebel bedeckt, zuweilen an Schweizerlandschaften mit ihren weißen Bergkuppen und grünen oder violettfarbigen Abhängen erinnern. Und der Mann hat, selbstverständlich bei Zuhülfenahme einiger Phantasie, gar nicht einmal so ganz Unrecht! Aber diese Dünenwildnisse brauchen solche fremdartige Vergleiche nicht, um nach Verdienst gerühmt zu werden. Ihr Reiz ist ein sehr fremdartiger und spröder, aber für den, dem das Verständniß dafür aufgegangen, ein sehr großer. Man verlebe nur einmal eine helle Mondnacht auf Hörnum, belausche den Ruf des gespenstigen Stadenwüffekes (es ist der Angstruf der gestörten Möven), sehe die Dünenhügel ringsum schneeweiß im Mondlicht schimmern, lausche dem in der Nacht vielfach verstärkten Donnern der Nordsee und empfinde die kolossale Weltverlassenheit und tiefe Schwermuth dieser Gegend. Der Eindruck wird unverlöschlicher sein, als der mancher weltberühmten Alpenlandschaft, weil wirklich großartiger.

Strandgut.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

An der Hadersleboner Föhrde.

Flensburg.

Ein größerer Contrast als derjenige zwischen den ebenen Marschen und öden Dünen an den windigen Küsten der grauen, wilden Nordsee und den hügeligen, parkartigen Strichen an den prachtvollen Buchten der blauen Ostsee, läßt sich kaum denken, und wer sich nach kurzer Eisenbahnfahrt durch ein meistens trübseliges Zwischenland plötzlich in dem stillen Apenrade, zu Hadersleben, oder gar in dem lebhaften Flensburg in seiner anmuthigen Lage, an seinem Hügelhange und seiner wunderschönen Föhrde wiederfindet, möchte schier an Zauberei glauben, so außerordentlich ist der Wechsel und so wunderbar schnell.

Man gelangt hier auch aus dem Lande der alten in dasjenige der neueren historischen Erinnerungen. Nicht allzufern, Schleswig zu, liegt Idstedt, wo am 24. und 25. Juli 1850 die traurige Schlacht zwischen den Dänen und den Schleswig-Holsteinern geschlagen wurde, an welche auf dem Kirchhofe zu Flensburg früher der sogenannte Flensburger Löwe triumphirend erinnerte. Näher, bei Oeversee, bestanden am 4. Februar 1864 die Oesterreicher gegen die dänische Nachhut ein furchtbar blutiges, aber siegreiches Gefecht. Nordwestlich, bei Bau, wurde am 8. und 9. April 1848 gekämpft. Und endlich, aus der Föhrde hinaus, gelangt man zum Ekensund, nach Alsen, zu den Düppeler Schanzen und den Gräbern und Siegesdenkmalen jener schweren Kämpfe.

Aber was wollen wir jene traurigen Erinnerungsstätten aufsuchen? Sehen wir uns lieber noch in und bei Flensburg um, das am Abhange der Hügel zu seinem prächtigen Hafen hinabsteigt und dessen innersten Winkel hufeisenförmig umfaßt — die volkreichste Stadt des Herzogthums Schleswig und ein meistens hübsch gebauter, sehr lebhafter Platz, dessen Schifffahrt und Handel sich von Tag zu Tag heben. Am Hafen und in demselben gibt es ein Regen und Treiben, daß man seine Freude daran haben muß. Alles ist voll von stattlichen Schiffen und Fahrzeugen aller Art — hier hat man nichts mehr von jenem trübseligen Anblick der ausgeebbten Nordseehäfen zu befürchten, die Ostsee läßt sich auf solche Experimente, wie Ebbe und Flut, nicht ein. Und dazu ist das Wasser, selbst hier im Hafen, so klar, und dazu ist der Himmel so blau! Die kleinen weißen Wolken treiben im lustigen Winde so leicht über ihn hin. Und die Sonne wirft den vollsten Glanz über die waldigen Uferhügel der links sich kaum absehbar öffnenden Bucht! Es ist etwas ungemein Frisches, Frohes, Erquickliches in dem ganzen Bilde, alles

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

An der Apenrader Föhrde. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

sieht euch heiter an, selbst die Jollen und Fischerböte, die hurtig durch den Hafen kreuzen, die zierlichen kleinen Dampfer mit ihren bunten Sommerzelten, die alle paar Minuten hier oder dort nach irgend einem benachbarten Punkt abgehen, von einem anderen herkommen. Sogar die Menschen schauen euch anders an — es ist nicht jenes ernste, verschlossene, wortkarge Geschlecht der Nordseeküsten, sondern anscheinend ein um vieles munteres und leichteres, und endlich — man möge den Schreiber dieser Zeilen immerhin ein wenig auslachen oder zu seiner Schilderung

Blick auf Flensburg.

unzufrieden den Kopf schütteln! — endlich scheint auch der Wind ein anderer geworden zu sein. Er ist noch frisch, oder wenn man so will, scharf genug, allein doch nicht mehr der ausdörrende von da drüben, der dem freundlichen Grün kaum den abgelegensten, bescheidensten Platz gönnt. Hier ist alles voll lustiger Bäume und die schwanken Zweige ragen und wiegen sich unverkümmert im Morgenglanz.

Wenn ihr zur Nordsee hinüber und etwa gar an Hamburg denkt, so ist dort alles hundert- und aberhundertmal großartiger: die kleinen Alsterdampfer gucken euch viel vornehmer an, die geringste Jolle hat einen — man möchte beinah sagen seemäßigeren Anstrich, der gewöhnliche Markt-Ewer macht etwas wie einen großstädtischen Eindruck,

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

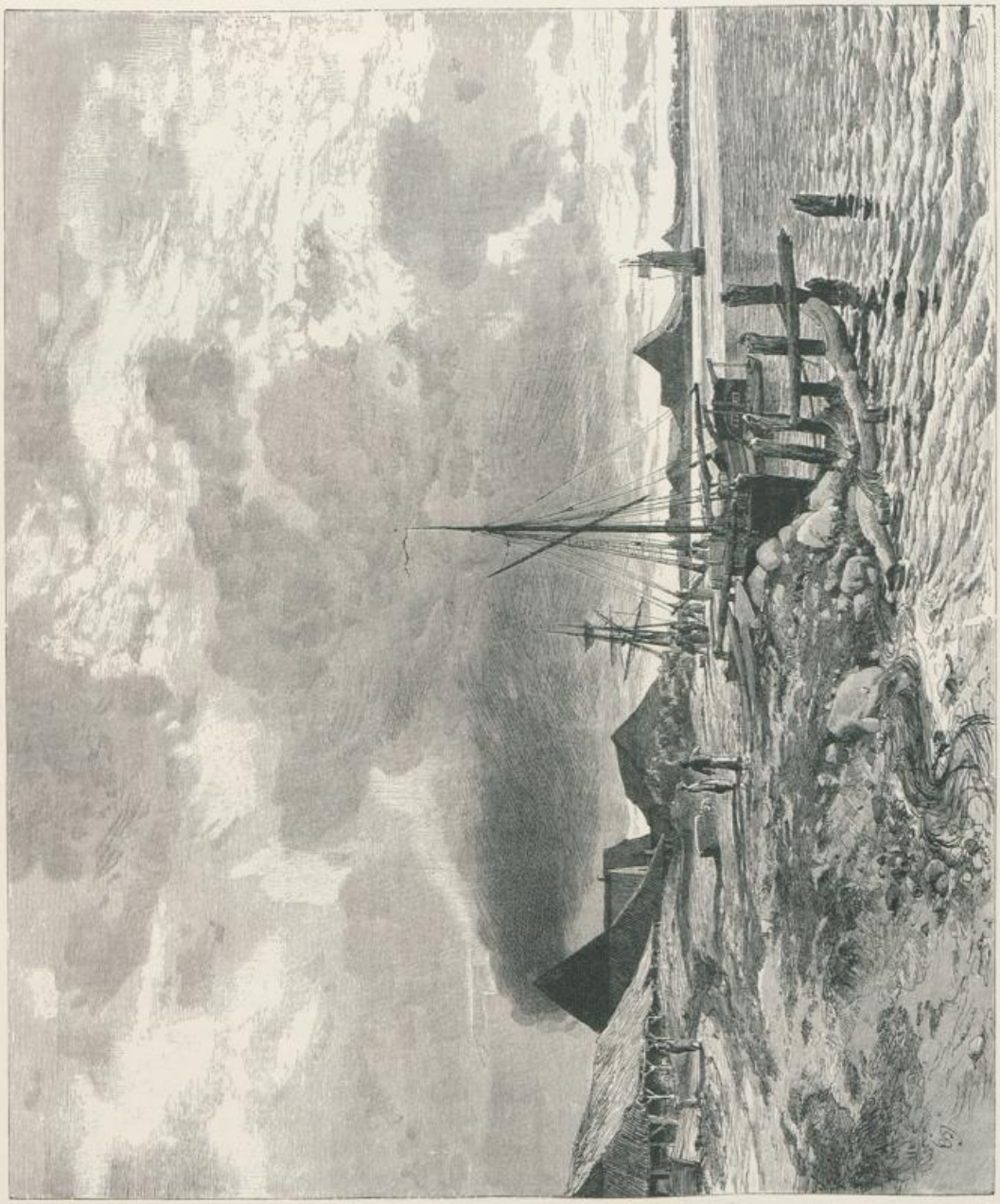
und die wilden übermüthigen Theerjacken an Bord, auf den Kais, in und vor den Schenken auf den Straßen, der ganze Hafenverkehr und das ganze Leben haben einen anderen, gewissermaßen mächtigen Zuschnitt. Aber von der Behaglichkeit und alles anscheinend leicht nehmenden Bequemheit des hiesigen Lebens und Treibens ist dort eigentlich nirgends etwas zu entdecken. Es geht ein zwar gewaltiger, aber auch schwerer Zug durch das Ganze.

Wenn ihr näher zusieht, so findet ihr freilich bald, daß auch hier häufig nur der Schein täuscht. Die Ostsee

Gasse in Flensburg.

ist, obgleich im Grunde nur eine Art von Binnenlandsmeer, ein nichts weniger als zahmes, sondern ein böses Wasser, das jeden Versuch mit ihm zu spielen, unter Umständen auf das allerhärteste zu bestrafen weiß. Der Himmel über ihr ist gelegentlich weder milder noch blauer als drüben, der Sturm fährt über sie mit ebenso donnernder Gewalt daher; ihre Seeleute sind gleichfalls ein zu Zeiten wildes, derbes, wetterfestes Geschlecht und stehen keinen anderen in der Welt nach, im Gegentheil manchen weit voran; und die Bewohner ihrer Küsten endlich haben auch ihrerseits nicht leicht am Leben zu tragen, sie werden weniger in der Lust als im Ernst groß, die Sorgen und die Strenge des Daseins schließen auch ihre Lippen vor überflüssigen Worten und drücken ihrer ganzen Erscheinung und ihrem ganzen Leben ein unvergängliches und unverkennbares Gepräge auf.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Ekensund an der Flensburger Föhrde. Von Gustav Schönleber.

Bei Glücksburg.

Doch, was will das alles heißen? Das könnt ihr erst nach und nach erfahren und kennen lernen. Heut, wo ihr eben und unmittelbar von drüben kommt, an dem heiteren, alles in Glanz hüllenden Sonnentage, ist der Contrast, wie gesagt, wirklich ein unendlicher und der Gesammteindruck der fröhlichste von der Welt. Alles lockt und treibt euch hinaus, auf die See, in den Wind, in die Ferne. Und da der schmucke Dampfer dort eben geheizt hat und seine Glocke erschallen läßt, so geht an Bord, zu einer lustigen Fahrt durch die schöne Föhrde.

Es ist eine wunderbar anmuthende Fahrt, nun zwischen den rings ankernden Schiffen hervor, in die Weite des Hafens hinein, zwischen den Böten und Kähnen hin, die allerwärts, kreuz und quer vorüber schießen, dann vorbei an den kleinen — sagen wir einmal: Dampfgondeln, die euren Weg kreuzen, an den größeren und großen Dampfern, die hier von einer Spazierfahrt nach Alsen und Sonderburg, dort von Kopenhagen oder noch weiterher kommen oder mit eurem Schiff in die Wette dahin ziehen, an den schmucken Seglern, die herein oder hinaus lawiren, immer weiter, im Angesicht der weich gezeichneten Hügel, der kecken Vorgebirge, der schroffen Wände an den Ufern hin. Da zeigen sich reiche Kornfelder, dort erscheinen tief grüne Auen, stattliche Höfe liegen dazwischen und grüßen euch mit hellen Fenstern und rothen Dächern, und hier und dort und überall zieht sich der mit seinen tiefen, kühlen Schatten lockende und winkende Wald entlang, bald auf der Höhe droben, bald herabsteigend zum Strande — ein wahrhaft reizendes Bild.

Wenn ihr etwa dreiviertel Stunden gefahren seid, erscheint rechts an der waldgekrönten, aber kahl abfallenden Höhe ein sauberes, ja stattliches, gasthofartiges Gebäude, das Kurhaus, — man hat hier neuerdings ein Seebad angelegt. Das Dampfschiff hält an der Landungsbrücke, und wenn man euch rathen darf, so beendet ihr für heute hier eure Fahrt und steigt aus und hinauf. Vor dem Hause droben könnt ihr hin und wider zahlreiche Besucher gruppirt finden und euch an dem obligaten Concert ergötzen, während eure Augen über den klaren Wasserspiegel fliegen, hinüber zu der duftigen jenseitigen Küste und in eine ferne dämmernde Weite. Aber das ist hier am Ende alles nur Nebensache. Rückwärts erhebt sich weit und breit ein schöner alter Wald, durch den es sich, zumal am heißen Tage, gar wonnig, hügelauf und hügelab, hinspazieren läßt, hier durch lauschige und dämmerige, kühle Tiefen, wo ihr kaum den goldenen Glanz ahnt, der sich droben über den dicht zusammengedrängten Laubmassen ausbreitet; dort in hohen,

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Blick von den Düppeler Schanzen auf Broacker.

luftigen Hallen entlang, wo oben und unten alles im magischen, gold-grünen Lichte schwimmt. Und wenn ihr so weiter zieht, so gelangt ihr nach einer halben Stunde etwa zu einer Ansammlung von sauberen und stillen kleinen Häusern, bald in den Wald hineingeschoben, bald gegen das hier seitwärts sich öffnende, wellige Land gerichtet; und vor euch im grünen Grunde, hinter einem spiegelnden See, angelehnt an den Park und Wald, liegt ein festes Haus mit Thürmen an den Ecken und in der Mitte des Dachs. Das ist der Flecken und das Schloß Glücksburg.

Das Schloß ist gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, nach dem Abbruch des nahegelegenen Rüdeklosters, vom Herzoge Hans dem jüngeren erbaut und während des 17. und 18. Jahrhunderts die Residenz der Herzoge von Holstein-Glücksburg geblieben, deren Gruft bei der unter den Seespiegel hinabreichenden Kapelle zu finden ist. Nach dem Aussterben der alten Linie hausten andere fürstliche Verwandte hier; zuletzt war es der Lieblingsaufenthalt des dänischen Königs Friedrich VII., und jetzt, nach dem Heimfall des Landes an Deutschland, ist es wieder der holsteinischen Herzogsfamilie als Eigenthum überlassen.

Vom Innern des Schlosses ist nichts weiter zu sagen, es müßte denn der schöne Ausblick in die Wald- und Seeumgebung sein, den man aus manchen Fenstern gewinnt. Viel ansprechender aber ist das Weilen in dieser Umgebung selber, im Angesicht des alten Schlosses oder im Frieden des prächtigen Waldes. Es ist ein Platz, der kaum stiller und einsamer und für denjenigen, welcher die Natur liebt und mit sich selber zu leben versteht und vom Weltgetreibe auszuruhen wünscht, schwerlich reizvoller und erquickender aufzufinden sein möchte. Reißen wir uns doch selbst nach unserem kurzen Besuche nur mühsam wieder los.

Wer von Flensburg aus die ganze Föhrde durchmißt, gelangt auch hier wieder auf das Terrain der ernstesten und schwersten Kämpfe, die von Deutschland um Schleswig-Holstein mit Dänemark geführt werden mußten und fast jeder Ort, den man sieht oder betritt, erinnert an blutige oder siegesfrohe Tage. Ueber den Ekensund schlugen die Preußen trotz des „Rolf Krake“ im Februar 1864 ihre Brücke, zu Gravenstein war das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl; bei Gammelmark auf der Halbinsel Broacker standen die preußischen Batterien, vom Alsensund hinüber zum Wenningbund erhoben sich die Düppeler Schanzen; bei Arnkiel fand der kühne entscheidende Uebergang über den Alsensund auf die Insel Alsen statt; auf ihr endlich Sonderburg und Augustenburg — Schritt vor Schritt eine neue Erinnerung, ein stolzes Siegesdenkmal, lange, bereits versinkende Gräber und köstliche, grüne, anheimelnde Ansiedlungen glücklicher Menschen!

Der Vaterlandsfreund wird hier volles Genügen finden, aber der Menschen- und Naturfreund sucht sich, wie

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Düppeler Windmühle mit Blick auf Sonderburg.

wir auch oben schon sagten, lieber einen der zahlreichen Aussichtspunkte und wendet sich der wunderbar schönen Gegend zu. Da erstrecken sich unter uns die welligen grünen Gefilde des Sundewith hin, da taucht aus den prachtvollen Waldungen das hübsche Gravenstein mit seinem Schlosse auf: am Nübelnoor schimmern die rothen Ziegeleien und zeigen sich die stolzesten Höfe, und Alsen breitet sich auf das anmuthigste vor uns aus, während allerwärts die See aufblitzt und den Blick bis nach Fünen und den dänischen Inseln hinübergleiten läßt. — Es sind Bilder, wie wir hochmüthigen Binnenländer sie zumal in diesem „rauhen und armen Norden" uns niemals träumen lassen, und wie man ihnen, wenn sie nur außerhalb Deutschlands lägen, in Schaaren nachziehen würde.

Ein Intermezzo.

Das Leben will uns wieder und zwar nicht bloß an Bord des zurückkehrenden Dampfers, der mit zahlreichen munteren Passagieren durch die nun schon sich in Abendschatten hüllende Föhrde dem Hafen zufährt; und nicht auf dem Hafendamm, wo es an dem köstlichen Abend noch von Spaziergängern wimmelt, sondern auch im Gasthofe, wo eben die letzten Züge und Dampfböte neue Gäste hereinführten, die sich jetzt im Verein mit den alten im Speisesaal zu der bereits aufgestellten „kalten Küche" sammeln.

Die „kalte Küche" ist eine, von vielen hochbelobte und für die meisten äußerst willkommene Einrichtung in den Gasthöfen dieser Gegenden. Man kann natürlich speisen, wie es jedem beliebt, die eigentliche Abendtafel wird aber für alle in einer großen Zahl der verschiedenartigsten kalten Speisen besetzt, deren sich jeder zwanglos bedient, wie es ihm schmeckt, und für die, gleichviel ob man von allen genießt oder sich an einer sättigt, ein fast allerwärts sehr mäßiger Gesammtpreis festgestellt ist. Es geht, vielleicht auch in Folge der vollständigen Freiheit im Gehen und Kommen, im Zulangen und Zurückschieben, unabhängig von der nachlässigen oder aufdringlichen, störenden Bedienung, an diesen Tafeln ungemein behaglich und ungenirt zu, und man meint es jedermann anzusehen, daß ihm kreuzwohl zu Muth ist. Ein Theil der Tischgäste besteht aber, zum mindesten in manchen Gasthöfen, allerdings auch sicherlich aus jener Klasse, die sich am allerwenigsten zu geniren liebt und es sich allenthalben am unbekümmertsten behaglich

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

zu machen pflegt, — das sind die Herren „Onkels“ — ihr erinnert euch doch noch dieser charmanten und interessanten Leute, da sie strichweise um vieles häufiger sind als alle übrigen Fahrgäste oder sich doch jedenfalls um vieles bemerklicher machen?

Flensburg muß so etwas wie ein Hauptstationsplatz und obendarein eine Art von Paradies für die „Onkels“ sein, so lebt und webt hier alles von ihnen, und man kann keinen Coupéplatz finden, ohne in seiner Nachbarschaft einen oder ein paar von ihnen zu entdecken; man thut in den Straßen keinen Schritt, ohne dem einen oder anderen zu begegnen, und man bezieht endlich kein Zimmer im Hotel und rückt keinen Stuhl bei Tisch, wo der „Onkel“ nicht als Wand- oder Schulter-Nachbar auftritt. In welcher „Mächtigkeit“ diese Menschenspezies hier erscheint, ersieht man schon daraus, daß sie selbst an der Tafel mit der „kalten Küche“ durch, wie gesagt, zahlreiche Exemplare vertreten zu sein pflegt. Der „Onkel“ ist in seinem Hotel nämlich im Grunde kein Abendgast, und wenn ihr am Abendtisch fünf bis sechs dieser Herren neben oder nach einander beobachtet, so könnt ihr mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß augenblicklich im Hause wenigstens zwei- oder dreimal so viele wohnen.

Wo die „Onkels“ tagsüber zu finden sind, ist im Allgemeinen leicht zu verfolgen und zu spezifiziren, sie besorgen dann ihre Geschäftsgänge oder -Fahrten in die Umgegend, verhandeln mit ihren Kunden, meistens ganz vernünftig und überlegsam oder, wenn auch einmal mit voller Weisheit und Selbstzufriedenheit, doch immerhin noch mit einem Reste von Vorsicht, um nicht gelegentlich „anzulaufen“ oder einen neuen oder besonders empfindlichen Kunden zu erzürnen. Denn im Allgemeinen muß man es diesen Herren zugestehen, daß sie nur ganz ausnahmsweise vollständig „über die Schnur hauen“ und das Interesse ihres Geschäfts ganz aus den Augen verlieren. Aber wo und wie sie dann ihre Abende verleben? Das läßt sich nur schwer und manchmal auch gar nicht sagen. Wo ein industriöser und freisinniger Wirth den Gästen in seinem Lokal einen „Tingel-Tangel“ bietet, wo es ein Garten-Concert oder eine „italienische Nacht“ gibt, wo in einem Volks- oder Vorstadttheater gespielt wird, oder ein Bierhaus in besonders gutem Rufe steht, — mit einem Wort, wo nur irgend sehr viel „Ulk“ getrieben wird, wo man mit schmucken Kellnerinnen verkehrt, die „Damenwelt“ in Augenschein nehmen kann und im Wirrwarr Gelegenheit zu einer „Intrigue“ findet oder, was häufiger statt haben dürfte, von einer solchen den Genossen mit einem Anstrich von Glaubwürdigkeit etwas vorzuflunkern vermag, — da ist der Onkel überall auf dem Platz und stellt sich dem Publikum in seiner Liebenswürdigkeit und Unwiderstehlichkeit, seiner Großartigkeit oder als das „verfluchteste Kerlchen“ von der Welt dar. Ohne „Eindruck zu machen“ kann der „Onkel“ nicht leben, und ohne „Intrigue“ ist sein Dasein eine „taube Nuß“.

Oh, wer die Zeit dazu hätte, sich mit den „Onkels“ ein wenig angelegentlicher zu beschäftigen, und die Gelegenheit fände, sie einmal zum Gegenstand eines gründlichen Studiums zu machen! Glaubt es nur, dies Gebiet ist noch ein völlig „jungfräuliches“, trotz der kleinen schüchternen Streifzüge, welche von dem einen oder andern Menschenzeichner und Sittenmaler gelegentlich schon versucht sein mögen. Da gibt es keinen Schritt und Tritt ohne die wunderbarsten, überraschendsten, lehrreichsten und lohnendsten — zuweilen allerdings auch erschrecklichsten — Entdeckungen; da wächst vor euch anscheinend ein wundervoll harmonisches Allgemeines auf, nur um sich im nächsten Augenblick wieder in hundert kleine pikante Einzelheiten, in haarfeine Nuancen aufzulösen. Als das wirkliche und mit sehr seltenen Ausnahmen unabänderliche Allgemeine wüßten wir eigentlich nur angeknöpfte Hemdkragen, umkehrbare Steckmanschetten und zwei oder drei Siegelringe anzugeben. Alles Uebrige variirt bei näherem Zusehen in einer kaum verfolgbaren Weise.

So eine Sammlung von „Onkels“ am Mittagstisch oder beim Nachmittagskaffee, wo sie, wenn nicht durch Geschäftsausflüge über Land ferngehalten, alle zu erscheinen pflegen und sich uns übersichtlich präsentiren, gewährt dem unparteiischen und überhaupt noch anregungsfähigen Beobachter eine der ansprechendsten und interessantesten Unterhaltungen. Seht euch zum Beispiel den würdigen alten Herrn da auf dem Präsidentensessel an, mit schlichtem grauem Haar und weißer Halsbinde, voll unendlicher Bescheidenheit gegen die heran- und vorbeifahrenden Kellner,

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

voll entzückender Sanftmuth oder eines kleinen schmunzelnden Behagens bei den Neckereien und Scherzen seiner Nachbarn, bis ihm ein einigermaßen zweideutiger Scherz das Blut in die runzelvollen Wangen treibt und ihn schämig die Augen senken läßt — euer Nebenmann erzählt euch lachend, daß der alte „Uronkel" ein geschworener Weiberfeind ist und sich in seinem Zimmer auf das Sorgfältigste einschließt, um nicht, wider die Bedingung seiner Einkehr in diesem Hotel, dennoch einmal durch den Eintritt des Zimmermädchens oder der Wäscherin entsetzt zu werden.

Seine Nachbarn sind, wie schon angedeutet, die lustigsten und unbarmherzigsten Plagegeister. Dann folgt aber ein wundervolles, „magniperbes" Kind Israels, von Kopf zu Füßen das Produkt und zugleich die Reclame der modernsten Frisir- und Bekleidungskunst, des feinsten Parfumerieladens und des geschmackvollsten Juweliers — ? —.

„Onkels" beim Nachmittagskaffee.

von den „recherchirtesten Allüren" und der hoffähigsten Lispelsprache. Der Hamburg-Pariser Jagdzug ist eigens für ihn erfunden und wird zuweilen, nur ihm zu Liebe, auch in anderen Richtungen fortgesetzt. Abwärts vom Grafen, Marquis und Mylord, hat er keinen näheren Bekannten und — wißt ihr, „worin" dies Prachtexemplar „macht"? — In Sohlleder, verehrter Leser! — Es entfährt ihm freilich nur so — das Geschäftsinteresse geht denn doch noch über dasjenige am Jagdzug und an den Grafen, und verbergen kann er es vor den Mitonkels auch am Ende nicht, — aber er wird wirklich noch ein ganz klein wenig roth dabei und flunkert hinterdrein, um es vergessen zu machen, desto lebhafter und liebenswürdiger.

Sein Nebenmann ist eine leibhaftige Personification des schönen norddeutschen Volksausdrucks „Er hat Mäuse gebissen". Der Aermste hat eben hinter dem Briefgitter des Portiers oder der Gaststube einen sackgroben Brief seines äußerst zornigen Prinzipals gefunden — er wird jetzt am Abend Geschäftsbriefe schreiben und in Folge dessen zu Hause bleiben müssen. Bleibt ihm um Gotteswillen noch zehn Schritt weiter vom Leibe als seinen Genossen! — Sein

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Bisavis fand gleichfalls einen Brief — aber einen anonymen und süßen, als pikanten Anfang einer noch pikanteren „Intrigue“. Er liest ihn mit Schmunzeln und Kopfschütteln und läßt ihn unter seinen Bekannten kursiren. Hier oder dort deklarirt sich einer als Münchhausen redivivus oder als wilder Jäger; der eine spielt den sorglosen und der andere den hochtrabenden Windbeutel; ein, von seiner Ehehälfte nur mit Zagen auf die Geschäftsreise entlassener Gatte überschlägt sich vor Uebermuth in seiner augenblicklichen Freiheit, während ein anderer derselben Spezies die Photographien von Frau und Kindern und Schwägerinnen küßt und sie den Freunden präsentirt. Und dazwischen endlich da oder dort ein gutmüthiger, lustiger, umgänglicher Kumpan, der wohl gelegentlich einmal mit den Wölfen heulen muß, aber lieber schon eine muntere oder ruhige Unterhaltung führt. Es ist bemerkenswerth, daß neuerdings die Jüngeren dieser zuletzt genannten Art meistens den großen Krieg von 1870 mitgemacht haben — er war augenscheinlich für sie eine vorzügliche und wohlthätige Schule. —

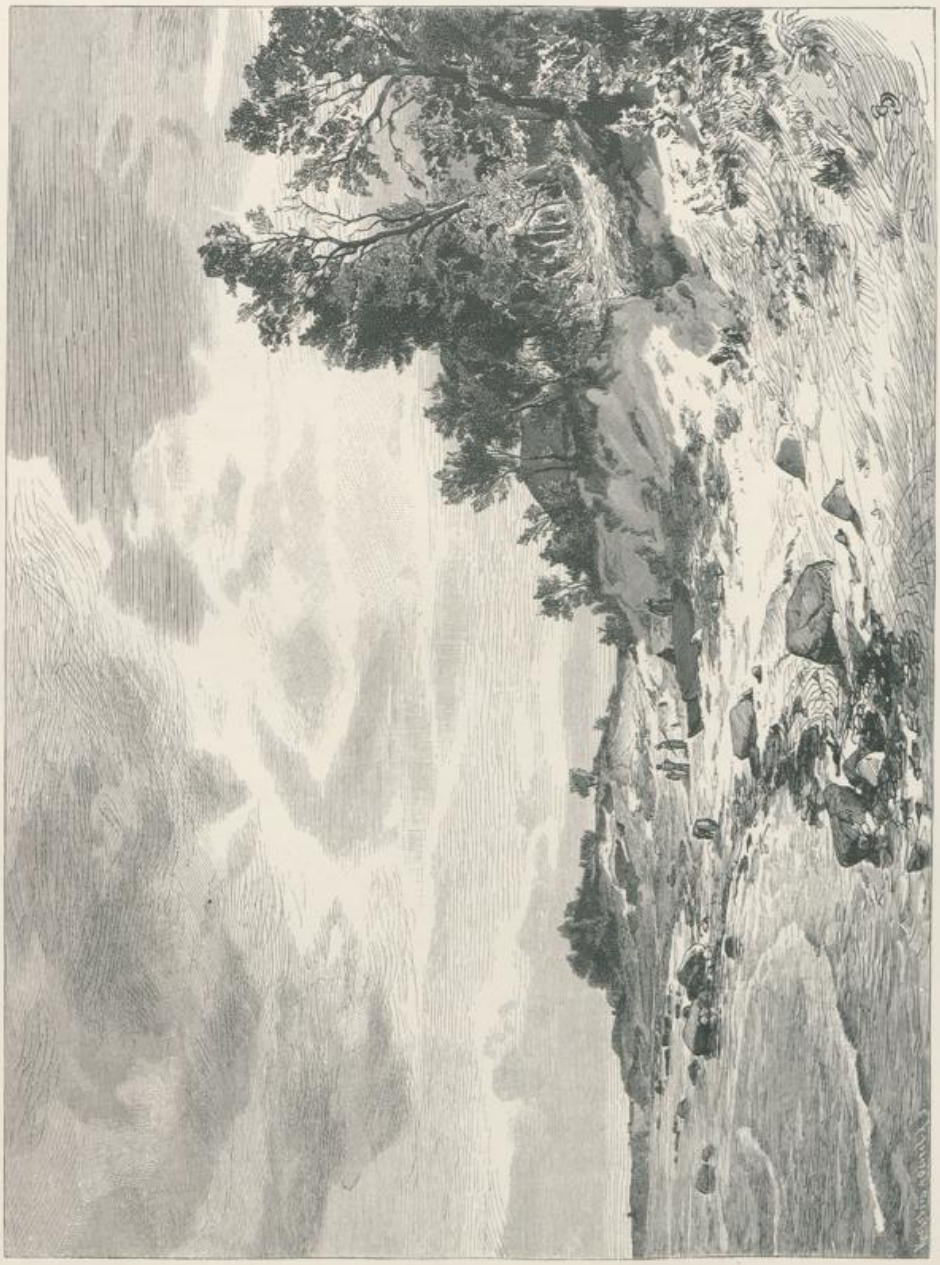
Gegen Kiel zu.

Wir wissen es alle, daß, wenn wir wirklich Zeit und Lust haben, ein Land, eine Gegend kennen zu lernen, wir dazu am allerwenigsten die Eisenbahn wählen und ihr folgen dürfen: es liegt in der Natur der Sache, daß sie jenes Terrain vorzieht, wo ihr keine Schwierigkeiten in den Weg treten, das heißt also, wo irgend möglich gerade jene von uns aufgesuchten, sogenannten romantischen Strecken vermeidet. Deutlicher erkennen und mehr zu unserem Nachtheil erfahren wir dies fast nirgends so sehr als in Schleswig-Holstein. Die Eisenbahn von Flensburg nach Kiel durchmißt, mit Ausnahme kleiner Strecken, das denkbar trübseligste Land, wo jene Haide- und Moorgegenden, die nach unserer früheren Angabe den mittleren Theil der Halbinsel einnehmen, sich auf das Unangenehmste „breit“ machen. Wer die Herzogthümer nur hier und nur so kennen lernt, würde das vollste Recht haben, über den „Enthusiasmus“ der Eingesessenen und anderer Reisenden die Achseln zu zucken, — wenn dieser Enthusiasmus diesen Strecken gelten könnte.

Wir fuhren vor Jahren einmal mit einem preußischen Offiziere zusammen, der die Halbinsel ziemlich genau zu kennen meinte. Er war während des Krieges von 1864 hier gewesen und hatte, in Folge seiner verschiedenen Stellungen, bald wochenlang auf einzelnen Punkten verweilen, bald das Land rasch hin und her durchfahren müssen. Es war damals anfangs freilich Winter gewesen, aber hernach hatte er doch auch noch den Frühling erlebt, und das Land war unter seinen Augen grün geworden. Wir hatten eine Reise dahin in Aussicht genommen und freuten uns der Begegnung mit einem Erfahrenen, der uns ein paar sehr erwünschte Fingerzeige geben und obendarein alles bestätigen könnte, was man dem Lande Gutes und Schönes nachgerühmt hatte. Allein davon wollte er nichts wissen. An einzelnen hübschen, ja großartigen Punkten, wie bei Kiel oder Flensburg, fehle es nicht, erklärte er; im Allgemeinen aber habe er nichts Besonderes entdeckt, und er kenne in Deutschland zahlreiche, gar nicht einmal gerühmte Landschaften, welche sich weit über die dortigen erhöben. Es sei eben ein Stück norddeutschen Landes, von einer Natur, wie sie in diesen Strichen am Ende wohl sein müsse. Und was dergleichen mehr war.

Diese Bemerkungen eines erfahrenen, gebildeten und augenscheinlich wohlwollenden Mannes hatten unsere Erwartungen denn doch einigermaßen herabgestimmt, und als wir endlich im Sommer des Jahrs 1875, der an den norddeutschen Küsten ein ungewöhnlich heißer und trockener war, zur Ausführung des alten Planes gelangten, gedachten wir bei der Fahrt von Hamburg über Itzehoe, durch Ditmarschen, an der ganzen Nordsee entlang und Flensburg zu, häufig genug jener Mahnungen — von sogenannten landschaftlichen Reizen wurde kaum etwas sichtbar, und

Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Auf Alsen. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

wo es nun dennoch einmal geschah wie in den eben geschilderten Partien, gehörte es zu den bereitwillig eingeräumten, freilich zugleich auch glänzenden Ausnahmen.

Auf der „nordschleswig'schen Weiche", der nächsten, südlichen Station bei Flensburg, kreuzen und wechseln verschiedene Züge, und als wir ins neue Coupé traten, trafen wir wieder mit dem früheren Reisegenossen zusammen. Man erkannte und begrüßte einander herzlich, und als die üblichen Generalfragen erledigt waren, sagte er heiter: „Ich habe vor Ihnen Abbitte zu leisten, und zwar diesem Lande, das ich damals, freilich im besten Glauben, so ungebührlich heruntersetzte. Jetzt kenn' ich's, ich stehe seit ein paar Jahren hier und habe mich eifrig umgesehen, und schwör' es, dieses Schleswig-Holstein ist eine Perle unter den Provinzen unseres Deutschlands und, auch ganz abgesehen von Alsen und dem Sundewith, in diesen Ostseeküstenstrecken von einer durchaus eigenartigen, wonnevollen und friedlichen Anmuth, die es den gerühmtesten Gegenden des Binnenlandes ebenbürtig zur Seite und nicht selten weit voran stellt. Sie müssen in Schleswig Station machen und von dort nördlich durch Angeln hin und südlich durch Schwansen und Kiel zu weiterstreifen, bis Sie dann in das eigentliche Paradies von Holstein, nach Plön und Eutin und in die Region der Seen gelangen". —

So sollte es der Reisende freilich machen und würde den Aufwand an Zeit und die ungewohnten Strapazen der Fußwanderungen oder Wagenfahrten auf das Reichste ersetzt und gelohnt finden. Es ist freilich nicht jeder Sommer hier ein so günstiger, wie der des Jahres 1875. Der Unterschied des hiesigen Klima's von demjenigen der inneren und auch südlicheren Striche Deutschlands, besteht, wie für die meisten dieser Küstengegenden bis Preußen hinauf festzuhalten ist, nichts weniger als in der größeren Wärme oder Kälte; es ist hier im Gegentheil nicht selten um vieles milder oder um sehr viel heißer, als im Süden, wenn auch die Winter länger, die Sommer kürzer, die Uebergänge schroffer sind. Aber der Hauptunterschied beruht auf der Unbeständigkeit der Witterung, welche euch kaum jemals auf eine Reihe von schönen Tagen rechnen läßt und für den fremden Besucher dieser Striche um so empfindlicher wird, als derselbe gewöhnlich nicht auf den Wechsel zu warten vermag und die Gegend daher oft genug nur unter den allerungünstigsten Umständen durchziehen muß. So kann es wohl geschehen, daß mancher sich fröstelnd und schaudernd abwendet und, so schnell wie möglich sich aus dem Staube machend, die schlimmsten Eindrücke mit sich fortnimmt, während Andere, die es treffen wie im vergangenen Sommer, wo Tage auf Tage einer schöner als der andere heraufstiegen und vorüberzogen und meistens von den wonnigsten Nächten gefolgt waren, sich nirgends wohler gefühlt haben und dies Küstenland, gleich jenem Fremdling, für das anmuthigste und lieblichste erklären, das sie kennen lernten. Es sind Beide im guten Recht.

Die Landschaft Angeln, die von der Flensburger Föhrde sich bis zur Schlei und von der Ostsee bis zur hohen Geest, dem Mittelstrich der Herzogthümer, erstreckt, liegt vor euch wie ein Garten, hügelauf und hügelab, reich an blanken Flüßchen, überrauscht von zahlreichen Wäldchen, durchschnitten von üppig treibenden Hecken, den sogenannten Knicks, voll von den üppigsten Kornfeldern und den grünsten Wiesen. Und dazwischen erheben sich so viel stolze Edelsitzen gleichende Bauernhöfe, so viel wohlhabende Dörfer mit alten Kirchen und stattlichen Pfarrhöfen — Angeln wird wohl das Gosen der Geistlichen genannt! Und endlich begegnet euch ein braves und intelligentes, ernstes, ja fast melancholisches, kerndeutsches Volk, das sich in den schweren Zeiten, wo es sich des eindringenden Dänenthums zu erwehren galt, und in den noch viel schwereren, welche dem niedergeschlagenen Aufstande folgten, auf das trefflichste bewährte und zu kraftvoller Selbständigkeit sich entwickelte. —

Von hier aus und zwar von der Loiteraue zogen, um dessen doch zu gedenken, der Sage nach Hengist und Horsa mit ihren Schaaren zur Eroberung Britanniens aus, und hier herrschten auch jener alte blinde König Wermund und sein Sohn Offa, der mit dem Schwerte des Vaters auf der Eiderinsel, wo jetzt Rendsburg steht, die Söhne des stolzen Holstenfürsten erschlug — ein Stoff, der Uhland vielleicht Veranlassung zu seiner schönen Ballade: „Was steht der nordischen Fechter Schaar" — gegeben hat.

Und nun geht's an die schöne, zwischen ihren anmuthigen Ufern bald eng zusammengedrängte, bald seeartig

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Auf der Schlei.

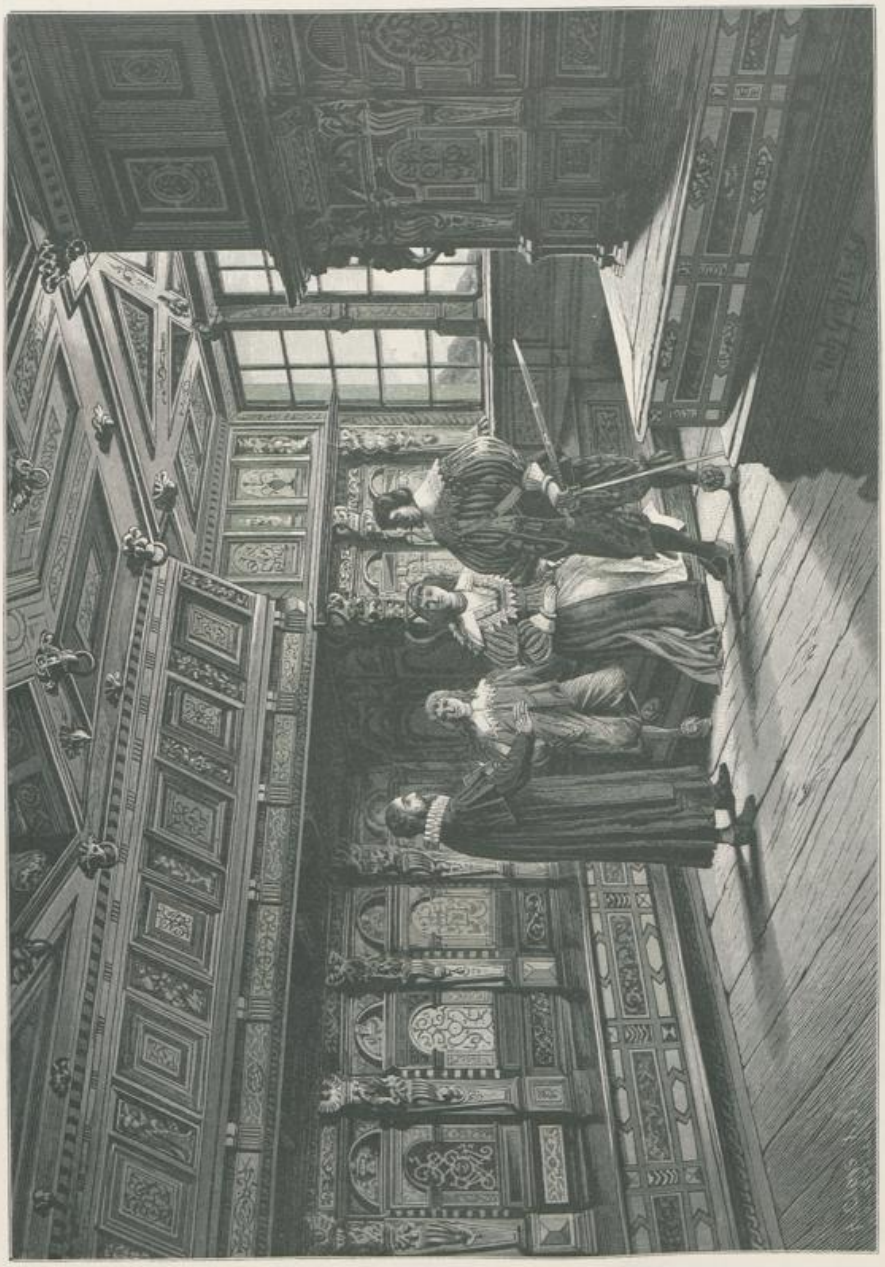
sich ausweitende Schlei, mit der kleinen Insel Mövenberg, dem Sommersitz ungezählter Schaaren dieser Vögel, und dem an ihrem westlichen Ende sich lang hinziehenden, uralten Schleswig, der früheren Residenzstadt und dem jetzigen Regierungssitz des Landes. Von Schleswig singt das „Wanderlied der Schuhmachergesellen" —

„Un bi Sleswig keem ik ok vörbi,
Liggt da lingelangs an de Sli,
Is en ganz verdammt langes Nest,
Un de Dom, segt he, is dat Best'."

Und es muß wohl wahr sein: es liegt dort „längelangs", im Grunde nur eine einzige Straße, da alle übrigen nicht viel heißen wollen, aber dafür auch gegen dreiviertel Meilen lang. Die Stadt besteht aus drei Theilen, der Altstadt, dem Lollfuß und dem Friedrichsberg, und war vor Zeiten ansehnlich genug, reich an namhaften Gebäuden, Schlössern, Burgen, Kirchen, Klöstern und Kapellen. Aber das alles ist jetzt meistens fast spurlos verschwunden, und obgleich für den Alterthumsforscher in Stadt und Umgegend noch manches Merkwürdige aufzufinden sein mag, tritt dem Fremdling eigentlich nichts mehr entgegen, als das alte Herzogsschloß Gottorf oder Gottorp auf einer kleinen Schleiinsel, und der thurmlose, äußerlich wenig bedeutende Dom zu St. Peter. Aus dem 10. Jahrhundert stammend, ist er im Laufe der Zeit und besonders im 15. Jahrhundert, nach einem Brande so vollständig um- und ausgebaut worden, daß kaum noch etwas von der ersten Anlage erhalten blieb. Von den Sehenswürdigkeiten im Innern kommt fast nur das Brüggemann'sche Altarblatt, das schönste Schnitzwerk der an solchen Kunstwerken nichts weniger als armen Halbinsel und ein neuerdings errichtetes Denkmal des Malers Asmus Jakob Carstens, geb. 1754 zu St. Jürgen bei Schleswig, gestorben 1798 zu Rom, der weniger durch Gemälde als durch seine genialen Zeichnungen, hauptsächlich erst nach seinem Tode bekannt und als Wiederhersteller der wahren deutschen Kunst gefeiert worden ist.

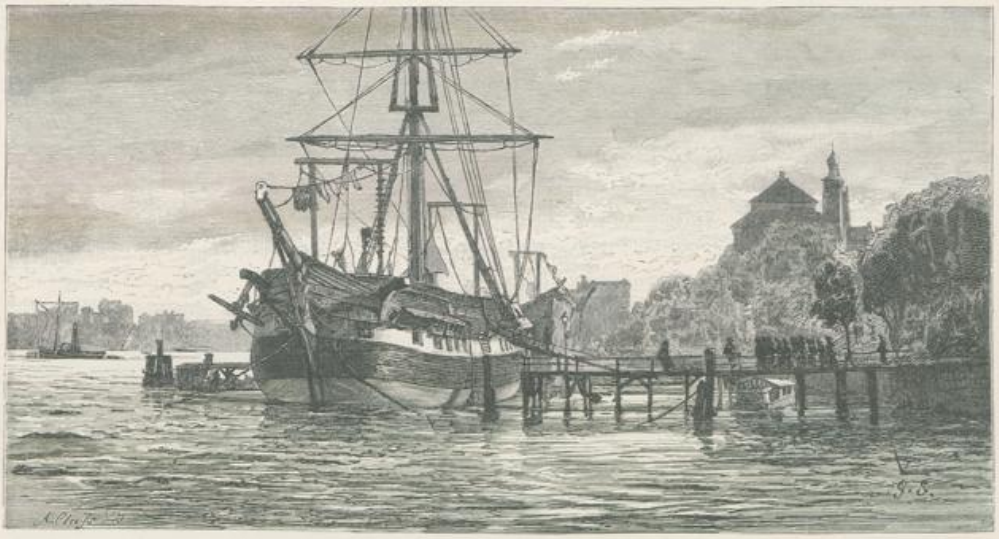
Südlich von Schleswig zieht, oder richtiger gesagt, zog sich die Befestigung gegen Deutschland, das Danewerk, durch das Land, aus der ältesten Zeit stammend und bis in die neueste erhalten und mit großem Kostenaufwande verstärkt, außerordentlich als eines der gewaltigsten Befestigungswerke gepriesen und, wo es Ernst wurde, von

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe



Im Fürstenstuhl der Schloßkirche zu Gottorf. Von Johannes Gehrts.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe



Die Gefion.

keinerlei Bedeutung. Am Ostermorgen 1848 nahm der alte Wrangel die Schanzen im raschen Sturm und 1864 wurden sie von den Dänen vor einem solchen freiwillig aufgegeben. Gegenwärtig sind diese Befestigungen meistens spurlos verschwunden.

Von der Schlei an erstreckt sich an der See entlang die schöne Landschaft Schwansen mit ihren reichen, üppig grünen Triften, und dann öffnet sich der prachtvolle blaue Meerbusen von Eckernförde — wir dürfen wohl sagen: glorreichen Angedenkens. Denn jener Kampf, der hier am 5. April 1849 zwischen der deutschen Strandbatterie und den dänischen Schiffen geführt wurde und damit endete, daß das Linienschiff „Christian VIII." verbrannte und die Fregatte „Gefion" sich ergeben mußte, gehört zu den schönsten, die nicht bloß in jenem Kriege von Deutschen jemals gekämpft wurden, und der Jubel, den diese Siegesnachricht durch das ganze Deutschland hervorrief, überwog jeden, der auch den gewaltigsten späteren Landsiegen folgte. Es mischte sich mit ihm auch nicht eine ernste und trübe Empfindung über sonst stets unausbleibliche eigene Verluste. Wir erwähnten schon früher, daß im Grunde von diesem Siege her die Entstehung der deutschen Kriegsflotte datirt.

Die Leser werden es daher hoffentlich angebracht finden, wenn wir hier eine Schilderung dieser denkwürdigen Begebenheit, die trotzdem inzwischen beinah vergessen worden ist, einflechten. Wir entnehmen sie mit einigen Abkürzungen dem „Buch von der deutschen Flotte", welches der Admiral Werner vor einigen Jahren erscheinen ließ.

Es war im zweiten Jahre des unglücklichen dänischen Krieges, als das feindliche Geschwader, zusammengesetzt aus dem Linienschiff „Christian VIII." von 84, der Fregatte „Gefion" von 46, den Raddampfern „Hecla" und „Geyser" mit je sechs Geschützen und drei Transportschiffen mit Landungstruppen, unter dem Befehl des Kapitäns Paludan vom „Christian VIII.", am Nachmittag des 4. April vor der Bucht von Eckernförde erschien. Der heftige Wind verhinderte indessen das sofortige Einlaufen, trotzdem wurden die Bewohner Eckernförde's schon durch das Erscheinen der gewaltigen Schiffsmacht mit schwerer Besorgniß erfüllt. Zu ihrem Schutze waren nur zwei Strandbatterien vorhanden. Die nördliche unter Hauptmann Jungmann zählte vier Achtzehnpfünder und zwei Achtundsechzigpfünder-Bombenkanonen; die südliche unter dem Kommando des Unteroffiziers Preußer vier Achtzehnpfünder. Die artilleristische

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Besatzung beider Schanzen betrug etwa 90 Mann, davon über die Hälfte Rekruten, und zwei Bataillone, von denen eines lediglich aus Rekruten bestand, bildeten das Soutien der Batterien. Die Besorgniß Eckernförde's war daher völlig gerechtfertigt. Zehn Geschütze gegen 142 ließen um so weniger auf den siegreichen Ausgang eines Kampfes hoffen, als auch die Anlage der Batterien selbst eine sehr schwache war.

Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch liefen die Dänen bei schönem Wetter und leichter östlicher Brise, unter schwellenden Segeln in die Bucht ein und „Christian VIII." und die „Gefion" legten sich auf etwa 1000 Schritt südöstlich von der Nordbatterie vor Anker. Ihre Absicht war, sich erst nach der Vernichtung dieser auf die Südbatterie zu werfen, welche durch eine Entfernung von über 3000 Schritt an sofortigem Eingreifen ins Gefecht gehindert wurde. Hauptmann Jungmann konnte dem Feinde vorläufig nur seine vier Achtzehnpfünder entgegenstellen, da die beiden Bombenkanonen mehr in südwestlicher Richtung gegen die Stadt zu zeigten. Trotzdem zögerte er keinen Augenblick, den Kampf aufzunehmen.

Der Feind eröffnete alsbald sein Feuer und die 65 Geschütze der beiden Breitseiten ließen einen Eisenregen auf die kleine Schanze niederschmettern. Die zahlreichen Zuschauer, welche sich auf den benachbarten Höhen angesammelt hatten, erbebten, und selbst die Besatzung der Schanze schien von dem Höllenfeuer einen Augenblick gleichsam betäubt zu werden. Doch war es nur ein Moment, dann hatte sie sich gefaßt und begann, durch das Beispiel ihres Hauptmanns angefeuert, auch ihrerseits den Kampf. Die Geschütze wurden eines nach dem anderen demontirt oder umgeworfen, die Brustwehren fast der Erde gleich, ein Drittheil der Besatzung kampfunfähig gemacht, die deutsche Fahne heruntergeschossen. Aber an Uebergabe dachte niemand. Die Geschütze wurden mit voller Ruhe reparirt und aufgerichtet, um aufs neue Schuß an Schuß abzugeben. Eine Abtheilung Rekruten des dritten Reservebataillons ersetzte die Verluste. Die Fahne wurde sofort wieder aufgerichtet. Der Kampf hatte um 6 Uhr begonnen, seit 8 Uhr ließ Hauptmann Jungmann aus einem der Geschütze nur glühende Kugeln feuern. Es entstanden mehrfach Brände und obgleich die Dänen nach Kräften löschten, schienen einzelne Stellen nicht bemerkt zu werden oder unerreichbar zu bleiben. Eine Rauchsäule begann sich aus den Seiten des Linienschiffes zu erheben und verkündete den Zuschauern den Ausbruch eines Brandes. Indessen arbeiteten die Geschütze noch unausgesetzt fort, die Schanze wurde immer mehr geschwächt und ihr Feuer wurde allmählich langsamer und langsamer.

Da auf einmal änderte sich der Gang des Gefechts. Seit dem Morgen hatte der Ostwind stetig an Stärke zugenommen; gegen 11 Uhr war er so heftig geworden und hatte eine so hohe See erzeugt, daß die Schiffe vor ihren Ankern trieben und um tausend Schritt weiter westlich geriethen. Diese Positionsveränderung entschied über das Schicksal der beiden Schiffe. Sie kamen dadurch in den Bereich der Südbatterie, welche jetzt mit furchtbarer Präzision ihr Feuer auf sie eröffnete. Dazu kamen jetzt aber auch die beiden Achtundsechzigpfünder zur Geltung und endlich fuhr zwischen den beiden Schanzen auch grade eine zu Hülfe eilende nassauische Feldbatterie auf, deren Granaten furchtbare Verwüstungen auf beiden Fahrzeugen anrichteten. Zwar versuchte das Linienschiff es nun auch gegen die Südbatterie mit seinem Massenfeuer, aber Preußer war mit seinen Mannschaften ein ebenso unerschütterlicher Gegner wie drüben Jungmann. Schuß auf Schuß erfolgte mit untrüglicher Sicherheit und verderblicher Wirkung. Namentlich litt die Gefion von Preußers und der Nassauer Geschützen. Den beiden Batterien lag in Folge der Windrichtung ihr Heck zugekehrt, so daß sie sich nur mit ihren beiden Heckgeschützen vertheidigen konnte, während die deutschen Geschosse sie ihrer ganzen Länge nach durchsausten. Die Besatzungen der Heckgeschütze wurden zweimal kampfunfähig gemacht, die Matrosen weigerten sich den Platz wieder zu besetzen. Die für diese eintretenden braven Kadetten lagen nach wenigen Minuten zur Hälfte todt oder schwer verwundet auf dem blutigen Verdeck.

Der Kommandant begriff, daß sein Schiff verloren war, wenn es nicht alsbald diesem mörderischen Feuer entzogen wurde. Er versuchte Segel zu setzen und signalisirte, als ihm dies mißlang, den „Geyser" herbei, um sich hinausbugsiren zu lassen. Aber der Dampfer wurde sogleich schwer beschädigt und zur Flucht gezwungen und auch dem Hecla war durch einen Schuß das Ruder unbrauchbar gemacht worden, so daß er nicht zum Beistand heran-

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

kommen konnte. Die Rauchwolke des „Christian“ wurde immer dichter und verschleierte zuweilen schon das ganze Schiff — offenbar nahm das Feuer überhand. Der wachsende Ostwind trieb die Fahrzeuge den Batterien näher und näher — keine Kugel fehlte mehr. Alle Tapferkeit der Dänen war umsonst. Nach sechsstündigem Kampf zog Kapitän Paludan die Parlamentärflagge auf. Er schickte ein Boot ans Land und verlangte freien Abzug mit seinen Schiffen. Wo ihm derselbe verweigert wurde, drohte er Eckernförde in Brand zu schießen. Die städtische Behörde überließ die Entscheidung der militärischen, welche die Forderung der Dänen abschlug. Um halb 5 Uhr, nach dreistündiger Waffenruhe, zeigte Hauptmann Jungmann dem Kapitän Paludan an, daß er in zehn Minuten das Feuer wieder beginnen werde, und ließ seinen Worten die That folgen, gerade als die Dänen noch einmal den Versuch

Beschießung Christian VIII. bei Eckernförde.

machten, unter Segel zu gehen. Er mißlang auch diesmal und das Linienschiff trieb noch näher an das Ufer und auf eine Sandbank.

Noch einmal wurde das Massenfeuer gegen die ohne alle Deckung am Strande stehenden Nassauer versucht, ohne indessen die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen — die Dänen schossen schlecht, während von Seiten der Deutschen jetzt auch die Kartätschen herüberzufegen begannen. Der „Gefion“ ging es um nichts besser, ihr Deck blieb unabänderlich den verderblichen Schüssen ausgesetzt und ihre Verluste wuchsen von Minute zu Minute. So währte der Kampf noch dreiviertel Stunden fort. Dann, es war halb 6 Uhr, strich Kapitän Paludan die Flagge und gleich darauf senkte sich auch der Danebrog an der Gaffel der Fregatte. Die beiden schönsten Schiffe der dänischen Flotte befanden sich in den Händen der Deutschen.

Der Brand auf dem „Christian“ hatte inzwischen immer mehr um sich gegriffen und eine Ausdehnung gewonnen, welche die Rettung des Schiffes unmöglich erscheinen ließ. Es galt daher, die Mannschaft so schnell wie

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

möglich ans Land zu schaffen, und die Deutschen, voran der brave Unteroffizier Preußer, waren aufs äußerste bemüht, den bisherigen Feinden die nöthige Hülfe zu leisten. Sechshundert Mann und mehr waren bereits ans Land gebracht, da erzitterte die Erde von einem furchtbaren Krachen und eine prachtvolle Feuersäule stieg aus der See empor. — Das stolze Schiff war in die Luft geflogen und begrub unter seinen Trümmern auch Preußer. Ehre seinem Andenken!

Die Dänen verloren in diesem Kampfe 131 Todte, 80 (?) Verwundete und 943 Gefangene. Auf deutscher Seite betrug der Verlust 4 Todte und 17 Verwundete.

Das war der glorreiche Tag von Eckernförde. — —

Wenn wir unsere Reise weiter fortsetzen, so gelangen wir bald an einen Platz, dem es gleichfalls nicht an Erinnerungen fehlt, nur daß dieselben weniger erhebend als niederdrückend sind, denn sie führen uns so recht in die trübseligsten Zeiten unserer Geschichte zurück, wo nach dem glänzenden Aufschwung und dem Triumph von 1813 Deutschland von den Fremden auf das verächtlichste behandelt wurde und sich von ihnen seine Grenzen und — man möchte beinah sagen: seine Gesetze geben lassen mußte, ja, wie schon erwähnt, nur mit Mühe der Schmach entging, daß Hamburg an Dänemark abgetreten wurde. Statt dessen hatten wir die Ehre, Dänemark als Besitzer von Holstein, dem wunderbarer Weise noch für deutsch erklärten Ländchen, als deutschen Bundesstaat aufzunehmen und in dem Grenzort Rendsburg eine deutsche „Bundesfestung" zu erhalten. Ueber diese haben wir, so viel wir auch suchten, nichts Rechtes in Erfahrung zu bringen vermocht, ja fanden es meistens geleugnet, daß sie überhaupt jemals eine Festung des Bundes gewesen sei. Nur die Dänen besaßen und hielten sie als eine Schutzwehr gegen etwaige übertriebene Ansprüche Deutschlands, ohne sich übrigens in Wirklichkeit durch sie gegen den ernsten Angriff schützen zu können. Rendsburg, in und an der Eider gelegen, ist einer von den Plätzen, welche vom Ruhm der Vergangenheit zehren: im Jahre 1645 wurde die Stadt von den Schweden belagert und gestürmt, erwehrte sich ihrer aber voll Tapferkeit. Seitdem ist wenig oder nichts mehr von ihr zu berichten, auch im Grunde als Stadt nicht, und es genügt der Vers des „Schusterliedes":

„Rendsburg liggt an de Eider,
Weer en Festung, seggt he, aber leider,
Wo de Wall weer, is nu en Graben,
Un dat Unnerste, dat liggt baben."

Die Dänen legten nämlich, nachdem ihnen das Land wieder ausgeliefert worden war, vorsichtigerweise die Festungswerke meistens nieder, da dieselben einerseits bei einem Angriff doch nicht zu halten waren und andrerseits, wenn sie einmal genommen wurden, dem Feinde immerhin einen gewissen Rückhalt zu gewähren vermochten. Seit die Stadt 1866 preußisch geworden, beginnt sie sich in erfreulicher Weise zu heben.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Kiel.

Die Stadt Kiel hat von der Natur eine Lage und Umgebung erhalten, wie sie nur wenigen anderen Plätzen unserer Küsten zugleich so anmuthsvoll und so günstig zu Theil geworden ist. Die erste Anlage der Stadt scheint dem 13. Jahrhundert anzugehören, und es sollen vlämische und friesische, hauptsächlich aber holsteinische Kolonisten gewesen sein, welche sich hier zuerst, in einer damals noch slavischen Gegend, niederließen, und den Ort vermöge seiner, wie gesagt, außerordentlich günstigen Lage, bald zum Aufblühen brachten. Hundert Jahre später erscheint Kiel unter den Hansestädten und blieb fortan ein regsamer Handelsplatz, zeitweilige Residenz der holsteinischen Fürsten, der Sitz einer berühmten Messe, des sogenannten „Umschlag", welche auch gegenwärtig noch vom 6. bis 18. Januar theils als Jahrmarkt abgehalten wird, theils den Haupttermin für die sehr bedeutenden Geldgeschäfte des gesammten Landes bildet und einen ungemein lebhaften Verkehr veranlaßt. — Im Jahre 1665 begabte der Herzog Christian Albrecht die Stadt mit der Universität, welche, obschon niemals zu einer besonderen Blüte gelangend, dennoch stets unter den deutschen Universitäten eine geachtete Stellung behauptete und des besten Rufes genoß. Das neue Universitätsgebäude, das erst vor einigen Jahren eingeweiht wurde, ist eine Zierde der Stadt.

Kiel und sein Hafen waren seit langem von anerkannter Bedeutung und zumal durch die nahen Beziehungen des russischen Hofes zu den dänischen und schleswig-holstein'schen Fürsten, für die Verbindung des nordischen Reichs mit Deutschland von großer Wichtigkeit. Aber auch die anderen Nationen erkannten die Vortheile seiner Lage und den Werth des Hafens wohl, und bei dem Aufstand und in den Kämpfen von 1848 und den folgenden Jahren war die Eifersucht auf den Besitz dieses Platzes nicht das letzte Motiv, welches besonders Rußland und England für Dänemark eintreten und sich etwa möglichen Ansprüchen Preußens widersetzen ließ. Und dennoch war der Platz, wie im Grunde die ganze Halbinsel, bis dahin ziemlich vernachlässigt worden und verrieth wenig von der Bedeutung, welche es in den Händen eines großen Staats und bei angemessener Pflege in kurzem erlangen mußte und, wie alle einsehen, seitdem auch schon längst erlangt hat.

Kiel hat sich neuerdings, seit 1866, als Kriegshafen und Flottenstation und durch alle hiermit verbundenen Anlagen und Etablissements ganz ungemein aufgenommen und ist voll eines rastlos flutenden Lebens, von höchster Bedeutung für unsere Marine und für jeden Besucher einer der interessantesten Punkte unserer Küsten nicht nur,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Partie von Kiel (am kleinen Kiel).

sondern auch, wie man wohl behaupten darf, des gesammten Deutschlands. Es mag jetzt gegen 40,000 Einwohner zählen. An und für sich aber, als Stadt und abgesehen von seinem Hafen und seiner Umgebung, vermag es einen fremden Besucher kaum durch etwas Besonderes zu fesseln. Es gibt ein Schloß, ein paar alte Kirchen, die schon erwähnten Universitätsgebäude und die sich anschließenden Institute. Ausdrücklich aber wäre hier etwa nur jene Stadtgegend zu nennen, die man den „kleinen Kiel" heißt, einen von zahlreichem Geflügel belebten See, umgeben von hübschen Anlagen und Spaziergängen, geschmackvollen Villen und anderen, älteren und neueren Baulichkeiten. Von höherem Werth und Interesse ist einerseits eine Sammlung schleswig-holstein'scher Holzschnitzwerke, und andererseits eine solche vaterländischer Alterthümer, welche beide allerdings vielleicht nirgends ihresgleichen haben dürften. Beide sind von einem überraschenden Reichthum an den seltensten, kostbarsten und schönsten Gegenständen. Allein um solcher Sehenswürdigkeiten willen wird Kiel im Grunde dennoch schwerlich für jemand zum Aufenthalt werden. Wer hieher reist und, wenn er's recht macht, auch die gebührende Zeit verweilt, der sucht, um dies zu wiederholen, zuerst die schöne Umgebung auf, den prachtvollen Hafen und die mächtigen Marinebauten, welche hier die neben Wilhelmshaven bedeutendste, ja diesem vielleicht schon überlegene Flottenstation Deutschlands zum größten Theil bereits hergestellt haben und in nicht ferner Zeit zur Vollendung gelangen lassen werden. Dabei kommt dann allmählich auch alles übrige an die Reihe.

Der Hafen, die Kieler Föhrde, ist vielleicht die schönste aller schönen Buchten der Ostsee und übertrifft zum Beispiel auch die Flensburger, von der wir früher berichteten, in jeder Hinsicht um vieles. Sie hat eine Länge von etwa zwei deutschen Meilen, eine Breite, welche zwischen einer halben Meile und einigen hundert Ruthen schwankt, und eine Tiefe, die mit Ausnahme weniger Stellen, auch den schwersten Schiffen erlaubt, in der Nähe des Ufers, ja an diesen selber zu ankern. So ist denn Platz vorhanden, die zahlreichsten Flotten, ja sozusagen die der halben Welt, auf das bequemste unterzubringen, wie denn während des russischen Krieges, in den Jahren 1854 und 1855, die englischen und französischen Geschwader hier mehrmals Rast gemacht haben. Und endlich, um auch eines solchen Vorzuges zu gedenken, ist dieser Hafen unter gewöhnlichen Zuständen auch gegen die meisten Stürme vollständig geschützt. Die Sturmflut freilich, welche im November 1872 die gesammte Ostseeküste in so furchtbarer Weise heimsuchte, wie es seit Jahrhunderten nicht erlebt worden war, erstreckte sich verderblich bis in die Stadt hinein.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Im Kieler Hafen.

„Der Eingang der Kieler Bucht, der bei Bülk, der östlichsten Spitze von Schleswig und bei Bottsand, der nördlichsten von Holstein beginnt" — wir entnehmen diese Ausführungen einem uns vorliegenden Artikel aus dem Jahre 1876 — „erstreckt sich etwa zwei geographische Meilen in südwestlicher Richtung landeinwärts und hat ein Fahrwasser von einer halben Meile Breite und eine Tiefe von 50—60 Fuß, so daß die größten Schiffe Raum und Wasser genug haben, selbst bei conträrem Winde aus- oder einzulaufen. Zwischen Friedrichsort westlich und Möltenort östlich verengert sich die Einfahrt bis auf 250 Ruthen Breite, erweitert sich aber in kurzem wieder bis zu 500 Ruthen, um den eigentlichen Hafen mit einer Tiefe von 35—40 Fuß zu bilden. Bei Düsternbrook, eine Viertelmeile von der Stadt, findet nochmals eine Verengerung bis auf 170 Ruthen statt; dann läuft der Hafen, trichterförmig in seiner Breite abnehmend, dem Lande zu. Seine Tiefe beträgt noch an der Stadt 30 Fuß und vermindert sich erst dann allmählich bis auf 12 Fuß. Die Hafenlänge von Friedrichsort bis Kiel beträgt ungefähr eine Meile. Beide Ufer der Bucht sind mit Hügeln eingefaßt, so daß der Hafen auch durch sie eine noch größere Sicherheit gegen die gefährlichsten Stürme erhält.

„Zuerst war für die Anlage der großen Marine-Etablissements die westliche Seite von Friedrichsort ins Auge gefaßt worden, später aber wurde dies Projekt aufgegeben und eine beim Dorfe Ellerbeck der Stadt gegenüberliegende Einbuchtung als Bauterrain gewählt. Die Wassertiefe beträgt hier ganz nahe am Ufer 25 Fuß, das Bodenrelief bot für den Baubetrieb die wenigsten Schwierigkeiten, der Hafen liegt der Stadt und Eisenbahn ganz nahe und ist dennoch vollständig vom Handelshafen getrennt. Außerdem gestattet seine zurückgezogene Lage die Herstellung von Batterien auf dem hohen südlichen Uferrand als letzten Rückhalt für die Vertheidigung des Hafens und seiner Anlagen. An dieser Stelle, — nennen wir vor allem die Wilhelminenhöhe, zu welcher man in wenigen Minuten mit einem der kleinen Dampfer, quer durch den Hafen, hinüberfährt, — erhält man einen vollen Ueberblick über die gesammten Anlagen. Den Mittelpunkt bilden zwei Bassins, das Bau- und das Ausrüstungsbassin, deren Herstellung auch hier mit großen Schwierigkeiten verbunden war, da der aus verschiedenen Schichten zusammengesetzte Grund aus einer Tiefe von 44 Fuß aufgehoben werden mußte.

„Das Baubassin enthält eine Fläche von 215 (?) Meter im Quadrat und eine Wassertiefe von 9 Meter; das nebenanliegende Ausrüstungsbassin ist gleichfalls 215 Meter breit, aber 284 Meter lang und etwas über

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

An der Kieler Föhrde (bei Friedrichsort).

10 Meter tief. Der Verbindungskanal zwischen beiden hat eine Länge von 63 Meter und eine Weite von etwas über 23 Meter. Die Einfahrt von der Seebucht her ist 185 Meter lang und 90 Meter breit, bei einer Tiefe von 10,3 Meter. — Neben diesen Bassins erregen die Trockendocks besonderes Interesse, welche durch Schleusen gefüllt und durch Dampfmaschinen geleert werden können. Vier solcher Docks schließen sich westlich an das Baubassin an. Alle Bassins, sowie der Einfahrts- und Verbindungskanal sind mit Kaimauern eingefaßt, welche außer allem übrigen selbst Eisenbahngeleise tragen. Die Länge der Werftanlage beträgt 1100 Meter, die Breite 600 Meter, und diese 11 Fuß über dem Ostseespiegel liegende Fläche entstand meistens durch die Abgrabung der hier liegenden hohen Dünen. Eine ausgedehnte Ringmauer um die Werft und eine neue Chaussee führen über den Boden der früheren Dünenkette. Nordwestlich von dem Baubassin sind in Verbindung mit dem Hafen drei Hellinge angebracht worden. Nicht weit von ihnen findet sich ein eisernes Schwimmdock zu Schiffsreparaturen, das gelegentlich auch von Privaten benützt werden darf und zu anderen Zeiten auch wohl einmal den Badelustigen dient. Rings um die beiden Bassins und die übrigen Hafenanlagen erheben sich die Werkstätten, Magazine, Verwaltungsgebäude u. s. w. in nicht geringerer Zahl und von nicht geringerer Größe als zu Wilhelmshaven."

Diese Anführungen stammen wie gesagt aus dem Jahre 1876. Es bedarf wohl keiner Versicherung, daß die Bauten seitdem nichts weniger als geruht haben, vielmehr rastlos weiter und der Vollendung entgegengeführt worden sind.

Eine Rundfahrt durch die Föhrde gehört zu den lohnendsten Ausflügen, die ein Reisender nur irgend machen kann. Sie wird ihm obendarein durch die Dampfer, welche mehrmals am Tage von der Brücke am Fischerthor abfahrend und ebenso von Laboe aus zu bequemen Stunden zurückkehrend, auf den interessantesten Punkten anlegen und somit in kurzer Zeit die ganze Bucht überblicken lassen, auf das Angenehmste erleichtert und, wo das Wetter irgend günstig, zu einer außerordentlich genußreichen gemacht. Freilich, um des vollen Reizes dieser Gegenden inne zu werden, sollte man sich hier am wenigsten auf das bloße Anschauen der hohen Ufer beschränken, sondern sie selber heimsuchen und von den Landungsplätzen in das schöne Land hineinstreifen, um von ihm aus nun auch einen ruhigen Blick

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

auf die prächtige Bai zu erlangen. Es steht hier alles, Land und See, und man möchte hinzufügen auch Himmel und Erde in der innigsten Verbindung.

Am westlichen Ufer der Föhrde, auf guter, langsam steigender Straße, vorbei an hübschen Landhäusern, kommt man schnell in den stolzen Buchenwald Düsternbrook hinein und gelangt nach kurzer Wanderung zu den beiden Hotels „Düsternbrook" und „Bellevue", mit ihrem Komfort und ihren Seebadeanstalten, ihren entzückend schönen Ausblicken durch den Wald, auf die weite Bucht mit ihrem regen Schiffsverkehr, und drüben auf die östlichen Ufer

Trachten in der Propstei.

mit den mächtigen Marineanlagen und den schmucken Ortschaften Ellerbeck und Neumühlen, von denen besonders ersteres, ein ächter Fischerort, das Binnenland mit den berühmten „Kieler Sprotten" versieht. Weiterhin, von Düsternbrook fort, gelangen wir nach Holtenau, wo der Eiderkanal, der die Ost- mit der Nordsee verbindet, seinen Anfang nimmt, und landeinwärts zu dem früher gräflich Baudissin'schen Gute Knoop mit seinem großen und schönen Park. Darauf folgt das nüchterne, aber, um seiner Befestigungen willen sehenswerthe Friedrichsort, und endlich am Eingange der Bucht Bülk, mit seinem Leuchtthurm und dem freien Blick in die Ostsee hinaus.

Gegenüber, am östlichen Ufer, folgt auf Ellerbeck, nach dem Wege am Strande entlang oder durch ein wohlangebautes Land mit zahlreichen Aussichtspunkten, das gleichfalls schon angeführte Neumühlen und daneben die Mündung der Swentine, an deren Ufern sich landeinwärts ein, seinem Rufe entsprechendes, überaus schönes Thal fort-

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

zieht. Ueber Schrevenborn mit seinen Waldungen und einem hohen Aussichtsthurm gelangt man weiter nach Möltenort, wo sich mit den Friedrichsorter korrespondirende starke Befestigungen zeigen, und endlich zu dem stattlichen, in Terrassen aufsteigenden Dorfe Laboe. Die Befestigungen hüben und drüben, dort Fort Falkenstein, hier Fort Stosch, sind so bedeutend, daß sie selbst im Vorüberfahren imponiren und auch auf den Laien einen Eindruck der Sicherheit machen, dessen die ganze mächtige Anlage unter ihrem Schutze genießt.

Hier sind wir in der zumal allen Landwirthen wohlbekannten Propstei, einer der fruchtbarsten Landschaften Deutschlands, deren Bewohner sich wenigstens noch das eine oder andere von alten Gebräuchen und, in Ansehung der Frauen, sogar eine eigene Tracht erhalten. Ein rother, bei den Aermeren wollener, bei den Reicheren seidener oder gar sammetner Rock mit breitem blauem Saum, ein mit Silberknöpfen geziertes Mieder, eine festanschließende, schwarze oder farbige Schoßjacke, und endlich eine weiße oder blaue Schürze, mit breiten Silberspangen am Bande, bilden im Verein mit den hübschen Gestalten, bei festlichen Gelegenheiten, wie an dem berühmten „Pfingstfreitage", dem Landesfest, oder wenn so eine schmucke Propsteierin einmal nach der Stadt, d. i. Kiel, kommt, ein Ganzes, das sich schon sehen lassen darf und den ansprechendsten Eindruck macht.

Das Ländchen hat, ausnahmsweise für die Ostseeküsten, vordem durch schwere Sturmfluten mehrfach starke Einbuße erlitten, und die Flut von 1625 verschlang auch hier, um der Gottlosigkeit der Bewohner willen, die ganze sogenannte „Kolberger Haide", nach welcher noch heute die Seebucht mit dem gleichen Namen genannt wird. Es ist von Interesse, hier dem Gegenstück der Polykrates-Sage zu begegnen. Die reiche Frau von Bervellen warf einen Ring in die See mit dem prahlenden Ausruf: so unmöglich der Ring zu ihr zurückkehren könne, so unmöglich könne sie jemals Noth leiden. Aber ein großer Dorsch, den der Fischer brachte, hatte den Ring im Bauche. Und dann kam die große Flut und das Land versank, der Reichthum schwand, und die reiche Frau ging betteln bei ihren früheren Dienstleuten. —

Landeinwärts.

An der nordöstlichen Küste Holsteins, nicht gar fern von Kiel, liegt der alte kleine Ort Heiligenhafen mit einer nicht unansehnlichen Kirche aus dem 13. Jahrhundert, und in naher Entfernung seewärts ist die Insel Femern (Fehmarn), ein etwa zwei Quadratmeilen großes, stark bevölkertes, zu Schleswig gerechnetes Ländchen, das bei uns im größeren Deutschland fast ganz unbekannt ist und von dem man selbst in Schleswig-Holstein nicht viel weiß. Ein hügeliges, aber nicht hohes Land, das sich allerwärts sanft gegen die See zu senkt, ist fast ohne Bäche und Waldungen, da die scharfen Winde für die letzteren auch hier verderblich sind. Da der Boden jedoch sehr gut ist, so lohnt er die Arbeit und Pflege der Bewohner reichlich und läßt uns fast überall einen erfreulichen Wohlstand begegnen. Die Bewohner sollen aus einheimischen Wenden und eingewanderten Ditmarschen zusammen gewachsen sein. Die Anlage der Dörfer — die kleine Stadt Burg in der Nähe des Burger Sees, der vordem einen guten Hafen bildete, ist der Hauptort des Ländchens — ist eine eigenthümliche. Sie sind im länglichen Viereck gebaut und werden rundum von Steinwällen eingefaßt, die nur zwei Ausgänge nach verschiedenen Himmelsgegenden haben. Die Häuser bilden eine ziemlich regelmäßige Straße, in deren Mitte sich gewöhnlich ein kleiner freier Platz zeigt, auf welchem dann die Viehtränke und der Dingstein, der alte Versammlungsort der Bauerschaft, liegen.

Geht man von Heiligenhafen über das anmuthig gelegene Lütjenburg südwestlich ins Land hinein, so gelangt man alsbald in jene wunderbare Seegegend, die man füglich als das Paradies Holsteins bezeichnen kann und zwar mit größerem Recht, als solche Beinamen sonst gewöhnlich gewählt und ausgetheilt zu werden pflegen. Es drängen sich in diesem Landestheile eine ganze Anzahl von größeren und kleineren Gewässern dieser Art zusammen, umgeben

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Fischerdorf Ellerbeck. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Am Diek-See.

hier von sanften Hügeln, dort von fast bergartigen Höhen, zwischen denen sich jenes schon erwähnte, wunderreizende Thal der Schwentine hinzieht. Ueberall schatten die prächtigsten Wälder und spiegeln sich in den friedlichen Fluten, überall erheben sich hübsche Städte, stattliche Schlösser mit schönen Parks, schmucke Dörfer, einsame Mühlen und stille Weiher zu einem, von fast jedem Punkt aus entzückend schönen Landschaftsbilde.

Da liegt an einer Au, welche den Keller- mit dem Diek-See verbindet, die Mühle von Gremsmühlen, wo man vom Windmühlenberg eine wunderschöne Aussicht über die romantische Gegend und den ganzen Diek-See bis nach Plön hinüber hat. Da sind der große und kleine Plöner-See, wiederum mit reizender Umgebung und zwischen ihnen das alte Plön, vor 800 Jahren ein slavischer Fürstensitz, mit seinem stolzen Schlosse auf der Höhe, aus dem jetzt ein Kadettenhaus wurde — der Berg, auf dem das Schloß steht, soll nach der Ortssage mit Schiebekarren zusammengefahren sein. Aber es steht von ihm nur noch ein kleiner Theil. Die Hälfte mit dem alten Schloß und einem Theile der Stadt versank bei einem Erdbeben und lange Zeit hörte man noch die Glocken im See läuten und die Fischer wollen den Thurm noch heut erblicken.

Da ist der spiegelklare See von Selent, an dessen Ufer, beim Dorfe gleichen Namens, die stattliche gothische Blomenburg auf der Höhe im Walde mit ihrem Aussichtsthurm erbaut worden ist. Da schließen sich der Bierer-See, der Heiden-See, der Utgraben-See in der Tiefe zwischen wirklichen, meist bewaldeten Bergen an. Dann kommt man zu dem schönen Keller-See, zu dem stillen und gleichsam trauernden, fast düsteren Uklei-See, der tief eingebettet zwischen seinen waldigen Ufern daliegt, und aus dem man noch jetzt, nach der Ortssage, an stillen Sonntagabenden ein leises Glockengeläute unter dem Wasser vernimmt. Denn der See war nicht immer hier. Vor Zeiten stand hier auf einer Höhe eine Burg, deren Ritter tagtäglich in den großen Wäldern der Jagd nachging. Da begegnete ihm zuweilen eines Bauern Tochter, ein schönes Kind, und der Ritter warb um ihre Liebe. Aber sie widerstand, denn sie könne ja doch niemals seine Frau werden, meinte sie. Und sie liebte ihn im Stillen mehr als er sie. Einmal nun, da sie auch wieder sich trafen und eine kleine Waldkapelle nahe sahen, führte der Ritter sie hinein und erklärte sie vor dem Altar zu seinem Ehegemahl: Gott solle ihn auf dieser Stelle dafür strafen, wo er nicht Wort halte. Und da wurde sie sein eigen. Doch der Ritter suchte alsbald Ausflüchte und verließ sie,

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Plön.

so daß sie in kurzem vor Gram starb. Er ließ sich dadurch indessen nicht hindern, sich demnächst schon mit einer reichen Gräfin zu verloben und die Trauung sogar in jener Waldkapelle vornehmen zu lassen. Aber als der Geistliche das Paar zusammengeben wollte, erschien der Geist der Verlassenen und hob winkend den Finger gegen den Bräutigam, so daß dieser entsetzt zusammenbrach. Und es erhob sich ein furchtbares Unwetter, die Kapelle versank und der See breitete sich an ihrer Stelle in der Waldtiefe aus. Nur der Prediger, die unschuldige Braut und ein Kind, das auf den Altarstufen stand, wurden gerettet. — Touristen thun gut, den Weg von Gremsmühlen an der Südseite der Seenreihe nach Bosau — von wo man sich nach Ascheberg über den Plöner-See setzen lasse, um wieder an die Bahn zu kommen — zu Fuß zurückzulegen und zwar auf dem oberen Rande des Hügelufers entlang. Dieser Weg ist der schönste Gang in ganz Wagrien.

Aber an dem Hauptpunkte dieses Landes sind wir noch immer vorüber gegangen, und das ist das oldenburgische Eutin zwischen den beiden nach ihm benannten Seen, die Hauptstadt des „Fürstenthums (ehemaligen Bisthums) Lübeck". Eutin ist eine freundliche Stadt und seine Lage im Thal eine anmuthige; allein dies würde ihm in dieser Gegend, wo die landschaftlichen Reize uns allerwärts fesseln, nicht weiter zu besonderem Vorzug gereichen, noch uns verweilen lassen. Es sind vielmehr Erinnerungen, welche uns diese Stadt werth machen. Eutin war vor hundert Jahren einer von jenen Punkten, von wo sich unter der Herrschaft wohlwollender Fürsten und einer einsichtigen Regierung allmählich menschenwürdigere Zustände auszubreiten begannen und das Leben nach allen Seiten hin in höhere und geistigere Bahnen einzulenken anfing. Die Alten machten damals, abgesehen von Friedrich II., überall auffällig rasch den Jüngeren Platz oder fügten sich wohl oder übel der neuen Richtung. Um uns nicht in die, wie schon früher erwähnt, krausen und häßlichen Familien- und Regentenverhältnisse weiter als nöthig einzulassen, erwähnen wir nur, daß Oldenburg vom dänischen König Christian VII. für die Ansprüche

des Hauses Holstein-Gottorp auf Schleswig und Holstein 1773 an die ältere Gottorp'sche Linie in der Person des russischen Großfürsten Paul vertauscht und von diesem an das Haupt der jüngeren Gottorp'schen Linie, den lutherischen Fürstbischof von Lübeck, Friedrich August, übertragen wurde. Der Sohn dieses letzteren, Peter Friedrich Wilhelm, jener Prinz, dessen Reisebegleiter eine kurze Zeitlang Herder, war von Jugend auf geistesschwach und verfiel mehr und mehr in eine Gemüthskrankheit, die ihn zur Succession unfähig machte. Statt seiner wurde daher ein Vetter, der junge Prinz Peter Friedrich Ludwig von Holstein-Gottorp, als Coadjutor des Fürstbischofs und nach dem Tode desselben als regierender Administrator erwählt. Er gelangte indessen erst nach dem Tode des

Die Blomenburg.

Geisteskranken, zu Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts, zur wirklichen eigenen Regierung — ein begabter, geistvoller und gebildeter Herr, der sich im Laufe seines langen Lebens nach allen Richtungen hin auf das Tüchtigste bewährt hat.

Von seinem Herzutritt an und zumal seit seiner Vermählung mit einer Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg-Mömpelgard — eine ältere Schwester war die Gemahlin des Großfürsten Paul — beginnt nun ein heiteres, gehobenes Leben in diesen Gegenden, das auch alsbald auf literarische Bahnen einlenkt. Dem alten Hofe und noch mehr dem Coadjutor stand der Dichter Graf Friedrich Leopold Stolberg nahe, bald im inneren Staatsdienste, bald als Gesandter thätig, und an ihn schloß sich ein weiter Kreis von verwandten oder befreundeten schleswig-holstein'schen Adelsfamilien, die wieder durch den von allen hochverehrten Klopstock mit dessen zahlreichen, geistig und menschlich hochstehenden Freunden im regsten und, man muß wohl hinzusetzen, liberalsten Verkehre standen.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Im Jahre 1782 zog Stolberg den alten Genossen und Freund vom Göttinger Hainbund her, Johann Heinrich Voß, nach Eutin, der bisher zu Otterndorf im Lande Hadeln als Rektor in beschränkter, aber sehr angenehmer Stellung thätig war, die jedoch für ihn und die Seinen in Folge der Marschfieber gefährlich wurde. Nun wurde er, gleichfalls als Rektor, nach Eutin berufen, und um jene unendlich bescheidenen und einfachen Zeiten zu kennzeichnen, sei hier angeführt, daß ihm für 32 wöchentliche Stunden 200 Thaler Gehalt und 20 Thaler zur Wohnung geboten wurden. Dazu gewährte man ihm, auf seine Mehrforderung, noch etwas Feuerung, Kuhfutter und 55 Thaler

Eutin.

Umzugskosten. So nahm er denn in Gottesnamen an und zog herüber und in das Haus, das Stolberg für ihn zu dem doppelten Wohnungsgelde gemiethet hatte. Und nun die Schilderung dieser „Prachtwohnung“: „In die tägliche Stube ward sinnreich ein Schrank zu den unentbehrlichsten Stühlen gepaßt, auch der Eßtisch, woran eine Klappe hing. Das Schlafkämmerchen daneben duldete kein Lager für unsern kranken Fritz. Oben in einem Loch schlief meine Mutter mit den drei Kindern und zwei Mägden. In das Loch gegenüber und ein Nebenloch, wo der Regen durchdrang, mußte der Meister der sieben freien Künste und sieben Sprachen sich einschmiegen; wollt' er einen Sprung wagen, so stieß er mit dem Kopf an. In den Verschlägen der Küche und der Speisekammer war eben Platz für die Frau und ein paar Geschirre. Kein Keller, kein Hofraum. Ihr Hauptzimmer war dem Kuhstall gegenüber, den der mitleidige Superintendent Wolff schon vor unserer Ankunft zur Aufnahme des abgeladenen Gepäcks ausgeschmückt. Da saß die Dulderin mit den verzagten Kindern. — — Eine bessere Wohnung

Neustadter Fischerboote. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

konnt' ich für kein Geld auftreiben." — Doch hätte nicht Stolberg solch ein Nest für seinen Freund leidlich genug gefunden, die Regierung hätte schon Rath geschafft.

Und als der arme Voß sich endlich gegen solche Unwürdigkeit erhob und obendarein eben einen Ruf nach Halle erhielt, da schaffte sie auch wirklich schnell Rath. Es gab Zulage, es fand sich eine Interimswohnung im Rathhause, es folgten später weitere Zulagen und vor allem ein freundliches Haus mit Garten. Dazu kam, daß Voß allerwärts gefiel und sich in Achtung zu setzen wußte — die Stellung der Stände zu einander war, trotz der Bildung und Liberalität der oberen, im Allgemeinen eine streng geschiedene. Nach auswärts breitete Vossens Ruf sich immer weiter aus, daheim wurde sein Freundschaftsbund mit Stolberg, zumal durch dessen hochliebenswerthe junge erste Frau, Agnes von Witzleben, ein immer herzlicherer, und alles ließ sich Jahrelang gut an. Allmählich kamen zwischen die Freunde aber allerhand Irrungen, literarische, politische und, wie es scheint, schon seit dem Tode der trefflichen Agnes, auch religiöse, bis denn endlich des Grafen Uebertritt zum Katholicismus dem Verhältnisse vollends ein Ende machte. Voß hatte in diesen neunziger Jahren aber auch sonst manches Erfreuliche und Schwere zu durchleben — es fehlte nicht an neuen Freunden: F. H. Jacobi und J. G. Schlosser, Goethe's Schwager, lebten eine Zeitlang in diesen Gegenden. Längere Reisen durch Deutschland gewährten Erholung und Genuß. Aber der Tod räumte auch zwischen den Verwandten und Freunden auf, die Amtsverhältnisse brachten manchen Verdruß mit sich, die eigene Gesundheit wurde eine immer schwankendere, und im Jahre 1802 endlich verließ Voß das Amt und die enge und ihm und den Seinen doch so theure Heimat und siedelte nach Jena über.

Ein dauerndes Denkmal von dem Heimischwerden des wackeren Mannes in diesem Gebiete ist die „Louise", die ihren landschaftlichen Hintergrund und ihre behaglich-idyllische Stimmung vollständig der Gegend von Eutin entlehnt. Durch dies Werk hat der Charakter Wagriens einen nicht unerheblichen Einfluß auf die deutsche Gesammtentwicklung geübt. „Herrmann und Dorothea", „Hannchen und die Küchlein", „Jukunde" und alle ferneren Genossen sind ja jüngere Geschwister der lieblichen Tochter der „ehrwürdigen Pfarrers von Grünau". Will man die freundliche Art dieser Gesellschaft recht an der Quelle kennen lernen, so mache man an schönen Sommertagen einen Spaziergang um die eben beschriebenen Seen.

Wohl noch interessanter als diese Erinnerungen neueren Datums sind andere, ältere, die an diesem Lande „Wagrien" haften: nirgendwo sonst ist uns die Zurückdrängung der Slawen durch die Deutschen mit so epischer Anschaulichkeit geschildert worden wie hier durch den wackeren Pfarrer Helmold, der selbst bei der Sache tüchtig mitgeholfen hat und auf dessen vortreffliche „Wendenchronik" (geschrieben um 1170) wir unsere Leser hiermit bestens hinweisen möchten.

Wir versäumen nicht, von Eutin aus mit der Bahn einen Abstecher nach Neustadt zu machen, das sich an der Lübecker Bucht behaglich ausbreitet und mit seinen Fischerbooten dem Marinemaler die anmuthigsten Bilder bietet. Mehrere kleine Ostseebäder in der Nähe (Haffkrug, Scharbeutz, Dahme) sind für bescheidene Leute zu empfehlen wegen der angenehmen Vereinigung des Seestrandes und der schönsten Buchenwälder.

Wenn man sich der alten Grenze zwischen Wagriern und Obotriten, der unteren Trave nähert, ändert sich der Charakter der Gegend. Das Terrain wird wieder mehr eben, die vielen Gewässer verschwinden, die Gefilde zeigen sich übersichtlicher und einförmiger, und nun erscheinen vor uns die zahlreichen, hochaufragenden Thürme einer Stadt, wie sie uns auf unserer Küstenfahrt bisher noch nicht so imposant sich darstellte. Das ist der Stolz und der Ruhm des baltisch-deutschen Küstenlandes, das ist das prächtige und einst so mächtige alte Lübeck (sprich: Lübeek).

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Lübeck liegt auf dem langgedehnten Rücken und den Abhängen eines sehr sanften und flachen Hügels, auf einer Halbinsel an der Mündung der Wakenitz in die Trave, und hat in seiner Anlage ungefähr die Gestalt eines Eis. Ursprünglich lag die Stadt nicht hier, sondern eine Stunde nördlicher, in einem Winkel zwischen der Schwartau und Trave, wo es noch heut zum „Olden Lübeck" heißt, und wo man noch Reste der alten Wälle sieht; dort war „Leubike" um 1050 durch den getauften, reichs- und kirchenfreundlichen Wendenfürsten Gottschalk, einen Haupthelfer des oft erwähnten Adalbert von Hamburg, zuerst gegründet worden — nicht zunächst als eine deutsche Kolonie, aber als eine Missionsstation unter den heidnischen Wenden, was schließlich doch auf deutsche Kolonisirung hinauslief. Aber die Stelle war nicht günstig gewählt; die Stadt litt allzu häufig und allzu schwer bei den Kämpfen der eine Zeitlang von Gottschalk zusammengehaltenen, aber nach seinem und Adalberts Sturze wieder in Uneinigkeit und Heidenthum zurückfallenden Wendenstämme, und zumal unter den Ueberfällen der an diesen Küsten besonders gefürchteten Rugier. Sie wurde, nachdem sie 1138 wieder einmal zerstört worden, vom Grafen Adolf II. von Holstein 1143 auf ihrem jetzigen Platze, wo sich ein verlassener alter Burgwall befand, neu erbaut, nun wirklich als deutsche

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Kolonie. Indessen war die Noth noch nicht zu Ende. Heinrich der Löwe, der Vorgesetzte des Grafen, begünstigte eine andere neue, von ihm in der Nähe zur Konkurrenz geschaffene Stadtanlage, „Löwenstadt", und zwang Lübecks Bewohner, nach einem großen Brande in ihrer Stadt, dahin überzusiedeln. Als Graf Adolf jedoch 1158 Lübeck Heinrich dem Löwen abtrat und die unglückliche „Löwenstadt", weil für die Schifffahrt ungelegen, nicht recht gedieh, da durften die Bürger wieder zurückwandern; der kluge, energische Fürst nahm sich ihrer auf das Thätigste an, legte auch den Oldenburger Bischofssitz hierher, verlieh dem jungen Gemeinwesen sein eigenes — das berühmte „lübische" — Recht, das später in fast allen baltischen Gegenden das allein herrschende wurde, und sah sich durch den fröhlichsten Aufschwung seines Pfleglings belohnt. Nach dem Sturze Heinrichs brachte der alte Barbarossa Lübeck, das treu zu seinem nächsten Herrn gehalten hatte, unmittelbar an das Reich und verlieh ihm große Freiheiten 1181. 1201 kam die Stadt unter die Herrschaft der Dänen, machte sich aber beim großen Holstenaufstande von derselben wieder frei und wurde von Kaiser Friedrich II. 1226 förmlich zur freien Reichsstadt erhoben.

Von der Zeit an nahmen Größe und Macht Lübecks reißend zu. Schon 1227 trugen ihre Bürger unter dem gewaltigen Führer Alexander von Soltwedel, der schon die Dänenvertreibung durch eine Verschwörung in der Weise des Pelopidas bewirkt haben soll, nicht wenig zu dem glänzenden Siege über Waldemar bei Bornhövede bei und erfochten wenig später unter der gleichen Führung und über den gleichen Feind stolze Seesiege, ja eroberten und plünderten sogar Kopenhagen. Von dem großen Aufschwunge des norddeutschen Bürgerthums in jenen Tagen und von dem Hervorgehen der Hansa aus dieser Bewegung ist schon bei „Hamburg" einiges bemerkt worden. Lübeck, „das teutonische Karthago", war von Anfang an das Haupt des stolzen Städtebundes und seine Geschichte fällt mit der desselben fast völlig zusammen. Zur Zeit seiner höchsten Blüte gab es in Deutschland, mit Ausnahme vielleicht des „heiligen" Köln, keine einzige Stadt, die an Macht und Ansehen Lübeck übertraf. In seinen gewaltigen Mauern lebten damals 90,000 und mehr Einwohner, in seinen Häfen drängten sich die Schiffe aller Nationen und ankerten die stolzesten eigenen und Bundes-Kriegsflotten. Im prächtigen Hansesaale des Rathhauses tagten die Boten der Bundesstädte, beschlossen über Krieg und Frieden und erließen ihre Gesetze für den ganzen Norden, und die Gesandten der fremden Könige beugten sich demüthig und bettelten um Hülfe, Nachsicht und besonders um Kredit bei den deutschen Kaufleuten. O, es war eine Zeit des Glanzes und des Hochgefühles, wie es aus den prächtigen poesiedurchhauchten Chroniken jener Periode noch mit stolzer Deutlichkeit zu uns redet. Und wenn wir, sei es auch nur einen Abglanz davon, noch einmal vor uns sich erheben lassen wollen, so müssen wir nach Lübeck gehen. Denn Lübeck hat mehr innere Kraft oder mehr Glück gehabt, als die übrigen Bundesstädte und stellt uns noch immer ein prachtvolles Stück der gewaltigen Vergangenheit leibhaftig vor Augen.

Die Hansa war etwa von 1370 bis 1530 im ganzen Norden die gebietende Macht. Doch zeigt sich schon im 15. Jahrhundert eine allmähliche Abnahme ihres Ansehens und Einflusses aus mannichfachen Gründen. Die meisten Städte litten damals schwer unter bürgerlichen Unruhen. Die umliegenden Staaten befestigten sich währenddem; sie erstarkten und schüttelten die Abhängigkeit von sich ab, und die Privilegien der Hansen gingen überall verloren. Rußland ist schon durch Iwan den Großen, Skandinavien durch Gustav Wasa, England erst durch Elisabeth von der ökonomischen Fremdherrschaft der Hansen befreit. Gleichzeitig führte die Entdeckung Amerikas eine Verlegung der bisherigen Handelswege herbei und die Ostsee wurde allmählich zu einem wenig bedeutenden Binnenmeere. Nicht günstig wirkte auch die große religiöse Bewegung mit all ihren Spaltungen, Streitigkeiten und Kämpfen, und endlich wuchs in diesen Zeiten die Macht der deutschen Landesfürsten und fing an, die trotzigen Städte, die ihnen längst ein Dorn im Auge gewesen, nach und nach zu unterwerfen. So ging es mit dem Bunde zu Ende, und nach dem letzten Hansetage im Jahre 1669 blieben nur Lübeck, Hamburg und Bremen noch bei einander.

Um dieselbe Zeit sank auch Lübeck, das bis dahin noch eine recht mächtige Stadt war, immer rascher von seiner Höhe herab, und zu Anfang unseres Jahrhunderts, unter der Napoleonischen Herrschaft, erreichte seine Abnahme den tiefsten Stand. Vom Jahre 1815 an, wo es wieder zur alten Unabhängigkeit gelangte, ging es dann allmählich

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Lübeck: Partie an der Trave.

wieder aufwärts, und zumal seit der Eröffnung der Dampfschifffahrt und der Anlage der Eisenbahnen hat der Handel sich stetig und auf das Erfreulichste gehoben. Das neue Gedeihen knüpft an die Reste des alten an, denn der Ort ist niemals wirklich verarmt. Besonders lebendig tritt uns das altererbte Behagen einer seit Jahrhunderten auf ihren Lorbeeren ruhenden Stadt in dem Benehmen der Einwohner entgegen. Wohl nirgendwo sonst in Norddeutschland findet der Fremde ohne alle Umstände ein so freundliches Entgegenkommen, eine so bereitwillige Gefälligkeit und liebenswürdige Begegnung wie gerade in Lübeck. Das ganze Volk macht einen auffällig civilisirten Eindruck, wenn auch gerade keinen modern großstädtischen. Es geht diesen Leuten von jeher gut; darum läßt sich so angenehm mit ihnen leben. Wohl hat sich Lübecks Bevölkerung stark vermindert; was aber in Lübeck blieb, bewahrte jederzeit einen gewissen Wohlstand.

Uebrigens würde man sich sehr irren, wenn man den mehr enthusiastischen als genauen Schilderungen der Reisenden Folge gebend, nun sogleich annehmen wollte, daß das alte Lübeck ganz und gar, oder zum wenigsten in dem, was erhalten blieb, völlig unverletzt zu uns herübergekommen sei. Daran fehlt denn doch ziemlich viel. Man darf aber mit Recht sagen, diese mächtige Stadt ist gar zu gewaltig und groß und gewissermaßen allzu sehr aus einem Guß gewesen, als daß der Verfall sich recht hätte einschleichen, als daß die Neuzeit ihren Veränderungen hier zwischen dem Bestehenden recht hätte Platz schaffen können. Und auch die Bewohner waren den Neuerungen und „Verschönerungen", wie man das heißt, nicht gerade zugänglich, sondern mit dem Alten zufrieden — man sieht im eigentlichen Lübeck im Allgemeinen wirklich wenig Neubauten und überhaupt neuere Häuser. Dennoch braucht, wer ein Auge für dergleichen hat, nur einmal durch die Straßen zu gehen, um bald nur allzu gut inne zu werden, daß auch die Königin der Hansa nicht gefeiet war gegen die Angriffe und den Wechsel der Zeiten, und daß auch ihre Bewohner nicht ganz „altmodisch" geblieben sind.

Aber Lübeck ist, wie gesagt, trotz aller kleinen Aenderungen und Neuerungen wirklich noch immer eine Stadt aus einem Gusse und zwar eine prächtige, stolze, wundervoll schöne alte Stadt. Man vermag hier keinen Schritt zu thun, ohne stets von neuem durch immer wieder etwas bald Großartiges, Stolzes und Trotziges, bald, in all seinem Ernst, zauberhaft Anmuthiges und Zartes gefesselt zu werden. Man möchte nur immer von neuem wieder

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Kolonie. Indessen war die Noth noch nicht zu Ende. Heinrich der Löwe, der Vorgesetzte des Grafen, begünstigte eine andere neue, von ihm in der Nähe zur Konkurrenz geschaffene Stadtanlage, „Löwenstadt", und zwang Lübecks Bewohner, nach einem großen Brande in ihrer Stadt, dahin überzusiedeln. Als Graf Adolf jedoch 1158 Lübeck Heinrich dem Löwen abtrat und die unglückliche „Löwenstadt", weil für die Schifffahrt ungelegen, nicht recht gedieh, da durften die Bürger wieder zurückwandern; der kluge, energische Fürst nahm sich ihrer auf das Thätigste an, legte auch den Oldenburger Bischofssitz hierher, verlieh dem jungen Gemeinwesen sein eigenes — das berühmte „lübische" — Recht, das später in fast allen baltischen Gegenden das allein herrschende wurde, und sah sich durch den fröhlichsten Aufschwung seines Pfleglings belohnt. Nach dem Sturze Heinrichs brachte der alte Barbarossa Lübeck, das treu zu seinem nächsten Herrn gehalten hatte, unmittelbar an das Reich und verlieh ihm große Freiheiten 1181. 1201 kam die Stadt unter die Herrschaft der Dänen, machte sich aber beim großen Holstenaufstande von derselben wieder frei und wurde von Kaiser Friedrich II. 1226 förmlich zur freien Reichsstadt erhoben.

Von der Zeit an nahmen Größe und Macht Lübecks reißend zu. Schon 1227 trugen ihre Bürger unter dem gewaltigen Führer Alexander von Soltwedel, der schon die Dänenvertreibung durch eine Verschwörung in der Weise des Pelopidas bewirkt haben soll, nicht wenig zu dem glänzenden Siege über Waldemar bei Bornhövede bei und erfochten wenig später unter der gleichen Führung und über den gleichen Feind stolze Seesiege, ja eroberten und plünderten sogar Kopenhagen. Von dem großen Aufschwunge des norddeutschen Bürgerthums in jenen Tagen und von dem Hervorgehen der Hansa aus dieser Bewegung ist schon bei „Hamburg" einiges bemerkt worden. Lübeck, „das teutonische Karthago", war von Anfang an das Haupt des stolzen Städtebundes und seine Geschichte fällt mit der desselben fast völlig zusammen. Zur Zeit seiner höchsten Blüte gab es in Deutschland, mit Ausnahme vielleicht des „heiligen" Köln, keine einzige Stadt, die an Macht und Ansehen Lübeck übertraf. In seinen gewaltigen Mauern lebten damals 90,000 und mehr Einwohner, in seinen Häfen drängten sich die Schiffe aller Nationen und ankerten die stolzesten eigenen und Bundes-Kriegsflotten. Im prächtigen Hansesaale des Rathhauses tagten die Boten der Bundesstädte, beschlossen über Krieg und Frieden und erließen ihre Gesetze für den ganzen Norden, und die Gesandten der fremden Könige beugten sich demüthig und bettelten um Hülfe, Nachsicht und besonders um Kredit bei den deutschen Kaufleuten. O, es war eine Zeit des Glanzes und des Hochgefühles, wie es aus den prächtigen poesiedurchhauchten Chroniken jener Periode noch mit stolzer Deutlichkeit zu uns redet. Und wenn wir, sei es auch nur einen Abglanz davon, noch einmal vor uns sich erheben lassen wollen, so müssen wir nach Lübeck gehen. Denn Lübeck hat mehr innere Kraft oder mehr Glück gehabt, als die übrigen Bundesstädte und stellt uns noch immer ein prachtvolles Stück der gewaltigen Vergangenheit leibhaftig vor Augen.

Die Hansa war etwa von 1370 bis 1530 im ganzen Norden die gebietende Macht. Doch zeigt sich schon im 15. Jahrhundert eine allmähliche Abnahme ihres Ansehens und Einflusses aus mannichfachen Gründen. Die meisten Städte litten damals schwer unter bürgerlichen Unruhen. Die umliegenden Staaten befestigten sich währenddem; sie erstarkten und schüttelten die Abhängigkeit von sich ab, und die Privilegien der Hansen gingen überall verloren. Rußland ist schon durch Iwan den Großen, Skandinavien durch Gustav Wasa, England erst durch Elisabeth von der ökonomischen Fremdherrschaft der Hansen befreit. Gleichzeitig führte die Entdeckung Amerikas eine Verlegung der bisherigen Handelswege herbei und die Ostsee wurde allmählich zu einem wenig bedeutenden Binnenmeere. Nicht günstig wirkte auch die große religiöse Bewegung mit all ihren Spaltungen, Streitigkeiten und Kämpfen, und endlich wuchs in diesen Zeiten die Macht der deutschen Landesfürsten und fing an, die trotzigen Städte, die ihnen längst ein Dorn im Auge gewesen, nach und nach zu unterwerfen. So ging es mit dem Bunde zu Ende, und nach dem letzten Hansetage im Jahre 1669 blieben nur Lübeck, Hamburg und Bremen noch bei einander.

Um dieselbe Zeit sank auch Lübeck, das bis dahin noch eine recht mächtige Stadt war, immer rascher von seiner Höhe herab, und zu Anfang unseres Jahrhunderts, unter der Napoleonischen Herrschaft, erreichte seine Abnahme den tiefsten Stand. Vom Jahre 1815 an, wo es wieder zur alten Unabhängigkeit gelangte, ging es dann allmählich

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Lübeck: Partie an der Trave.

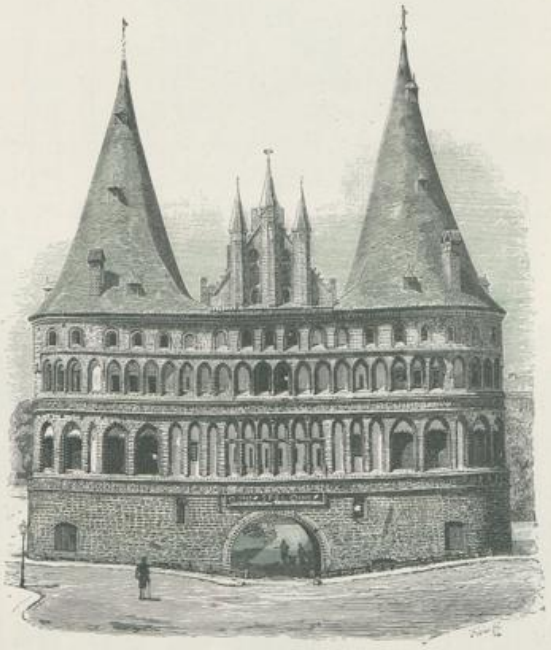
wieder aufwärts, und zumal seit der Eröffnung der Dampfschifffahrt und der Anlage der Eisenbahnen hat der Handel sich stetig und auf das Erfreulichste gehoben. Das neue Gedeihen knüpft an die Reste des alten an, denn der Ort ist niemals wirklich verarmt. Besonders lebendig tritt uns das altererbte Behagen einer seit Jahrhunderten auf ihren Lorbeeren ruhenden Stadt in dem Benehmen der Einwohner entgegen. Wohl nirgendwo sonst in Norddeutschland findet der Fremde ohne alle Umstände ein so freundliches Entgegenkommen, eine so bereitwillige Gefälligkeit und liebenswürdige Begegnung wie gerade in Lübeck. Das ganze Volk macht einen auffällig civilisirten Eindruck, wenn auch gerade keinen modern großstädtischen. Es geht diesen Leuten von jeher gut; darum läßt sich so angenehm mit ihnen leben. Wohl hat sich Lübecks Bevölkerung stark vermindert; was aber in Lübeck blieb, bewahrte jederzeit einen gewissen Wohlstand.

Uebrigens würde man sich sehr irren, wenn man den mehr enthusiastischen als genauen Schilderungen der Reisenden Folge gebend, nun sogleich annehmen wollte, daß das alte Lübeck ganz und gar, oder zum wenigsten in dem, was erhalten blieb, völlig unverletzt zu uns herübergekommen sei. Daran fehlt denn doch ziemlich viel. Man darf aber mit Recht sagen, diese mächtige Stadt ist gar zu gewaltig und groß und gewissermaßen allzu sehr aus einem Guß gewesen, als daß der Verfall sich recht hätte einschleichen, als daß die Neuzeit ihren Veränderungen hier zwischen dem Bestehenden recht hätte Platz schaffen können. Und auch die Bewohner waren den Neuerungen und „Verschönerungen", wie man das heißt, nicht gerade zugänglich, sondern mit dem Alten zufrieden — man sieht im eigentlichen Lübeck im Allgemeinen wirklich wenig Neubauten und überhaupt neuere Häuser. Dennoch braucht, wer ein Auge für dergleichen hat, nur einmal durch die Straßen zu gehen, um bald nur allzu gut inne zu werden, daß auch die Königin der Hansa nicht gefeiet war gegen die Angriffe und den Wechsel der Zeiten, und daß auch ihre Bewohner nicht ganz „altmodisch" geblieben sind.

Aber Lübeck ist, wie gesagt, trotz aller kleinen Aenderungen und Neuerungen wirklich noch immer eine Stadt aus einem Gusse und zwar eine prächtige, stolze, wundervoll schöne alte Stadt. Man vermag hier keinen Schritt zu thun, ohne stets von neuem durch immer wieder etwas bald Großartiges, Stolzes und Trotziges, bald, in all seinem Ernst, zauberhaft Anmuthiges und Zartes gefesselt zu werden. Man möchte nur immer von neuem wieder

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

stehen, immer von neuem wieder sich versenken in das Herrliche, in das Tiefsinnige, das Einen hier auf allen Seiten umgibt und nicht losläßt aus seinem wunderbaren Bann. Für Lübeck muß man sich die Reisehandbücher und Lokalschriften am allerwenigsten zu Führern wählen — hier, wenn irgendwo, heißt es selbst sehen, selbst finden. Und man sieht und findet, wir wiederholen es, überall, und nicht bloß jene gerühmtesten Sehenswürdigkeiten, die euch durch die genannten Schriften empfohlen werden, sondern auch neben und zuweilen wohl einmal über ihnen immer neue Einzelheiten und ganze Bilder, die aus ihrer Verborgenheit und Unbeachtetheit euch um so überraschender entgegentreten und euer vollstes Entzücken rechtfertigen. Geht einmal, um nur eines solchen Zuges zu gedenken, durch die Burgstraße gegen das Burgthor zu und versenkt euch voll Andacht in das wunderprächtige Bild des mächtig aufragenden Thorbaues und der köstlichen alten Häuser, die sich von beiden Seiten her ihm nähern und sich an ihn drängen! — Oder geht durch die Breite Straße gegen das alte Rathhaus hin und bewundert an dieser im Uebrigen ein wenig vernachlässigten Front das kleine Treppenhaus von — man kann nicht anders sagen: wunderbarem Steinschnitzwerk! —



Lübeck: Holstenthor.

Wenden wir uns zu bekannten Bauwerken, so fällt uns zuerst, nicht weit vom Bahnhofe, das aus dem Jahr 1376 (?) stammende Holstenthor „domi concordia pax foris“ — mit seinen beiden schweren, das eigentliche Thor schützenden Thürmen aus eisenfestem, dunkelgebräuntem Mauerwerk in die Augen. Die Pietät, mit welcher dieser alte mächtige Bau bei dem, gerade auf dieser Seite außerordentlich gesteigerten Verkehr, der einen breiten und offenen Zugang in die Stadt verlangte, gewissenhaft erhalten und restaurirt worden ist, verdient alle Anerkennung.

Das Rathhaus, ein dunkler, wenig harmonischer Bau mit mehreren Thurmspitzen, steht über einem weitläufigen Keller mit einfacher, aber schöner Wölbung, der auch hier von der Fürsorge eines edlen Rathes für die Bürger und geehrten Gäste seiner Stadt das beste Zeugniß ablegt: es gibt auch hier der „guten Tropfen“ viele und unter ihnen gleichfalls von jenen hochgerühmten alten Sorten, die man wie zu Bremen in allerlei behaglichen Lokalen sich zu Gemüth führen kann. Und ein Tisch ist hier, an dem man sich schon mit einem gewissen Respekt niederlassen muß, denn er ist aus Planken vom letzten Lübecker Admiralsschiff verfertigt. — Im Gebäude darüber gibt es noch die eine oder andere, ganz interessante Räumlichkeit, alte Inschriften, hübsche Schnitzwerke und auch Gemälde. Allein, was man von dem „Rathhause“ Lübecks etwa erwarten möchte, findet man kaum recht erfüllt, und zwar um so weniger, als der große Saal, wo die Hansetage gehalten wurden, seit 1817 in kleinere Geschäftszimmer abgetheilt und bisher noch nicht wieder hergestellt worden ist.

Lübecks ganze Größe und Macht aber erscheint uns in seinen Kirchen. Wir begegnen in den alten Städten der Ostseeküste freilich überall wahren Gewaltsbauten dieser Art, so daß man daraus mit Recht nicht bloß auf den

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

ausgeprägten kirchlichen Sinn der Einwohner, sondern auch auf den Reichthum und Flor der jungen Anlagen, und auf ihre Zukunftsträume schließen kann. Es ist bei manchen dieser Städte ganz unmöglich, daß die mächtigen Bauwerke so früh für eine wirklich schon vorhandene Bevölkerung und nicht vielmehr für eine erst zu erhoffende errichtet worden sein sollten — Hoffnungen, die, wenn wir den rapiden Aufschwung mancher dieser jungen Anlagen

Lübeck: Rathhaustreppe.

ins Auge fassen, keineswegs ungerechtfertigt erscheinen und hie und da auch wirklich erfüllt wurden. Lübeck aber, das Haupt des Bundes und die mächtigste Stadt dieser Gegenden, stand auch auf diesem Gebiet allen übrigen voran: die beiden größten, die Dom- und die Marienkirche, möchten im Norden Deutschlands schwerlich irgendwo ihresgleichen finden.

Die Domkirche stammt noch von Heinrich dem Löwen her. Als Karl der Große einmal im Wendenlande jagte, wurde ein ungewöhnlich starker Hirsch eingefangen und, nachdem man ihn mit Gold geschmückt hatte, wieder

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Marktplatz und Rathhaus in Lübeck. Von Hans Bartels.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

in Freiheit gesetzt. Fast vierhundert Jahre später fand und erlegte Heinrich der Löwe den Hirsch, der noch immer ein goldenes Kreuz zwischen den Geweihen trug, an der Stelle, wo jetzt Lübeck steht. Da gründete er ebendort den Dom mit der dazu gehörigen Stadt und gab ihm das Kreuz zum Wappen — so erzählt die Sage, die den wahren Stadtgründer Adolf II., den Vater jenes Gründers des bürgerlichen Hamburg, Adolf III., undankbarer Weise vergessen hat. Bei einem großen Brande im 13. Jahrhundert litt die Kirche und wurde darauf bedeutend vergrößert — zu den älteren Theilen im Rundbogenstil, die wirklich unter dem Löwen gebaut sind, kamen die neuen in der eben aufs reichste erblühenden Gothik. Diese Ungleichmäßigkeit ist für den Gesammteindruck des sehr großen Baues nicht vortheilhaft. Und das ist schade, denn man geht in Folge desselben sicherlich häufig schneller über das Ganze hin, als es verdient. Die Kirche bietet im Ganzen wie im Einzelnen unendlich viel mehr, als das allerwärts angeführte alte Taufbecken und das berühmte Gemälde Hans Memlings in der Greveradenkapelle. Und wären es nur einzelne von den ganz wundervollen Grabmälern der Bischöfe, wie zum Beispiel jene einzig schöne Metallplatte, unter welcher zwei dieser alten Herren schlafen, in einer Kapelle am Nordergang, oder jene beiden Marienstatuen, von denen noch keiner hat entscheiden können, welche die schönere sei. Die beiden Künstler standen im Mordverdacht. Einer mußte das Verbrechen begangen haben. Da gab ihnen die Stadt als Gottesurtheil den Auftrag, die Himmelsjungfrau darzustellen. Der glücklichere Künstler sollte freigesprochen werden. Die beiden Statuen entstanden und die Künstler wurden beide der Haft erledigt.

Lübeck: Domkirche.

Oder betrachten wir, wenn auch nur der Kuriosität halber, jenen Chorstuhl und Grabstein des alten Rabundus, von dem die Sage berichtet: Wenn ein Domherr zu Lübeck sterben sollte, fand er auf seinem Sitz eine weiße Rose. Dann bereitete er sich christlich auf sein Ende und verschied am dritten Tage. Da Herr Rabundus nun auch einmal die fatale Botschaft erhielt, gefiel sie ihm wenig, und dieweil er unbeachtet war, legte er die Rose in den nächsten Stuhl, dessen Inhaber denn auch richtig diesmal seine Stelle vertrat. Als Rabundus aber endlich selber zu sterben kam, beichtete er seine That und legte sich aus eigenem Antriebe die Buße auf, daß er fortan selbst den Tod eines Domherrn in anderer Weise voraus verkünden werde, und er hielt sein Versprechen. Wenn ein solcher Fall bevorstand, that es unter dem Grabstein des Sünders jedesmal drei starke Klopfer, und sie waren so hart, als wenn das Wetter einschlüge, so daß zuweilen die Beter entsetzt aus der Kirche flohen. Und das währte fort, so lange es zu Lübeck noch Domherren gab.

Aber nun die Marienkirche! — An Länge kommt sie dem Dome nicht gleich, aber an Breite übertrifft sie ihn weit und noch mehr an innerer Höhe. Begonnen wurde ihr Bau 1286, und vollendet, nach ungewöhnlich kurzer Zeit, schon 1310. Es ist daher auch von keinen verschiedenen Bauperioden und Stilwandlungen die Rede: sie stammt, so zu sagen, aus einem Geiste und aus einer Hand. Und wie sie gewesen, so ist sie auch noch heut; es fehlte und fehlt ihr nichts, was sie zu einer der großartigsten, erhabensten und schönsten unter all unseren deutschen Kirchen macht. Sie ist das bedeutendste Kunstdenkmal aus der Zeit der Jugendkraft unserer aufblühenden Hansa. Ihre kurze Bauzeit beweist schon, welche Kraft Lübeck damals entfaltete.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Der Schreiber dieser Zeilen ist kein Kunstverständiger und am wenigsten ein regelmäßig geschulter. Aber er hing von jeher voll warmer Liebe an diesen alten Denkmälern einer großen und kraftvollen, glaubensstarken und glaubensinnigen Vergangenheit. Er zog ihnen nach von einem Ende Deutschlands bis zum anderen, mit Andacht, wenn ihr's so heißen wollt, sich versenkend in ihre Größe, ihre Herrlichkeit, ihre Eigenartigkeit, und mit Andacht lauschend auf die Offenbarungen des Geistes, der aus seiner reinen und klaren Glaubenstiefe solche Schöpfungen sich himmelan schwingen ließ. Er hat viele gesehen, die des höchsten Ruhmes genießen weit und breit, und andere, die ihre wundervolle Schönheit in den alten Städten bergen, mit denen sie vergessen worden sind. Aber er muß es aus dem vollen Herzen aussprechen: was er in der Marienkirche Lübecks fand, in dieser Größe und Herrlichkeit, ist ihm nirgends sonst aufgegangen.

Es war ein stiller, schwüler Nachmittag, als ich in die Kirche trat. Halten mir die Leser es auch hier einmal wieder zu gut, daß ich selber das Wort nehme. Wie könnte ich berichten, wie sonst, wenn der Eindruck ein so durchaus persönlicher und die ganze Persönlichkeit so ganz und gar erfüllender und beherrschender war! — Es herrscht in diesen Gegenden fast überall die sehr löbliche Sitte, daß eine Thür der Kirche den ganzen Tag über offen ist und der Besucher sich also weder um den Schlüssel zu bemühen, noch sich an eine gesetzmäßige Stunde zu binden hat und, ohne durch einen langweiligen Begleiter gestört zu werden, sich in voller Muße der Besichtigung wenigstens des Ganzen widmen kann. Der Ruf und der Ruhm der Marienkirche waren mir wohlbekannt; ihre Maaße waren mir erinnerlich, und ich hatte von ihrer Größe schon einen Vorschmack bekommen, als ich, um die öffnende Thüre zu finden, den ganzen gewaltigen Bau hatte umwandeln müssen. Auch von den Schätzen und Wundern des Inneren und allen Sehenswürdigkeiten war ich gut unterrichtet und also auf etwas Besonderes völlig geziemend vorbereitet.

Aber was wollte das alles heißen, als ich nun wirklich hineinschritt und, durch das Seitenschiff gehend, sogleich im Hauptschiff stand und mich umzusehen versuchte! Ah, es war ein Anblick, der mich schier in die Kniee sinken ließ, so überwältigend war er, so riesenhaft, und so unendlich klein erschien ich mir und so schwach! Und dennoch — und das ist, was ich voll andachtstiefer und auch wieder innerlich aufjubelnder Glückseligkeit zugleich empfand und nie im Leben vergessen werde, wie ich es auch nie im Leben anderswo in solcher Reinheit empfunden habe! — und dennoch erdrückt dieser Wunderbau den Staunenden nicht, noch läßt er ihn versinken, sondern er hebt ihn auf und zieht ihn himmelan zu unvergänglicher Reinheit und Klarheit.

Es trug alles dazu bei, mich in diesem Anblick säumen und ihn voll und ganz auf mich wirken zu lassen. Der Tag war, wie ich schon sagte, still und schwül und der Himmel hatte sich in jenen eintönig grauen Flor gehüllt, der, ob auch jetzt noch ohne eigentliche Wolken, zuweilen kommenden Gewittern vorauszuziehen pflegt. In der weiten Kirche war nur ein dämmerig Licht, und die hohen Fenster mit ihren reichen Glasmalereien, deren prachtvolle Farben selbst diese Probe bestanden, vertieften noch die Schatten. Aber das Ganze verlor dadurch nichts an seiner Größe und Erhabenheit, es trat mir vielmehr auch jetzt und so in wundervoller Uebereinstimmung entgegen, und mir war, als müsse gerade diese Beleuchtung für den alten und doch unvergänglich schönen Bau die allergünstigste sein. Ich glaube, das volle scharfe Tageslicht müßte hier störend wirken; zum mindesten würde es unzweifelhaft jenes zarte und weiche Ineinandergleiten aller Formen zu dem köstlichsten, harmonischen Ganzen aufheben, das mir fast als das Allerschönste erschien. Und wie ich es draußen rund um die Kirche her gefunden hatte, wo alles Geräusch des Lebens verstummt war, wo kein Wagen rollte und mir kaum ein Mensch begegnete, so war es in noch erhöhtem Grade auch hier drinnen. Nicht ein einziger Laut drang zu mir herein, als von Zeit zu Zeit ein heller Stundenschlag, und in der ganzen Kirche war außer mir nur noch ein einziger Mensch, der ein Dutzend Schritte von mir im Hauptschiffe stand und, als er weiterschritt, jedes Geräusch vermied — dem ging es auch wie mir.

Als ich mich endlich wieder freier werden fühlte und mich wirklich weiter umzuschauen und umherzugehen vermochte, wollte sich freilich hie und da eine Art von leiser Ernüchterung einstellen. Ganz spurlos gingen die kleineren Zeiten selbst hier nicht vorüber, sondern ließen auf der einen oder anderen Stelle wohl ein paar Schnörkel zurück.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Man kommt jedoch um so leichter darüber hin, da es überall nur Einzelheiten sind und sich allerwärts hart neben ihnen der vollste Ersatz findet. So gefällt Einem der Hochaltar, trotz aller Mächtigkeit und Prächtigkeit und seines gerühmten „vortrefflichen“ Marmors, gar nicht; man trauert um den alten, der ihm vor zweihundert Jahren Platz machen mußte, und dessen schönes Schnitzwerk man zum Theil noch in der Sakristei bewundern kann. Aber man

Lübeck: Inneres der Marienkirche.

betritt den Raum noch durch das reich gearbeitete alte Metallgitter und sieht hart vor sich das schlanke, zierlich durchbrochene Thürmchen des schön gegliederten Sakramenthäusleins, das wohl neben dem Nürnberger zu St. Lorenz gelten darf. Und so geht es uns überall. Das Auge entdeckt stets wieder neue Schätze und haftet stets von neuem voll Staunen und Entzücken auf neuen Reizen. Und wenn man sich endlich losreißt, so schreitet man nicht auch weiter, sondern kehrt wohl eine Strecke weit zu einem früheren Anblick zurück — man wurde und wird desselben nicht satt und möchte seiner doch so gern Herr werden! —

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Die Kirche ist sehr voll. Jener nüchterne Geist und jenes kalte Auge der Reformation, die in den Gotteshäusern nichts finden wollen, als nur die unvermeidlichen Utensilien innerhalb der kalten und starren, sauber ausgeweißten Halle, würden sich hier schwerlich befriedigt, wo nicht völlig verwirrt oder zerstreut fühlen. An den Außenwänden hin schließen sich die Kapellen eine an die andere, reich und stets wechselnd verziert von außen, reich und oft mit bedeutenden Kunstwerken geschmückt in dem, durch die durchbrochene Vorderseite mehr oder weniger übersehbaren Inneren. Hier eine schöne Büste von Rauch, dort ein altes Gemälde, angeblich von van Dyck; da die architektonisch ausgezeichnete „Briefkapelle", oder die „Bergenfahrerkapelle" mit zahlreichen Merkwürdigkeiten, oder die „Todtenkapelle", in welcher der berühmte, durch die Zeit und verschiedene Uebermalungen mißhandelte „Todtentanz" zu finden ist. Eine weitere ist im Besitz eines berühmten Gemäldes von Overbeck: „Der Abschied von dem Leichnam des Herrn". In der „Sänger-" oder „Beichtkapelle" fesseln vor allem drei ganz wundervolle Fenster von entzückend schöner Glasmalerei.

Wendet man sich dann ins Innere der Kirche, so wird der Anblick noch viel mannichfaltiger. Gedächtnißtafeln, Grabplatten, Statuen, Trophäen, Wappenschilde, Fahnen, Altarschränke, Gemälde, Holzschnitzwerk, das reich verzierte Sängerchor, die drei Orgeln — das alles, und wer kann zählen, was noch sonst, drängt sich dem Auge entgegen. Es ist kein Pfeiler da ohne seinen besonderen Schmuck, es ist kaum ein Platz, wo uns nicht irgend etwas entgegenleuchtet oder anlauscht. Ich muß es wiederholen: man weiß kaum, wohin man sich wenden soll, und man reißt sich von dem einen nur los, um zum anderen zurückzukehren.

Und dennoch, trotz einer so außerordentlichen Fülle, wird es uns derselben nirgends zu viel, wirkt dieselbe nicht betäubend, noch verwirrend. Der Raum ist so außerordentlich groß, daß alles darin bequem Platz findet und seine Stelle ziert. Aber es ist nicht dies allein, sondern es ist auch die wunderbare Uebereinstimmung des Ganzen, wo euch nicht ein einziger fremder Zug, nicht das geringste Angeklebte und Eingeflickte begegnet — die erwähnten neueren Zuthaten verschwinden vollständig in ihrer Vereinzelung! — wo alles und jedes einem Geiste entwachsen, durch einen Geist verbunden erscheint. Das ist es, was für mich die Lübecker Marienkirche über alle ihresgleichen in diesen Gegenden erhebt.

Hinter dem Hochaltar, gegenüber der erwähnten Beichtkapelle, erhebt sich die berühmte kunstvolle Uhr, die Mittags um Zwölf unter der Aufsicht des Küsters ihre Künste macht. Davon habe ich mich dispensirt, denn ich mochte mir den gewaltigen Eindruck der einsamen Nachmittagsstunde nicht durch solche, gleichviel wie interessante, Spielereien und durch die umherdrängende, lärmende, lachende und neugierige Menge der Zuschauer und Zuhörer verderben lassen. Ueberdies finden sich gerade hier auch einzelne Mängel, die Einem weh thun. Die Hautreliefs unterhalb der Uhr haben bedeutend gelitten und sind ungeschickt mit Holz ausgebessert, und die Einfassungen des Gitterwerks darüber sind auf das Geschmackloseste mit brauner Farbe angestrichen.

Dagegen habe ich mir trotz seiner Verborgenheit das „Wahrzeichen" der Stadt, eine schwarze Maus, die an den Wurzeln eines Eichengeästes nagt, hier gewissenhaft aufgesucht und mit Eifer in der ganzen Kirche nach der größten Merkwürdigkeit gespäht, die sie angeblich besitzt. Das ist die alte „Unsterbliche". Es war nämlich vor Zeiten zu Lübeck eine Frau, der es sehr gut im Leben ging und gefiel, und die sich daher das ewige Leben wünschte, wohlverstanden, auf Erden. Das wurde ihr denn gewährt, aber da sie vergessen hatte, sich auch Rüstigkeit zu wünschen, so kam das Alter über sie, wie über jeden; und drückten die ersten hundert Jahre sie schon schwer zusammen, so machten's die zweiten und dritten noch viel ärger, sie schrumpfte völlig ein und wurde stets winziger, sie aß und trank nicht mehr und regte sich nur selten noch ein wenig. Und endlich, daß sie allen bösen Zufällen und Gefahren entnommen werde, steckte man das winzige Bröcklein in ein Glas und hängte dies in der Marienkirche auf. Da hängt die Alte noch, sie ist kaum so groß wie eine Maus, und einmal im Jahre regt sie sich noch. — Aber ich habe sie nicht finden können.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Travemünde.

Im Hause der Schiffergesellschaft.

Als ich endlich die Marienkirche verließ, war die Luft durch einen tüchtigen Gewitterregen, von dem ich drinnen nichts gemerkt hatte, wohlthuend erfrischt und der Himmel wieder blau geworden. Um die Spitzen der beiden mächtigen Thürme schmiegte sich noch das letzte Sonnenlicht, aber hier unten war es bereits dämmerig, und die Thürmchen des Rathhauses und die alten Giebel in der Breiten Straße zeichneten sich schon dunkel auf dem hellen Himmel ab. In den Gasthof mochte ich noch nicht zurück. Der Eindruck, den ich eben empfangen hatte, war allzu schön und erhaben, als daß es mir in dem Fremdenwirrwarr und Kellnergetümmel der Lesezimmer und Speisesäle hätte wohl werden können. Aber andererseits zog es mich noch weniger ins eigene stille Zimmer. Denn was mich erfüllte, war auch wieder allzumächtig für mich. Mich verlangte nach Mittheilung, und da eine solche dem Reisenden meiner Art kaum jemals geboten wird, so suchte ich wenigstens nach etwas wie einem Uebergang zur alltäglichen Welt, in ruhiger und gemüthlicher, vor allem anspruchsloser Umgebung.

Man hatte mir das Haus der „Schiffergesellschaft“ empfohlen, nicht nur wegen seiner sehenswerthen, alterthümlichen Einrichtung, sondern auch wegen der guten Restauration und der meist wenig zahlreichen, aber angenehmen Gesellschaft. Mittags war ich schon in seiner Nähe gewesen, denn als ich von einem Ausfluge nach dem ziemlich unansehnlichen Travemünde zurückgekommen und eine Zeitlang auf den jetzt mit schönen Anlagen geschmückten alten Wällen umhergeschlendert, auch das lebhafte Treiben an den Häfen, besonders an dem Hafen für die Holzschiffe betrachtet hatte, trat ich in das Haus der „Kaufmannschaft“ und das zu dieser Stunde geöffnete, sogenannte „Fredenhagen'sche Zimmer“, das denn in seiner Art, durch die Fülle von schönem Schnitzwerk und trefflicher eingelegter Arbeit von verschiedenen Holzarten und Alabaster, allerdings als ein wahres Kleinod zu schätzen ist. Damals war es mir aber zu spät geworden, auch noch ins Schifferhaus zu gehen. Nun jedoch war ich wieder nahe, und die Stunde schien mir für einen Besuch in solchen Räumen gerade recht zu sein. An einem so schönen Abend konnte die Gesellschaft nicht groß sein.

Der Jacobikirche gerade gegenüber steht das nicht große, aber hübsche alte Giebelhaus, und durch die Thür gelangt man mit ein paar Schritten in einen Raum, der das ganze Erdgeschoß ausfüllt. Von der hohen Decke hängen sehenswerthe, alterthümliche kleine und große Schiffsmodelle herab; Fähnlein, Bilder, Schildereien, altmodische Geräthe zeigen sich überall. Schmale Tische stehen zwischen Bänken, deren feste Rücklehnen so hoch sind, daß die Gäste an dem einen von denen am anderen nichts zu sehen bekommen; enge Wege führen zwischen den hohen Schranken hin und zu den Eingängen. Im Erker an der Vorderseite steht ein Tisch mit Stühlen umher, für alle anderen

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Anwesenden sichtbar; an der Rückwand zeigt sich eine Art von erhöhter Estrade, unterhalb welcher ein größerer Tisch aufgeschlagen ist, und ein paar kleinere finden sich in dem knappen freien Raum umher auch sonst noch für Gäste, denen es im engen Gestühle nicht behagt. Alles Holzwerk ist vom Alter gebräunt und nicht gerade zierlich, aber ganz sauber geschnitzt. Die Einrichtung soll aus dem Jahre 1535 stammen, und das Ganze bietet den Anblick einer alten Trinkstube, die in solcher Unverletztheit, Originalität und Behaglichkeit anderswo kaum wieder aufzufinden sein dürfte.

Meine Erwartung wurde nicht getäuscht. Im Erker und um den größeren Tisch unterhalb der Estrade saßen ein paar Gesellschaften, plaudernd oder die Zeche auswürfelnd, aber ohne großen Lärm und vor allem, ohne sich um irgend welche andere Gäste zu bekümmern. Doch meinte ich dort bei der Estrade ein paar „Onkels" zu erkennen, denen ich vom Gasthof her bekannt sein konnte, und um diesen nicht in die Hände zu gerathen, zog ich mich bescheidentlich in eines der geschilderten Gestühle zurück, wo ich mich denn auch wohl aufgehoben fand, wie in Abrahams Schooß. Nach einer Weile brachen die Zecher dort bei der Estrade auf und der alte Wirth fing an, den Tisch zu säubern und für eine andere Gesellschaft wieder in Ordnung zu bringen. Allein die demnächst Eintretenden kamen meist einzeln und strebten nicht nach jenem gemeinsamen Tisch, sondern suchten sich hie oder da ihre besonderen Plätze. Mehr als einer steuerte, nachdem er im Vorübergehen sich mit dem Wirth kurz begrüßt hatte, geradeswegs auf eine bestimmte Stelle zu, und ein solcher Stammgast trat nach einiger Zeit auch bei mir ein, blickte mich flüchtig an, neigte höflich das Haupt und ließ sich mir gegenüber nieder. Der Wirth brachte ihm alsbald selber sein Glas — auch die Wirthschaft und die Bedienung haben hier noch einen, für manchen sicherlich sehr angenehmen, altmodischen Zuschnitt — und zündete, wie er schon anderwärts gethan hatte, jetzt für uns gleichfalls eine Lampe an.

Ich hatte meinen Nachbar bisher kaum recht zu sehen vermocht, denn ob es auch im Erker und an den Hinterfenstern noch einigermaßen hell war, herrschte doch hier, in der Tiefe der Halle und zwischen den hochlehnigen Bänken schon die vollste Dämmerung. Jetzt erkannte ich bei der gedämpften Beleuchtung in ihm einen etwa mittelgroßen, breitschulterigen und allem Anscheine nach überhaupt starkgebauten Mann reiferen Alters, — ja er mochte immerhin schon seine Sechzig auf dem Rücken haben, denn das schlichte Haar war, obschon noch dicht, doch bereits eisgrau, und auch seine Züge redeten von solchen Jahren. Es war etwas Strenges und Herbes in ihnen, als hab es dem Manne niemals an schweren Erfahrungen und ernsten Sorgen gefehlt. Und wenn mir dieser Ausdruck auch gerade kein neuer war, da man ihn in diesen Küstenstrichen, wo das Leben nun einmal für viele kein leichtes ist, ziemlich häufig an älteren Leuten wiederfindet, so überraschte mich desto mehr ein — sage ich: Nebenzug, den man desto seltener an solchen Köpfen beobachtet. Wie der alte Gesell da hinter seinem Glase saß, den linken Arm auf den Tisch gelegt und die niedergeschlagenen Augen auf die Cigarre gerichtet, welche er mechanisch zwischen den Fingern hin und her drehte, prägte sich in seiner Miene ein Etwas aus, das ich nur als eine Art von finsterer Schwermuth zu bezeichnen vermag, zu welcher sich möglicher Weise sogar noch etwas Menschenfeindliches gesellen mochte.

Das überraschte mich, wie bemerkt, und störte mich in meinem Urtheil über ihn. Ohne diesen Zug hätte ich ihn ohne weiteres für so etwas wie einen alten Schiffer gehalten, der sich nach einem gefahrvollen und nicht allzu glücklichen Leben wohl oder übel zur Ruhe gesetzt hatte. Dafür sprach alles übrige und auch die Kleidung, der hohe spitze Cylinder, der nebst dem baumwollenen Regenschirm neben ihm auf der Bank lag, der saubere altmodische Rock mit dem hohen Kragen, der steifaufstehende Hemdkragen, das glattrasirte, gebräunte Gesicht. Allein jetzt wurde ich dennoch in meinem Urtheil irre.

Als er endlich aufschaute, fand ich mich aufs neue überrascht. Seine großen grauen Augen trafen mich unter den struppigen weißen Brauen hervor mit einem ganz merkwürdigen, ich kann nur sagen: unheimlichen Blick — war es nur ein blöder, wie jener der Kurzsichtigen, oder war er verschleiert, oder wandte er sich sozusagen nur mühsam und ungern von innern Bildern ab der Außenwelt zu? Etwas Aehnliches hatte mich auch sonst wohl einmal schon aus irgend einem Auge angeblickt, allein dann war jedesmal auch alles übrige mit ihm in Uebereinstimmung gewesen,

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

und das traf hier nun ganz und gar nicht zu, zumal jener düstere und menschenfeindliche Zug aus seinem Gesicht sich verloren und dem Ausdruck einer gewissen Müdigkeit oder Resignation Platz gemacht hatte. Im nächsten Moment blickte auch das Auge mich freier an; der Mann wandte sich, umgänglicher, als ich es erwartet, mit einer Bemerkung über das vortreffliche Getränk an mich und schloß daran eine weitere über das originelle und anheimelnde Lokal, das mich, in dem er natürlich sogleich den Fremden erkannt hatte, besonders interessiren werde. Doch blieb diese Unterhaltung eine durchaus gemessene, bis er aus einer Redewendung schloß, daß ich ein Plattdeutscher sei. Da redete er mich plattdeutsch an, und als ich ebenso antwortete, glitt durch das auch jetzt noch immer strenge Gesicht eine Art von Helle und auch sein Ton wurde lebhaft und mittheilsam.

Man kann, beiläufig gesagt, diese Erfahrung hier überall machen: dem plattdeutsch redenden Fremdling gegenüber thauen fast im ganzen Küstengebiete die Einheimischen auf und öffnen sich allmählich die festgeschlossenen Knöpfe

Im Holzhafen.

ihres Wesens. Er wird fortan von ihnen vor anderen entschieden begünstigt, wie denn mein Plattdeutsch für mich hin und wider selbst in einem Gasthof oder in einem Laden sehr angenehme Folgen gehabt hat. Ueberhaupt hat es mit dem von manchen Leuten gepredigten Aussterben des Plattdeutschen fürs erste noch gute Wege. Nicht bloß das sogenannte Volk, sondern auch alle Mittelklassen reden es in den Küstenländern, von Ostfriesland herwärts bis gegen Ostpreußen zu noch unverändert in seinen verschiedenen Dialekten, und wenn man einem „Herrn“ oder „Fremden“ gegenüber auch wohl hochdeutsch radebrecht, so ist das unausbleiblich eben nur eine widerwillige Concession und stets mit Zurückhaltung und Mißtrauen verbunden. Selbst die „höheren Stände“, welche das Plattdeutsch meistens nominell aufgegeben und zum Theil es wirklich verlernt haben, werden, wo es anklingt, auch jetzt noch wenigstens dadurch freundlich angesprochen und dem Sprechenden unwillkürlich genähert.

Unsere Unterhaltung zog sich behaglich weiter. Er erkundigte sich nach meiner Heimat, die ihm nicht unbekannt war, und hörte voll Interesse auf die Gründe, die mich ihr vor langer Zeit entführt hatten und mich seitdem in der Ferne hielten. Er sprach auch von der seinen, einem armen Geestdorfe in Schleswig, von dem er, wie so mancher dort zu Lande, schon als Junge nach Husum und zu Schiff gegangen war — ich hatte mich also in

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

meinem Urtheil über ihn nicht getäuscht. Vierzig Jahre lang und darüber hatte er alle Meere der Welt beschifft, als Schiffsjunge, als Matrose, als Steuermann, endlich als Kapitän, bis er denn zuletzt sich müde zur Ruhe gesetzt hatte, wie es schien, in leidlichen Verhältnissen, aber dennoch nicht allzu zufrieden. Er verhehlte es nicht, daß er Heimweh nach dem armen kleinen Nest in der Haide hatte. Weshalb er dasselbe nicht wieder aufgesucht, weshalb er sich gerade hier, in Lübeck, und nicht wenigstens in der Nachbarschaft der Heimat niedergelassen hatte, wurde nicht recht klar. Denn natürlich achtete ich seine Zurückhaltung und konnte dies um so eher, als unser Gespräch für mich auch ohnedies anziehend genug blieb. Es war ein schlichter, aber tüchtiger Mensch, der viel gesehen und erfahren und das eine wie das andere voll Lust und Geschick in sich aufzunehmen und zu verarbeiten im Stande gewesen war. Mit einem solchen redet sich's aber, wie ich oft erfahren habe, nicht selten angenehmer und vortheilhafter als mit dem sogenannten „Gebildeten".

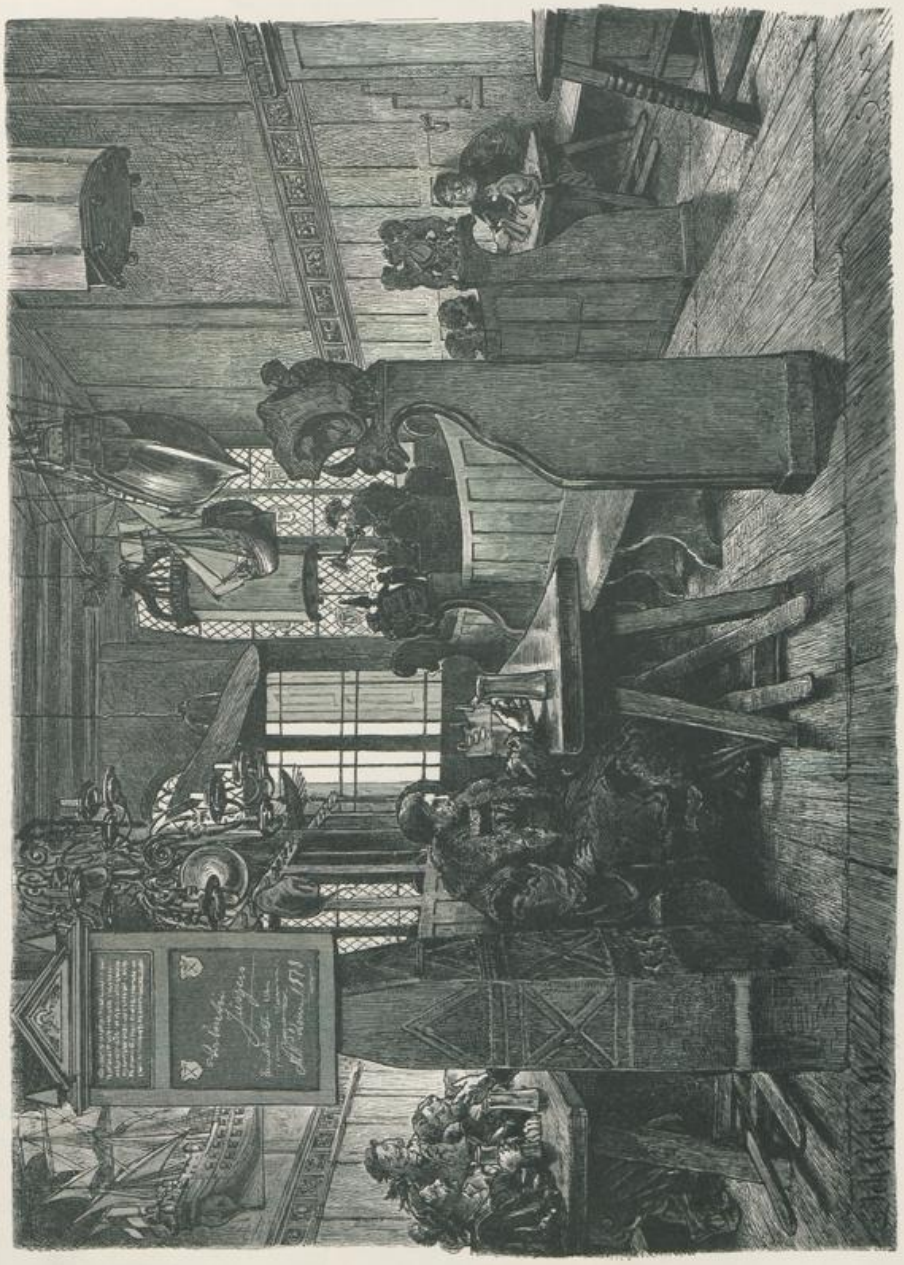
Was man „munter" heißt, wurde er allerdings nicht, aber daß ihm in seiner Weise wohl sei, konnte ich aus allem merken. Der arme Teufel mochte unter seinen Erfahrungen auch mehr als eine haben, welche durch das ganze folgende Leben einen Schatten warf, und schien obendrein ohne Familie, wo nicht überhaupt ohne allen näheren Anhang in großer Einsamkeit zu leben. Jener finstere, halb schwermüthige, halb menschenfeindliche Zug erschien immer von neuem wieder einmal in seinem gefurchten Gesicht, und von Zeit zu Zeit versank er stets wieder für ein paar Augenblicke in eine Art von Träumen oder Sinnen, die ihn augenscheinlich der Gegenwart und seiner jetzigen Umgebung vollständig entrückten. Und einmal, da es ihn auch so erfaßte, vermochte er es selbst mit dem endlichen Aufschauen noch nicht abzuschütteln. Es war wieder jener verschleierte, nach innen gewandte, glanzlose Blick, der mich zuerst überrascht hatte, und dazu trug nun auch seine ganze Miene einen Ausdruck von Leblosigkeit, als sei, um mich so auszudrücken, der Geist augenblicklich gar nicht in seinem Körper. Es war im Uebrigen nur ein einziger Moment. Dann fuhr er mit der Hand langsam von der Stirne herab über die Augen und das ganze Gesicht, und — dann war er wieder bei sich.

Ihr lächelt vielleicht und meint, das sei eben nur so eine „Geschichte", wie der „Novellist" sie erfindet, denn in Wirklichkeit begegne Einem dergleichen nicht. Aber da irrt ihr euch. „Dergleichen" begegnet uns häufiger als man denkt, und es kommt nur darauf an, daß auch ein paar Augen da sind, um es zu sehen.

Es mochten wohl ein paar Stunden vergangen sein, und wir waren recht vertraut mit einander geworden, als ich endlich an den Aufbruch dachte und den Wirth rief, meine Zeche zu bezahlen. Da holte auch mein Nachbar die nöthige Münze aus der Westentasche, stand mit mir auf und begleitete mich aus dem Hause. Und als ich mich dort zum Abschied gegen ihn wandte, sagte er, wenn's mir eins sei, begleite er mich noch ein Stück; so ein paar Stunden lang „vernünftig und plaisirlich" zu reden, glücke ihm nicht alle Tage, und es thue ihm fast leid, daß es nun zu Ende und ich schon morgen wieder abreisen wolle. Er sei eben da sehr allein und finde wenig Ansprache. — Es klang aus seinen Worten etwas Niedergedrücktes und selbst Trauriges heraus, das meine ganze Theilnahme erregte, und ich fragte ihn nun endlich geradezu, weshalb er denn nicht lieber in seine Heimat zurückgekehrt sei oder sich wenigstens an einem ihm bekannten Platze niedergelassen habe? „Ja, da wollen sie nichts von mir, Herr," sagte er, „und wie's einmal mit mir steht, kann ich's ihnen auch nicht übel nehmen. Und wenn ich's recht bedenke," setzte er, da ich ganz bestürzt schwieg, nach einer Weile hinzu, „ist es auch für mich besser, daß ich für mich allein und nicht bei alten Freunden bleibe. Ich darf mein Herz an niemand hängen, denn da — wär's gar nicht mehr zu präsiren."

Ich war, wie ich sage, ganz bestürzt und blieb stehen und sah ihn an. Daß er durch das Getränk erregt worden, davon konnte keine Rede sein — er war sehr mäßig gewesen. Und daß es in seinem Kopfe nicht ganz richtig sein sollte, davon hatte ich bisher nicht das Geringste gespürt: alles, was ich von ihm vernommen, war die Verständigkeit und Klarheit selber gewesen. Und so sagt' ich denn endlich: „ich verstehe Sie nicht, Kapitän, aber ich merk' es wohl, daß Sie etwas auf dem Herzen haben. Und wenn Ihnen darum zu thun ist, so reden Sie

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Im Schifferhaus zu Lübeck. Von Johannes Gehrts.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

sich in Gottesnamen davon frei. Ich höre Sie gern an, und zu versäumen hab' ich nichts. Lassen Sie uns weiter gehen oder umkehren, und — sprechen Sie." — „Auf dem Herzen haben?" wiederholte er in schwerem Tone. „Das weiß der Herrgott! Aber wie Sie meinen könnten, ist's nicht, Herr — keine eigne Schuld, sondern nur Schicksal. Wenn Sie's wissen wollen — da Sie fortgehen, kann ich's Ihnen schon sagen: — ich bin ein „Todtenschauer". — Verstehen Sie das?"

Ich stand still und sah ihn schweigend an. Was er sagen wollte, verstand ich trotz des ungewöhnlichen Wortes, das er entschieden bloß um meines leichteren Verständnisses willen gewählt hatte, nur allzugut. Das war also einer von den Unglücklichen, die mit dem sogenannten „zweiten Gesicht" behaftet sind, und wenn ich die Wahrheit sagen soll, hatte ich an dergleichen schon vorhin gedacht, da ich jenen seltsamen, nach innen gewandten Blick wahrgenommen hatte. Ich hatte, wie dort erwähnt, etwas Aehnliches schon früher beobachtet, wo mir vor langen Jahren bei meinem damaligen häufigen Verkehr mit den unteren Volksklassen in Stadt und Land und an der Küste meiner Heimat, wohl einmal das gleiche Räthsel begegnet war. „Ist das schon eine alte Gabe, Kapitän?" fragte ich endlich, „oder leiden Sie erst neuerdings darunter?" — Er schüttelte den Kopf. „Nicht doch," versetzte er finster. „Ich war noch ein kleiner Junge und hütete unsere paar Kühe und Schafe. Da glaubt' ich meine Mutter zu sehen, die zu mir käme. Und so ein fünfzig Schritte von mir fiel sie plötzlich hin und lag dort ganz schwarz. Als ich schreiend hinsprang, war dennoch nichts da. Aber am dritten Tage darauf fiel sie, da niemand zu Haus, in die Torfgrube und ertrank, und da fanden wir sie, wie ich's gesehen hatte. Das war das erste Mal."

„Und dann kam es immer wieder, Kapitän?" fragte ich bewegt. — „Ja. Anfangs seltener und stets nur bei Bekannten und Anwesenden. So ging's noch, und auf der See hatt' ich meistens Ruhe. Aber hernach wurd' es häufiger und traf auch Abwesende, — ich lernte ja auch immer mehr Menschen kennen. Ich habe gemeint, es müsse eine Krankheit in mir sein und habe mit einem berühmten Doktor darüber geredet. Er hat mich untersucht und examinirt und mich ein paar Wochen lang bei sich im Hause behalten. Er fand nichts, ich war gesund wie ein Fisch, und bei gutem Verstande. Er lachte mich aus, aber als ich ihm dann eine Probe geben konnte — es war eine böse Probe, Herr, denn es traf sein einziges Kind! — da meinte er, mir sei nicht zu helfen, und ließ mich gehen. — Und so ist's allerwärts. Wo sie davon wissen und erfahren, gehen sie mir aus dem Wege, wie ich ihnen. Denn, wie ich sagte, Herr, ich lasse mich nicht leicht mehr mit jemand ernstlich ein; Unbekannte und ganz Fremde trifft es gottlob meistens nicht. Und sehen Sie, wenn ich's recht bedenke, ist es doch gut, daß Sie morgen wieder gehen. Das Zusammensein taugt für keinen und am wenigsten für mich selbst."

„Und Sie sehen es immer auf die gleiche Weise, Kapitän?" fragte ich endlich nach einer längeren Pause. — Er schüttelte wieder den Kopf. „Das doch nicht, Herr," gab er zur Antwort. „Wer eines natürlichen Todes stirbt, streckt sich friedlich vor mir aus. Wer durch ein Unglück davon muß, stürzt nieder und ich seh' auch wohl einmal das Blut an ihm oder das Wasser, wenn es ihn auf der See trifft." Und mit sinkendem Tone, beinahe murmelnd, setzte er hinzu: „So wie vorhin bei dem alten Gottfried Tornow." — Ich sah hoch auf. „Wie vorhin? Kapitän? Haben Sie denn heut Abend im Schifferhause ein Gesicht gehabt?" forschte ich. — Und da versetzte er dumpf: „Ja Herr. Da an dem kleinen Tisch neben der Hinterthür, saß mit zwei Anderen der dicke Gottfried Tornow — er ist auch ein alter Kapitän, wir sind einmal zusammen gefahren, und nun ist er mein Nachbar und wir reden zuweilen mit einander. Den trifft's — er lag auf einmal platt nieder und das Wasser floß ihm aus den Haaren." — Ich dachte an jenen plötzlichen starren und abwesenden Ausdruck im Gesicht des Alten, dessen ich vorhin erwähnte, und mich fröstelte.

Ein paar Schritte weiter blieb er stehen und bot mir die Hand. „Nun ist's aber für uns beide genug, Herr," sagte er, „und verzeihen Sie mir, daß ich mit all dem traurigen Zeug gegen Sie herauskam. Aber zuweilen muß es einmal sein, es drückt Einem schier das Herz ab. Und von Ihnen wußt' ich, daß Sie mich nicht auslachen würden. — Gute Reise, Herr, und daß Sie die Frau und die lieben Kinder

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

daheim hübsch gesund und munter finden!" — „Gott helfe Ihnen, Kapitän," gab ich ergriffen zur Antwort, und so schieden wir.

Ich will nur noch hinzufügen, daß ich bald darauf von Wismar aus an einen Freund, in dessen Familie ich sehr freundlich aufgenommen worden war, ein paar Worte schrieb und mich nebenher nach jenem „Gottfried Tornow" erkundigte. Der Freund wunderte sich in seiner Antwort, wie ich den alten Gesellen kennen gelernt habe und nun gerade nach ihm frage, wo er vor einigen Tagen beim Aussteigen aus dem Dampfer an der Travemünder Landungsbrücke ins Wasser gestürzt und ertrunken sei — es müsse ihn wohl ein Schlag getroffen und hinabgeworfen haben, da der Platz ja völlig gefahrlos für die Landenden sei. — So hatte denn der „Todtenschauer" auch diesmal Recht behalten. —

Schiffer aus der Umgegend von Lübeck.

Lauenburg.

Von der altberühmten Hansestadt Lübeck eilen wir mit dem Dampfroß nach Süden ins Lauenburgische Gebiet. Zuerst erscheint die Gegend weniger abwechslungsreich als in Wagrien, da die Hügeligkeit des Landes immer mehr verschwindet. Aber plötzlich blitzt zwischen den dunkelgrünen Buchenwäldern die blaue Flut eines großen Sees hervor: Es ist der Ratzeburger See, einer der schönsten Seen Norddeutschlands, der von vielen Schwärmern für norddeutsche Scenerie sogar für den schönsten von ganz Niederdeutschland erklärt wird. Und doch ist er nur eines der vielen Augen der Landschaft, — wie man die Seen genannt hat, — mit denen Lauenburg kaum minder reich geziert ist als Wagrien und Mecklenburg. Leider ist diese Gegend nur den Touristen der nächsten Provinzen, gar nicht den Mittel- oder Süddeutschen bekannt, denn den Norddeutschen zieht es mit gewaltiger Sehnsucht nach den Bergen und romantischen Flüssen des Südens, nicht umgekehrt die Süddeutschen nach dem Norden des gemeinsamen Vaterlandes. Der norddeutsche Charakter ist nicht gewinnend auf den ersten Anblick, fast spröde, scheu und zurückhaltend, aber er gewinnt stets bei längerem Umgang. So erscheint auch die norddeutsche Landschaft zunächst nicht besonders anziehend mit ihren breiten Flächen und sanft ansteigenden Hügeln, überall voll des nützlichen Bauholzes und des völkernährenden Getreides; ihre ruhig daherströmenden Flüsse, die ihre stürmische Jugend im Süden verlebt haben, schäumen nicht mehr wild rauschend zwischen ruinenreichen Bergen, aber auf ihrem breiten Rücken bieten sie den Schiffen des Kaufmannes die bequemste und billigste Straße. Gerade dies Ueberwiegen des Nützlichen, der Mangel des Romantischen, das Fehlen der hereinragenden Trümmer vergangener Zeiten ist es, was dem flüchtigen Besucher das norddeutsche Binnenland arm an Sehenswürdigkeiten erscheinen läßt. Aber gemach, lieber Freund aus dem Süden, lerne die norddeutsche Landschaft kennen, suche Dich in sie zu versenken, kehre öfter zu ihr wieder, und sie wird Dir entgegenlächeln wie ein alter, treuer norddeutscher Freund, der es nicht erst nöthig hat, viel höfliche und zierliche Worte zu machen, weil er weiß, daß sie ihm nicht gut anstehen. Oft habe ich mich als Knabe darüber gewundert, daß unser Norddeutschland so selten Ruinen aufweist, von denen ich in Büchern doch so viel Schönes gelesen, daß es nicht einmal „murmelnde Bäche" besäße, denn das norddeutsche „Graben, Fleet und Beek" klang doch gar so prosaisch. Erst nach und nach fand ich die Schönheit unserer Landschaft im vertrauteren Umgang mit ihr, erst im tieferen Studium erkannte ich unter den nützlichen Feldern und Wäldern die verschwundenen Spuren historischer Erinnerung und erkannte den Grund, warum bei uns so wenig Ruinen vorhanden.

Die alten Ritterburgen Mittel- und Süddeutschlands sind auf Bergen erbaut, die in ihrer Unfruchtbarkeit die Anwohner nicht reizten, durch Forträumung der Trümmer neue ertragfähige Felder zu gewinnen. Darum ließ man das alte Gemäuer stehen, das jetzt den Reisenden wie ein Märchen aus alten Zeiten so handgreiflich entgegentritt, und ihn so unmittelbar in die Vergangenheit zurückversetzt, als fühle er den Hauch jener fernen Jahrhunderte. Norddeutschland hat wenig Bergburgen, weil es keine Berge besitzt, — wenn der Norddeutsche auch gerne seinen Hügeln diesen Namen beilegt. Die Kalkberge von Segeberg und Lüneburg, die als Felsen fast einzig in Norddeutschland dastehen, waren einst mit Vesten gekrönt, aber diese wurden beim Aufkommen der Städte beseitigt, damit der bürgerliche Verkehr nicht gestört würde. Die meisten norddeutschen Burgen waren aber Wasserburgen, in den Sumpf oder in einen See hineingebaut, womöglich auf einer vollständigen Insel. Die spätere Zeit räumte auch hier gründlich auf, um den kostbaren Platz wieder neu zu verwerthen. Wo ein alter Bau überflüssig geworden, da entfernte man ihn, oder nutzte ihn aus zu ganz profanen Zwecken. Lübeck, Lüneburg, Soest könnten uns hübsche Illustrationen dazu liefern. Andernfalls ließ man solche alte Gebäude nicht in Trümmer verfallen, sondern erhielt sie als hübsches Zierstück stets in gutem Zustande. Viele märkische und pommer'sche Städte mit ihren malerischen Backsteinthoren können uns für diese Praxis die Beispiele liefern, ein sehr hervorragendes haben wir soeben im

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

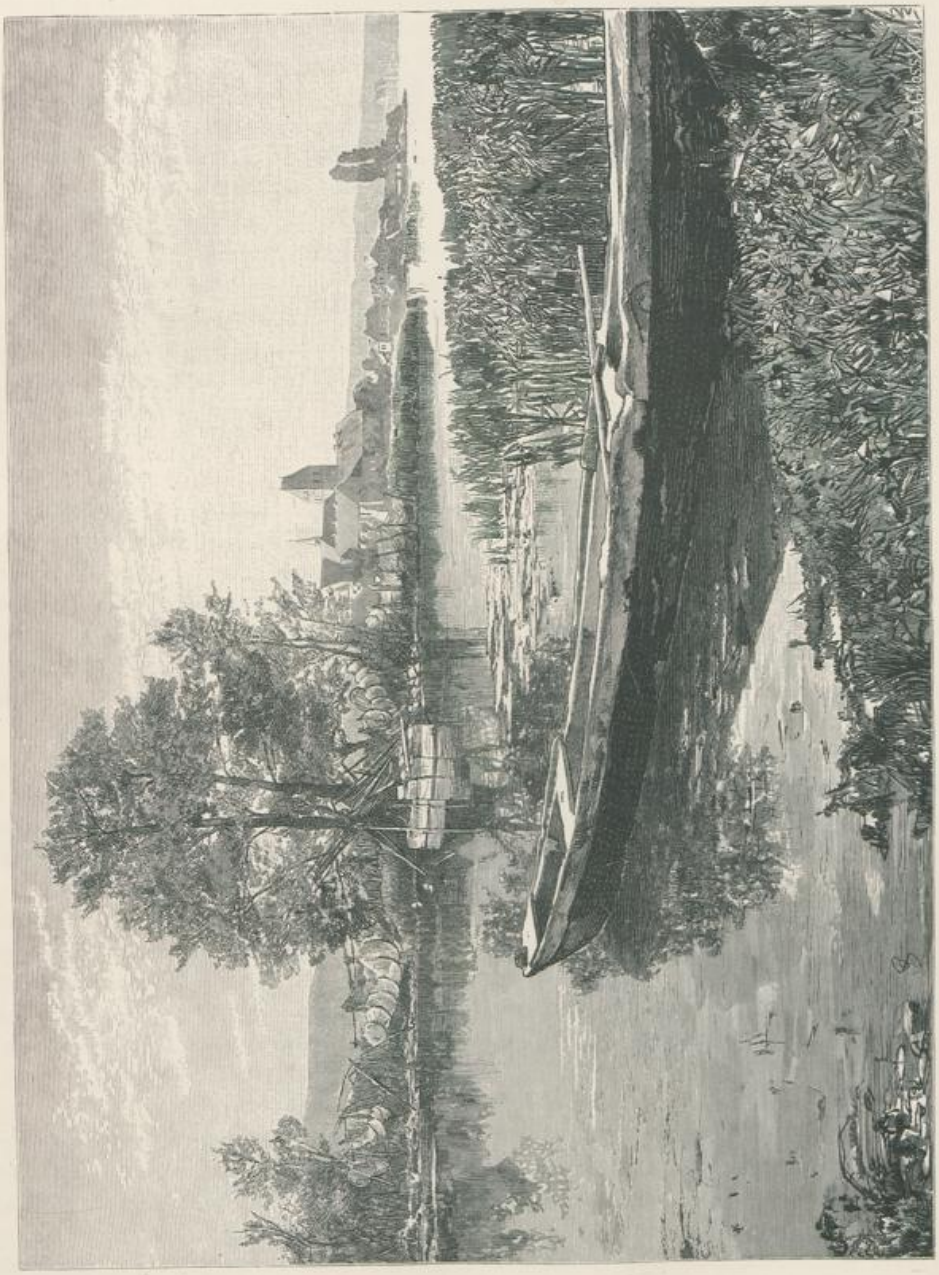
Holstenthor von Lübeck kennen gelernt. Es bestätigt uns dies von neuem den norddeutschen Nützlichkeits-, Ordnungs- und Reinlichkeitssinn, dem ein zerfallendes Gerümpel ein Greuel ist, möge es sich auch noch so malerisch ausnehmen. Es ist klar, daß diesem Sinne ein ganz anderes Schönheitsideal vorschweben muß, als das vulgär-romantische. Aber ob ein schlechteres? das fragt sich doch noch.

Eine stattliche Probe für das, was der Norddeutsche in seinem Lande Schönes findet nach seinem Sinne und was auch der Süddeutsche als solches anerkennen muß, erblicken wir nun, wenn wir des Ratzeburger Sees blaue Fluten uns entgegenschimmern sehen. Der Zug hält und wir wandern vom hochgelegenen Bahnhof gemächlich den St. Georgsberg hinunter und links hinein in das Gehölz. Hart fallen dort die bewaldeten Hügel ab zum See und eröffnen uns einen wunderbaren Durchblick auf Ratzeburg, das auf einer Insel mitten im See liegt, durch zwei schmale Dämme in der Neuzeit mit dem Ost- und Westufer verbunden. Man kann sich kaum ein lieblicheres Bild denken, als das herrliche Blau des Himmels und des Wassers geschieden durch die Bäume und die hellroth leuchtenden Dächer der Stadt, die sich schön vom Grün des andern Ufers abheben. Man hat sich viel mit der Frage beschäftigt, woher es kommt, daß die Dächer stets so roth bleiben, ob es die feuchte Seeluft bewirkt, ob es nur der Contrast zum Wasserblau und Waldesgrün ist, oder ob irgend eine andere Ursache zu Grunde liegt. Genug, Jahr aus Jahr ein strahlt Ratzeburg in gleicher Dächerfrische, so daß man gesagt hat, es gliche einer blauen Schüssel mit Krebsen, die mit grünem Blattwerk geziert ist.

Wie drüben in Wagrien stehen wir auf dem Boden jahrhundertlanger Völkerkämpfe zwischen Slawen und Germanen. Im heutigen „Herzogthum Lauenburg" hausten die Polaben, deren Name „Elbanwohner" bedeutet, zusammengesetzt aus Laba — der slawischen Korruption vom deutschen Alba (Elbe) und der auch in Borussen und Pomeranen vorkommenden Präposition po = an, bei. Unsere Vorstellungen vom slawischen Schmutz pflegen in der Regel recht stark zu sein, aber den Polaben wird man Geschmack nicht absprechen können, da sie die Insel dieses Sees zum Sitz ihrer Venus, der Siva, machten. Jene wilden Heiden pflegten die Siva in zierlichen Figuren nackt darzustellen, und der Sitz der Siva im Wasser legt uns den Gedanken nahe, daß die Göttin in Urverwandtschaft steht mit der schaumgebornen Aphrodite, mit den schönen Quellgöttinnen Anahita in Iran und Sarasvati in Indien. Zu der Weisheit der letzteren würde die nicht ganz sichere Ueberlieferung stimmen, Siva habe auch Ratzivia, Beratherin, geheißen, und daher habe dieser Platz den Namen Ratzeburg erhalten. Erwähnt wird „Razzisburg" zuerst zu den Zeiten des großen Adalbert von Hamburg, der hier mit Hülfe des schon in „Lübeck" genannten Wendenfürsten Gottschalk zur Bekehrung der Polaben ein Bisthum errichtete, und den Ansver von Schleswig als Missionsbischof hersetzte. Dieser wohnte, wie die Benedictiner pflegen, auf hohem Bergesrücken im St. Georgskloster, dessen Namen noch heute der Ratzeburgischen Vorstadtskirche geblieben ist. Aber das Sinken des Reiches nach dem Tode Heinrichs III. zerstörte die zarte Pflanzung wieder. Adalbert und Gottschalk wurden gestürzt und 1066 fegte ein großer Sturm der Slawen Deutschenherrschaft und Christenthum aus Mecklenburg, Wagrien und dem Lande der Polaben hinweg; es war derselbe, der 1072 selbst Hamburg noch einmal in Asche legte. Das St. Georgskloster ging in Flammen auf, der heilige Ansver und seine Brüder wurden gesteinigt, und noch ein Mal triumphirte Siva Ratzivia! Im Jahre 1866 hat man dem frommen Märtyrer auf dem westlichen Ufer des Sees bei dem Dorfe Buchholz an der Stätte seines Todes ein Steinkreuz gesetzt. Wer mehr von dem wundersamen Leben Ansvers erfahren will, dem wird der Küster drüben im Ratzeburger Dom freundlichst die Fülle erzählen, indem er ihm ein altes Gemälde daselbst erklärt.

Erst zu Kaiser Lothars Zeiten trat ein den Sachsen günstiger Umschwung ein. Dieser Kaiser selbst baute die oben erwähnte Burg Segeberg an der Trave, von wo aus die Wenden in Schach gehalten wurden, und unter seinem Schutze erneute St. Vizelin von seinem Kloster Faldera aus (die holsteinische Stadt Neumünster ist aus demselben entstanden) die Mission in diesen Gegenden. In den Zeiten Heinrichs des Löwen wurden die Slawen von der Kieler Bucht bis zur Elde und Recknitz großentheils ausgerottet, der Rest gründlich germanisirt und christianisirt,

Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Am Ratzeburger See. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

wie man dies in der erwähnten „Wendenchronik“ Helmolds anschaulichst vom Augenzeugen geschildert findet. Damals, 1154, erhielt auch Ratzeburg wieder einen eigenen Bischof. Der Sturz des großen Löwen gab die Herzogswürde von Sachsen. Sie vermochten dieselbe, verwandelt in Territorialhoheit, nur in dem Ländchen Sachsen-Lauenburg zu behaupten, zu dem auch die Stadt Ratzeburg gehörte, doch ohne den bischöflichen Dom. Nach dem Aussterben dieser askanischen Linie kam das Land an Hannover, dann 1815 an die Dänen. Mit Schleswig-Holstein wurde es 1864 erobert und gelangte 1865 durch Kauf zur Personalunion, 1876 durch Staatsvertrag zur Verschmelzung mit Preußen; nun bildet es nur noch einen Kreis der Provinz Schleswig-Holstein mit Ratzeburg als Hauptstadt. So klein ist der neue Kreis, daß man ihm nicht einmal ein Kreisgericht gelassen, daß man die Garnison, die Jäger, sogar von Ratzeburg verlegt hat. Auf diese Weise ist Ratzeburg eine gar stille Stadt geworden, die nur von ihren Erinnerungen und ihrer Schönheit lebt, welche allsommerlich Hunderte von Touristen herbeizieht. In der neuesten Zeit hat sich ein wohlhabender Hamburger hier angebaut, um ständig die schöne Wald- und Seeluft und die herrliche Landschaft zu genießen. Dieser Haushalt findet hoffentlich Genossen; dadurch belebt sich die Betriebsamkeit der früheren Herzogs- und Bischofsstadt mit der Zeit wohl wieder ein wenig.

Doch steigen wir hinab zur Stadt. Geringe Ueberreste der Mauern der alten Wasserburg sind nur noch vorhanden. Die breiten, freundlichen Straßen, der geräumige Markt mit den stattlichen Linden vor der verödeten Hauptwache zeigen überall Gras in den Steinritzen als das erste Zeugniß spärlichen Verkehrs. Dort haben die Leute noch Zeit in Menge, die gemächlich vorm „Rathskeller“ oder vor „der Stadt Hamburg“ ihr Seidel trinken und Betrachtungen darüber anstellen, in welches Hotel die neuangekommenen Touristen gehen werden. Die Sehenswürdigkeiten der eigentlichen Stadt sind bald in Augenschein genommen. Es ist nur eine, der Dom, aber eine Perle romanischer Baukunst, ein Backsteinbau, die älteste Kirche des Ländchens, noch aus dem 12. Jahrhundert. Der Dom mit seiner Gemeinde bietet uns noch ein echtes Stück Kleinstaaterei, denn er gehört zu Mecklenburg-Strelitz, dem Erben des alten Bisthums, während alles übrige, früher herzoglich askanisch, jetzt preußisch ist. Das ehrwürdige Bauwerk war bis vor kurzem durch barbarische Verunstaltungen im Innern dem kunstsinnigen Besucher kein angenehmer Anblick, während es jetzt in dem fast vollendeten Umbau gewiß eine der schönsten Backsteinkirchen Niederdeutschlands ist. Wir übergehen die sehenswerthen Bilder und die berühmten romanischen Chorstühle und werfen nur einen Blick in die Fürstengruft, wo der Küster uns besonders den Bleisarg jenes Herzogs Albert von Lauenburg zeigt, den man als Mörder Gustav Adolphs angeklagt hat. Voll Erinnerung an eine kämpfereiche Vergangenheit setzen wir hinter dem Dom über nach der Beck und genießen von dort eine neue Ansicht der Stadt mit dem jetzt alles überragenden Dome im Vordergrunde. Es gibt dort aber nicht nur schöne Fernblicke, sondern auch in der Nähe allerhand interessante und malerische Details, wie unser Künstler ein solches in der alten „Kupfermühle“ gefunden und durch den Stift festgehalten hat. Den ganzen See zu umwandern, so lohnend die Tour ist, dürfte nicht nach dem Geschmack eines jeden sein, da wenige diesen Gang in einem Tage machen könnten, aber die meisten umwandern wenigstens den kleinen See, d. h. die Südhälfte oder den sogen. „Küchensee“ der frühern Domherrn. Rings von Wald umgeben, nur so breit, daß die Uebersicht von einem Ufer zum andern stets klar ist, bietet der See eine Fülle wechselnder Scenerien, an den geeigneten Stellen jedesmal mit einer andern Ansicht von Ratzeburg im Hintergrunde. Der schönste Durchblick auf dem Ostufer ist seit wenigen Jahren mit einem hölzernen Wirthshaus „Waldesruh“ versehen. Herrlich sitzt es sich hier unter den hochgipfeligen Buchenstämmen: die blaue Flut zu Füßen, das rothe Ratzeburg dahinter, und über Ratzeburg dehnt sich die Nordhälfte des Sees unübersehlich aus, hinter dessen Rand man an hellen Tagen die spitzen Thürme Lübecks erspähen kann. Diese Aussicht ist ewig schön, in jeder Jahreszeit, selbst im Winter, und auch im regnerischen Wetter büßt sie nicht ihren Reiz ein. Am herrlichsten aber ist sie an einem lauen Sommerabend, wenn der Mond in langen Streifen sein Licht über den See gießt, wenn eine Rudergesellschaft ihre heitern Lieder ertönen läßt, wenn die Wellen plätschernd ans Land schlagen und die Wipfel der Bäume geheimnißvoll dazwischen rauschen. Wer sich da liebevoll versenkt in das Gedächtniß dieses stillen Landes,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

dem wird die Vergangenheit heraufsteigen aus dem Nebel der Geschichte und aus ihrer entlegensten Zeit, Siva Ratzivia, die Göttin der freien Schönheit, der heidnischen Weisheit — das Ideal einer vertilgten Völkerschaft, der wir wenigstens den Ruhm gönnen müssen, daß sie sich mit Heldenkühnheit gegen unsre starken, gewaltthätigen Ahnen vertheidigt hat bis aufs Aeußerste.

Doch lassen wir Siva Ratzivia in den kühlen Fluten ihres Sees und wandern durch den Wald nach

Alte Kupfermühle in der Beck.

Süden! Nach einer Stunde erblicken wir wieder einen See, klein und schmal, aber halbmondförmig einen hohen Hügelrücken umspülend. Welch holdes liebliches Bild! Der Hügel trägt auf seiner Spitze eine stattliche gothische Kirche und an dem Hügel klettern hinauf, eins immer über das andere, die Wohnhäuser der friedlichen Bürger dieser Ackerbaustadt, bis die letzten wieder weichen und in der Ebene zurückbleiben. Es ist das kleine Städtlein Mölln, zwar nicht so historisch wichtig wie die Schwesterstadt Ratzeburg, aber — welches Kind in Deutschland hätte nicht von ihr gehört? Hat doch der alte Schalksnarr Till Eulenspiegel sich den hohen Kirchhof Möllns mit der schönen Aussicht zu seinem letzten Ruheplatz erkoren! Er, der echte niederdeutsche Spaßvogel voll derben Humors konnte sich

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Mölln.

wahrlich kein passenderes Plätzchen erwählen. Mitten im niederdeutschen Land ruht er, etwa in der Mitte zwischen Amsterdam und Riga, noch dazu aufrecht stehend, als wollte er auch im Tode noch seine Wunderlichkeit beweisen und alle Lande übersehen, die er einst durchzog. Einst in der guten, alten Zeit besuchte jeder ehrsame Handwerksbursch Eulenspiegels Grab, das Wahrzeichen der guten Stadt Mölln, und schlug einen Nagel, häufig durch einen Pfennig, in die Linde, die das Grab beschattet. Seit einem Menschenalter ist dieser Brauch verschwunden. Doch noch kommt niemand in diese Gegend, ohne das versunkene Grab zu sehen. Auch wir eilen hinauf, freuen uns der Aussicht und lassen uns vom Küster des alten Narren Grabstein zeigen. Es ist wohl schwerlich der eigentliche Grabstein, sondern eine spätere Erneuerung. Derselbe zeigt Eulenspiegel in Narrenkleidung in ganzer Figur, Eule und Spiegel haltend. Wir nehmen auch gern die Brille von Eulenspiegels Großmutter, seinen hölzernen Bierkrug und sein Panzerhemd als echt mit in den Kauf, ohne dem Küster durch kritische Bemerkungen seinen hübschen Verdienst zu verkümmern, dem er sogar dann nachgeht, wenn drinnen die andächtige Gemeinde singt und des Predigers Worte hört. Zweifeln wir auch sehr stark an der Echtheit dieser Sachen, so viel ist gewiß, daß der wirkliche, historische Eulenspiegel hier begraben liegt. Seine Grabschrift, die schon stark verwittert ist, lautet:

Anno 1350 iss dusse sdeen upgehaven,
Tyll Ulenspegel ligt hirunder begraven.
Marcket wol und dencket dran,
Wat ick gewest si up erden,
Alle de hir vorover gan,
Moten mi glick werden.

Außerdem ist Mölln noch berühmt durch seinen wohlschmeckenden Zwieback und die harten Fäuste seiner jungen Männer. Wünschest Du die letzten kennen zu lernen, so frage einen recht harmlos: Wat mäkt de öl Herr? „Wie geht's dem alten Herren?" d. h. Eulenspiegeln, den Du damit als eine hochgeehrte Möllner Musterpersönlichkeit bezeichnest.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Die Umgegend Möllns bietet den norddeutschen Malern viele hübsche Motive. Ein Wald und ein See reiht sich an den andern im lieblichen Wechsel mit stattlichen Dörfern und Gütern. Der größte lauenburgische Wald ist der neuerdings wieder so bekannt gewordene Sachsenwald, wo Fürst Bismarck in Friedrichsruh sein Tusculum aufgeschlagen hat, und der als beliebter Sonntagsausflug der Hamburger schon seit Jahrzehnten eine vielgenannte Gegend war. Besonders malerisch ist die Landschaft in ihm nicht, aber bis in die neueste Zeit hatte sich hier, wo einst die Völkerscheide zwischen Germanen und Slaven, dann Gebietsscheide zwischen Askaniern und Schauenburgern, und deshalb immer ein wenig „Weltende" war, die Natürlichkeit der geographischen und ethnologischen Zustände ganz prachtvoll erhalten. Der starke Wildstand (hier ist im 16. Jahrhundert Deutschlands letzter Wisend erlegt), die damit verbundene Wildschützenromantik, der sehr entwickelte Volksaberglaube, der viele Götter- und Heldensagen bewahrte, seien im Einzelnen erwähnt. Am Schlusse von „Hamburg" ist schon darauf hingewiesen, daß sich hier der Wielandsmythos bis fast zur Gegenwart lebendig erhalten hat. Der Waude oder Wauen (Wodan) ist noch heute unvergessen.

Dem Sachsenwald entgegengesetzt, am Ostrande des Ländchens, findet sich dessen seltsamster See, der Schall-See. Der Wanderer, der den Weg von Mölln nach Schwerin zu Fuß zurücklegt, wird durch seinen Anblick reich belohnt werden. Die Gestalt des Sees ist eine der wunderlichsten, denn man könnte ihn fast mit seinen vielen Buchten, Vorsprüngen, Halbinseln, Landzungen und Inseln einem nordischen Fiord vergleichen, nur daß nicht kahle Granitfelsen, sondern graue Sandhügel mit prächtigen Wäldern ihn einfassen. In Folge davon bietet er fast alle hundert Schritt einen überraschenden Scenerienwechsel. Hier hat die gräflich Bernstorff'sche Familie ihren Sitz auf einer Insel am östlichen Ufer, die das hübsche Schloß Stintenburg trägt. Einer der Grafen Bernstorff war ja bekanntlich Klopstocks Gönner und hat diesem Dichter vom dänischen König Friedrich V. das Gnadengehalt ausgesetzt, das ihn in den Stand setzte, sorgenlos den Musen zu leben — zu unser aller Schande ein so seltenes Loos für einen deutschen Dichter! Diesen nordischen Beziehungen Klopstocks verdankt Deutschland nicht allein den vollendeten Messias, sondern auch Klopstocks große Schwenkung von der Antike zur germanischen Odendichtung, die uns jetzt zwar etwas fremdartig und gezwungen erscheint, ohne die aber die deutsche Geistesentwicklung, wie sie nun einmal geworden ist, kaum denkbar wäre. Der Anfang der Ode „Stintenburg" ist besser als eine lange Schilderung geeignet, uns in unsere Landschaft zu versetzen, darum lassen wir denselben folgen:

Insel der froheren Einsamkeit,
Geliebte Gespielin des Widerhalls
Und des Sees, welcher, itzt breit, dann versteckt,
Wie ein Strom rauscht, an des Walds Hügeln umher,
Selber von steigenden Hügeln voll,
Auf denen im Rohr die Muräne weilt,
Sich des Garns Tücke nicht naht und den Wurm
An dem Stahl, leidend mit ihm, ferner beklagt.

Mag man auch über das seltsame Bild der mitleidigen Muräne lächeln — diese Vorstellung aus dem Thierleben im Schilf ist recht geeignet, uns auf das Eigenthümliche des Sees hinzuweisen, das endlose Uferdickicht seiner wunderlich verwirrten Gestade.

Doch kehren wir zurück auf die breite Straße und eilen mit dem Dampfwagen von Mölln an das Südende des lieblichen Lauenburg. Es scheint, als wenn hier am hohen Elbufer das Land noch einmal alle seine Schönheit in einen Punkt concentrirt. Das Städtchen Lauenburg steigt terrassenförmig zur Elbe hernieder und gewährt dem, der zu Schiff vorüberfährt, einen überaus malerischen Anblick. Von dem alten Schloß, das seit dem 12. Jahrhundert die Höhe des Uferrandes krönte und gar manchen Sturm erlebte, steht noch ein alter Thurm, der jetzt den Landstreichern als Aufenthalt dient. Wir steigen hinauf und werfen einen flüchtigen Blick in seine Zelle und erfreuen uns von dem platten Dach des Thurmes der wunderbaren Fernsicht. Weit hinauf und hinunter schauen wir die Elbe, auf der stattliche Flußschiffe auf- und niedersegeln oder rudern. Dann aber können wir meilenweit hinüberblicken ins hannöver'sche Land bis an die Thürme des alterthümlichen Lüneburg. Die großartige, feste Eisenbahnbrücke, die seit kurzem hier beide Ufer verbindet, ladet uns ein, noch einen schnellen Abstecher zu machen nach Lüneburg und in die Lüneburger Haide.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Bauernhof in der Lüneburger Haide.

Die Lüneburger Haide.

Als das Meer der Urzeit die norddeutsche Tiefebene überflutete, bildete der Höhenzug zwischen Aller und Niederelbe eine große Untiefe in der seichten Flut. Langsam als Insel erhob sich das Land aus den Gewässern und hatte dabei die spülende, abflachende Wirkung von Welle und Wind in verderblicher Weise zu erfahren. Dadurch wurde die schwere Thonerde, welche den einen Hauptbestandtheil des Bodengemenges bildet, massenhaft in die umliegenden tieferen Partien hinabgeschlemmt und der andere Bodenbestandtheil, die leichtere körnige Kieselerde, erhielt an Ort und Stelle das Uebergewicht und machte die neue Insel unfruchtbar. Eine zweite schädliche Folge war die plateauartige Abpolirung des Bodens. Flache Mulden bildeten Staupfützen des abfließenden Meeres und erzeugten dadurch Sümpfe, flache weite Anschwellungen bildeten quellenlose Rücken, wo der Anbau einfach in Folge von Wassermangel unmöglich ist, obwohl es dem Boden nicht ganz an Nährstoff fehlt. So entstand die Lüneburger Haide, so die thatsächliche Voraussetzung für ihren schlechten Ruf.

Man würde indessen fehlgehen, wenn man annähme, daß die angedeuteten Uebelstände nur hier, oder hier durchweg schlimmer anzutreffen seien, als in allen Nachbarländern.

Oede Sand- und Moorstrecken sind leider in Norddeutschland überhaupt keine Seltenheit. Hat die Haide solche, und zwar rechte Prachtexemplare, wie nicht zu leugnen ist, so können sich doch ihre Sümpfe mit jenen Oldenburgs und der Emsgegenden, von denen in „Ostfriesland“ die Rede war, keineswegs messen; an Sandwüsten aber wird sie durch die Mark Brandenburg und den schleswig-holsteinischen Mittelrücken mindestens erreicht, von den „stammverwandten“ Wüsteneien des Landes jenseits der Königsau gar nicht zu reden. Interesse für den Deutschen hat übrigens die Haide auf alle Fälle als eines der Hauptstücke vom Stammgebiete des ruhmvollen Sachsenvolkes, das hier zunächst seine Sitze aufschlug, als es sich von seiner Urheimat Hadeln (siehe „Flußabwärts“) landeinwärts ausbreitete. Im Wesentlichen sind die heutigen Bewohner noch die unverderbten Nachkommen jener Altsachsen.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Nur der östliche Theil, etwa bis zum Walde „Göhrde", ist in slawische Hände gekommen. Im unteren und mittleren Jeetzelgebiet ist noch heute der wendische Typus unverkennbar und wenn die Leute dort auch seit dreihundert Jahren deutsch sprechen, freilich mit besonderem Dialekt, so nennen sie sich doch noch heute „Wendländer". Ihr Gebiet liegt übrigens nur am Rande der Haide. Im Ilmenaugebiet schon und weiter nach Westen zu ist Alles urgermanisch, ursächsisch.

Aber auch in Beziehung auf die Bodenbeschaffenheit ist nicht nur Schatten vorhanden! Der Nordertheil der Haide ist noch ziemlich hochhügelig geblieben und in Folge dessen von Sümpfen frei und nicht arm an hübschen Landschaften. Die höchste Erhebung, der Wilseder Berg, 585 Fuß, liegt zwischen den Quellen der Luhe, Aue, Seeve und Wümme ganz königlich da, nach Süden, Norden und Westen erst in den Wesergebirgen, in den Höhen Jütlands und Britanniens seine Meister findend. Solchen Hügelgruppen verdanken natürlich muntere Bäche ihr Leben, die sich zu mehreren, nicht ganz geringfügigen Flüssen vereinigen und in den Thälern derselben zum Theil vortreffliches Alluvium geschaffen haben. Am reichsten in dieser Beziehung ist gewiß das Ilmenaugebiet, wo z. B. in der Dorfschaft Droge der Bauer das 16. bis 18. Korn vom Roggen erntet. Ein Land mit solchen Fruchtgärten ist doch gewiß keine Wildniß! Und daß dies Beispiel nicht vereinzelt dasteht, beweist ein Blick in die Statistik der Lüneburger Forsten. Allerdings, der Hauptbaum ist der Baum des Sandes, die Föhre. Aber wie gedeiht auch diese Föhre in den Forsten der Haide! Die „Kronföhre" im „Kiekenbruch", ein etwa 150 Jahre alter Baum von seltener Schönheit, ist 140 Fuß hoch! Und auch für Laubbäume fehlt es nicht an günstigem Terrain. In den Hügelthälern des Nordens finden sich sehr schöne Buchenwälder, nicht minder im Quellgebiet der Ilmenau, wo der Forst Hasenwinkel bei Ebsstorf zwei Buchen von 115 resp. 119 Fuß Höhe enthält. Seltener tritt, wie überall in Norddeutschland, die Eiche auf, doch fehlt es auch ihr nicht an herrlicher Vertretung und an reichen Beständen. Im November 1836 wehte bei Lüchow im Wendlande die „Schmucke Eiche" um, welche einen 68 Fuß langen ganz geraden Schaft hatte, über dem sich die Krone bis zu 112 Fuß Höhe erhob. Aber der Stolz aller Lüneburger Wälder bleibt die Göhrde, gerade auch durch ihren Eichenreichthum, denn hier dominirt dieser vornehmste unserer Waldbäume. Im Jahre 1777 wurde ein offizieller Ueberschlag des haubaren Holzes in diesem herrlichen Walde gemacht und ergab auf 20,000 Morgen Landes 234,515 Eichen, 94,495 Buchen, 123,145 Birken und Espen und 45,736 Nadelbäume, zusammen zu etwa 276,918 Faden Nutzholz taxirt. Dieser Waldbestand hat sich seitdem nicht wesentlich verändert. Man sieht, eine absolute Sahara ist die Lüneburger Haide denn doch nicht! Und auch für den Schönheitssinn ist gesorgt, wo Wald, Hügel und Schlängelfluß zusammenkommen. Freilich diese Vorzüge allgemeiner Art enthalten nichts für die Haide Charakteristisches. Sie sind immer doch nur dem kleineren Theile des fraglichen Gebietes eigen und könnten nur als glückliche Ausnahmen gelten, wenn das übrige wirklich durchweg abschreckend wäre. Doch dem ist nicht so! Nur auf einzelnen Strecken, namentlich gegen Westen, tritt der Sand zu Tage. Der Sumpf bedeckt ebenfalls nur einen beschränkten Mindertheil des Oedlandes. Weit über die Hälfte desselben ist eben wirklich, was das Wort sagt: eine „Haide" — eine ebene oder sanftwellige Fläche, vorwiegend bewachsen mit Haidekraut und verwandter Flora, über welche hie und da einige Wachholder- und Birkengebüsche sich erheben. Da nun hier das Leben keineswegs fehlt, da es nur ein sehr eintöniges und unentwickeltes ist, so ist die von dieser eigentlichen Haide erweckte Stimmung auch keine disharmonische. Es liegt vielmehr ein Zug von wehmüthiger Sehnsucht, eine eigenthümlich nordgermanische Romantik — wenn das nicht gar zu paradox klingt — auf einer solchen Landschaft. Der Eindruck ist dem, welchen das Meer hervorbringt, verwandt, etwa wie der Niedersachse, der rechte und echte Sohn dieser deutschen Steppe, dem Friesen, dem speziell deutschen Seemannstypus verwandt ist. Verschwimmt der Horizont der Haide im bläulichen Nebel, so steigert sich die Meerähnlichkeit der Haidefernsicht bis zur Täuschung. Eine Reihe ausgezeichneter Landschaftsmaler, historisch angeführt von dem unvergeßlichen Morgenstern, hat neuerdings der Natur diesen eigenartigen Schönheitszauber abgelernt. Die Hünengräber, welche sich in der Haide ziemlich häufig finden, bilden oft einen sehr stimmungsvollen Schmuck solcher Naturansichten; ruft doch so ein bemooftes Heldenmal dieselbe wunderbare Mischung von Schwermuth und Thatenlust hervor, wie sie auch ein Meer- oder ein

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Hünengrab auf der Lüneburger Haide. Von Eugen Bracht.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Haideprospekt zu wecken pflegen. Einen besonderen Reiz erhalten derartige Landschaften noch zu der Zeit, wenn die Haide blüht und sich dann ganz und gar in ein rosenrothes Gewand hüllt, eine große Weide für die unzähligen Bienenschwärme, deren Pflege ein Hauptnahrungszweig der Haidebewohner ist.

Und dieser Mensch der Haide, weß Geistes Kind ist er denn? Er ist vor allem Geestbauer — oder, freilich nur zum minderen Theil, norddeutscher Kleinstädter. Letztere Spezies hat hier natürlich so ziemlich dasselbe Gepräge wie anderswo, nur daß die verhältnißmäßige Abgeschlossenheit, in welcher die isolirten Haidestädtchen sich bis zur Anlage der Eisenbahn befanden, hier das komische kleinprotzenhafte Schildbürgerthum vielleicht noch schärfer ausgeprägt haben als in sonstigen Schöppenstädten. Am berühmtesten ist in dieser Beziehung das am Nordrande belegene Buxtehude, auf dessen Haide jener allbekannte Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Schweinigel stattgefunden hat. Noch in neuester Zeit hat ein Buxtehuder Schmied durch seine unglaublichen Wunderkuren den Leuten gezeigt, was für ein Stück Mittelalter bei diesen weltentrückten Biedermännern sich lebendig erhalten hat. Im Ganzen aber ist diese drollige Art doch gegenwärtig im Aussterben begriffen und selbst Buxtehude zeigt äußerlich wenigstens jetzt ein ganz neumodisches Kleid. Ungleich besser hat sich der Lüneburger Bauer conservirt. Wir nannten ihn schon wesentlich einen Geestbauern. Das heißt: er ist zäh, conservativ, rechtlich aber hart, ehrenfest aber beschränkt, selbstsüchtig und ohne zartere Empfindungen, zu Witz und Humor gar nicht aufgelegt und sehr verdrießlich, wenn ihm mit denselben gedient wird. Ein scharfer Gegensatz, lediglich durch die verschiedene Lebensart hervorgebracht, scheidet ihn von seinen stammesgleichen Nachbarn, dem zum Theil hamburgischen Marschbauern an der Elbe, dem Kehdinger oder gar dem Hadler. Diese sind zwar auch durchaus conservativ, auf ihr Recht haltend und neuen Ideen im Ganzen abgeneigt; aber sie sind dabei munter und gesprächig, thätig auch für Neues, wenn es ihnen nur erst als praktisch klar geworden ist und wenigstens einer höheren Idee sehr zugänglich, der Freiheitsliebe.

Eine Sitte, die das gering entwickelte Gemüthsleben der Haidebauern charakterisiren mag, und die wenigstens vor einigen Jahren noch in voller Blüte stand, ist die folgende: Im Frühlinge ziehen alle heiratslustigen Burschen auf den Markt zu Uelzen. Ebendahin werden die heiratslustigen Dirnen von den Eltern gebracht. Sie stehen tagelang in Reih und Glied auf dem Markte und lassen sich begaffen. Das ist der „Kiekelmarkt“ (Guckemarkt). Während des Sommers erkundigen sich dann die Eltern eines jeden Burschen, dem ein Gelüst gekommen ist, nach den Vermögensverhältnissen der Auserwählten. Fällt der Bescheid erfreulich aus, so treten beide Häuser auf dem Herbstmarkt, dem „Griepelmarkt“ (Greifemarkt) in Unterhandlungen über Mitgift und — was nicht fehlen darf und vorher streng stipulirt werden muß! — Gegengeschenke von Bräutigams Seiten. Er und sie sitzen dabei ohne sprechen zu dürfen. Endlich ist man einig; der Handschlag bekräftigt das Geschäft. „Na, Deern, kiek (guck) em (ihn) di mal an! Magst em wol liden?“ — „Oh“ — lautete einst vor unseren Ohren die Antwort — „sien meist Deel (größter Theil) Arbeid is ja butent Hus“ (außerhalb des Hauses). Diese philosophische Brautbetrachtung störte natürlich das Fest in keiner Weise.

Aber man unterschätze den Lüneburger nicht! Er ist in der menschlichen Entwicklung ein wenig zurückgeblieben, aber was er ist, ist er ganz. Diese Männer sind aus Kernholz geschnitzt. Ist das Leben innerlich und äußerlich ein beschränktes, so ist es doch auch völlig frei von allen Civilisationskrankheiten. Da das Land nur dünn bevölkert ist und durch Bienenzucht, Schafzucht (man erinnere sich der bekannten Haidschnucken), Forstkultur, Torfstich und Ackerbau — wenigstens mit dem hier sehr beliebten, spärlichen Boden ertragenden Buchweizen — seine geringe Bevölkerung reichlich nährt, so existirt kein bettelndes Proletariat. Die oft sehr großen Höfe erben geschlossen fort und gewähren den Seitenverwandten und den Besitzlosen festen Anhalt. Patriarchalisch ist die Denkweise und sind die Sitten, und das Zusammenhalten der Gemeinden erinnert in mancher Beziehung noch an altgermanische Zustände. Folgender Gebrauch diene als Beleg dafür: Fällt einem Bauern ein Pferd, so besammelt er der Sitte gemäß seine Nachbarn für den Ankauf eines neuen. Sie dürfen ihm ausreichende Gaben nicht weigern, er aber muß ihnen dafür ein Biergelage anrichten, bei dem Musik und Tanz nicht fehlen. Das nennt man eine „Pferdehochzeit“.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Das eigenartigste Produkt der Haide ist wohl die „Hermannsburger Mission". Louis Harms, ihr jetzt verstorbener Gründer, Pastor im Dorfe Hermannsburg, war so recht ein typischer Sohn der Haide. Von tadellosem Charakter, sehr gelehrt, rastlos thätig, ein liebenswürdiger Gesellschafter, in persönlichen Fragen nachgiebig und demüthig wie ein artiges Kind, war er in Fragen der Orthodoxie von unerhörter Rigorosität und Hartnäckigkeit. Nicht nur alle Denkgläubigen, alle Nichtlutheraner, alle ungetauften Kinder schickte er in die Hölle, sondern selbst alle orthodoxen Lutheraner, die nicht glaubten, Christus sei zwischen Charfreitag und Ostersonntag persönlich vom Satan gepeinigt worden. Dabei heilte er durch sein Gebet Kranke, trieb Teufel aus und bewegte die furchtbar geizigen Haidbauern, ihm bedeutende Kapitalien zu schenken oder zinsenlos auf unbestimmte Zeit zu leihen für sein Lieblingskind, seine Mission. Man mag über das Ganze spotten, wegen der großen Gedankenbeschränktheit, die zu Grunde liegt. Freuen soll man sich aber doch, daß dies Bauernvolk so ganz aus sich selbst mit so erheblichen Opfern, unter jetzt so schwierigen Verhältnissen ein so großes Institut schaffen und behaupten kann.

Daß ein derartiges Land seine historischen Erinnerungen festhält, läßt sich erwarten. In dem Gutshause, wo Hermann Billung, Ottos des Großen Freund, geboren sein soll, wird noch heute der Erstgeborene der Herrenfamilie stets „Hermann Billung" getauft; von Burkhard von Halberstadt, dem volksbeliebten Gegner Heinrichs IV., singen noch die Kindermägde, und bei Harburg, wo Karl der Große die Sachsen demüthigte, lebt noch die Sage von dem siegreichen Könige „Karloff". Die merkwürdigste Erinnerung bewahrt hier aber ohne Zweifel das norddeutsche Troja, Bardowiek. Du siehst mitten in einer weiten fruchtbaren Ebene ein bescheidenes Dorf, aus dem sich ein großer romanischer Dom erhebt. Verwundert fragt man: Wie kommt dieser stolze Fremdling in diese idyllische Umgebung? Die Antwort ist leicht: Schon der Name Bardowiek, bereits i. J. 785 erwähnt, deutet darauf hin, daß wir hier vor dem ehemaligen Vororte des „Bardengaues" stehen, der seinen Namen von den alten Anwohnern der Niederelbe, den Langobarden oder Hadubarden, der Mutternation der Sachsen, ableitet. Als im 12. Jahrhundert sich das deutsche Bürgerthum entwickelte, entstand auch hier eine Stadt, die, an der damals schiffbaren Ilmenau belegen, einer ähnlichen Zukunft entgegenzugehen schien, wie Hamburg sie erlangt hat. Aber es kam Heinrichs des Löwen Fall und seine Rachekämpfe während des Kreuzzuges Barbarossas. Die Stadt hatte zum Kaiser gehalten und mußte diese Reichstreue durch vollständige Zerstörung büßen, seltsamer Weise gerade im Herbst desselben Jahres, in dessen Frühling die Hammenburg, die Erbin Bardowieks, ihr Privileg erhalten hatte. Nur der Dom blieb verschont. Aus den Steinen der gebrochenen Stadtmauer sollen die Hamburger sich ihren ersten Steinkai gebaut haben. Auf diesem alten Fundamente steht noch jetzt das „Zippelhaus", die Faktorei Bardowieks, in welcher die Töchter des nunmehr gemüsebauenden Dorfes im Sommer die Produkte ihrer Gärten den Kindern der Elbestadt verkaufen. Willst Du erfahren, ob diese meist recht schmucken Damen noch der vergangenen Herrlichkeit gedenken, so laß Dich von einem „Hamburger Jungen" unterweisen, wie Du als umgekehrter Aeneas Deine Frage zu stellen hast. Die umgekehrten Elissen werden Dir ein modificirtes

Infandum scelerate iubes renovare dolorem!

in einer Weise zurufen, welche es Dir sehr anschaulich macht, wie geestländische Derbheit marschländische Neckluft zu belohnen pflegt.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Die Abtsmühle in Lüneburg.

Lüneburg.

Mit der Lüneburger Haide haben wir nochmals die Uferlande des „Friesenmeeres", der Nordsee, betreten. Bardowiek hat uns wieder geradezu nach Hamburg hingewiesen. Sei es uns denn verstattet, noch einmal vollständig in den Kreis der Nordseestädte zurückzukehren, indem wir die Stadt besuchen, welche dieser Landschaft den Namen gegeben hat, und welche, jetzt freilich nur eine stille Provinzialstadt, einst unter den Nordseestädten eine so hervorragende Rolle spielte, daß sie als Rivalin Hamburgs gelten konnte: Lüneburg.

„Pons mons fons" heißt die alte Formel, mit welcher herkömmlicher Weise die Entstehungsgründe Lüneburgs bezeichnet werden. Aus dreifacher Wurzel ist die Stadt erwachsen. Wie für Hamburgs Entstehung die Alsterfähre von bestimmender Bedeutung war, so für die Lüneburgs ein Uebergang — schon früh eine Brücke — über die Ilmenau, die im Mittelalter bis hieher mit den kleinen Seeschiffen jener Zeit befahren werden konnte und deshalb den Wanderern, die sie zu kreuzen hatten, ein ernstliches Hinderniß bereitete. Die deutschen Lande waren ja damals unendlich wasserreicher als heutzutage, wie u. a. daraus erhellt, daß in der Karolingerzeit die Küstenfahrzeuge der Friesen in der Leine bis Elze hinauf fuhren, und daß gegen das Jahr 1000 Bischof Bernward von Hildesheim an der unteren Fuse — wo jetzt kaum die kleinsten Torfkähne fortkommen — Küstenbefestigungen gegen die „Drachen" der Wikinger errichten mußte. Die ungeheuren Schmelzpfützen der letzten Eiszeit waren eben noch lange nicht so stark abgelaufen wie jetzt und speisten unsere Ströme in einer für uns fast märchenhaften Weise. So konnten damals die Brücke und der an ihr gelegene Landeplatz von Lüneburg eine stadterzeugende Bedeutung erhalten, ein ganz unverständlicher Vorgang, wenn man nur den jetzigen Zustand im Auge hat.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Leichter verständlich sind die beiden anderen Entstehungsursachen. Der etwas westlich von der Brücke aufragende Kalkberg ist einer der vier Zacken (der Helgoländer Fels, das „Rode Kliff" auf Sylt und der in „Lauenburg" gelegentlich erwähnte „Segeberg" — Siegberg an der oberen Trave sind die drei anderen), mit denen der Felskern des Planeten die weiche Erdhülle der norddeutschen Tiefebene inselartig durchbricht. Das auffällige Phänomen — für kindliche Gemüther noch interessanter gemacht durch das häufige Vorkommen mancher Steinarten von gefälligem Ansehen, z. B. des Marienglases — fesselte natürlich früh die Aufmerksamkeit der Umwohner, und die Ausnützung des bequemen Steinbruches — besonders Gipsfels ward und wird gewonnen — machte den Besitz des Ortes und die Ansiedlung zahlreicher Hörigen wünschenswerth.

Wenig südlich vom „Kalkberge" sprudelt die reiche Salzquelle. Welche Heiligkeit die alten Germanen einer solchen beilegten, ist aus Tacitus bekannt. An heiligen Orten bauten sich in der Heidenzeit gern die Geschlechter an, denen vom Volke das Recht zuerkannt wurde, des Heiligthums zu warten und für die übrigen Volksgenossen bei demselben zu dienen. Sie bildeten in dieser Eigenschaft eine besonders geartete Rechtsgemeinde,. eine „Gilde", d. h. eigentlich Opfergenossenschaft, und ihr Zusammenleben stellte bereits den Anfang städtischen Lebens dar.

Als Karl die Sachsen bezwang, bestand zwar noch keine „Lüneburg", wohl aber die bereits verbundene Ansiedlung am Berge und an der Quelle „Hliumi" (nd. Lüne) und davon getrennt eine benachbarte an der Brücke „Modestorpe" (Dorf des Modi, eines Sohnes des Donar) oder einfacher „Oldenbrugge" (Altenbrück). In den ersten Jahrhunderten des christlichen Sachsens gehörten diese Orte zum Allodialgut der Billunge, die sich hier ihren Hauptsitz gründeten, jene feste Burg auf dem Kalkberge, welche, als Luniburc, 956 zuerst urkundlich erscheint. Die noch jetzt vorhandenen Mauertrümmer sehen aus, als seien sie von selbst aus dem Berge hervorgewachsen, da sie eben aus dem Gesteine erbaut sind, auf welchem sie ruhen. Am Fuße des Hügels war schon früher ein Benediktinerkloster des St. Michael entstanden — der hier, wie gewöhnlich, den alten Wodan ersetzt haben wird — und in diesem befand sich das Erbbegräbniß des trotzigen Herzogsgeschlechts. Als später Kaiser Heinrich IV. die Billunge zu demüthigen unternahm, da überrumpelte er vor allem ihr oppidum maximum Luniburc (1071), aber das Haidevolk erhob sich unter dem Grafen Heriman Billung und nahm die „siebzig Schwaben" gefangen, die er hinein gelegt hatte.

Um diese Zeit war für die Ansiedler an der Salzquelle schon eine dem St. Lambert geweihte, jetzt eingegangene Pfarrgemeinde entstanden, und für die Umwohner der Ilmenaubrücke eine Johannesgemeinde. Auch zeichnete sich Lüneburg schon damals durch eine blühende Schule aus. Auf derselben ist jener Wendenfürst Gottschalk erzogen, den wir drüben, jenseits der Elbe, als Gründer von Alt-Lübeck und als Gehülfen des großen Adalbert bei den Stiftungen Ratzeburgs und anderer Missionsbisthümer kennen gelernt haben. Ja, seinen deutschen Namen legte sich dieser slawische Knäs bei zu Ehren des Lüneburger Gymnasialdirektors Gottschalk, Abtes vom Ramsloh und später Missionsbischofs für Süd-Schweden, unter welchem er hier um 1030 seine bestimmenden christlich-germanischen Jugendeindrücke erhalten hat.

Nach dem Aussterben der Billunge (1106) kam Lüneburg durch Erbschaft an das Haus Welf-Este, dessen Eigenthum es mit ganz geringen Unterbrechungen bis 1866 geblieben ist. Es erfreute sich fortdauernd der Gunst seiner Herren und sah zugleich während des 12. und 13. Jahrhunderts eine selbständig handelnde Bürgergemeinde in seinen Lehm- und Holzwänden — bald auch in seinen Ziegel- und Felssteinmauern — heranwachsen. Freie Geschlechter ließen sich des Handels wegen hier nieder und bildeten eine schöffenbare Gemeinde. Die günstige Hafengelegenheit und das Bedürfniß, die hier produzirten Güter, Salz, die Steine und Mineralien des Kalkbergs, sowie die Wolle, das Wachs und den Honig der Haide, möglichst dicht beim Produktionsorte einzuladen, brachten den Schiffsverkehr sehr empor. Fürstliche Stapelprivilegien halfen nach. Als Haupteinfuhrprodukte werden erwähnt: Tuch, Metalle, Wein, Oel, Rosinen, Feigen und besonders Häringe — dieser Haupthandelsartikel der Hansa. So gedieh Lüneburg zu einer reichen und bedeutenden Stadt. Im Jahre 1225 werden zuerst Rathsherren derselben erwähnt; 1247 verlieh Herzog Otto der Gemeinde ein „Stadtrecht"; 1289 tritt sie mit Hamburg, Lübeck, Wismar,

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Rostock und Stralsund zusammen als eine der Stammstädte der werdenden Hansa auf; 1293 gewinnt sie das Münzrecht; 1304 erscheint zuletzt die Unterschrift des herzoglichen „Burgvogtes" unter einer Urkunde der Stadt; 1370 wird zuerst die gesammte Bürgerschaft bei einer Beschlußfassung der vollfreien — modern ausgedrückt „adeligen" — Rathsgemeinde zugezogen; 1371 benutzt Lüneburg einen inneren Hader der Fürsten, um sich der Burg auf dem Kalkberge selbst zu bemächtigen, worauf das Amt eines fürstlichen Burgvogtes ganz eingeht und die alte Billungerveste verfällt; 1392 läßt die Stadt sich eine fast völlige Unabhängigkeit von den Landesherren garantiren; 1443 vollendet sie ihre Befestigung im jetzigen Umkreise mit Wällen, Mauern und Thürmen und im „Prälatenkriege" 1446—1472 setzt sie gegen Pabstes Bann und Kaisers Acht es durch, daß die Geistlichkeit in ihrem Gebiete ihr steuerpflichtig wird und zwar zu starkem Ansatz. Hierauf folgt die Zeit der größten Blüte.

Wie glänzend auch das Bild der Entwicklung ist, das sich schon aus dieser kleinen Auswahl von Daten entnehmen läßt, in zwei wichtigen Punkten blieb Lüneburg doch hinter seiner nächsten Rivalin Hamburg zurück und das hat zwar weniger für den Moment, wohl aber für die Zukunft schlimme Folgen gehabt. Lüneburgs Stadtverfassung ist von Anfang an eine aristokratische gewesen und im Wesentlichen auch immer geblieben. Die erwähnte Hinzuziehung der Bürgerschaft in einer Zeit, in der fast alle deutschen Städte in demokratische Gährung geriethen, ist mehr eine äußerliche Concession gewesen, als eine wirkliche Aenderung des Charakters der Stadt. So ist es gekommen, daß Lüneburg heute den Eindruck macht, als ob die jetzige Bevölkerung neuerdings von Werweißwo in die leere alte Stadt eingezogen wäre und selbst nicht sagen könnte, welche Menschen diese Kirchen und Herrenhäuser wohl einst errichtet haben. Die alten Patriziergeschlechter sind eben bis auf eins (die Familie von Wietzendorf) ausgestorben und mit ihnen die lebendige Tradition der großen Zeit. Die Volksmenge ist stets nur dienendes Glied gewesen und hat deshalb wenig Gedächtniß für die alte Herrlichkeit bewahrt. Es ist der gerade Gegensatz gegen Hamburg: dort ist von der steinernen Stadt des Mittelalters fast nichts mehr vorhanden — das Volksleben aber hängt noch innig mit der alten Hansazeit zusammen; in Lüneburg steht noch sehr viel von der alten Prachtstadt da — aber das Volk ist ein Geschlecht, wie man es heute überall findet.

Sodann ist zu beklagen, daß es den Lüneburgern niemals gelungen ist, die Fürstenherrschaft ganz abzuschütteln. Die einzige Sage, welche wir in der merkwürdigen Stadt lebendig finden konnten, drückt gerade das Gefühl humoristischer Verdrießlichkeit aus, wie es die Lüneburger in Betreff dieses Punktes empfinden mußten. Die Herzoge, heißt es, hatten das Recht, in Lüneburg so lange zu residiren, wie es ihnen beliebte, aber sie waren verpflichtet, keine Köche, Köchinnen und Kocheinrichtungen mitzubringen, sondern sich aus der Rathsküche beköstigen zu lassen. Kam nun so ein Durchlauchtiger nach Lüneburg, so traktirte man ihn anfänglich aufs Beste, damit er guter Laune ward, und alle eben vorliegenden Verwicklungen im bürgerfreundlichen Sinne schlichtete. Alsdann aber, damit er seiner landesväterlichen Würde nicht gar zu froh werde, fing man an, ihm das Essen so scheußlich wie möglich zu versalzen und zu verpfeffern, bis er sich eilends aufmachte und St. Johannes' Thurm für lange Zeit mit dem Rücken ansah. — Das ist ein Scherz in echt niedersächsischem Geschmacke und zugleich ein Symptom dafür, wie die Lüneburger selbst ihre Unterthänigkeit empfanden.

Als die Hansa sank, hätte Lüneburg nur durch dieselben Mittel sich behaupten und weiter heben können, durch die Hamburg das erreichte. Es hätte eine Kanalisirung der Ilmenau für größere Seeschiffe hergestellt werden müssen. Wegen mangelnden Oberwassers wäre das ein übergewaltiges Werk gewesen und niemand wagte es anzugreifen. So sank die Stadt von ihrer Höhe herab. Immerhin blieb jedoch der Flußschiffverkehr, das sogenannte Speditionsgeschäft, recht erheblich und sicherte den Bürgern einen guten Wohlstand, bis durch die Verbesserung der Landstraßen und besonders die Anlage der Eisenbahnen auch diesem Betriebe eine tödtliche Konkurrenz erwuchs. Einige geschäftliche Bedeutung hat Lüneburg noch durch die Industrien, die auf den Mineralschätzen des Kalkberges beruhen. Eine Kanalisirung der unteren Ilmenau für Schleppdampfer und Elbschuten wäre mit Landeshülfe wohl ausführbar und würde der Stadt wieder zu größerer Blüte verhelfen. Doch bleibt es allerdings fraglich, ob der

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

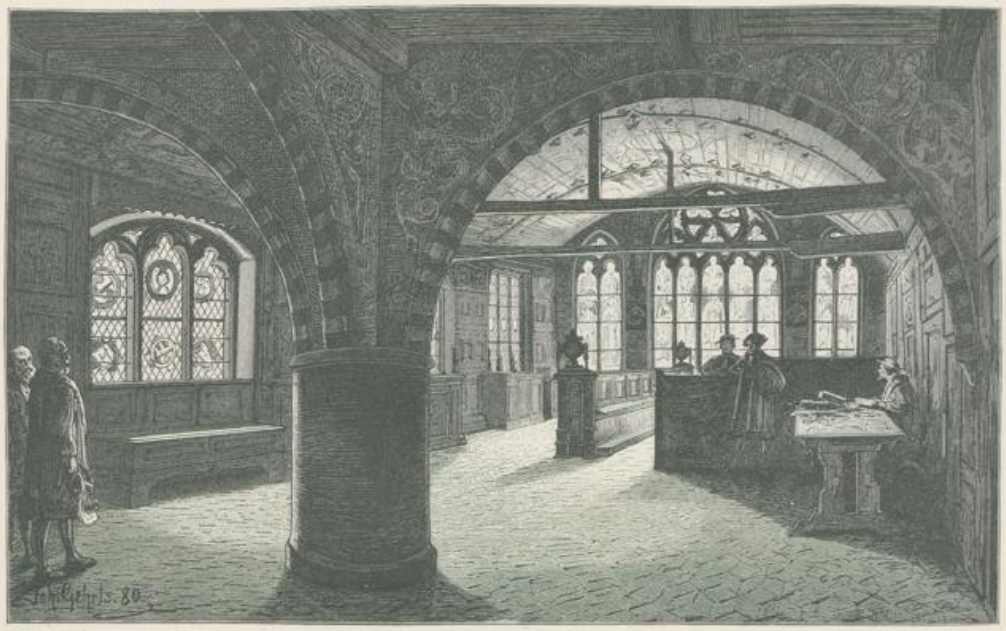
Ueberschuß ausreichen würde, um die erheblichen Kosten beständiger Ausräumung tragen zu können, welche der Kanal wohl wegen zu geringer natürlicher Spülung verlangen wird.

Aber wie sehr wünscht man hieher einen neuen Aufschwung, wenn man die wenig belebten Straßen durchschreitet und mit freudigem Staunen die Fülle stattlicher wohlerhaltener Giebelbauten der gothischen Zeit betrachtet. Welche Garnitur solcher historisch und künstlerisch anziehender Häuser zeigt uns z. B. „der Sand", über dem der mächtige Thurm der Johanneskirche (1380 begonnen) emporragt! Leider etwas zu schwer in seinen Verhältnissen, sonst ein prächtiges Muster der norddeutschen Gothik! Sehr schön ist im Innern die wohl restaurirte Nikolaikirche (1409 geweiht) mit inwendig 90 Fuß hohem Mittelschiff in edelster Gothik, doch auffälligerweise, wie auch die aus dem alten Benediktinerkloster hervorgegangene Michaeliskirche, mit einer Krypta versehen. St. Nikolaus ist hier, wie in Hamburg, der Viertelspatron der Hafengegend, und wenn wir sein hochsäuliges Haus verlassen, finden wir in der Nähe, in der Soetbeer'schen Wirthschaft, ein wohlerhaltenes Boiseriezimmer von 1520, in welchem wohl zur Zeit seiner Einrichtung die Kapitäne zu zechen pflegten, nachdem sie aus England, Norwegen oder der Ostsee in die stille Ilmenau zurückgekehrt waren, während jetzt nur Kahnführer, die selten über Hamburg hinaus kommen, hier ihr Seidel leeren, oder wortkarge Marktbauern aus der Haide. Doch der alte reiche Wandschmuck prangt noch immer, so daß die vornehmste Gesellschaft sich daran erfreuen dürfte.

„Der Sand" mit St. Johann in Lüneburg.

Lüneburg hat noch viele alterthümlich reiche Hausausstattungen; bei weitem die schönsten und merkwürdigsten aber im Rathhause. Es ist das ein weitläufiger Komplex von Baulichkeiten (133 m lang, 36 m breit) aus den verschiedensten Jahrhunderten und von außen ohne Reiz. Das Innere aber besitzt eine Fülle des Sehenswerthesten, besonders an Denkmälern des blühenden deutschen Kunstgewerbes im 16. Jahrhundert. Unsere Illustration zeigt uns den alten Gerichtssaal, die „Laube", dessen sehr hell- und munterfarbige Decken- und Glasgemälde einen ungemein heiteren und frischen Eindruck machen. Eine Perle ist auch die kunstvoll geschmiedete Gitterthüre des Meisters Hans Ruge um 1574, bei der man nicht weiß, ob man mehr den reinen Geschmack oder die vollendete Technik bewundern soll. Am meisten Staunen aber erregt die Holzschnitzerei der Rathsstube, 1566—1583 von Albert von Soest ausgeführt, eine Vereinigung glücklicher architektonischer und plastischer Conceptionen in schönster Ausführung, wie man sie selten reicher finden wird. In einem Schranke dieses Prachtzimmers wurde auch der berühmte „Silberschatz" verwahrt — eine Menge der herrlichsten Tischgeräthe von vergoldetem Silber, zum Theil Meisterwerke der edelsten Kunst, wie sie dem Rathe im 15. und 16. Jahrhundert von einzelnen Patriziern geschenkt waren. Schon in der Zeit des dreißigjährigen Krieges hatte die Stadt aus Finanznoth das Meiste veräußert. Der Rest bis auf einen Krug, der zum Andenken erhalten bleibt, ist 1874 für 660,000 Mark

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Rathslaube in Lüneburg.

zum Besten des „Deutschen Gewerbe-Museums in Berlin“ von der preußischen Regierung erworben worden. Nur galvanoplastische Nachbildungen sind noch an Ort und Stelle. Die Stadt gibt die Zinsen des in Block gelegten Kaufpreises für Restauration historischer Denkmäler und Hebung des Kunst- und Geschichtssinnes unter der Bevölkerung in zweckmäßiger Weise aus. — Besser noch als durch einen Besuch im Rathhause wird man sich in die alte Zeit zurückversetzen, wenn man sich auf die Kaufhausbrücke stellt und dann bald flußaufwärts schaut gegen die alte „Abtsmühle“ hin, wie unser Bild sie vorführt, bald flußabwärts auf den alten Lüneburger Hafen. Rechts zeigt sich hier das jetzige „Kaufhaus“, d. h. öffentliche Lagerhaus für zu Wasser ankommende Güter, ein langweiliger Bau aus dem vorigen Jahrhundert; ihm gegenüber links, am Westufer der Ilmenau, das frühere Kaufhaus mit der Jahreszahl 1572 und einem bereits recht ehrwürdigen Anstrich auf seiner breiten mächtigen Façade. In derselben Front mit ihm, weiter flußabwärts, ragt dann aber der noch viel ältere, erste erhaltene städtische Speicher auf, das Viskuhlenhaus, undatirt, aber jedenfalls einer der ältesten Profanbauten in Norddeutschland, ohne seinen verhältnißmäßig jungen Dachstuhl noch ganz im Urzustande. Vor dem seltsamen — man möchte sagen in Ehren ergrauten — hohen und breiten Gebäude strömt die Ilmenau zwischen stattlichen Steinkaien mit seichtem trägem Wasser der Elbe zu. Aber wo jetzt die Straßenjugend herumpatscht, da wogte einst ein tiefer Strom zwischen diesen Kaien dahin und statt der wenigen Frachtboote, die hier jetzt halb im Schlamme liegen, ankerten einst hier und weiter abwärts Dutzende von „Koggen“, vielleicht stark genug, um die Küstenfahrt wagen zu können bis Nowgorod oder Sankt Jakob. Welch buntes Leben muß damals diese stillen Staden gefüllt haben! Wie knarrten wohl die Winden vor den zahlreichen Speicherfenstern dieser geräumigen „Kaufhäuser“ und wie stolzen Schrittes wanderten die Schiffsherren, wenn sie die Ladung gut geborgen sahen, von hier zurück nach ihren hohen geschmackvollen Backsteinhäusern, die jetzt auf uns hinuntersehen wie Zeugen einer untergegangenen Welt! Lüneburg ist zwar kein Venedig gewesen, aber auch von ihm gilt, was der Dichter von der Königin der Adria sagt: „Es liegt nur noch im Reich der Träume.“

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Werfte bei Wismar.

Wismar.

Und nun, grüß' dich Gott, mein liebes Mecklenburg, gutes, braves, urgemüthliches, durstiges und fettes Land! Und grüße dich Gott, Wismar, du gute alte Stadt, die du so stattlich und friedlich daliegst zwischen deinen Wiesen und im Kranze der Hügel, von denen man tief auf dich hinabschaut, auf die lustigen Anlagen deiner grünen Wälle, auf die zackigen Giebel und mächtig aufragenden Kirchen und dort hinten auf die blauen Wellen der Ostsee, welche die stolzen Schiffe bis unter deine Mauern tragen!

Wismar gehört auch ein bischen zu jenen Städten, die so zu sagen ihren Ruhm „dahin haben" und, schwer unter der Ungunst der Zeiten leidend, seit Jahrhunderten mit diesem gesammten Küstenstrich gleichsam vergessen und verschollen sind. Es soll einmal gegründet worden sein, um dem rasch erblühenden Lübeck, dessen wachsendes Ansehen den Grafen Gunzelin von Schwerin nicht schlafen ließ, ein wenig Konkurrenz zu machen, und hob sich dann auch wirklich mit jener wunderbaren Lebenskraft, welche alle diese, jener Zeit entstammenden jungen Städteanlagen bewährten. Man möchte wirklich glauben, hier an den Küsten sei der rechte Städteboden gewesen, der nur darauf wartete, von den Menschen in Angriff genommen zu werden, um solch' Vertrauen mit dem reichsten Gedeihen und dem prächtigsten Erblühen zu lohnen.

Als das neue Gemeinwesen kaum fünfzig Jahre zählte, gehörte es bereits zu dem engeren Kreise der Hansa und wußte seinen Platz im Frieden und Kriege auf das Ehrenvollste zu behaupten, gleich den übrigen in so gut wie vollständiger Unabhängigkeit von den Landesfürsten. Später sank es gleich den anderen — es konnte in einer „Pest" des 14. Jahrhunderts 10,000 Bewohner verlieren, ohne entvölkert zu werden! — und was sich mühsam durch die elenden, schutzlosen Zeiten des 16. Jahrhunderts hingeschleppt hatte, ging im 30jährigen Kriege vollends verloren — 1300 Häuser lagen in Trümmern und 400 andere waren „zugeschlossen". — Im westfälischen Frieden schmachvollen Angedenkens wurde die Stadt an Schweden abgetreten und mit so unermeßlichen Kosten zu einer starken Festung ausgebaut, daß Karl XI. ihre Wälle die „silbernen" hieß, trotzdem aber bei jeder Belagerung — 1675 und 1716 — eingenommen. Im Jahre 1803 endlich wurde sie von Schweden an Mecklenburg verkauft und schlug sich dann, noch immer mit einem Reste ihrer alten Freiheiten, mühselig durch die folgenden schlechten und kraftlosen Zeiten, bis erst die neuesten wieder bessere Tage brachten und ein frisches und fröhliches Gedeihen

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Am Wasserthor in Wismar. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

beginnen ließen. Ein solches ist Wismar im gewöhnlichen Laufe der Dinge gewissermaßen schon durch die Natur gesichert, denn sein Hafen und seine Rhede gehören, nach Ausdehnung, nach Tiefe und Geschütztheit, zu den vorzüglichsten an der ganzen Ostseeküste. Auf der Werfte von Wismar hat unser Künstler die obenstehende Illustration gezeichnet, welche uns ein Schiff zeigt, welches „in Spanten" steht. (Man sagt: ein Schiff steht „in Spanten", wenn der Kiel, die Vorder- und Hintersteven und die Rippen aufgestellt sind; letztere heißen eben auch: „Spanten".) Auch die originelle „Kaffeeköchin", welche dieses Kapitel ziert, ist dort gezeichnet.

Es ist gut sein „to de Wismar" — die Stadt bekommt, wie vordem auch Stralsund und Greifswald, im Munde des Volks noch heut einen Artikel vor ihren Namen. Die Leser erinnern sich wohl an einen der liebenswürdigsten Charaktere Fritz Reuters, an „Tanten Lining, — de gode olle Dam', in de Reis' nach Konstantinopel", welche sich von Jugend auf auf einen kleinen Raum beschränken mußte, — „up de Wismar, min Dochter". Es ist eine freundliche Stadt, mit meist breiten und geraden Straßen, mit anmuthigen Umgebungen und einem lebhaften Hafen. In einzelnen Quartieren sind die Häuser meist klein und entstammen so ziemlich alle einer neueren Zeit. Da zeigen sich auch noch zwischen ihnen Gärten und leere Plätze: die schweren Zeitläufte haben gerade hieher besonders hart getroffen und die mittelalterliche Stadt in den Staub geworfen. Aber in anderen Gegenden zeigt uns diese, neben stattlichen modernen Bauten, noch ihre mächtigen Reste in ungewöhnlich großer Zahl. Da ragt noch Giebel an Giebel auf, und ob auch viele von ihnen, wie wir schon in Lübeck sahen, durch die Tünche auf das trübseligste entstellt sind, so finden sich doch zwischen ihnen überall noch einzelne, welche sich, sei es durch die Pietät ihrer Besitzer, sei es — was denn wohl meistens der Fall sein dürfte! — durch glücklichen Zufall noch unverkümmert in ihrem alten Stolze und ihrer alten Schönheit zu uns herüber gerettet haben. So zeigt die Gegend an dem alten Wasserthor noch einen durchaus alterthümlichen und malerischen Charakter. So steht am Markt, links vom modernen und nicht gerade rühmenswerthen, weitläufigen Stadthause, solch ein fast unverletzter Prachtbau, der im Ganzen so gut wie in seiner Gliederung und seinem reichen Schmucke zu den originellsten und herrlichsten zählt, welche in Deutschland noch aufzufinden sind.

Kaffeeköchin.

Es ist etwas Wunderbares um diese alten Giebelhäuser, wenn sie noch wirklich als die alten vor euch stehen, gewaltige, vom Roste der Zeit gleichmäßig gedunkelte, aber noch unerschütterte Denkmäler einer weitentlegenen, mächtigen und stolzen Vergangenheit! — Ihr sollt solch ein Haus nicht ansehen, wenn der Himmel blau herablächelt und die Sonne es mit ihren goldenen Strahlen übergießt. Das ist nichts für den alten Bau, er wacht dadurch nicht auf zu Lust und neuer Heiterkeit, sondern schaut nur um so kälter und strenger, um so fremder und gleichgültiger aus seiner Versunkenheit und Stille in solch jugendliches Leuchten und Glänzen hinein. Und ihr müßt es auch nicht ansehen, wenn in der Nacht sich der Vollmondschein um die Zinnen und Thürmchen schmiegt, aus den glasirten Ziegeln zurückstrahlt, an den kleinen Wölbungen der dunklen Luken scheu vorüberhuscht und hie und da einen zierlichen Bogen, ein feines Stabwerk scharf aus den Schatten hervortreten läßt. Es ist etwas Geister-

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

haftes in dieser bleichen Färbung und zugleich etwas Gespenstiges in diesem Aufglänzen und Hinschwinden, und man fühlt sich angeweht von den Schauern einer langen, von tausend bald wunderlichen, bald traurigen Zügen erfüllten Vorzeit.

Nein, wenn ihr dem alten Bau wirklich sein volles Recht geben wollt, dann müßt ihr euch zu seiner Betrachtung einen stillen, grauen Tag aussuchen, dessen ruhiges, mildes Licht mit der gleichmäßigen, ernsten und tiefen Färbung des Hauses übereinstimmt und das grandiose Ganze und alle Einzelheiten in jeder Linie zu reiner und voller Wirkung auf euch gelangen läßt. Oder ihr mögt einen von jenen Tagen wählen, wie sie, zumal zur Zeit der Aequinoctien, in diesen offenen Gegenden nicht gerade selten heraufsteigen, wenn der Sturm donnernd und brausend und heulend durch die Gassen fährt und um die Thürme und Giebel rast, die schweren Regenschauer vor sich herpeitschend oder die wilden Schneewirbel. Das ist die rechte Zeit. Dann seht das Haus, wie es fest und dem furchtbaren Feinde voll unbeugsamen Trotzes die Stirn bietet — „hart gegen hart", in stolzer Ebenbürtigkeit. Dann erkennt ihr's erst in seiner vollen Kraft und Mächtigkeit. So stand's in den wilden Aufruhrtagen des Mittelalters, so überdauerte es den rund umher weiterfressenden Ruin der segenslosen Jahrhunderte, so steht es in den Wirbeln und unter den Flittern der ruhlosen Gegenwart — stets das gleiche. Und man möchte auf den alten Bau jenes gewaltige Wort anwenden: „Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae!"

Partie aus Wismar.

Sieht man sich weiter in der Stadt um, so fallen Einem vor allem wieder die stattlichen Kirchen in die Augen, welche auch hier für die frühe und kräftige Blüte des jungen Gemeinwesens zeugen. Allein im Allgemeinen steht Wismar hierin zurück. Die Marien- und St. Georgenkirche, welche nahe bei einanderstehen, sind ganz ansehnliche Gebäude in Kreuzform, aber ohne bauliche Einheit, aus verschiedenen Perioden stammend. Dazu ist St. Marien ziemlich leer geworden und bietet dem Beschauer eigentlich nichts Bemerkenswerthes dar, es müßte denn das kunstreiche Gitter um den Taufstein sein, das „niemand nachzumachen" und bei dem niemand den Anfang oder das Ende zu finden versteht, daher denn auch natürlicher Weise ein Werk Sr. höllischen Majestät allerhöchst selber. Was er dafür von dem verzweifelnden Schmied bekommen hat, verräth die Sage nicht: vermuthlich aber, wie meistens in solchen Fällen, mit Hülfe eines schlauen Pfäffleins, nichts als das leere Nachsehen!

In der Georgenkirche sieht es etwas besser aus. Sie ist nicht so gänzlich leer geworden, sondern birgt noch das eine oder andere, was den Blick zu fesseln vermag, wozu wir denn allerdings den großen heiligen Georg zu Pferde und mit dem Lindwurm nicht gerade rechnen können. — Zu wirklicher Erhebung gelangt man aber in der dritten, der Nikolaikirche, welche weit von den beiden anderen entfernt auf der Nordseite der Stadt liegt. Sie stammt aus dem 14. und 15. Jahrhundert und ist ein Gebäude aus einem Guß und von überraschender Schlankheit und Kühnheit. Das ließ sich auch trotz der umfassenden Reparatur erkennen, der das Innere augenblicklich unterworfen, die aber schon auf das Erfreulichste vorgeschritten war: das Gewölbe des stolzen Mittelschiffs war im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch den Einsturz des Thurms zerstört worden. Jetzt wölbte es sich jedoch wieder leicht und kühn empor. Einen Einblick in die Barbarei der „Aufklärungsperiode", welche unter unseren Alterthümern so furchtbar aufräumte, erhält man sozusagen aus der ersten Hand: wo die Tünche weggekratzt wird, erscheinen

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

ältere Wandmalereien von einem, in ihrem jetzigen Zustande allerdings noch nicht zu bestimmenden Werth. Aber nach einem solchen Werthe fragte ja jener barbarische Geist überhaupt auch niemals. Er machte nur ein für allemal dem ganzen „altfränkischen Plunder" den Garaus.

Der „Fürstenhof" zwischen der Marien- und Georgenkirche verdient zum mindesten im sogenannten „neuen Hofe", der im Anfang des 16. Jahrhunderts erbaut wurde, mehr Beachtung, als man ihm gemeiniglich gönnt. Es ist ein Gebäude von mächtigen Verhältnissen und im Einzelnen von einem Reichthum und einem Geschmack der Ornamentik, die ihresgleichen suchen. — Ganz in der Nähe aber zeigt sich eines der originellsten alten Bauwerke,

Portal am Fürstenhof in Wismar.

die Einem vorkommen können, — ein langes, räucheriges und düsteres Armenhaus (?) oder dergleichen —, über dessen kleinen, unregelmäßigen Fenstern aus Ziegeln gewölbte, halbrunde Blend- oder Wetterkappen vorspringen, genau wie bei unsern Neubauten die halbaufgezogenen, eleganten Jalousien. Ein Anblick, von dem man nicht weiß, ob man über ihn lachen oder sich verwundern soll. Die Fenster sehen aus, als hätte man ihnen alte, formlose Schirmmützen aufgestülpt.

Wismar ist, wie schon bemerkt, im Ganzen eine ungewöhnlich offene und freundliche und, trotz ihrer zahlreichen Denkmäler, eigentlich nichts weniger als alterthümliche Stadt. Solchen Plätzen werden bekanntlich für gewöhnlich die imponirenden und „malerischen" Partien abgesprochen; in Wirklichkeit aber fehlt es, wenn man nur seine Augen zu brauchen weiß, auch hier keineswegs an einzelnen, nicht wenig ansprechenden, überraschend schönen und eigenartigen Bildern. Wie wir es schon zu Emden und Lübeck, sei es auch im anderen Sinne, andeuteten, muß

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

man sich auch zu Wismar und in all diesen alten Städten ganz und gar von den Notizen, Weisungen und Urtheilen der Reisehandbücher und den Aufnahmen der Photographen, vor allem aber von den — sagen wir: Traditionen und Urtheilen der Künstler und „Kunstverständigen" frei machen und selber auf die Suche gehen.

So erschien uns zu Wismar ein Stadt- oder Abendbild, das uns noch lange unvergeßlich bleiben wird und das wir kühnlich zu den anmuthigsten und zugleich imponirendsten rechnen, die dem Beschauer sich irgendwo darbieten können. Nach einem glühend heißen Tage war ein milder und schöner Abend gekommen. Die Sonne war aus der Stadt schon fort, die vorüberziehenden leichten Wolken droben säumten sich bereits mit goldenen Rändern und das Blau zwischen ihnen erschien von wunderbarer Tiefe und Reinheit. Gegen Westen zu aber stand der ganze Himmel in einer einzigen goldenen Glut und mitten darin erhob sich, von einem goldbraunen Duft umschlossen, der stumpfe Thurm und das schwere Dach der Marienkirche. Es liegt zwischen ihr und dem Markt ein immerhin nicht ganz unbedeutendes Häuserquadrat, und die alten Häuser um den Platz ragen meistens hoch empor: allein der stolze Bau schaute tief auf sie alle herab und über ihre Dächer und Giebel ernst zu uns nieder, die wir schweigend das schöne Bild bewunderten.

Die Schatten breiteten sich hier unten schon leise weit und weiter aus; die Gebäude drüben, die Hauptwache und selbst die Bäume davor lagen in tiefer Dämmerung, während dieselbe sich rechts am Rathhause und links an den stattlichen Häusern dieser Seite in den zartesten Abstufungen aufwärts wieder lichtete und hie und da einen Giebel in gedämpfter, aber auch die feinsten Linien noch verrathender, überraschend klarer Beleuchtung hervortreten ließ. Auf dem Pflaster des Platzes glitten die Schatten mählich heran, sie drängten den Wiederschein des flammenden Westens weiter und weiter gegen unsere Seite und die hinter uns aufragenden Häuser zurück; sie schwebten sachte hinauf in die stille Luft und schmiegten sich um das wunderliche Gebäude der Wasserkunst, bis sie's allmählich völlig einhüllten — es war, als wüchse der Abend gleichsam sichtbar und spürbar dem Zuschauer entgegen. Aber nun stiegen die Schatten auch schon an den Häusern hinauf, über die Fenster hin und über die Luken der Giebel, über die Zacken und Zinnen und auf die Dächer. Jetzt schwand der Glanz von der Kirche, der Himmel wurde rasch blasser und blasser, die Wolkensäume rötheten sich, und die gewaltige Masse der alten Kirche zeichnete sich immer dunkler und mächtiger auf dem klaren Hintergrunde ab. Alles umher schwamm in weichem Abendduft und der tiefste und süßeste Friede breitete sich über den Himmel und die Erde.

Es war ein ganz köstliches Abendbild. Der Maler malt es euch nicht, und der Kunstverständige demonstrirt es euch nicht. Ihr müßt es selber suchen und selber seiner froh werden — bis ins Herz hinein.

Hier und dort im Lande.

Die Insel Pöl, welche etwa eine Meile nördlich von Wismar liegt, ist das größte derartige Eiland an der mecklenburgischen Küste. Von Naturschönheiten ist hier nichts zu finden, es gibt keine „malerischen" Ufer und der Wald fehlt fast gänzlich. Die Bewohner verwerthen ihren Boden besser, denn er ist sehr fruchtbar und gestattet beinahe durchgängig den Gemüsebau, wie denn der sogenannte „Weißkohl", eines der Haupt-Wintergemüse dieser Gegenden, von hier in großen Quantitäten aufs Festland und selbst nach Holstein ausgeführt wird. Dazu gibt auch der Getreidebau reiche Erträge, die Fischerei ist eine sehr bedeutende und die Bewohner finden sich daher meistentheils in den gedeihlichsten Verhältnissen. Die Pöler Bauern werden zu den „fettesten" des Landes gerechnet.

Man muß Mecklenburg überhaupt zu den von der Natur bevorzugten Landstrichen Deutschlands zählen, und wären die inneren Verhältnisse nicht meistens so verschrobene, ja zum Theil so völlig verrottete und unvernünftige, so könnte es sich hier eine dichte Bevölkerung wohl sein lassen. Der Boden ist mehrentheils ein ganz ergiebiger, ja

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Dorf in Mecklenburg.

in manchen Strecken der denkbar fruchtbarste, und die Kultur desselben ist zu einer Höhe gediehen, die selbst in den berühmtesten Getreidestrichen nicht überboten wird. Hier zwingt man selbst dem hellen Sandboden noch Erträge ab, den anderwärts kein Mensch auch nur anrühren mag. Der mecklenburgische Ackerbau steht daher auch durchweg auf einer sehr hohen Stufe, und die mecklenburgischen Landwirthe genießen überall eines großen Ansehens. Allein hier kommt es nun auch zur Kehrseite der Medaille. Die enormen Mittel, welche man in den Boden gesteckt hat und stecken muß, haben zwar auch enorme Erträge hervorgerufen, aber einerseits zu einer Uebersteigerung des Bodenwerthes und andererseits zu einer Schwächung des Bodens selber geführt, denen weder die Mittel noch die Kraft der Bebauer gewachsen bleiben konnten. Es wurde auch auf diesem Gebiet — und dies gilt nicht von Mecklenburg allein! — der Schwindel und die Spekulation Herr, und war der Gewinn auf der einen Seite ein außerordentlicher, so überwogen auf der andern noch die Verluste, und es kam nicht bloß für die neuen Anfänger, sondern auch für die alten Besitzer leider häufig genug zu den allerempfindlichsten, wo nicht völlig vernichtenden Rückschlägen.

Es ist eine von jenen ziemlich kindischen Vorstellungen, die im mittleren und südlichen Theile Deutschlands über unsere Küstenländer im Schwange sind und mit Hartnäckigkeit festgehalten und voll Gedankenlosigkeit weiter verbreitet worden, daß Mecklenburg nichts als ein einförmiges und „langweiliges" Stück Tiefebene sei, welches man, einmal dahin verschlagen, so rasch wie thunlich und immerhin geschlossenen Auges passiren dürfe. Es fehlt im Gegentheil keineswegs an eigenartigen, sei es auch bescheidenen Reizen, und wenn man nur einmal die Eisenbahn losläßt und wirklich ins Land kommt, so kann man sich nicht nur im welligen Terrain hie und da der hübschesten An- und Aussichten erfreuen, sondern findet auch die Ebene mit ihren prächtigen Getreidefeldern und reichen Wiesenstrecken, mit den Dörfern, den stattlichen Gutshöfen und stolzen Herrenhäusern gar nicht so einförmig. Dürftige und öde Sand-, Haide- und Moorbreiten sind, wenigstens in den Küstengegenden, selten. Die Wälder, ob auch stark gelichtet, nehmen noch immer einen großen Raum ein, und wenn die Nachzucht, des leichteren Anbaues wegen, auch häufig aus Kiefern besteht, so gibt es doch von Laubwaldungen noch immer prachtvolle und weitausgebreitete Reste.

Kommt man aber gar an einen der Landseen, von denen es auch hierzulande wimmelt, so stößt man häufig auf ein Landschaftsbild, wie wir es hinter uns, in Holstein, nirgends schöner und anmuthiger fanden. Der

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

große Tollense-See bei Neubrandenburg ist wegen seiner hohen, waldreichen Ufer mit Recht bewundert und gepriesen, der Park von Ivenack, nahe bei Stavenhagen, dem Geburtsorte Fritz Reuters, sucht seinesgleichen an prachtvollem Baumwuchs und ein Städtebild, wie das alte Schwerin mit seinem stolzen Dome, mit dem prächtigen Schloß auf der Insel und dem grünen Schloßgarten, alles sich spiegelnd in dem weiten, klaren, von Waldhügeln umkränzten See, — dürfte man weit und breit vergebens suchen.

Aber auf die Städte kommt es hier eigentlich gar nicht an, sie treten vor dem offenen Lande zurück, denn

Eiche-Buche im Park von Ivenack.

Mecklenburg ist, wiederholentlich gesagt, das Eldorado der Landwirthschaft mit allem, was so oder so zu derselben gehört. Die Städte sind in erster Linie nur die Plätze, wo der Landwirth seine Produkte absetzt, seine Bedürfnisse einhandelt, seinem Vergnügen nachgeht und, wenn er draußen nicht länger „wirthschaften" mag oder kann, sich ein Ruheplätzchen sucht. Es gibt in den Städten schwerlich einen Menschen, der nicht irgend welche und zwar recht ernstliche Beziehungen zum „Lande" hätte; alle Stände, alle Gewerke stehen damit in der genauesten Verbindung und sind von ihm mehr oder weniger abhängig. Man hört hier zu Lande daher auch kaum etwas anderes — die Landwirthschaft und die Landwirthe lassen sich nirgends umgehen. Selbst die „Onkels" werden hier landwirthschaftlich und lernen über solche Dinge sich zu unterhalten, und wenn ihr einmal ein paar Stadtherren neben euch findet, die von „Eleganz" glänzen und duften und anscheinend nur mit der „Creme der Gesellschaft" zu thun

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Das Schloß in Schwerin. Von Lorenz Ritter.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

haben, so könnt ihr darauf schwören, daß sie, sich unbeachtet glaubend, mit Vorliebe Landwirthschaft und landwirthschaftliche Verhältnisse und Familien „tractiren".

Es hat sich allerdings im Laufe der Zeit auch hier allmählich vieles verändert, und die schönen Tage des lustigen alten Mecklenburg sind dahingeschwunden, um niemals wiederzukehren. Trotz alledem ist auch jetzt noch der „Landmann" hier ungefähr alles und jeder Andere mehr oder weniger nur in seiner Stellung und seinem Verhältniß zum Ersteren überhaupt etwas. Den echten Mecklenburger mit seinen Arten und Unarten, seinen Tugenden und Untugenden, in seiner Tollheit und Tüchtigkeit, seinem Protzenthum und seiner Cordialität, seiner Derbheit und seiner Schalkhaftigkeit, mit einem Wort, so ganz „in seinem Esse", trefft ihr noch immer am ersten „auf dem Lande" und „der Strom" ist trotz alles „Fortschritts" noch immer ein großer Mann und spielt unabänderlich im mecklenburgischen Leben und der mecklenburgischen Gesellschaft eine Hauptrolle.

Ihr dürft dies nicht mißverstehen. Der „Strom" im gewöhnlichen Sinne ist allerdings der angehende und zwar noch unselbständige Landwirth. Aber dies erschöpft den Begriff im Grunde keineswegs. Der „Strom" repräsentirt vielmehr und es spiegelt sich in ihm, ob auch natürlich durch Verhältnisse modificirt, eine Hauptseite des gesammten Volkscharakters auf das Schärfste ab. Daher passirt es auch gar nicht selten, daß selbst im würdigsten alten Amtmann, im gemessensten Gutsherrn, im ehrbarsten Familienvater unter Umständen Knall und Fall wieder der leibhaftige „Strom" sichtbar wird und, unter günstigen Umständen, auch wohl noch einmal in Action tritt.

Der plattdeutsche Volksstamm Mecklenburgs und des anstoßenden, zumal des vordem schwedischen Pommerns, ist allerdings ein höchst verwundersamer und durchaus origineller Menschenschlag. Er hat sich in seiner verhältnißmäßigen Abgeschlossenheit eine überraschende Ursprünglichkeit bewahrt und sich in seiner, an Widersprüchen reichen Eigenart mit unzerreißbarer Zähigkeit behauptet. Seiner Mannhaftigkeit und Tüchtigkeit stehen wohl ein unbesieglicher Eigensinn und ein Trotz gegenüber, der, wie man zu sagen pflegt, mit dem Kopf geradeswegs durch die Wand will. Seiner Derbheit und Unumwundenheit kommt nichts gleich, als seine Gutmüthigkeit und Herzlichkeit. Neben seinem tiefen Ernst erscheinen nicht selten eine völlig räthselhafte Leichtherzigkeit, oder auch einmal der helle Leichtsinn und tollköpfige Uebermuth, eine unbesiegliche Lust an Scherzen und Neckereien, an Schabernack und Thorheiten aller Art. Und gleich darauf oder mitten darunter überraschen euch eine Tiefe des Gemüths und der Empfindung und vor allem ein Humor, die sich nie, unter keinen Umständen, in keiner Lebenslage verleugnen und diesen Menschen selbst unter den Plattdeutschen beinahe etwas wie ein unterscheidendes Gepräge aufdrücken.

Es darf wohl ein Glück geheißen werden, daß dieser Volksstamm keinem hochdeutschen Scribenten und Poeten in die Hände gefallen ist, sondern uns durch einen Mann wie Fritz Reuter bekannt wurde. Die Größe Fritz Reuters und die außerordentliche Wirkung seiner Darstellungen beruhen hauptsächlich darauf, daß er selber ein Plattdeutscher und nicht in einer einzigen Faser seines Wesens „vermessingt" ist, und nie und nirgends etwas anderes sein will. Und sie erklären sich daraus, daß er stets aus dem vollen, offenbaren Leben schöpft, daß er dies Leben und diese Menschen läßt wie sie sind, ohne einen Zug hinzuzuthun, ohne einen Zug davon zu nehmen. Fritz Reuter erfindet nicht, sondern nimmt auf, was ihm begegnet und wie es ihm begegnet, und wie, wenn wir uns hierzulande nur umsehen mögen, es auch uns noch heute allerwärts entgegentritt. Wir sagten, es habe sich auch hier vieles verändert: zumal seit dem Jahre 1848 hat sich viel Hochdeutsches herein und das Einheimische zurückgedrängt. Aber trotzdem blieb noch ein ganz ansehnlicher Rest zurück.

Der Humor stirbt nicht aus, und die alten Schnurren und Possen ergötzen noch immer in der Erinnerung und die neuen tauchen noch immer auf und — auch das zeichnet den Volkscharakter! — machen noch immer die gleiche Freude. Es gibt ihrer landaus und landein eine überschwängliche Menge, und wie viele Fritz Reuter auch in seinen „Läuschen und Rimels" oder als Episoden in seinen übrigen Schriften erzählt hat, und wie zahlreich sie auch sonst, in den Kalendern oder sonstigen Volksschriften, veröffentlicht wurden und werden, so schwirren doch hunderte und aberhunderte frank und frei umher, deren Sammlung noch keinem Menschen eingefallen ist. Man kann dreist

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

sagen: jede Gegend hat ihre eigenen und jeder Mensch seine besonderen, neben denen, die längst oder neuerdings zum Gemeingut aller wurden oder werden.

Ob die folgende Geschichte eine lokale oder weiter verbreitete, ob sie nur mündlich kursirt oder schon aufgeschrieben und bekannt gemacht worden ist, wissen wir nicht. Wir hörten sie nur, und da sie uns gerade in den Kopf kommt und obendarein nicht ohne einen gewissen „malerischen" Reiz ist, so mag sie hier wohl mitgetheilt werden.

In der Neubrandenburger Gegend lebte vor vierzig, fünfzig Jahren ein alter Oberamtmann — ein Titel, der wohl den Domänenpächtern verliehen wurde — so und so. Es war ein Mann vom alten Schlage. Er hatte

sich's sein Leben lang blutsauer werden lassen, aber sich auch gute Tage zu machen verstanden. Er hatte sehr viel gewirthschaftet und sehr viel verdient, sehr viel gegessen, getrunken und gespielt und war sehr fidel gewesen, und das war so fortgegangen, bis er allmählich zu Jahren kam und sich hin und wieder verdächtige Zufälle einstellten, die den alten Herrn veranlaßten, mit seinem „Doktor" nicht bloß zu frühstücken oder zu vespern, sondern sich auch einmal über seine Gesundheit zu unterhalten.

Der Doktor nahm das Ding ziemlich ernsthaft. Er verordnete eine völlige Veränderung, d. h. Beschränkung der splendiden und bequemen Lebensweise und vor allem auch eine ernstliche Ermäßigung der täglichen Getränks-Quantitäten. Das war dem Alten außer allem Spaß — Gläser zu leeren, wo er bisher Flaschen getrunken hatte — es war nicht zu sagen! Es war, als wenn eine unglückliche Schiffsmannschaft während der Windstille auf halbe, viertel, achtel Rationen Wasser und endlich auf einen Fingerhut voll herabgesetzt wird — der arme Oberamtmann stand nach seiner Ansicht mit seinen paar Gläsern noch unter dem Fingerhut! Aber was half's? Der Doktor mit seinem angedrohten Schlagfluß blieb Meister.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Ihr müßt aber diese Trinklust und Trinkkraft nicht für so gar ungeheuerlich und verwerflich erklären, sondern hübsch die Umstände berücksichtigen. Der leichte französische Rothwein, der völlig steuerfrei und daher sehr wohlfeil war — und ist? — floß und fließt in Strömen und war für viele, allenfalls mit einziger Ausnahme des Kaffees und Thees, das alltäglichste und unentbehrlichste Getränk. Es ist noch gar nicht so lange her, daß in manchem Familienzimmer, wie anderwärts eine große Wasserkaraffe, eine solche mit Wein im Kranze ihrer Gläser stand, jedem in jedem Augenblick zugänglich und so oft wie nöthig wieder gefüllt: man trank den Wein im wörtlichsten Sinne des Wortes wie Wasser und als wirkliches, durststillendes Getränk, ohne große Skrupel und ohne besonderen Nachtheil. Es gilt hier jenes alte Sprichwort vom „jung gewohnt, alt gethan". Daher war denn auch so ein Zehn- oder Zwölf-Flaschenmann gar nicht so etwas einerseits Abnormes und andererseits Erschreckliches, und jene Geschichte, die auch Fritz Reuter erzählt, von dem Reisenden, dessen zwölf Flaschen „Reisebedarf" auf dem Zollamt angehalten, aber nach einer wohlbestandenen kleinen Probe voll Höflichkeit freigelassen werden, ist eine wahre und allbekannte und wird noch heute mit Lachen über die verblüfften Zollbeamten, aber ohne großes Erstaunen über den braven Trinker erzählt.

In der Häuslichkeit ging es mit der „Kasteiung" unseres Alten allenfalls noch so ziemlich. Nun aber kam eine große Hochzeit, bei welcher er als nächster Verwandter nicht fehlen durfte, und er überlegte mit dem morgens vorsprechenden Doktor auf das Ernstlichste, wie es mit ihm werden sollte. Denn es verstand sich von selbst, daß er sich bei dem viele Stunden langen Mahl ganz unmöglich auf ein paar Gläser beschränken konnte. Das sah denn der vernünftige Arzt auch ein und gestand ihm endlich eine Flasche zu. „Oewers man en', up Ihr und Gewissen, Oll, oder ik' stah vör nix." — Und der Alte mit strahlendem Gesicht schüttelte dem Doktor die Hand und versicherte: „Du büst 'n braven Kierl, Dokter, un kannst di up mi verlaten. 'Wiß und w'raftig man en un nich mihr." —

Und der Oberamtmann wirft sich „in Staat" und fährt zur rechten Zeit mit den Seinen in der Kutsche, vier lang, im höchsten irdischen Glanze zum Hochzeitshause hinüber und kommt dem jovialen Empfang auf das Jovialste entgegen. Während die Seinen indessen in die Staatszimmer treten, macht er sich ein wenig auf die Seite und sucht in der Küche die „Mamsell" — die Wirthschafterin — auf, um sich von ihr die größeste, in der Wirthschaft befindliche Branntweinflasche zeigen zu lassen. Und als ihm ein solches Ungethüm, das seine guten zwölf Flaschen, oder vielleicht auch noch ein bischen mehr hielt, vorgewiesen wird, da klopft er die Mamsell vergnügt auf die breite Schulter und sagt: „Na Selling, de maken Se mi nu man vull Win und setten s' an minen Platz up 'n Disch. 't is man von wegen den ollen dämligen Dokter, de mi von wegen den ollen dämligen Schlagfluß man en Flasch' erlauben will und den ik't je denn ok tosegt hew. Und sien Wurt möt de Minsch hollen, und en bliw't, un de dor mag't jo wol don".

Und bei Tisch steht richtig zum allgemeinen Halloh die Zwölfflaschen-Flasche vor dem schlauen Oberamtmann und er ruft dem verblüfften Doktor lustig zu: „Sühst du, Dokter, en Mann, en Wurt! En ist't und en bliw't un de verdeuwelte Schlagfluß möt sich noch 'n beten Tid laten." — Und so hat er getrunken und sich dabei wohl befunden — „wie ein braver, ein trinkbarer Mann" — auch alle Angst und Sorge hinabgetrunken und fortan wieder gelebt wie zuvor und dem Doktor und dem Schlagfluß ein Schnippchen geschlagen — noch manche Jahre lang.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Molen von Warnemünde.

An der See.

Es hat sich vieles verändert im Lande Mecklenburg, und wer die lustigen Zeiten erlebt hat, als der alte Friedrich Franz noch regierte, weiß den jetzigen wenig Gutes mehr nachzurühmen. Aber das ist am Ende nur wie überall, und wenn man gerecht sein und sich umsehen will, so findet man hierzulande noch mehr und noch ansehnlichere Reste des früheren Lebens, als auf den meisten anderen Plätzen. So ist das große Nationalfest, der Rostocker „Pfingstmarkt", trotz aller Abnahme auch jetzt noch eine Gelegenheit, ganz Mecklenburg bei einander, im höchsten Glanz und im tollsten Jubel zu sehen. Es kann einem dann noch immer ein wenig bange werden, wie's die alte Stadt aushalten werde. Denn an den Besuchern liegt's nicht, wenn sie nicht einmal rund umgekehrt und geradeswegs auf den Kopf gestellt wird.

„Söben Döern to St. Marien-Kark;
Söben Straten van den groten Mark;
Söben Düer, de dor gahn to Lande;
Söben Kopmannsbrüggen bi dem Strande;
Söben Thörn, so up dat Rathhus stahn;
Söben Klocken, so dadäglich slan;
Söben Linden up den Rosengoern, —
Dat sünd de Rostocker Kennewohren."

Das sind die „Wahrzeichen" von Rostock, und wenn sie heutzutage auch nicht mehr alle zutreffen, so kennzeichnen sie in ihrer Zusammenstellung und selbst in diesem Verse noch die Würde und das Ansehen der alten stolzen Stadt. Rostock ist die größte und vordem mächtigste Stadt Mecklenburgs. Sie behauptete im Hansabunde einen hohen Rang, sie war so gut wie völlig unabhängig von den Landesfürsten und hat sich erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts — wohl verstanden, so halb und halb, in ihre Botmäßigkeit ergeben; ja sie bewahrt noch jetzt die eine oder andere der alten, sie auszeichnenden Freiheiten und nimmt im Lande und unter den übrigen Städten

einen besonderen Platz ein. Und wenn man gegen Rostock von der Landseite, noch mehr aber auf der Warnow, dem schiffbaren Flusse, herankommt, so hat man eines der stolzesten Stadtbilder vor sich und ahnt den Rang und die Macht des alten Handelsplatzes.

Rostock besitzt noch Mauern und Mauerthürme, es hat sich wenigstens noch ein paar von den alten wehrhaften Thoren gerettet; seine Kirchen, unter ihnen die mächtige zu St. Marien, ragen mit stattlichen Thürmen hoch empor — der zu St. Petri ist einer der höchsten an der ganzen Ostseeküste und dient den Schiffern weit in die See hinaus als Landmarke. Und neben den Kirchen und den übrigen — heißen wir es: Hochbauten drängt es sich allerwärts auf von den alten Giebeln, schier stufenartig. Denn das Terrain steigt von der Warnow aus stadteinwärts nicht unbedeutend, und man erhält hier einen Ueberblick des Platzes aus der Tiefe zur Höhe, wie er einem selten anderwärts geboten wird.

Kröpeliner Thor in Rostock.

Die Stadt ist in ihrem, von ganz modernen und elemit seinem mächtigen Vorbau macht einen imponirenden Eindruck. Und selbst die Gassen und Gäßchen, welche sich hie und da, trotz vielfältigen Aufräumens, noch eng und winkelvoll und schattig genug zeigen, erinnern den Spaziergänger oft lebhaft an die Vergangenheit, so besonders der alte „Schlächtergang", welcher durch sein malerisches Winkelwerk unseren Künstler zu der beigegebenen Illustration reizte. Wenn wir nicht irren, ist es die kleine „Scharrenstraße" neben dem Rathhause, von der die Sage geht, daß lustige Studenten dem sie zornig verfolgenden Pedell in ihr einen Wollsack entgegengespannt hatten, in den der eifrige Mann denn auch richtig hineinschoß, ganten Quartieren begrenzten Kerne, trotz zahlreicher neueren Bauten, doch immer noch reich an den Denkmälern des früheren städtischen Lebens, nicht bloß in den Kirchen und einzelnen Thoren, sondern auch in öffentlichen Gebäuden und Bürgerhäusern. An stattlichen, wohlerhaltenen, reich gegliederten Giebeln ist kein Mangel; das große Rathhaus, in dessen Innerem der weite Fürstensaal wohl einen Blick verdient, zeigt trotz entstellender Um- und Anbauten, gleichfalls in der Höhe noch die Spitzbogen des alten Giebels und die schon erwähnten sieben Thürmchen. Das „Stein-" und das „Petrithor" erheben sich in alterthümlicher Würde, und das „Kröpeliner" Thor

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

um dann hübsch eingeschnürt und in die Höhe gezogen, in seinem luftigen Gefängniß eine lange, höchst unbehaglich abkühlende Winternacht zu verleben. Wer das Gäßchen sieht, glaubt ohne Umstände an diese Schnurre.

Unter den Kirchen macht sich vor allen St. Marien geltend, eine von den großartigsten Kirchenbauten dieser Gegenden, imponirend durch die Höhe und Kühnheit der Gewölbe, reich an Grabdenkmälern, aber ohne wirklich volle Einheit des Baues. Als Kreuzkirche erbaut, sind in den vier Winkeln Kapellen errichtet, so daß das Ganze fast viereckig erscheint. — Neben ihr finden sich auch hier, wie in den meisten dieser alten Städte, eine Kirche zu St. Nikolai, und eine andere zu St. Jakobi — denn der heilige Nikolaus ist der Patron der Seefahrer und St. Jakobus von Compostella in Galizien war in diesen Gegenden einer der am höchsten verehrten Heiligen, zu dem noch bis kurz vor der Reformation fast alljährlich Schiffe mit zahlreichen Wallfahrern hinüberfuhren. — Meistens übersehen wird die schöne kleine Klosterkirche „zum heiligen Kreuz", in der Nähe des Blücher-Platzes, während sie nicht bloß als Bauwerk, sondern auch um einzelner Denkmäler — wie z. B. des Altars und des Sakramentshäusleins — willen vor den übrigen beachtet werden sollte.

Weil wir einmal am Blücher-Platz sind, so sehen wir uns wenigstens das Standbild des alten Marschalls „Vorwärts", des Landeskindes, an, das Schadow formte und dem Goethe die Inschrift gab:

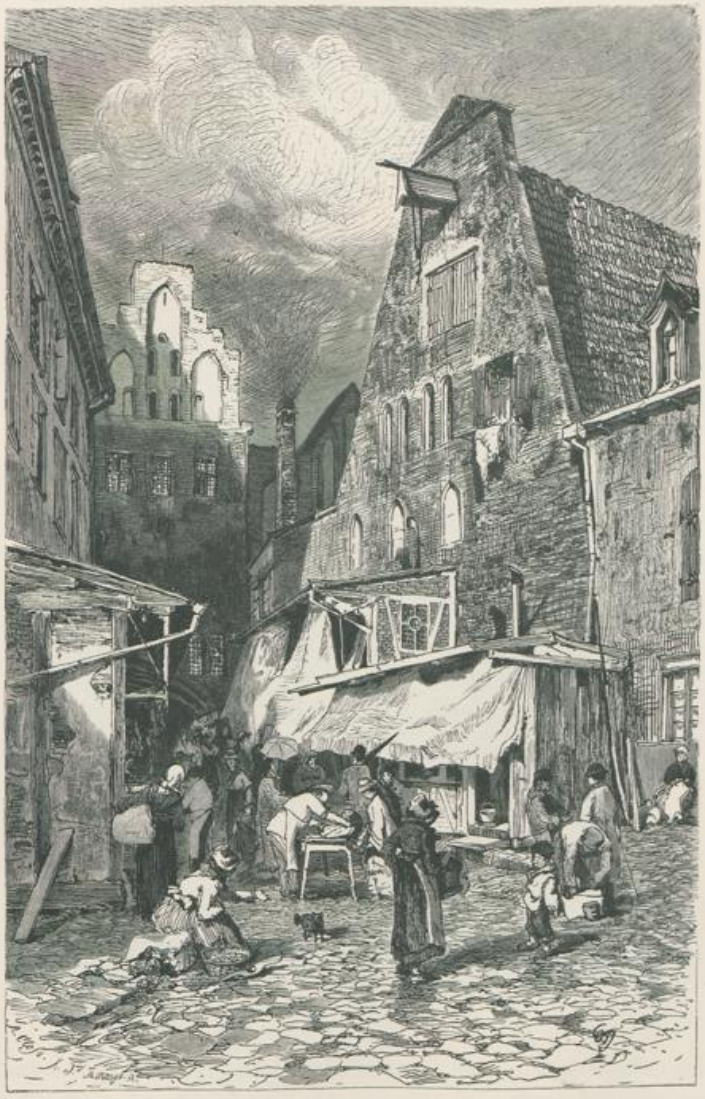
„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Von Feinden los."

Das großherzogliche Palais am Platz will nicht viel heißen, dagegen ist die gleichfalls hier liegende „neue Universität" ein wirklich stattlicher und schöner Bau. Denn Rostock ist ja auch eine Universität und zwar eine von den ältesten, da sie schon 1419 gegründet wurde, aber trotz mancher trefflichen Lehrer ohne rechten Segen. Sie hat in früheren Zeiten meistens kaum ihr Leben gefristet, ging zuweilen auch fast vollständig ein, wurde zeitweise verlegt und hat sich selbst in der neueren Zeit keines besonderen Aufschwunges zu erfreuen. Sie wird meistens nur von Mecklenburgern besucht, welche hier pflichtmäßig einige Semester studiren müssen.

Sehr viel bedeutender ist Rostock als Handelsplatz und Hafen. Seine Rhederei ist die größte an der ganzen Ostseeküste und der Schiffbau geht hier auf das Schwunghafteste. Ein Gang am stets belebten Hafen entlang ist ein äußerst unterhaltender. Aber der eigentliche Hafen ist, da die Warnow nicht Tiefe genug hat, bei dem zwei Meilen entfernten Warnemünde, und hier trifft man denn auch das bekannte Seebad, das in ganz Norddeutschland eines großen Rufes genießt und zur Zeit der Saison der Sammelpunkt zahlreicher Mecklenburger und Fremder, zumal Berliner ist. Der Ort selber macht einen freundlichen Eindruck, er ist, wie alle solche Fischer- und Schifferörter, sehr sauber, und die hölzernen Vorbauten der Häuserchen, in denen sich die Badegäste nach Geschmack und Vermögen für den Tag einrichten, gewähren, ob man ihnen auch anderwärts, z. B. zu Travemünde, ganz ähnlich begegnet, durch ihre Allgemeinheit und den Wechsel der schlichteren oder anspruchsvolleren Einrichtung, so wie durch das allen Blicken sichtbare häusliche Leben und Treiben ihrer Insassen, einen überraschenden und unterhaltenden Anblick.

Noch „eleganter" als Warnemünde ist das andere berühmte mecklenburgische Bad, Doberan mit dem „Heiligen Damm". Wo zu Warnemünde sich das Badeleben noch immer in verhältnißmäßig bescheidenen und, man möchte sagen, bürgerlichen Grenzen bewegt, entfaltet es sich hier zum reichsten und schrankenlosesten Glanze und Prunke und erscheint alles im größten Zuschnitt. Doberan und der „Heilige Damm" sind das „Adelsbad", und wer wissen will, was das heißt, muß sich daran erinnern, daß der mecklenburgische Adel in seinen Grundbestandtheilen einer der stolzesten und exclusivsten ist, denen man, mit Ausnahme allenfalls des hannöver'schen, irgendwo begegnen kann. Aber dieser Platz hatte von jeher etwas von einem Weltbade; es sammelte sich hier die vornehmste und glänzendste

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe



Schlächtergang in Rostock. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Gesellschaft nicht bloß aus dem Norden Deutschlands, und so wurden, wie sehr sich auch der einheimische Kern dagegen wehren mochte, das Leben und der Ton unwillkürlich um vieles großartiger und gewissermaßen freier.

Die glänzendsten Zeiten Doberans und des Heiligen Damms scheinen allerdings vorüber zu sein. Als das Land sich von den schweren Leiden der französischen Kriege und den folgenden Krankheits- und Hungerjahren zu

Hafen von Rostock.

erholen und der Werth der Güter und der Produkte einigermaßen zu steigen begann, entwickelte sich hier allmählich ein Luxus und eine Prunksucht, die alles bis dahin und anderwärts Gekannte weit übertrafen und Doberan, wie sonst wohl Spaa oder Pyrmont, für eine Weile zum ersten Bade Deutschlands machten. Der mecklenburgische Adel wetteiferte sich aller Welt als den glänzendsten zu zeigen und es unter sich einer dem anderen zuvorzuthun. Die Pracht der Equipagen, um nur dieser zu gedenken, war ohnegleichen, und wer die schönsten Pferde der Welt in den prachtvollsten und gleichmäßigsten Gespannen sehen wollte, ging nicht mehr in die fürstlichen Marställe, sondern

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

hieher: er hatte zugleich noch den Vortheil, genau zu erfahren, welche Farbe und Zeichnung augenblicklich von der Mode begünstigt wurde, ob die Weißen oder Isabellen, ob die Roth- oder die Grauschimmel, ob die „Mohrenköpfe" oder die Schecken, oder wie sie sonst geheißen wurden.

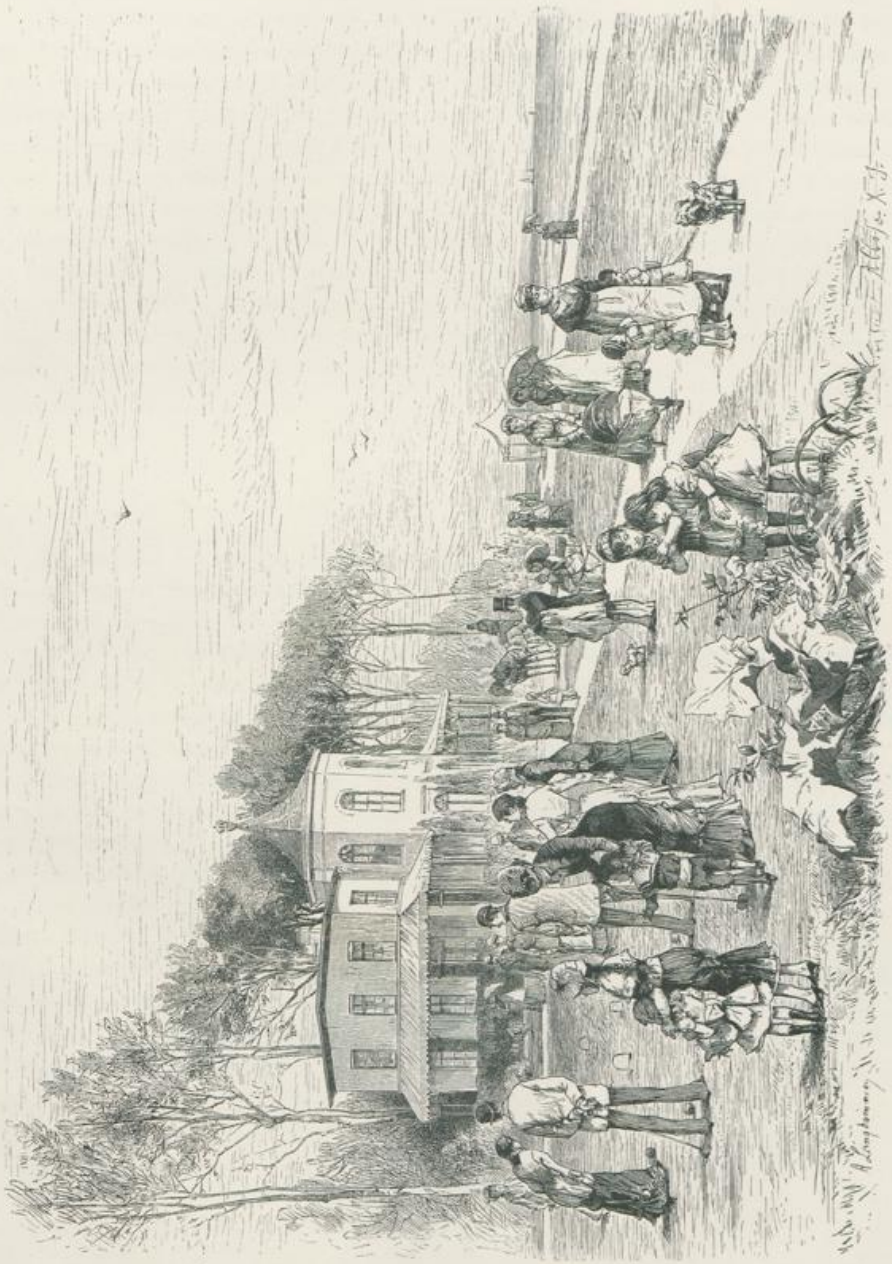
Am berühmtesten oder — je nachdem! — berüchtigtsten war Doberan jedoch um des Spiels willen, das hier in allergrößestem Maßstab gespielt wurde und alle Welt in Beschlag nahm — saß doch der alte joviale Friedrich Franz Abends meistens selber mit seiner Pfeife unter seinen Unterthanen am Spieltisch und unterhielt und betheiligte sich mit der besten Laune am Gewinn und Verlust. Sagen wir nur: es ging damals hier wild zu; es

Kirche in Doberan.

wurde mehr als ein stolzes Vermögen bis auf den letzten Schilling verloren, und mancher, der in schier fürstlicher Pracht aufgefahren war, nannte, wenn er verschwand, vielleicht nicht den Rock noch sein, den er auf dem Leibe trug. Es sind hier der Sage nach Dinge passirt, welche auch die ausschweifendste Phantasie nicht romantischer und schrecklicher auszudenken vermag. Aber sie sind verschmerzt und vergessen, und das Spiel ist zu Ende.

Verödet ist das Bad darum keineswegs. Die fürstliche Familie verlebt hier noch immer, sei es zu Doberan, sei es in dem hübschen kleinen Schlosse am Heiligen Damm, einige Sommermonate; die Gäste kommen von allen Seiten herbei bis zur Ueberfüllung, und die Preise entsprechen der reichsten Gesellschaft der Welt. Das eigentliche großartige Badeleben hat sich neuerdings mehr von Doberan fortgezogen und sich auf dem, etwa eine Stunde weit entfernten „Heiligen Damm" selber etablirt, wohin man vordem nur fuhr, um das Bad zu nehmen, und wo man demgemäß auch nur die allernothwendigsten Gebäude und Vorkehrungen für die Badegäste traf — eine ziemlich

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Auf dem „Heiligen Damm". Von A. Langhammer.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

unbequeme Einrichtung, die selbst durch die Vortheile, welche der städtische Aufenthalt mit sich brachte, nicht recht ersetzt werden konnte.

Doberan ist ein sehr freundlicher Ort, sei es Flecken, sei es Dorf, der jedoch alle Eigenschaften einer kleinen Stadt besitzt, mit hübschen Straßen und schmucken, oft stattlichen Häusern, mit einem größeren und kleineren Palais, mit den verschiedenen Gebäuden für die Badegäste, mit vielen Gärten und dem parkartigen, sogenannten „Kamp", dem Versammlungspunkt der Gesellschaft. Auch die Umgegend ist eine anmuthige. Von besonderen Sehenswürdigkeiten ist hier indessen nichts als die alte Kirche, die, mit der kleinen achteckigen, reizend schönen Kapelle neben ihr, noch von dem früheren Kloster, aus dem der Ort erwuchs, übrig geblieben ist. Diese Kirche ist weder groß noch schmuckreich, aber es ist ein Gebäude aus einem Guß und vom allerbesten Stil und bietet auch noch eine Fülle von bald schönen, bald interessanten oder nur kuriosen Denkmälern. So findet sich, um nur der letzteren zu gedenken, unter den Reliquien die Salzsäule, in welche Lot's Weib verwandelt wurde; die Serviette des Bräutigams von der Hochzeit zu Kana; ein Ast von dem Baume, an dem Absalon hängen blieb, die Scheere der Delila, die Schürze des Metzgers, der das Kalb für den verlorenen Sohn schlachtete, und was dergleichen mehr ist. Daneben gibt es zahlreiche, seltsame Grabschriften, von denen hier wenigstens eine stehen möge:

„Hier ruhet Ahlke, Ahlke Pott,
Bewahr mi lewe Herre Gott,
As ik di wull bewahren,
Wenn du wirst Ahlke, Ahlke Pott
Un ik de lewe Herre Gott."

Der Weg von Doberan nach dem Heiligen Damm, eine gut unterhaltene Straße, führt anfangs zwischen Wiesen links und der Waldung rechts hin. Nach und nach aber breitet die letztere sich auch links aus und man fährt nun durch einen stillen, hohen Eichen- und Buchenforst, bis sich nach einer kleinen Biegung plötzlich die Gegend öffnet und die Gebäude des Badeortes und die See, knapp vom schönsten Walde umfaßt, vor Einem liegen. Die Sage erzählt, daß die See hier vordem unausgesetzt den Strand überflutet und immer mehr Land abgerissen habe, bis auf die verzweiflungsvollen Gebete der Doberaner Mönche und der geängstigten Bewohner der Herrgott sich erbarmt und in einer Sturmnacht den schützenden Damm habe entstehen lassen.

Man kann es den Einheimischen und Fremden nicht verdenken, wenn sie in großer Zahl hieher drängen und, so lange sie nur vermögen, hier zu verweilen lieben. Denn die Natur hat auf das Gütigste für den Platz gesorgt. Der Meerbusen ist einer der schönsten an der ganzen Ostseeküste, anmuthig in seiner Zeichnung und wunderklar in seiner Färbung, und der prächtige Wald begrenzt ihn, bis hart an den Strandgürtel reichend, mit seinem tiefen grünen Schatten. Aber auch die Menschen haben dies reizende Naturbild durch ihre Anlagen einmal wirklich bereichert. Abgesehen von dem großherzoglichen Schloß und den öffentlichen weitläufigen Baulichkeiten, zieht sich zwischen See und Wald eine Reihe von fast ausnahmslos zierlichen oder stattlichen Villen hin, und selbst die kleinen Häuser des rasch herangewachsenen Ortes heimeln uns durch ihre Sauberkeit und Friedlichkeit an. So begegnet und fesselt es uns überall und es drängt sich uns auf unseren Spazierwegen stets von neuem das alte Wort auf: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

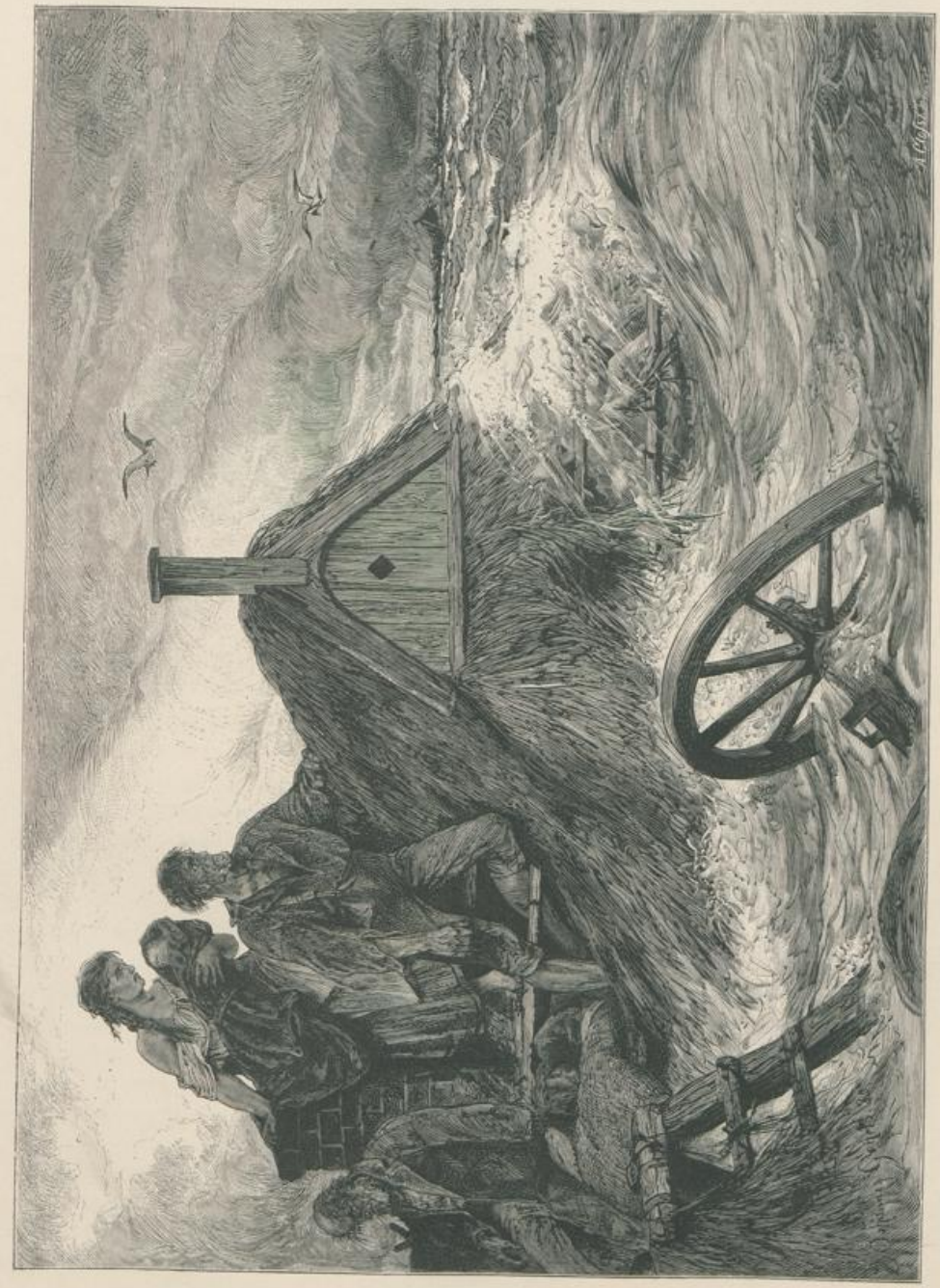
Vollschiff.

Nach Pommern hinüber.

Die Strecke zwischen Rostock und Stralsund bietet uns in einer bedeutenden Ausdehnung ein originelles, nicht wenig krauses See- und Küstenbild. Das Festland wird zum großen Theil nicht von der See bespült, sondern ist von dieser durch eine Reihe von größeren oder kleineren sogenannten „Bodden“ (Binnenwasser) und jenseits derselben durch ein langgestrecktes, bald sich ausbreitendes, bald auf das Schmalste zusammenschwindendes Vorland geschieden. Für das Festland ist diese Strecke von nicht geringer Bedeutung, da sie dasselbe den schweren Angriffen der See entzieht.

Zwischen der See und dem innersten Ribnitzer Bodden zieht sich das noch zu Mecklenburg gehörige Fischland hin, ein von der Natur nicht gerade begünstigtes Ländchen, das zu einem guten Drittel aus Sand und Dünen besteht, auf seinen Aeckern und Wiesen bei weitem nicht dem Bedürfniß entsprechende Erträge erzielt und an Holz und Torf fast durchweg Mangel hat. Trotzdem ist es verhältnißmäßig gut bevölkert und an Wohlhabenheit fehlt es im Allgemeinen keineswegs. Denn die Bewohner sind ein rühriges und unternehmendes Völkchen, das sich einerseits auf die Fischerei, andrerseits aber und in weit höherem Grade auf die Schifffahrt geworfen und sich dadurch einen nicht geringen Ruf erworben hat. Vom Fischlande und kaum weniger von der anstoßenden preußischen Küstenstrecke kommen die Matrosen, die Steuerleute und Kapitäne für einen großen Theil, zuerst der Rostocker, dann aber auch der gesammten Ostsee-Handelsflotte; ja selbst von den Rhedern sind hier manche daheim, und es gibt nicht viele Familien, welche sich nicht, wo irgend möglich, in der einen oder anderen Weise an einem Schiffe betheiligt haben. Rühmt man es doch den drei Dörfern Wustrow, Dierhagen und Dänendorf nach, daß sie vereint eine größere Handelsflotte besitzen, als das große preußische Königsberg. Zu Wustrow, das beinah den Eindruck einer kleinen Stadt macht, ist eine, als vortrefflich gerühmte Navigationsschule für alle, welche sich der Schifffahrt widmen, und auch die Steuerleute und Kapitäne finden hier Gelegenheit, später ihre Prüfungen zu bestehen.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Sturmflut. Von Johannes Gehrts.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Uferschutz.

An das Fischland schließt sich, zwischen der See und dem Saaler und Bootsteder Bodden, der preußische Dars und auf diesen folgt, vor dem letzteren und dem Barther Bodden, durch den Prerower Strom geschieden, neuerdings aber durch einen festen Damm verbunden, die Insel Zingst. Der Unterschied gegen den mecklenburgischen Theil ist bemerkenswerth, — zwei Drittel des Dars und ein Drittel von Zingst sind mit Wald bedeckt, Kiefern auf den höheren, Erlen auf den tieferen Stellen, wozu sich, außer Birken, hin und wider auch Eichen und, bei besserem Boden, Rothbuchen gesellen. In diesen weiten und zum Theil alten Beständen gibt es auf dem Dars noch ziemlich viel Wild, Hirsche, Rehe und auch Füchse, wogegen Hasen und das Raubzeug, wie Iltis, Marder und Otter selten sind. Dagegen kommen der Dachs, das Eichhörnchen und der Maulwurf auf dem Dars gar nicht vor. Selbstverständlich fehlt es auch nicht am Vogelwild. Enten gibt es in großer Menge und auf dem Binnenwasser finden sich Winters auch Gänse und Schwäne ziemlich zahlreich.

Der angebaute Boden verlangt, wenn er gute Erträge bringen soll, sehr viel Aufmerksamkeit und Pflege, lohnt eine solche aber auch in einzelnen Strecken, wohl in Folge der feuchten Seeluft, durch ungewöhnliche Fruchtbarkeit. Die Wiesen sind an der Binnenseite zum Theil recht gut, im Allgemeinen aber nebst dem sonstigen Weidelande gering. Doch leidet der ganze Anbau meistens unter jenen, uns von anderwärts bekannten Verhältnissen, daß nämlich die Acker- und Landarbeit vorwiegend den Frauen obliegt, während die Männer fast durchweg auf der See sind und den Ihren eine Arbeit hinterlassen, welche hier für dieselben oft zu schwer ist. Der Wald ist auf dem Dars ausnahmslos, auf dem Zingst großentheils Staatseigenthum. Der Grundbesitz eignet, mit Ausnahme des Gutes Müggenburg und einiger Stralsunder Pachthöfe, in kleinen Parzellen den Bewohnern der verschiedenen Dörfer, und die Weiden sind Gemeindeland. Von Armut findet sich daher auch wenig oder nichts, denn der kleine Grundbesitz genügt im Verein mit der Schifffahrt dennoch, jeder Familie ihr Auskommen zu sichern. Die Bewohner, um auch ihrer zu gedenken, sind ein fester und starker, thatkräftiger Menschenschlag, allerdings nichts weniger als fein, aber

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

redlich und ehrlich und im Allgemeinen von anerkennenswerther Bildung. Denn die Schulen sind gut, und in Prerow und Zingst finden sich Navigations-Vorschulen.

Ueber dieses Ländchen, wie kaum weniger über alle benachbarten Küsten, brachte der furchtbare Nordoststurm vom 11. bis 13. November 1872 ein unermeßliches Elend. An den Küsten wurden ganze Morgen Landes fortgerissen und auf anderen Punkten neues Land angetrieben. Die Dünen und Deiche wurden überall schwer beschädigt oder ganz zerrissen und die Flut ging hoch über das Land durch die Wälder, über die Aecker und durch die Dörfer. Dazu wurden die Wiesen durch das Salzwasser ruinirt und die Aecker übersandet, und es war noch als ein Glück zu schätzen, daß die Menschen von dem Unheil nicht völlig unvorbereitet getroffen wurden und zum wenigsten das,

Nach der Sturmflut: Zerstörtes Haus.

meistens freilich nackte Leben zu retten vermochten. Als der Sturm vorüber war, zeigte sich ein trostloses Bild der Zerstörung. Die Böte waren zerschlagen und fortgerissen, die Gebäude vielfach demolirt, das Vieh massenhaft ertrunken, und zwar nicht bloß an der gesammten Küste, sondern bis tief ins Land hinein. Die außerordentliche Wohlthätigkeit des ganzen Deutschlands ersetzte den Bewohnern den persönlichen Verlust allerdings reichlich, so daß der Wohlstand sich seitdem sogar eher gehoben hat. Allein im Uebrigen sind die Folgen jener Schreckenstage ernst genug und werden vielleicht noch lange fühlbar bleiben. Die Ländereien leiden vielfach noch schwer unter der Versandung und der Schwängerung des Bodens mit dem Seewasser, so daß manche Kulturpflanzen und vor allem die Kartoffel auf ganzen Strecken kaum mehr zu gedeihen vermögen. Der Hauptschaden aber tritt uns in den Wäldern entgegen, wo auf den überfluteten Strichen die Kiefern und Fichten ganz abgestorben sind oder jetzt nachträglich noch absterben und auch die übrigen Holzgattungen die härtesten Verluste erlitten haben.

Seitdem hat die Regierung allerdings sehr bedeutende Schutzbauten, durch Sicherung der Dünen, durch Anlegung von Deichen und Dämmen unternommen; denn sie hat die Größe und den Ernst des anfangs außerordentlich

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Nach der Sturmflut: Zerstörter Buchenwald.

oberflächlich geschätzten Schadens nachträglich besser begriffen und eingesehen, daß die vordem bewilligten Mittel und geleisteten Arbeiten völlig unzureichende waren. Sie hatte allerdings gleich den Einwohnern selber die Entschuldigung, daß ein solches Naturereigniß an diesen Küsten, trotz gelegentlicher, immerhin ernstlicher Schädigungen, doch fast vollständig unerhört war. Sie mußten's und müssen's eben auch hier lernen, was man an den Nordseeküsten allerdings seit langem begriffen hat, daß mit der See nicht zu scherzen ist und daß sie, sei's auch erst nach langer Ruhe, dennoch immer einmal wieder auffährt in vernichtendem Grimm, der häufig genug aller Menschenkraft und Menschenarbeit spottet.

Und nun geht's denn von dem armen Vorlande — denn schön sind der Dars und der Zingst nicht! — zur Küste hinüber, in eines der reichen Dörfer, zur kleinen Stadt Damgarten oder dem hübschen Barth mit seinem Fräuleinstift und einem ungewöhnlich tiefen, aber allerdings nicht sehr zugänglichen Hafen, und damit betreten wir das Festland des alten Herzogthums Pommern, eine, nur durch verhältnißmäßig wenige Hügelzüge unterbrochene, weitgestreckte Ebene, welche sich von diesem äußersten Winkel bis zur westpreußischen Grenze hinzieht. Es ist ein Land, das in manchen Gegenden zu den ärmsten, den ödesten und trübseligsten Deutschlands gehört, während andere sich durch eine außerordentliche Fruchtbarkeit und durch ihre, zwar nicht großartige, aber anmuthige und friedliche Schönheit auszeichnen. Der Werth dieses Landstrichs wurde nie verkannt, seine Bedeutung niemals unterschätzt, um seinen Besitz, der für Preußen eine Existenzfrage war, auf das Hartnäckigste gestritten. Und dennoch wurde das Land von seinen Besitzern lange Zeit fast in noch höherem Maße als alle unsere anderen Küsten vernachlässigt und fiel für das innere Deutschland einer, nur zuweilen von Spott und Mißachtung unterbrochenen Vergessenheit anheim.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Der außerordentliche Aufschwung, den diese Provinz nahm, seit die Regierung ihr auch nur einigermaßen die gebührende Aufmerksamkeit zuwandte und ihren eigenen Hülfsmitteln die erforderliche Unterstützung angedeihen ließ, beweist unwiderleglich, wie es um dies mißachtete Land und seine Bewohner steht und welcher Reichthum, welche Kraft und Tüchtigkeit sich hinter der unscheinbaren, hier ärmlichen, dort rauhen Außenseite bergen. Das treffende Wort jenes alten Oberpräsidenten: „Aus Pommern kann und muß noch ein zweites Pommern werden!“ ist schon jetzt Wahrheit geworden. Denn die Provinz repräsentirt in jeder Richtung heute den doppelten und dreifachen Werth, den sie vor fünfzig Jahren besaß.

Barth.

Von der Geschichte des Landes haben wir, obgleich sie uns in bändereichen Werken erzählt wird, dennoch im Grunde kaum etwas Erwähnenswerthes anzuführen. Sie fesselt nur selten durch große und für weitere Kreise bedeutende Züge, und von allen Fürsten Pommerns, welche aus dem Wendenthum hervorgegangen, allmählich aber gleich dem ganzen Lande und Volke gut christlich und deutsch geworden waren, ist es eigentlich nur der einzige Bogislaw X., der unser Interesse zu erregen und unsere Theilnahme zu fesseln vermag. Er ist denn auch nicht nur durch die Geschichte, sondern auch durch die Sage gefeiert worden und gewissermaßen bis auf den heutigen Tag. Sein Vater Erich II. hinterließ, als er 1474 starb, acht Kinder, von denen die beiden jüngsten Prinzen, Casimir und unser Bogislaw, zu Rügenwalde weilten, wo ihre von dem Gemahl verwiesene Mutter Sophie mit dem Hofmeister Hans Massow Hof hielt. Die gewissenlose Frau vernachläßigte die Kinder auf das Schmählichste, so daß sich der brave Bauer Hans Lange von dem nahe gelegenen Dorfe Lantzke oder Lanzig erbarmungsvoll des jungen Bogislaw annahm, ihn kleidete und nährte und sich in ritterlichen Künsten üben ließ, ihm, als Herzog Erich nebst den beiden anderen Prinzen schnell hinter einander starb, auch Wehr und Waffen gab und ihn in jeder Weise förderte. Mit solcher Hülfe ritt der junge Herr nach Vorpommern, sammelte seinen Anhang, verjagte seine verbrecherische Mutter und übernahm selber das Regiment, seinen getreuen Hans Lange ehrend bis an dessen Lebensende. Er wurde ein großer Held, der auf seinem Zuge zum heiligen Grabe viele Kämpfe mit den Türken bestand, und ein wackerer Fürst, so daß er auch den Zunamen „Der Große“ gewann.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts schien der alte Greifenstamm noch durch zahlreiche frische und kräftige Sprößlinge in seiner Fortdauer gesichert zu sein. Drei ältere Fürsten und sechs jüngere waren am Leben, und als von den ersteren der letzte, Bogislaw XIII. 1606 starb, hinterließ er unter seinen elf Kindern fünf blühende Söhne, während zu Wolgast der vor kurzem erst mündig gewordene Philipp Julius regierte. Neunzehn Jahre später, 1625, war von ihnen allen nur noch einer übrig, der Stettiner Bogislaw XIV., und wieder nach 12 Jahren, 1637, legte sich auch dieser ruhmlos und unbeklagt ins Grab und das Land wurde, trotz des Widerspruches der erbberechtigten Brandenburger, von den Schweden in Besitz genommen.

Es versteht sich, daß dies erschreckende und räthselhafte Sterben, welches das pommersche Fürstengeschlecht in so wenig Jahren hinraffte, von den abergläubischen Zeitgenossen nicht als ein natürliches angesehen und beklagt, sondern mit allerhand bösem Zauber und grausigen Hexenkünsten in Verbindung gebracht wurde. Irgend ein unglückliches Geschöpf, das als Hexe angeklagt und als solche verbrannt wurde — ein Fall, der bekanntlich in Deutschland damals nicht gerade zu den Ausnahmen gehörte —, soll auf dem Scheiterhaufen das Fürstenhaus dahin verflucht haben, daß fortan keine in demselben geschlossene Ehe mehr mit Leibeserben gesegnet sein solle. Andere wollen die Schuldige in der berüchtigten Sidonia von Borke erkennen, welche den Wolgaster Herzog mit solcher blinden Liebe bezauberte, daß er die Unwürdige mit aller Gewalt zu heiraten verlangte und durch seine Stettiner Vettern nur mühsam daran verhindert werden konnte. Da habe denn Sidonia jenen Fluch über sie alle ausgesprochen und durch ihre bösen Künste zu bethätigen gewußt. Als man dies endlich entdeckte, wurde sie vor Gericht gezogen und — über achtzig Jahre alt! — 1620 zu Stettin hingerichtet. Aber da war's leider zu spät.

Wie dem allem aber auch sei — das Aussterben eines solchen Geschlechts, dessen Anfänge niemand in das Dunkel der fernsten Zeiten zurückverfolgen konnte, schien den Zeitgenossen etwas so Ungeheueres zu sein, daß daran nicht bloß die Menschen, sondern auch die Natur Theil nehmen und in Aufregung versetzt werden mußten. Die Chroniken wissen nicht genug von all den Zeichen und Wundern auf Erden und am Himmel zu berichten, durch welche das traurige Ereigniß vorherverkündigt und, als es einmal da war, bestätigt wurde. Da zeigten sich an der Sonne unerhörte Erscheinungen, und hie und da wurde ein Komet mit einem furchtbaren Schweif bemerkt, von dem doch anderwärts nichts zu entdecken war. Da schlug die Kugel eines Soldaten mitten durch das pommersche Wappen in der Fahne, so daß dasselbe wie mit einem Messer herausgeschnitten und zerstört wurde. Vom Himmel fiel Feuer oder es bekämpften sich an ihm bald große Heere, bald wilde Bestien, wo denn regelmäßig die von Norden kommenden den Kampf gewannen. „Solche und viele andere Wunderzeichen," fügt der Chronist melancholisch hinzu, „hat man sich denn wohl deuten können." —

Die unglücklichen Bewohner hatten, wie man zugestehen muß, wohl ein Recht zu ihren Vorahnungen und Befürchtungen. Sie hatten schon beinahe zwanzig Kriegs- und Leidensjahre erlebt und sahen eine andere Reihe vor sich, deren Dauer noch gar nicht zu ermessen war. Die herrschenden Zustände waren allerwärts, in Stadt und Land, und für alle Stände von der Art, daß wenn wir Heutigen davon in den Chroniken und den Gedenkbüchern Einzelner lesen, wir uns ganz betäubt fragen müssen, wie es denn nur möglich gewesen, daß Menschen derartiges zu ertragen und zu überleben vermochten? Aber bei alle dem blieb ihnen doch noch immer die eine, gleich viel wie armselige Aussicht, daß sie unter dem angestammten Regentenhause fortbestehen, und wo endlich einmal die bessere Zeit wiederkäme, hier doch eine Art von Halt finden könnten und sich aufs neue mit den allbekannten und hergebrachten Zuständen zu vertragen und einzurichten vermöchten. Damit war es nun jedoch beim Aussterben der Fürsten gleichfalls vorbei und die Menschen sahen hinter der trostlosen Gegenwart nichts als eine völlig dunkle Zukunft, und ein widerstandsloses Abwarten dessen, was mit ihnen selbst, so nach innen, wie nach außen, sei es im Ganzen, sei es getheilt, sei es unter Schweden, sei es unter Brandenburg oder wem immer sonst, werden mußte und werden konnte.

Diese Unsicherheit oder dies Provisorium, denn die Schweden waren nur erst durch ihre eigene Machtvollkommenheit und die Gewalt der Waffen in einem nicht bestätigten Besitz und sogen das ihnen noch nicht gehörende

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Land vorläufig auf das Unbarmherzigste weiter aus, währte elf volle Jahre, bis zum westfälischen Frieden, oder vielmehr noch etwas länger, da der Wirrwarr, das Elend und die Noth bekanntlich hier wie überall noch mehrere Jahre unvermindert, ja eher zunehmend fortwährten. Dieser Friede brachte dann trotz alles Widerstandes von brandenburgischer Seite die Theilung: Brandenburg erhielt das ihm für seine Zwecke völlig unnütze Hinterpommern und das Bisthum Camin, Schweden den weitaus größeren, wichtigeren und, selbst unter den damaligen Umständen noch, reicheren Theil mit Stettin, Wolgast, Greifswald und Stralsund, mit Usedom, Wollin und Rügen. Es darf hier wohl daran erinnert werden, daß Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, ein Mann, der ob schon ganz seiner Zeit entstammend und in ihr wurzelnd, dennoch einer der größten und vorahnendsten Geister gewesen ist, die jemals in Deutschland geboren wurden, die Feder zerstampfte, mit welcher er diesen Friedensschluß unterzeichnen mußte. Fünfundzwanzig Jahre später erhob er sich bekanntlich auch mit den Waffen gegen denselben.

Trotz der siegreichen Kämpfe des großen Fürsten, blieb Schweden im Besitz, bis erst der vielgeschmähte und schwer verkannte Friedrich Wilhelm I. im Frieden von Stockholm 1720 wenigstens Stettin und Vorpommern bis zur Peene erlangte. Der Rest blieb unter schwedischer Herrschaft, bis er auf dem Wiener Congreß für Norwegen an Dänemark abgetreten wurde, von diesem aber alsbald für Lauenburg und eine nicht unbedeutende Baarsumme an den recht- und auch naturgemäßen Besitzer, Preußen, überging.

Fürs erste und am ausführlichsten haben wir es hier mit dieser letzten Errungenschaft dem sogenannten Neuvorpommern zu thun.

Neuvorpommern nebst der Insel Rügen ist der werthvollste, fruchtbarste und, wenn von dergleichen die Rede ist, im Allgemeinen auch der schönste Theil der jetzigen großen Provinz, zugleich aber auch derjenige, der sich am längsten, ja in gewissem Sinne noch bis heute, etwas wie eine bemerkenswerthe Eigenartigkeit erhalten hat. Er schließt sich in Ansehung der Boden- und Kulturverhältnisse und auch des Klimas, des Menschenschlags und Volkscharakters, so wie endlich der Sprache, dem benachbarten Mecklenburg mehr an, als das angrenzende Vorpommern, und überdies blieb die fast zweihundertjährige schwedische Herrschaft keineswegs ohne einen tiefen, noch lange nachdauernden Eindruck. Diese schwedische Herrschaft war, man mag sagen, was man will, im Allgemeinen eine äußerst milde; sie schonte die alten Freiheiten und die Eigenartigkeit des Landes und seiner Bewohner; sie brachte dem einen, wie den anderen keinen besonderen Aufschwung, noch gewährte sie ihnen namhafte andere Vortheile als die für den Handel stets mit dem Schutze einer respektablen Seemacht verbunden sind. Aber sie nützte das kleine Land auch nicht eigensüchtig zu ihrem alleinigen Vortheile aus, noch drängte sie, um dies zu wiederholen, dem deutschen und hier insbesondere pommerschen Charakter fremdartige Elemente auf. Sie überließ es, mit einem Worte, mehr sich selbst. Und die Folge davon war, daß sich einerseits der eigenartige Charakter hier viel ausgeprägter erhielt, als in dem benachbarten, der nivellirenden preußischen Herrschaft unterworfenen Vorpommern, und daß andrerseits den Schweden durchgängig ein freundliches und treues Andenken bewahrt wurde. Die Peene blieb nach wie vor, im Sinne der Neuvorpommern, eine Grenze und jenseits derselben ging es „ins Preußische". Das konnte man noch bis in die sechziger Jahre — ob länger, wissen wir nicht — allerwärts hören, obgleich die alte Generation doch schon so ziemlich dahingestorben war.

Es trug hierzu allerdings nicht wenig bei, daß das Ländchen mit der Besitzergreifung Preußens keineswegs auch sogleich aus seiner Abgeschlossenheit hervortrat. Preußen hatte bei der Uebernahme die Erhaltung der alten Verhältnisse und Institutionen auf die Dauer von fünfundzwanzig Jahren verheißen, und Neuvorpommern stand mit demselben bis dahin in wenig mehr als einer Personalunion. Vom preußischen Regiment wurde im Lande wenig sichtbar, es blieb meistens alles beim Alten und im Grunde waren die Steuergesetzgebung und die allgemeine Dienstpflicht die einzigen Neuerungen. Dies änderte sich selbst mit Ablauf des erwähnten Termins, im Jahre 1840, wenig oder gar nicht, denn Friedrich Wilhelm IV., der das Ländchen als Kronprinz genau kennen gelernt und liebgewonnen, hatte eine Vorliebe für die früheren Institutionen und ließ meistens alles noch immer beim Alten. Erst das Jahr 1848 führte tief eingreifende Veränderungen herbei und zog, um es so zu heißen, das kleine Land voll-

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Schmuggler in Neuvorpommern. Von Johannes Gehrts.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Grimmen (an der Trebel).

ständig und wirklich zu Preußen hinüber — also volle zweihundert Jahre, nachdem es von den Schweden in Besitz genommen und nach ihnen noch immer in verhältnißmäßiger Selbständigkeit geblieben war.

Neuvorpommern, der jetzige Regierungsbezirk Stralsund, mag etwa achtzig Quadratmeilen enthalten und wird von ungefähr 200,000 Einwohnern bewohnt. Gegen Westen und Süden grenzt es an Mecklenburg und Vorpommern, nördlich und östlich aber an die Ostsee. Vor einem großen Theile dieser Küste liegt das krause Inselgebilde Rügens, das etwa ein Viertel des Areals und der Bewohnerschaft für sich in Anspruch nimmt. Die Grenze Mecklenburgs zieht sich fast durchweg an den kleinen Flüßchen Recknitz und Trebel hin, während Vorpommern durch die Peene von unserem Ländchen getrennt wird. Man sieht also, in welcher Abgeschlossenheit das letztere schon durch die Natur selber uns vor Augen gestellt wird.

Die Recknitz und die Trebel sind kleine Tieflandsflüsse, in denen, des geringen Gefälles wegen, von „Fließen“ eigentlich wenig die Rede ist: stille, tiefe, dunkle Wasser, deren Ufer meistens durch sumpfige Wiesen oder ein schwer zugängliches Bruchland gebildet werden, so daß der Verkehr zwischen hüben und drüben auf vielerlei Hindernisse stößt. Neuerdings mag hier manches gebessert sein, früher jedoch lag alles in äußerst primitivem Zustande und führte zu den trübseligsten Folgen. Denn auf diesem Grenzterrain vollzog sich, bis zum Anschluß Mecklenburgs an den Zollverein, ein unaufhörlicher und erbitterter Kampf zwischen den Schmugglern und den Zollbeamten und riß so ziemlich die gesammte Bevölkerung in Mitleidenschaft hinein. Es ist von diesem Treiben weiterhin nur wenig laut geworden und selbst im Lande blieb es meistens in eine Art von Schleier gehüllt, den niemand recht zu lüften wagte, weil man hinter demselben oft auf Dinge und Züge stieß, von denen besser zu schweigen ist, ja an die man am liebsten gar nicht denken mag.

Das Land, „wo Milch und Honig fleußt“, wie die Einwohner wohl zu sagen pflegten, welche ihre Heimat auf das Wärmste lieben, ist im strengsten Sinne des Wortes ein Flachland — „eben wie eine Decke“. Selbst auf ein welliges Terrain stößt man nur ausnahmsweise, und wirkliche, bemerkenswerthe Erhebungen kommen, natürlich mit Ausschluß Rügens, im Innern fast gar nicht vor und erscheinen auch an der Küste, etwa als alte Dünen, nur

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

auf ein paar vereinzelten Stellen. Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar und auch auf den weniger guten Strecken im Grunde noch überall recht ergiebig. Der fruchtbarste Landstrich ist der des ungefähr 18 Quadratmeilen großen Kreises Grimmen mit dem an der Trebel gelegenen Städtchen gleichen Namens. Ganz dürftig erscheint der Boden nur ausnahmsweise, und die Kiefer, welche bekanntlich einen sehr guten Untergrund verlangt, gedeiht auch noch auf den anscheinend ödesten Strecken. Und ebenso erreichen auch die im Uebrigen sehr willkommenen Torfmoore nirgends eine bemerkenswerthe Ausdehnung. Der große Waldreichthum ist neuerdings durch den Ackerbau und die „rationelle" Bewirthschaftung sehr zusammengeschwunden, so daß die Preise eine Höhe erreicht haben, welche die Bewohner, zumal an der Küste, abgesehen von Torf und Kohlen, sich mehr und mehr an die Holzeinfuhr „aus dem Preußischen" halten läßt. Trotzdem gibt es noch immer viele und ausgedehnte Laubwaldungen der schönsten Art, und die Nadelhölzer zeigen sich fast nur auf jenen beschränkten dürftigeren Strichen oder, wie in Mecklenburg, der rascheren und leichteren Nachzucht wegen, und daher meistens auch in verhältnißmäßig noch jungen Beständen.

An jagdbaren Geschöpfen ist noch kein Mangel, obgleich einzelne Arten, wie vor allen die Schnepfen, zur Betrübniß der Jäger und Feinschmecker, in erschreckender Weise abgenommen haben. Das Reh findet sich auf entsprechendem Terrain allerwärts; der Hirsch kommt gleichfalls, in einigen Strichen wenigstens, ziemlich zahlreich vor und zuweilen noch in so starken Exemplaren, wie sie einem anderwärts nicht mehr leicht begegnen, und auch das Schwarzwild macht sich, obgleich allmählich immer mehr zusammenschwindend, hie und da noch lästig genug. Die Fischerei ist noch immer eine ergiebige, obgleich auch hier eine empfindliche Abnahme stattgefunden hat. Jene guten alten Zeiten, wo das Gesinde nicht verpflichtet war, den Lachs häufiger als dreimal in der Woche sich als Kost gefallen zu lassen, oder wo das „Wall" (80) Häringe einen Groschen kostete oder dieser Fisch, weil das Zählen zu langweilig wurde, für den gleichen Preis ungezählt ins „Fischspann" der Köchin geschüttet wurde, bis dasselbe gefüllt war — die sind im Allgemeinen freilich längst vorüber. Aber auch hier haben sich gerade in den neuesten Jahren ein paarmal so überreiche Fänge ergeben, daß selbst die „guten alten" Preise wiederkehrten.

Der neuvorpommersche Ackerbau steht gleich dem mecklenburgischen allenthalben in gutem Ansehen und die Bodenkultur ist eine hochgesteigerte. Auch die Pferde-, die Rindvieh- und Schafzucht haben sich auf das Erfreulichste gehoben. So ist denn der Werth des Bodens und sind die Preise der größeren und kleineren Güter immer mehr in die Höhe gegangen, und zumal in den fünfziger und ersten sechziger Jahren war es damit bis zum völlig Schwindelhaften gekommen. Die Preise waren im Allgemeinen seit den letzten zwanzig Jahren etwa auf das Doppelte und vielleicht noch etwas darüber gestiegen. Hier jedoch, bei den Pachtungen und dem Güterhandel, war die Steigerung eine vier-, fünf- und wohl auch sechsfache. Bei so unnatürlichen und durchaus ungesunden Verhältnissen mußte daher über lang oder kurz ein Rückschlag eintreten und hat sich denn bereits auch in nur allzuweiten Kreisen auf das Empfindlichste eingestellt. Es liegt auf der Hand, daß der Ertrag eines Besitzes und, was in unserem Falle stets die Hauptsache bleibt, die Ergiebigkeit des Bodens sich durch Heranziehung und Ausnützung aller nur denkbaren Faktoren und durch Anwendung aller Mittel der Kunst, wohl ein- oder ein paarmal über die wirkliche Ertragsfähigkeit hinaus steigern, ganz unmöglich aber sich dauernd auf dieser Höhe erhalten läßt.

Das Klima, welches hier doch vor allem in Betracht kommt, ist im Ganzen genommen zwar eher ein mildes, aber in womöglich noch höherem Grade als an den andern, schon bisher durchwanderten Küsten, auch ein unbeständiges und unsicheres. Die Winter sind im Allgemeinen nicht gerade von anhaltender und strenger Kälte, — diese bricht sich im Gegentheil, wenn sie wirklich einmal einen hohen Grad erreicht, gewöhnlich plötzlich zu völligem Thauwetter. Aber sie sind lang und häufig unfreundlich, und ebenso unfreundlich ist auch meistens der sich anschließende Frühling. Der Sommer zeigt sich kühl oder brennend heiß und dürr, ein Mittelzustand mit wirklich schönen Wochen ist eine seltene Ausnahme. Solche finden sich dagegen häufig im Nachsommer und bis tief in den Herbst hinein, und bieten dann für alle Entbehrungen einen wohlthuenden Ersatz. Sie sind oft von leuchtender Reinheit und Klarheit und wohl bis tief in den Oktober hinein von einer köstlichen, milden Wärme. An atmosphärischen Niederschlägen,

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

zumal an Regen und auch an Nebeln ist kein Mangel; was aber Pommern ganz besonders zu eigen ist, das ist — „der Wind, der Wind, das himmlische Kind!“ Ja, man möchte ihn für einen Eingeborenen gerade dieses Striches erklären. Er läßt es nie und nirgends an sich fehlen, und obschon er durch die See wohl eine gewisse Feuchtigkeit

Fischer beim Netzeflicken.

erlangen muß — es ist uns nicht bekannt, daß Brust- und Halskrankheiten in diesen Gegenden in besonders hohem Grade herrschten — so spürt man davon meistens verzweifelt wenig und bleibt in Ansehung seiner Unermüdlichkeit und durchdringenden Schärfe nicht das Geringste zu wünschen übrig. Wirklich windstille Tage gehören zu den allerseltensten Seltenheiten. Den Abenden und Nächten läßt sich dergleichen auch nicht oft, aber doch häufiger nachrühmen.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Man ist hier übrigens in seinen Ansprüchen an die Witterung sehr bescheiden, liebt trotz alledem, wie wir wiederholen, die Heimat von ganzem Herzen und vertauscht sie nicht leicht mit anderen glücklicheren Gegenden. Von Auswanderung war, wenigstens bis zum Jahre 1848, so gut wie gar nichts bekannt, man wußte so ziemlich von jedem, der nach draußen gezogen war, denn das ganze Land kannte sich. Nach jenem Termin trat allmählich eine Aenderung ein und es gingen auch hier ganze Dorfschaften davon. Es kam eben manches herein, was zum Charakter des Ländchens und seiner Bewohner nicht recht passen wollte.

Ueber den Volksschlag und Volkscharakter können wir kaum etwas anführen, was wir nicht schon von den Mecklenburgern gesagt hätten — die Verwandtschaft ist unleugbar. Es ist das Kernfeste und Mannhafte, das Trotzige

In einer Bauernstube.

und Eigensinnige, das Derbe oder Rauhe und das herzlich Gutmüthige, und neben dem tiefen, sorgenvollen Ernst und der gefaßten Ruhe erscheint gleichfalls wieder jene räthselhafte Leichtherzigkeit, die unbesiegliche Lust zu allerhand Scherzen und Possen, und endlich, wenn diese Menschen sich einmal offen hingeben, auch das Gemüth und die Empfindung, der Humor, und eine unverwüstliche Treue. An der Küste prägt sich dies alles womöglich noch schärfer aus. Diese Menschen sind von felsenfester, ausdauernder Zuverlässigkeit, und es gibt, wo es Ernst wird, keine Noth und Gefahr, vor der sie zurückweichen: sie gehen sozusagen durch Alles ruhigen, festen, entschlossenen Schrittes hindurch und bringen's zum Ende. Wo sie in ihrem Recht zu sein glauben, beharren sie darauf unverbrüchlich, und wo sie in ihrem Tiefsten und Eigensten verletzt und gereizt werden, kann es nach langer Zurückhaltung plötzlich zu einem furchtbaren Ausbruch kommen, vor dem aller Widerstand wie Spreu auseinander stäubt oder — der sie selber ins Verderben reißt.

Mit der berüchtigten pommerschen „Plumpheit" und „Beschränktheit" Kotzebue's ist es nichts als Schwindel. Der Pommer jedes Standes ist ebenso bildungsfähig, wie jeder andere Deutsche und steht an natürlicher Begabung

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

keinem nach. Seine Unbeholfenheit ist ebenso groß wie überall, wo das Leben sich in der gleichen Abgeschlossenheit und in den gleichen engen und kleinen Verhältnissen bewegt, und schwindet ebenso schnell, sobald es um ihn her weiter und freier wird. Vor allen Dingen möchten wir es niemand rathen, bei diesen schlichten und schweigsamen Menschen auf etwas wie Beschränktheit und Mangel an Klugheit und Mutterwitz zu spekuliren. Es würde dem Spekulanten sicherlich schlecht bekommen. Gegen eine solche Beschränktheit spricht auch schon das, aller Ueberhebung und Renommage fremde, sehr entschiedene und klare Selbstgefühl und das ruhige Bewußtsein des eigenen Werthes und der eigenen Leistungsfähigkeit, welche diese Menschen erfüllen. Als der eiserne York, der „alte Isegrim", anno 1813 nach irgend einer Action vor einem siegreich wieder einrückenden pommerschen Bataillon den Hut abnahm und erklärte, er schätze es sich zur Ehre, selber ein Pommer zu sein, da antwortete ihm einer von den Musketiren auf das Unumwundenste: „Ja, nu mücht' jedweden 'n Pommer sin!" — Das ist bezeichnend, obgleich der Betreffende damals noch selbstverständlich kein Neuvorpommer sein konnte. Der Gesammt- und Hauptcharakter ist trotz aller Trennung und aller dadurch bedingten Verschiedenheit in dem gesammten Stamm doch stets der gleiche geblieben.

Charakteristisch für unser Ländchen aber ist es wieder, daß die Glaubenseinheit in ihm eine vollständige war: seine Bewohner waren ausnahmslos protestantisch oder, genauer gesagt, lutherisch. Erst durch die preußischen Garnisonen, welche sich zum Theil aus katholischen Strichen rekrutirten, und möglicherweise durch vereinzelte preußische Beamte kamen überhaupt ein paar Katholiken herein, und Juden gab es unseres Wissens, mit Ausnahme der einzelnen sogenannten „Schutzjuden", in den Städten gleichfalls nicht. Auch hier brachte erst das unser Ländchen öffnende Jahr 1848 eine Aenderung hervor.

Ueber Land.

Wie in Mecklenburg, ist es auch hier: die Städte kommen im Grunde vor dem offenen Lande kaum recht in Betracht; neben der Landwirthschaft in all ihren Unterabtheilungen ist eigentlich nur noch von der Schifffahrt und dem Seehandel die Rede, die aber in der Hauptsache gleichfalls wieder mit jener in Verbindung stehen. Große industrielle Unternehmungen und Fabrikthätigkeit findet man hier auch jetzt noch immer in verhältnißmäßig beschränktem Umfange. In voller Unabhängigkeit vom Landbau sehen wir an den Küsten einzig die Fischerei, welche hier außen ebenso alle Interessen und das ganze Leben beherrscht, wie jener im Innern.

Auch der landschaftliche Charakter erinnert uns wieder an Mecklenburg. Obgleich Schwedisch-Pommern, wie wir schon sagten, noch ebener ist, fehlt es doch auch hier der Landschaft keineswegs an eigenartigen Reizen, wie bescheiden sie auf den ersten Blick auch erscheinen mögen. Die Natur ist gleich dem Volke auf den ersten Blick eine mehr strenge und verschlossene. Man muß ihr schon ein wenig nachgehen und sich um sie bemühen, um sie sich wirklich aufthun zu sehen. Erreicht man dies aber, so erschließt sie sich auch nicht selten in wunderbarer Reinheit und Ursprünglichkeit, in überraschender Anmuth und Lieblichkeit und vor allem in einer friedensvollen Ruhe und Milde, die des tiefsten Eindrucks auf den verständnißvollen Beschauer sicher sind. Man geräth vor und in dieser Natur nicht in Ekstase, aber man fühlt sich heiter werden oder versinkt in eine süße und friedliche Träumerei. — An der Küste, mit dem Ausblick auf die See und auf Rügen, dem Ländchen für sich, fehlt es denn auch nicht an anderen, nicht selten großartigen Bildern.

Wir ziehen ins Land hinein. Das wird dem Reisenden jetzt leichter als vordem, denn zu dem Eindruck der Abgeschlossenheit, den das Ganze machte, trug es nicht wenig bei, daß es allerwärts sozusagen nur Naturwege

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

und -Straßen gab. Die erste Chaussee betrat und durchschnitt das bis dahin vernachlässigte Ländchen erst in der Mitte der dreißiger Jahre. Ihr folgten sehr allmählich weitere, bis man sich dann erst in den Sechzigern zu dem Luxus einer Eisenbahn verstieg. Und es ist merkwürdig — lacht, wenn ihr wollt, aber wahr bleibt es dennoch! — wer das Ländchen mit einem gewissen Verständniß ansieht, fühlt sich durch diese Kunststraßen auch heutzutage noch eigentlich fremdartig berührt. Es ist, als gehörten hieher nur die alten Landwege in ihrer vollen Ursprünglichkeit, wie bedenklich oder selbst gefährlich ihr Zustand auch zu Zeiten auf manchen Stellen sein mochte, wie langwierig sich auf ihnen und durch sie jeder Ausflug gestaltete — unsere Vorfahren wußten nichts von der neumodischen Eile. Diese alten Wege fragten nicht nach der geraden Richtung, noch nach dem offensten und bequemsten Terrain. Sie folgten durchaus dem Bedürfniß und — wir hätten bald gesagt — dem reinen Belieben. Sie gingen kreuz und quer, durch Dick und Dünn, bis in den stillsten Winkel, auf die heimlichsten Plätze, zu den verborgensten kleinen Ansiedlungen. So lernte man damals Land und Leute bei seinen Fahrten auch wirklich kennen, jetzt durchfährt man nur die zugänglichsten Strecken, wo sich uns im Grunde bereits alles ziemlich ebenso darstellt wie überall.

Folgt uns einmal auf einen solchen alten Weg — es gibt ihrer schon noch in einzelnen Theilen des kleinen Landes, wo die Chausseen bisher nicht hindrangen und man wohl oder übel bei der alten Weise bleiben muß. Die Straße führt nicht allzu gerade zwischen zwei berasten Gräben hin, so schmal, daß sich zwei einander begegnende Fuhrwerke nur so eben ausweichen können. An den Grabenrändern stehen entweder gar keine Bäume oder hin und wieder vielleicht alte kropfige und halbhohle Weiden oder allenfalls auch Vogelbeerbäume — hier heißt man sie „Quitschen". In nicht allzu großer Entfernung zeigen sich zwischen den Gartenbäumen die niedrigen Tagelöhnerhäuschen eines großen Gutes und daneben die größeren des Wirthschaftshofes, vielleicht halb versteckt hinter einer Schutzwand dicht aufragender Pappeln oder Eschen. Weiterhin werden hier und dort andere Dörfer sichtbar, in solcher Entfernung fast verschwindend in den grünen Massen ihrer Gartenbäume. Da oder dort steigt ein Kirchthurm über sie empor; von dem großen Dorfe drüben blickt ein stolzes Herrenhaus hell herüber; eine Windmühle dreht auf einer kleinen Höhe lustig ihre langen Flügel. Und dazwischen und daneben und dahinter erscheinen überall kleine Waldparzellen, während der Horizont durch die lange blaue Linie einer größeren Waldung begrenzt wird.

Das ist in der Ferne. Zunächst aber führt euer Weg durch ein weites, weites Ackergebiet, über das ihr ungehindert hinausschaut, es müßte denn sein, daß hie und da an den Scheide- oder Entwässerungsgräben ein paar vereinzelte Bäume stehen, oder daß die Straße gerade an einer jener kleinen Waldparzellen entlang führt — ein paar Minuten lang. Aber wer trotzdem hier von Einförmigkeit reden wollte, würde sich während des Frühlings und Sommers durchaus irren. Zum wenigsten ist in dieser Einförmigkeit wiederum eine Mannichfaltigkeit, die das Auge fesselt und unterhält. Hier begleitet euch ein großer Schlag Raps mit seiner leuchtend gelben Blüte; da schwebt über den zarten Aehren der unabsehbaren Roggenbreite der bläuliche Duft ihrer feinen Blüten. Der kräftige Weizen nebenan wird dem Nachbar schon in kurzer Zeit folgen. Die fein behaarten Aehren der Gerste wallen und wogen im leichten Winde wie ein blitzendes Meer; der Hafer, der Spätling, treibt in seinem dunklern Grün gleichfalls schon mächtig empor. Da fangen die Erbsen an, sich mit weißen Blüten zu bedecken; die sauber behäufelten Kartoffeln bleiben auch ihrerseits nicht zurück; ein großes Flachsfeld erscheint wie ein kleiner blauer See. Aus dem Rande des Getreides aber nicken und grüßen die blauen Kornblumen, der rothe Mohn und all das bunte Blumenvolk lustig zu euch auf, das den Landwirth ärgert, euch aber Herz und Auge ergötzt. Und die Heuschrecken und Grillen singen ihr endloses schwirrendes Lied, die Schmetterlinge gaukeln zu Hunderten im leichten Winde über dem Getreide, am lichtblauen Himmel — was sollten wir uns zu unserer Wanderung einen trüben Tag wählen? — treiben leichte weiße Wolkenflöckchen, und die Luft ist voll Lerchensang.

Aber wir ziehen weiter. Da öffnet sich ein großer Brachschlag, beweidet vielleicht ausnahmsweise noch von einer mächtigen Herde des glattesten Viehs — darunter versteht man hierzulande allein das Rindvieh — in allen Farben und mit strotzenden Eutern. Oder es breiten sich die Schafe in Schaaren darüber hin. Der Schäfer auf

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

den eingestemmten Stock gestützt, „knüttet“ gemüthsruhig an seinem langen Strumpfe weiter, er grüßt euch und sein Blick folgt neugierig der seltenen Erscheinung eines Reisenden. Der klug blickende Hund neben ihm sieht euch aber nur scharf an und wendet dann schon wieder hastig den Kopf gegen seine Untergebenen zurück.

Dann sinkt der Boden etwas und ihr kommt an Wiesen vorüber, voll des reichsten Graswuchses und im üppigsten Grün, hier kunstvoll berieselt dort noch in ihrer vollsten Ursprünglichkeit und geschmückt mit zahllosen bunten Blumen. Und im tiefen, feuchten Graben davor wuchert das Vergißmeinnicht und das Tausendguldenkraut, die Spiräen und die Iris — ein wunderliches, buntes und hübsches Durcheinander. Und wo der Graben sich, wie das in dem tiefen Lande wohl vorkommt, zu einem kleinen stillen Weiher ausweitet, hebt sich das junge, zarte, glänzendgrüne Schilf und dazwischen schwimmt träumerisch die gelbe oder weiße Wasserrose. Ein baufälliges Reck davor, gegen den Weg zu; in der Ecke, an der Wiese eine alte Weide mit zerrissener Rinde — das Bild ist fertig!

Schäfer.

Hart daneben ist der Raum weit und breit gleichfalls mit Stangen eingefriedigt — es ist eine sogenannte Waldkoppel, in der die Pferde gehegt werden, die Stuten mit ihren Füllen, die Kranken und Schwachen, zuweilen auch wohl so ein Patient aus dem Rindviehstamme mitten dazwischen. Eine rechte Wiese ist's nicht, aber das Futter steht doch gut genug darin. Hie und da zeigen sich noch ein paar einzelne schattende Bäume und auch sonst zeugen alte kleinere oder größere Stumpen dafür, daß hier vordem Wald gewesen. Die Thiere haben es hier gut, der Schatten ist da, die Weide, die Freiheit, und in dem kleinen „Sol“ dort finden sie Wasser im Ueberfluß. Sie springen denn auch lustig genug umher, schmucke, schlanke Geschöpfe mit kleinen Köpfen und prächtigen, klugen Augen, die euch lebhaft beobachten und verfolgen. Denn euer Erscheinen macht nicht geringes Aufsehen. Selbst die gesetzten, mit den Dingen dieser Welt schon bekannten Stuten wandeln heran und betrachten ernsthaft den Fremdling, und das junge Volk geht im Galopp am Reck entlang euch voraus. Da stehen sie und hängen die Köpfe herüber, die Augen blitzend, die Ohren gespitzt, die Nüstern witternd. Und nun fahren sie scheu oder neckisch zurück; die Mähnen flatternd, die Schweife gehoben, geht es wild kapriolend davon, im Kreis und wieder heran. — Allerliebst! ruft ihr.

Die Waldkoppel war nicht das einzige Anzeichen, daß der Wald selber nahe. Ihr seht ihn ja auch ganz hart vor euch, weit sich ausdehnend, nach rechts und links und ohne Ende, und hoch aufragend mit mächtigen, ihre Zweige verschränkenden Stämmen. Aber das dürftet ihr alles mit einem Vorhange zudecken und wüßtet es doch, daß er kommt. Denn seht einmal unter euch! — Die bisher staubfarbene oder bräunliche Tenne eures Weges wird dunkler und dunkler; ihr kommt schon auf den schweren schwarzen Waldboden, der all den Bäumen und Sträuchern

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Waldkoppel.

und Kräutern das prachtvollste Gedeihen verleiht. Und horcht einmal auf! — Oh, ihr habt schon seit einer Viertelstunde den lustigen Lärm gehört, und nun singt und pfeift und ruft und lockt und schnarrt und musicirt es hundert- und tausendstimmig euch entgegen. Denn hier bedürfen die Vögel keines Schutzes, hier sind sie noch Herr im lustigsten und fröhlichsten Sinne des Worts. Das schwirrt und „raschelt" durch die Büsche, das schwebt und schwirrt durch die Kronen. Auf den Zweiglein wiegt es sich und schießt wie ein Pfeil von hüben nach drüben, im Wege vor euch läuft es hin und aus dem Wipfel blickt es pfiffig auf euch herab. Das ist doch noch ein Waldleben!

Aber das ist doch auch noch ein Wald! Schon hier draußen, wo ihr ihn erst erreicht, hebt es an. Am Schutzgraben entlang drängen sich die wilden Rosen, die Brombeeren, die Haseln, die schlanken Stauden und krausen Büsche, die üppigen Kräuter und geschmeidigen Ranken schier undurchdringlich zusammen und durcheinander — da bedarf's kaum noch eines künstlichen Zauns, es ist ein Kunststück, da hinein zu kommen. Hie und da hebt sich ein einzelner, auch schon alter Baum und der Nachwuchs wird allmählich höher, und die einzelnen Stämmchen steigen zahlreicher schlank und keck über die Stauden empor, bis dann endlich der volle stolze, hohe Wald beginnt und euch hüben und drüben begleitet, Stamm an Stamm, einer immer schöner, immer mächtiger als der andere, und die Kronen droben verschränkt zu einem prachtvollen Baldachin. Und auch drunten ist es nicht leer und durchsichtig. Die Kultur ist noch nicht allerwärts so übereifrig, daß sie hier nun auch vollständig tabula rasa machte, und wenn man dem trefflichen Boden und dem feuchten Klima nur ein bischen Zeit gönnt, so gibt es das üppigste Gedeihen. Die Waldkräuter breiten sich überall in den dichtesten Massen aus, die Farren heben sich mit ihren zierlich

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Ein Bauerndorf vom alten Schlage.

gefiederten, graziösen Blättern in ganz ungewöhnlicher Kräftigkeit, der Epheu überspinnt den ganzen Boden und erklettert und umhüllt die Stämme bis zu den Kronen hinauf mit seinen zähen Ranken. Und wo nur irgend ein wenig Luft und Licht von oben oder seitwärts zu Hülfe kommt, wuchert das „Unterholz" und der junge Nachwuchs in überwältigender Fülle empor.

Es gibt noch Waldungen, durch welche ihr so stundenlang hinfahren könnt, ohne daß euer Auge gleichgültig würde. Denn an Abwechslung fehlt es auch hier nicht. Die Ruhe und Stille dieser rechten schattigen Waldtiefen ist oft ganz überschwänglich; es stört euch nichts in eurem Lauschen und Träumen. Selbst die Vögel machen hier keinen Lärm, und wo hin und wider ein einzelner laut wird, spürt ihr gerade daran die Tiefe und Weite der rings ausgebreiteten Stille. Aber es kommt auch wohl eine kleine Lichtung, ein alter „Hau", wo es dann desto sonniger und lustiger und alles sozusagen in Bewegung und voll des rührigsten Lebens ist; wo die Waldblumen sich allesammt ein Rendezvous gegeben zu haben scheinen, wie zu einer großen Ausstellung, wo die Vögel Quartier machten und die Bienen, die Käfer, die Schmetterlinge, die Grillen und alles denkbare sonstige Gethier endlos durch einander gaukeln und schießen, brummen und summen und schwirren. Oder es öffnet sich eine kleine Waldwiese voll — wir können nicht anders sagen — geheimnißvoller Schönheit. Oder ihr seht es dort durch die Stämme und das Gebüsch aufblitzen und findet, wenn ihr herandringt, einen kleinen, einsamen See, in dessen unbewegter Flut sich die schweigenden Ufer spiegeln und die weißen Mummeln träumen.

Wenn der Wald zu Ende geht, erblickt ihr links oder rechts wohl an seinem Rande in einiger Entfernung ein schmuckes Försterhaus, mit kleinen sauberen Nebengebäuden und einem einfachen Garten. Man mag aus den Fenstern eine weite Aussicht haben, denn das Land öffnet sich wieder vor euch wie vorhin mit seinen Ackerbreiten, seinen Wiesen und Wäldchen und Dörfern. Zuerst begleitet euch ein tiefes Terrain, Wiesen, die erst in einiger Entfernung sich zum höheren Ackerfeld erheben, und deren Feuchtigkeit euch schon die Störche verkünden, die darin zahlreich umherspazieren. Und vor euch erhebt sich denn auch das Dorf, wo sie daheim sind und in welches euer Weg jetzt hinein führt.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Es ist noch ein Bauerndorf vom alten Schlage, wie sie im Lande allerdings allmählich immer seltener werden und sich nur hie und da noch in solchen abgelegenen Winkeln allenfalls entdecken lassen. Ihr seht es solchem einsamen Neste schon von außen an, daß hier unverändert die alten Insassen hausen und die Neuzeit mit allem Neumodischen noch nicht ihren Einzug gehalten hat. Die hier heißen sich aller Vermuthung nach nicht „Pächter“ oder — je nachdem! — „Eigenthümer“, sondern noch schlechtweg „Bauern“ und sind dies auch.

Das Erste, was ihr, abgesehen von etwa auf den Feldern arbeitenden Menschen und Gespannen zu sehen bekommt, sind fast immer ein paar flachshaarige, sonnenverbrannte Kinder die auf einem Anger, einem Stück Brach- oder Weidelande größere oder kleinere Haufen von Gänsen weiden — die „pommerschen Gänse“ sind ja weltberühmt! Dann führt die Straße ins Dorf und war früher nicht selten an beiden Enden desselben mit einem „Heck“, einem Schlagbaum, geschlossen, den der Reisende sich vor dem Eintritt öffnen mußte. Sie ist in solchen alten Dörfern

Gänseweide.

fast immer in ganz erbärmlichem Zustande, zerfahren, feucht und schmutzig, und zuweilen, wovor euch der Herrgott bewahre, mit den achsen- und beinbrechenden Resten eines uralten, zerrissenen Dammes versehen. Gerade ist sie nicht, auch nicht gleichmäßig breit, wie denn die ganze Anlage des Ortes eine unregelmäßige ist: anscheinend baute jeder zuerst dahin, wohin ihn der „Geist“ trieb.

Die Bauernhöfe stoßen nur mit der vorderen Hofgrenze, einem Zaun oder einer Mauer aus Feldsteinen, an die Straße. Das Haus selber liegt mehr oder weniger rückwärts, quer vor dem Gemüse- und Baumgarten, dessen Wipfel seitwärts oder auch über dem Dach sichtbar werden; hie und da beschattet auch wohl ein alter Baum die Vorderseite. Die niedrigen, von nicht großen Fenstern und in der Mitte quergetheilten Thüren durchbrochenen, mit Lehm ausgefüllten und weiß übertünchten Riegelwände werden von dem schweren dunkeln Strohdach bedeckt. Rechts und links schieben sich Stallung und Scheune gegen die Straße vor, und der Raum zwischen den drei Gebäuden und der letzteren bildet einen mehr oder weniger geräumigen Hof mit Platz für die Dungstelle, die Ackergeräthe, den Ziehbrunnen und was sonst noch hieher gehört. Das richtige alte Bauernhaus dürfte unseres Wissens kaum noch irgendwo im Lande zu finden sein.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Zwischen den Bauernhöfen und meistens an der Straße selber liegen allenfalls die „Kathen“ ihrer Arbeiter und Tagelöhner. Die Bauart ist ganz die gleiche, nur viel kleiner und dürftiger. Jetzt haben sie überall Schornsteine, während früher der Rauch seinen Ausweg über der Thür und unter dem Dache fand. Die Zahl der Schornsteine entspricht hier so gut wie in den ähnlichen Wohnungen auf den großen Gütern fast durchweg derjenigen der eingehausten Familien, und die „Kathen“ heißen danach ein-, zwei- oder auch wohl noch mehr-„hischig“. Neben ihnen finden sich selten noch ein wiederum um vieles dürftigerer kleiner Stall, ein Stückchen Gartenland hinter dem kunstlosesten, aus Zweigen geflochtenen Zaun mit ein paar Gemüsebeeten und Stachelbeerbüschen, dazwischen wenige altmodische Blumen oder vielleicht ein vollblühender Rosenbusch; hier und dort ein Obstbaum, Aepfel, Pflaumen, Zwetschen oder Kirschen. In einem Winkel neben dem Hause oder auch unbekümmert davor, in die Straße hinaus, der Ziehbrunnen und die „Holzrichte“, d. i. das kunstvoll aufgeschichtete, zerkleinerte Brennholz. Einer oder ein paar noch ganze Stämme, Stangen, Bohnenstöcke, Reisigbündel liegen oder lehnen vor oder am Hause, ein alter Waldbaum erhebt sich etwa noch an der Straße in ungestörter Schönheit. Ein Brett auf niedriger Unterlage, ein alter Hauklotz laden vor der Thür zur Ruhe ein. Es sitzt dort vielleicht eben ein altes, runzeliges, eisgraues, zusammengekrümmtes Weiblein mit ihrem Strickstrumpf oder dem Spinnrade, als Hüterin von Haus und Hof, während die Hühner und Gänse von den kleinen Kindern gehütet werden, die nebenbei selbst mit im Staube umher wühlen und spielen. Denn was von „ihren Leuten“ arbeitsfähig ist, hat auf dem Felde oder Bauernhofe zu thun.

Hausgiebel mit Storchennest.

Gegen die Mitte des Dorfes zu liegt auf weiterem Raume wohl ein Teich, der für die Gänse und Enten, gelegentlich auch für die Kinder, den gesammten Viehstand und nicht am wenigsten für die ausgetrockneten Ackergeräthe vom größten Werthe ist. — Auf einem anderen weiteren Raum und womöglich erhöht, zieht sich der Kirchhof um die alte Kirche her, das einzige Steingebäude solch eines Orts. Da zeigen sich zuweilen noch prächtige Bäume, da klettert an der massiven, schattigen Wand hie und da der Epheu üppig empor. Und wenn ihr auf der anderen Seite durch die Friedhofpforte geht, so steht ihr vor dem unendlich friedlich daliegenden Pfarrhofe. Die Einrichtung ist kaum verschieden von derjenigen der Bauernhöfe, nur daß alles ein bischen sauberer und dadurch gewissermaßen vornehmer erscheint, — die Fenster regelmäßiger, größer und heller, die Thür ungetheilt, wirkliche Bänke vor ihr und ein paar schöne alte Bäume. Aber Stall und Scheune, die weiße Wand, das dunkle Strohdach, die Schwalbennester unter seinem Rande und das Storchennest auf dem First der Gebäude — das ist alles das Gleiche.

Wir sollten aber sagen: Storchennester. Denn wo hier zu Lande die Umgegend nur irgend eine günstige ist, findet sich dieser geliebte Vogel unseres Volks in schier unglaublicher Zahl angesiedelt. Hier stört oder verfolgt ihn noch kein Mensch, hier haben noch Alt und Jung ihn lieb. Ganz fehlt er nirgends, es gibt aber manches Dorf im Lande, wo kaum ein Haus ohne Nest ist, und in Neuenkirch bei Greifswald fand sich vor dreißig Jahren kein

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

einziges Gebäude, Haus, Stall, Scheune oder was sonst, wo nicht wenigstens ein Nest, häufig aber ihrer zwei, ja selbst drei sich auf den Giebelenden und auch in der Mitte der Dächer zeigten.

Der Eindruck eines solchen Dorfes war ein höchst eigenthümlicher. Verfallen erschien nichts, denn dazu waren die Leute eben zu klug; aber alt und altmodisch zeigte es sich und vor allem, auch in Ansehung der Anschauungen dieser Menschen selber, abgelegen von der Welt, mit der sie wenig zu thun hatten und nach der sie kaum fragten. An den Chausseen hat man derartige alte Dörfer nie gefunden, oder wenn wirklich ein ähnliches von einer solchen Kunststraße gestreift wurde, so brachte dieselbe augenblicklich die tiefgreifendsten Veränderungen mit sich. An der Chaussee gibt es nur geordnete, geradzeilige, aufgeräumte Dörfer. Alles ist glatt und flach und ausgeputzt für fremde Blicke. Die Mauern sind massiv, die Dächer von Stein, und der Stadt- oder Regierungsbaumeister hat ein ganz sauberes Pfarrhaus dahin gesetzt mit einer Reihe von Linden davor, die in dreißig Jahren vermuthlich erwünschten Schatten geben. Das alte Haus, in welchem man so herzlich fromm und vergnügt und so genügsam war, und wo es den zahlreichen Gästen so wohl wurde, war eben zu eng, zu dumpf und Gott weiß, was noch sonst geworden. Ob's im neuen hellen, geräumigen und luftigen, behaglicher wird? — Wir glauben nur: „komfortabler".

Aber auch in den stillsten Winkeln des Ländchens verschwinden, wie gesagt, die alten Dörfer mit ihren schönen Bäumen, den holperigen Straßen und ihrer ganzen malerischen Unordnung. „Kultur", „Fortschritt" und „Polizei" gestatten nichts Eigenartiges und Altmodisches mehr. Wollt ihr ein unterscheidendes Merkmal haben, so seht vor allem auf die Dächer. Das dunkle Strohdach macht überall dem hellen rothen Ziegeldach Platz — zum Schmerz der Alten. Denn das erstere ist kühler im Sommer und wärmer im Winter, und das letztere schließt die Feuersgefährlichkeit nicht aus. Kommt der Brand einmal in solchen Ort, so macht der unermeßliche Brennstoff dennoch jede Menschenkunst und jede Menschenhülfe ziemlich illusorisch.

Auf einem großen Gute.

Wenn wir weiter fahren, so finden wir ungefähr das Gleiche, was wir bisher zu schildern versuchten. Sind wir in der Nähe der See, so gewinnen wir unterwegs vielleicht einen Blick auf diese und erhalten dadurch einen neuen Zug in dem Gesammtbilde der Landschaft. Kommen wir durch eine der oben erwähnten sandigen oder moorigen Strecken, so erscheinen die Felder dürftiger, die Wiesen und der Laubwald verschwinden und statt ihrer finden wir auf unserem Wege nur größere oder kleinere, allenfalls von Birken durchsprengte Nadelholzbestände, ein Stück Haide mit seiner eigenthümlichen Flora, ein Torfmoor mit seinem, man möchte sagen: krankhaften Grün, mit den Kanälen voll dunkeln Wassers und den schwarzen Haufen des fertigen Torfs. Im Allgemeinen und in dem Haupttheile des Landes aber bilden, wie wir schon oben sagten, solche Strecken doch immer Ausnahmen. Obgleich selbstverständlich überall neben dem reichen Boden auch geringerer vorkommt und sich durch den Stand der Feldfrüchte bemerklich macht, so bleiben doch Eintheilung und Bestellung und auch die Fruchtarten stets so ziemlich dieselben. Ein wirklicher Unterschied in dem Landschaftsbilde zeigt sich nur da, wo eines der Bauerndörfer, wie es neuerdings häufig geschieht, zertheilt ist und die einzelnen Höfe in der Mitte ihres zusammengelegten Besitzes neu erbaut sind. Natürlich wird die Landschaft dadurch belebter und gewissermaßen auch wechselvoller.

Jetzt ziehen wir noch einmal durch die Feldmark eines großen Gutes; aber unser Weg führt uns diesmal nicht in der Ferne an demselben vorüber, sondern gerade auf den „Hof" zu. Da wir uns von hinten nahen, so sehen wir einstweilen weder von ihm selber, noch von dem dazu gehörigen Dorfe etwas Nennenswerthes, es müßte denn sein, daß sich das letztere schräg zöge und das eine oder andere der äußersten Häuschen sichtbar

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

werden ließe, oder daß sich eine Windmühle zeigte. Allein was wir erblicken, macht dennoch, auch ohne die Gebäude, schon den Eindruck eines größeren und reicheren Besitzes. Der Wald, um es so zu heißen, der alles Menschenwerk verdeckt, offenbart sich schon weit in die Ferne hinaus als kein wirklicher, sondern nur als der Theil eines Parks oder eines großen, nicht bloß dem Nutzen dienenden Gartens. Die gewaltigen Tannen, die sich aus seiner Tiefe thurmgleich in die Luft heben, sind keine sogenannten Nutzbäume, sondern ersichtlich vor unvordenklichen Zeiten einmal zur Zierde angepflanzt und seitdem von Generationen auf Generationen in Ehren gehalten und gehütet worden, bis die ragenden dunkeln Wipfel jetzt als Wahrzeichen weit ins Land hinaus grüßen.

Und wir kommen näher und erkennen auch schon Einzelheiten. Wir sehen nun wohl, daß es wirklich ein Park oder baum- und buschreicher Garten ist, was wir vor uns haben. An der Rückseite, vom Gefilde durch einen tiefen Graben geschieden, ein wenig erhöht und hinter einem einfachen, grün überwachsenen Zaun, zieht sich mit schlanken Stämmen und lichtgrüner Wölbung ein langer Buchengang hin, hüben und drüben von kleinen, mit auch schon alten Linden umgebenen, noch mehr erhöhten Plätzen begrenzt. Vielleicht treibt sich dort gerade eine muntere Gesellschaft um, helle Sommerkleider glänzen und heitere Stimmen, fröhliches Lachen klingen zu uns herüber. Hinter der Allee, wo es allerwärts noch dicht und hoch und schattig sich hebt, lauscht aus den laubigen Tiefen ein kleines Gartenhaus hervor und zeugt von der Ausdehnung des Parks und der Liebe seiner Besitzer zur Natur. —

So geht's nun auch noch eine tüchtige Strecke weiter, entlang am Park und darauf an dem offeneren Terrain eines großen Gartens, mit Blumen- und Gebüschpartien, mit Rasenplätzen und einzelnen schönen alten Bäumen. Dann seht ihr vor euch einzelne, mächtige Hofgebäude, sowie zugleich weiterhin auch schon die Dorfhäuser, und jetzt biegt ihr um das nächste Bauwerk und fahrt auf den eigentlichen „Hof" und vor das Herrschaftshaus.

Von älteren Profanbauwerken findet sich im Ländchen außerhalb der Städte, von denen aber auch nur Stralsund und Greifswald noch das eine und andere in dieser Art nothdürftig bewahrt haben, so gut wie gar nichts mehr. Vor allem ist hier an „stolze" Burgtrümmer nicht zu denken, wie uns solche am Rhein und Neckar von jeder Höhe herunter anschauen. Man muß freilich bedenken, daß die Verhältnisse und die Natur von Land und Leuten dort und hier sehr verschiedene waren. Der hiesige, gleichfalls wohl ganz hübsch wilde, rauf- und raublustige, aber kleine und arme Adel besaß weder die rechten Mittel, noch auch nur die rechten Plätze zu starken oder prächtigen Herrensitzen, und wo es dennoch irgendwo ein richtiges Raubnest gab, waren alsbald hier so gut wie dort die Städte bei der Hand, demselben den Garaus zu machen. Dann aber ist auch schon das Klima der Conservirung alter Bauwerke um vieles weniger günstig, und endlich darf man nicht der Kriege vergessen, welche zumal während der letzten beiden Jahrhunderte einer nach dem anderen durch das ohnehin spärlich bevölkerte und nothdürftig angebaute Ländchen hintobten und dasselbe bis in Grund und Boden ruinirten und verwüsteten. Die grausamen Verheerungen des dreißigjährigen Krieges trafen diesen Theil Pommerns nicht weniger hart als irgend eine andere Gegend Deutschlands; die schwedischen Kämpfe in den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts führten aufs neue, Gott weiß wie viele Potentaten mit ihrer entmenschten Soldateska herbei; dann folgte der schreckliche „nordische" Krieg, wo das Verderben ein größeres und ausgebreiteteres wurde als je zuvor; beim siebenjährigen Kriege blieben die schlimmen Erfahrungen und schweren Verluste gleichfalls nicht aus. Und endlich kam zu Anfang unseres Jahrhunderts die „Franzosenzeit" und gab dem Ländchen vollends den Rest. Man muß, gleich uns vordem, noch die Schilderungen der Zeitgenossen vernommen haben, über die wilde Wirthschaft, der vorzugsweise gerade das platte Land zum Opfer fiel, um zu begreifen, daß es mit aller noch übrigen Wohlhabenheit und selbst den Resten früheren Glanzes ein Ende haben mußte.

Aber es war damit nicht genug. Seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts begannen auch hier die Nützlichkeitsprinzipler aufzutauchen und fingen ihre Thätigkeit mit erschreckender Nüchternheit, Bornirtheit und Gewaltsamkeit an zu entwickeln. Von allem, was als Pietät, Kunstsinn und Geschmack hätte bezeichnet werden können, ließ sich nichts mehr spüren, alles sah nur auf den gleichviel wie geringen, oder nur angeblichen Vortheil

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

und den ersten besten, sogenannten Nutzen. So gingen dem Ländchen denn auch die letzten historischen Denkmäler verloren, an denen es ohnehin niemals reich gewesen war. Das Herzogsschloß zu Wolgast, welches wir auf dem alten Merian'schen Bilde noch in seiner ganzen Großartigkeit und seinem vollen Stolz vor Augen haben, hatte zwar, jetzt ungefähr vor 200 Jahren, in den Kriegen von 1675 und 1676, bereits schwer gelitten, indem es anfangs von den Brandenburgern und später von den Schweden belagert, bestürmt und zerschossen wurde. Aber es hatte sich trotzdem und trotz der folgenden vollständigen Vernachlässigung, noch fast hundert Jahre lang als eine mächtige Ruine erhalten, in welcher obendarein sogar noch manches ganz leidlich erhalten war. Nun wurde es zum Untergang verdammt und als Steinbruch benützt, bis nur die prachtvollen Keller übrig blieben, weil sie sich gut zu Magazinen verwenden ließen. — Wrangelsburg, ein Schloß des alten berühmten schwedischen Marschalls, ein

Schloß Thurow.

paar Stunden von Greifswald an einem sagenreichen Waldsee gelegen, von Früheren als prächtiges Bauwerk und wegen seiner glänzenden Einrichtung gerühmt, existirte, ob auch als baufällige Ruine, noch bis ins zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, wo es dann gleichfalls demolirt und seine Steine zur Aufführung von Scheunen oder Viehställen verwendet wurden. Und so ging es auch an anderen Stellen zu.

Als ein wirklich alterthümliches Haus oder Schloß, das früheren Jahrhunderten entstammt, baulich nicht gerade ausgezeichnet, aber von ersichtlich eiserner Festigkeit und von einem gewissen düsteren Charakter, ja — vordem wenigstens — noch mit einem Graben und den Resten einer starken Ringmauer umgeben — kennen oder kannten wir vielmehr im Grunde nur eines, welches unser Künstler an Ort und Stelle gezeichnet hat. Das ist das Schloß zu Thurow, einem großen Gute im Grimmer Kreise. Es schließt sich an dasselbe und seinen tiefen Graben eine Sage, welche hier ihre Stelle finden mag.

Vor 250—300 Jahren lebte auf dem Schlosse ein Edelmann, Namens Bono, ein reicher, geiziger, gewaltthätiger und erbarmensloser Herr seiner Unterthanen. Zu der angegebenen Zeit rief er eines Tages die zum Gute

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

gehörenden sieben Bauern auf und befahl ihnen den tiefen und breiten Graben anzulegen, von dem wir gesagt haben. Er versprach ihnen ein gutes Tagelohn, und die Bauern arbeiteten drei volle Jahre daran, alle Tage und mit ihren Weibern und Kindern, damit sie desto eher zu ihrem Lohne kommen möchten. Nach Beendigung der Arbeit rechnete der Schloßherr auch alsbald mit ihnen ab, allein er machte ihnen so viele Gegenrechnungen, für Essen und Trinken, so sie bei ihm erhalten, für Schippen und Spaten, so sie verdorben, und für andere Sachen, daß die Bauern nicht mehr als sieben Schillinge, also der Mann einen Schilling (8 Pfennige preußisch) für alle drei Jahre heraus haben sollten. Damit wollten die Bauern nicht zufrieden sein und beschwerten sich bitter bei dem Herrn. Anfangs drohte er ihnen. Auf einmal aber gab er gute Worte und versprach ihnen ihren vollen Lohn; sie sollten nur mit ihm kommen, in eine Stube, die hinten im Schlosse lag, da wollte er alles auszahlen. Also lockte er sie in das entlegene Gemach, und wie er sie alle sieben darin hatte, ließ er sie dort lebendig einmauern, daß sie eines jämmerlichen Todes sterben mußten. — Als nun aber das Winseln des Letzten nicht mehr gehört wurde, da fuhr auf einmal der Teufel in den Schloßherrn und ließ ihm keine Ruhe mehr, bis er oben in seine Stube ging, sein Gewehr von der Wand nahm und sich damit eine Kugel durch den Kopf schoß, daß das Blut bis oben an die Decke spritzte.

Diese Blutflecke sieht man noch jetzt dort; man hat sie mit keiner Kunst vertilgen können, und wenn die Stellen auch zwanzigmal hintereinander übertüncht werden, so kommen sie doch jedesmal gleich wieder zum Vorschein. Auch die Knochen der sieben eingemauerten Bauern liegen noch unten in der Stube, es darf kein Mensch sie von da fortnehmen. Den Schloßherrn und die Bauern sieht man jede Nacht herumspuken. —

Was es sonst noch von älteren schloßartigen, oder richtiger gesagt, eben nur mehrstöckigen Herrschaftshäusern auf dem Lande gibt, stammt seiner jetzigen Gestalt nach, mit sehr seltenen Ausnahmen, höchstens aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Meistens aber waren — und sind zum Theil noch — diese Gebäude, ob auch mit festen Mauern, so einfach, wie irgend denkbar und unterscheiden sich im Grunde nur durch die Ausdehnung, die zahlreicheren und größeren Fenster und die alten Bäume von den übrigen ländlichen Gebäuden: ein langes, niedriges Parterre und ein, höchstens durch ein Frontispice unterbrochenes Strohdach darüber, das war alles. Ganz ähnlich einfach, nur mit etwas höheren Mauern und einem Ziegeldach, sind eine ganze Reihe neuerbauter Herrenhäuser. Und endlich entstanden in den vierziger und fünfziger Jahren statt der alten bescheidenen Wohnungen eine Anzahl von Prachtbauten von bald villen-, bald schloß- oder burgartigem Charakter, als Zeichen des sich hebenden Geschmacks, des angewachsenen Reichthums und gesteigerten Luxus und zur Zierde der Landschaft.

Hier sind wir nun noch vor einem Hause jener alten unscheinbaren Art: die Mauern sind hochbejahrt, aber noch fest und sicher; die Fenster mit hellen Scheiben, die Thür ist hoch und breit, allein über dem Ganzen liegt unverändert das getreulich schirmende dunkle Stroh- oder Rohrdach. Die Familie hat darin seit hundert Jahren und länger in Ehren gehaust und gute und böse Tage verlebt. Und ob auch für sie allmählich allerhand Anbauten nothwendig erschienen, weil der Raum im ursprünglichen alten Hause doch gar zu beschränkt war und den Bedürfnissen und Forderungen des jetzigen Lebens allzuwenig entsprach, so sind sie doch gleichfalls so ziemlich im Charakter des Ganzen gehalten, und der Hausherr meint behaglich und gemüthsruhig, in seinem Sinne reiche das gute, warme Nest auch noch auf hundert weitere Jahre völlig aus. Und weshalb auch nicht? Die Zimmer sind zahlreich und geräumig, hoch und luftig und auch wieder trocken und warm, nicht prächtig, aber freundlich und auch wohl ziemlich, und wenn nicht der Luxus, so blickt euch doch überall, aus allem und jedem, aus den Menschen, möchten wir sagen, wie aus ihrer Umgebung, die Sauberkeit, der Geschmack, der gediegene Wohlstand, eine gewisse, ruhige Vornehmheit an. Darum wird es Einem auch alsbald so unendlich behaglich und warm in solchen Räumen und einem solchen Kreise.

Vor dem Hause fehlt es an bequemen Ruheplätzen nicht, es finden sich schöne Bäume, sei es einzeln, sei es an der ganzen Front entlang, zum Schmuck, aber auch zum Schutz gegen Sonne und Wind. Dann breitet sich

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Hof mit Wirthschaftsgebäuden.

ein kleinerer oder größerer freier Raum aus, hier ein wirklicher Vorgarten, dort nur ein von dem Fahrwege umkreister Rasenplatz, und darauf folgt, aus den Fenstern des Hauses völlig übersehbar, zwischen den Wirthschaftsgebäuden der eigentliche „Hof".

Ein solcher Wirthschaftshof und eine solche „Wirthschaft" ist ein Etwas, von dem man sich in vielen Theilen unseres Vaterlandes, zum wenigsten in der Ausdehnung des einen und der Komplizirtheit der anderen, gar keinen Begriff macht. Nehmt einen Raum, der unter Umständen gegen 300 Schritt lang und gegen 150 breit sein mag, in der Mitte durch den Hauptdamm getheilt, der zum Herrenhause führt, nach den Seiten hin von Nebendämmen oder festen Wegen durchschnitten, durch Staketen, Zäune oder andere Grenzen in verschiedene Unterabtheilungen zerlegt, wo irgend möglich mit einem größeren oder kleineren Teich versehen, hier oder dort von einem oder ein paar Bäumen beschattet. Und rings umher nun die zahlreichen, langgestreckten Gebäude — insgesammt die „Zimmer" geheißen —, welcher Name aber im Einzelnen, abwechselnd mit „Haus" nur dem Kuhstalle zukommt, während das übrige Gethier in seinen „Ställen" haust und Getreide und Futter in den „Scheunen" lagert.

Seht euch diese Gebäude nur an. Sie liegen links und rechts und häufig an der Straße quer vor, so daß hier für die Haupteinfahrt nur ein mäßiger Raum bleibt. Man sieht es ihnen im Allgemeinen allerwärts an, daß sie insgesammt aus der neueren Zeit stammen, denn erst die neuere Zeit hat den großartigen Aufschwung der Landwirthschaft gebracht und machte immer größere und solidere Gebäude nöthig. Es gibt kaum ein Gut im Lande, wo, ob auch nicht immer das Wohnhaus, aber wenigstens der Hof in den letzten dreißig oder vierzig Jahren nicht vollständig neu auf- und umgebaut worden wäre.

Meistens ganz massiv und auch mit einem Ziegeldach versehen ist stets ganz in der Nähe des Wohnhauses der Pferdestall — er muß außer den Reitpferden und dem „Rutschgespann" noch vier bis zehn „Baugespannen", d. h. von Arbeitspferden und überdies vielleicht noch mehreren einzelnen zu besonderen Zwecken gehaltenen Gäulen, Unterkommen gewähren. Dann — wir halten uns freilich nicht an eine bestimmte Reihenfolge — kommt das „Viehzimmer", in welchem sehr große Herden, ja hie und da wohl über hundert „Häupter" genügenden Platz finden müssen. In einem Anbau oder besonderen Hause stehen die Arbeitsochsen und, wiederum im besonderen Stall, die Kälber und das „Jungvieh". — Da kommen der Schafstall oder auch ein paar derartige Gebäude, da die Herden jedenfalls in die vielen Hunderte, nicht selten aber auch in die Tausende gehen und, wo zum Beispiel eine Stammschäferei ist, die Böcke gleichfalls ihr eigenes größeres Quartier verlangen. Der Schweinestall ist neuerdings

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

überall sehr solide, geräumig und sauber, die Ställe des äußerst zahlreichen Geflügels aller Arten nehmen, außer dem Taubenhaus, einen nicht geringen Raum in Anspruch. Die Remisen für die Herrschaftswagen und alle Acker- und Wirthschaftsgeräthe, nebst dem „Schauer", wo der Arbeiter, der alles dies im Stande zu halten hat, gewissermaßen seine Werkstatt findet, bedürfen wiederum ihren eigenen und nicht kleinen Platz.

Zwischen diesem allem erheben sich die drei, vier und noch mehr gewaltigen Scheunen, in denen die Heuvorräthe und die Getreideernte untergebracht werden soll und häufig genug doch bei weitem nicht untergebracht werden kann, so daß in guten Jahren im Felde um den Hof her noch zahlreiche, dreißig-, vierzig- und viel mehr-

Heimkehrende Feldarbeiter mit dem Inspektor.

fuderige „Miethen", d. h. Getreidehaufen oder richtiger gesagt: „Berge", aufgesetzt werden müssen. Und wenn sich hierzu nun, wie neuerdings häufig, wiederum besondere Gebäude für allerlei Maschinen zu allerlei Nebenunternehmungen oder gar für eine Brennerei gesellen, so seht ihr wohl, wie der geräumige Hof doch bei weitem nicht Platz genug bietet und auf großen Gütern sich an den ersten wohl noch ein zweiter, kaum kleinerer anschließen muß.

Und jetzt habt ihr für die gesammte Innenwirthschaft und die Menschen noch immer keinen Raum, denn daß dies alles im, gleichviel wie großen Wohnhause Platz fände, daran ist selbst da, wo die „Herrschaft", nicht zu vornehm und exclusiv geworden, kaum zu denken. Da sind die Milchwirthschaft mit allem, was dazu gehört, der Backofen und die Backstube; die Vorrathsräume, die Herrschafts- und die „Leuteküche" und wer weiß, was noch sonst. Da verlangen der oder die Wirthschafter — „Inspektoren", „Schreiber" — und Lehrlinge, die Wirth-

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

schafterin ihre eigenen Zimmer, die „Herren-", und die „Leuteköchin", die „Hausmädchen" und die „Außendirnen" ihr Unterkommen, da wollen, während die verheiratheten Bediensteten meistens, und natürlich immer die Taglöhner, im Dorf ihre Behausung und eigene Wirthschaft haben, der Kutscher und — je nachdem — der Reitknecht, der Diener, die übrigen zahlreichen Knechte und „Jungen" ihre Schlaf- und Speiseräume. Daß an solchem Tisch Tag ein Tag aus zwanzig bis dreißig Menschen Morgens, Mittags und Abends gespeist werden, ist nichts Ungewöhnliches, und wenn in der Ernte noch, wie häufig, fremde Arbeiter dazu kommen, so mögen's auch wohl vierzig bis fünfzig Kostgänger werden.

Da muß denn oft oder vielmehr meistens noch ein zweites, geräumiges Neben- oder Wirthschaftshaus her, gewöhnlich massiv, weil es aus der neueren Zeit stammt, und mit Ziegeldach, während alle übrigen Hofgebäude, mit einziger Ausnahme des Pferdestalles, fast allerwärts noch Fachwerkwände und das Stroh- oder Rohrdach haben, wo denn auf irgend einem sicher nicht das Storchennest fehlt.

Ihr begreift's, daß eine solche Wirthschaft in Ordnung und im tüchtigen Gange zu erhalten, kein Spiel und kein Spaß ist, und daß es, ihr draußen und drinnen vorzustehen, eines ganzen Mannes und einer rechten Frau bedarf. Sonst geht's, wie man dergleichen leider Gottes nur allzuhäufig erlebt, eben nicht und — „das Lied hat ein Ende".

Das Dorf, das zu diesem Hofe gehört und von den Arbeiter-, Tagelöhner-Familien bewohnt wird, ist, ebenso wie der Hof, fast überall neu und daher auch regelmäßig aufgebaut. Es sind die einfachen Häuser, die wir schon oben im alten Bauerndorf kennen lernten, nur solider und sauberer, nicht mit Lehm-, sondern mit ausgemauerten Wänden und neuerdings häufig auch mit Ziegeldächern. Hübsch ist solch ein Dorf bei einem Hofe allerdings selten oder nie; es ist darin nur für das Nothwendige gesorgt, und es macht daher einen nüchternen und so zu sagen parademäßigen Eindruck, obgleich es weder an Bäumen fehlt, noch an kleinen Gärten, noch an Blumenscherben vor den Fenstern. Aber es geht ihm der Reiz der Unregelmäßigkeit und des Altmodischen ab.

Was man von der schlechten Stellung dieser Leute geredet hat, ist zum großen Theil Fabel. Natürlich hängt auch hier viel vom „Herrn" ab, ob er gut und billig, oder hart und knauserig ist, sich um die Leute bekümmert oder nicht. Im Uebrigen aber hat man hüben und drüben seine Rechte und Pflichten, welche genau bestimmt sind, und ist endlich nur für ein Jahr aneinander gebunden. Die Leute haben ihre beschränkte, aber ausreichende Wohnung, freie oder doch sehr erleichterte Feuerung und feste Arbeit mit festem Verdienst, der den Landesverhältnissen entspricht. Sie haben Garten-, Kartoffeln- und Flachsland und die Weide für eine Kuh, und das Brodkorn wird ihnen zu einem festgesetzten, bedeutend ermäßigten Preise geliefert, wozu dann außer mancherlei anderen kleineren Emolumenten durchgängig in Krankheitsfällen auch die kostenfreie ärztliche Behandlung kommt, das heißt, wenn sie dieselbe annehmen und sich nicht lieber auf ihre Kosten an einen ihrer — Geheimärzte wenden. Es kommt allerdings, wie wir vorhin schon andeuteten, auch in diesem ganzen Verhältnisse viel weniger auf das gesetzliche Recht, als auf die Observanz und auf die Persönlichkeit an.

Vordem und bis zum Jahre 1848, ja noch länger, herrschte in diesen Verhältnissen die ruhigste Ordnung und war so gut wie von keiner Unzufriedenheit die Rede. Wenn auch auf den Pachtgütern und denen, welche öfters ihre Besitzer wechselten, zuweilen, kam doch auf den alten Familiengütern ein Wechsel dieser Leute meistens so gut wie gar nicht vor: die Familien saßen dort ebenso fest, wie die Herrschaft, und es war nicht eben selten, daß einzelne den gleichen Namen trugen wie das Dorf, das heißt also, vielleicht schon seit der Entstehung desselben hier ansäßig waren oder zum wenigsten seit sie überhaupt einen Familiennamen führten. Dies geschah aber hierzulande bereits seit Jahrhunderten. Manche von ihnen waren im Laufe der Zeit nach ihrer Art sehr wohlhabend geworden und hatten wohl ihren eigenen freien Besitz in einem Häusler- oder Kolonistendorf, ohne darum aus ihrer alten Heimat und ihren alten Verhältnissen zu scheiden, und Andere trugen ihre Ersparnisse zum „Herrn", daß er sie anlege und ihnen verzinse. — Diese patriarchalischen Verhältnisse haben seit dem mehrfach genannten Jahre und

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Herrschaftshaus mit Park (Schloß Canin).

sicherlich nicht am wenigsten in Folge des gleichfalls schon erwähnten, auch wieder seit damals steigenden Güterhandels, sich leider sehr verändert und hie und da vollständig ein Ende genommen. Erst seitdem kennt man die Auswanderung, den Arbeitermangel und — erst seitdem wurde die Niederlassung in den Städten eine fast unbeschränkte — das Proletariat.

Hinter dem Herrenhause und, wo Platz ist, auch zu seinen Seiten, breitet sich der Garten aus, größer oder kleiner, einfacher oder kunstvoller, wie es der Geschmack und die Mittel den Besitzern erlauben. Doch kann man überall, wo die Wirthschaft in Ordnung, bemerken, daß er nichts weniger als ein Stiefkind ist, sondern daß ihm die sorgfältigste Pflege und meistens warme Liebe zugewendet wird. Er muß ebenso gut, wie alles übrige seinen Ertrag gewähren, aber man will auch Vergnügen an ihm haben und es sich in ihm wohl sein lassen. Und da man nur ausnahmsweise mit unergiebigem Boden zu kämpfen hat, da sich überall alte Bäume, wo nicht ganze Wäldchen erhalten finden und der Wasserreichthum des Landes bedeutend ist, so lohnt das fröhlichste Gedeihen die Arbeit und Pflege und der Geschmack findet reiche Gelegenheit, sich in den verschiedenartigsten Anlagen zu offenbaren. Daher ist es denn auch für den Besucher fast überall eine Freude, durch diese Gärten zu gehen, und er versteht die Freude, welche die Besitzer selber an ihnen haben.

Ist doch schon der Küchen- oder Gemüsegarten in seiner Ausdehnung, seiner Ordnung, seinem Reichthum eines freundlichen und bewundernden Blickes werth, mit allem, was sich an ihn anschließt, dem sauberen Bienenhause hier, der langen Reihe von Treibebeeten dort, und müssen doch auch die zahlreichen, gesunden und kräftigen, alten und jungen Obstbäume unsere Aufmerksamkeit erregen. Man legt hier mit allem Recht einen sehr hohen Werth auf reichliches, gutes und feines Dörr-, Koch- und Tafelobst und widmet ihm die sorgfältigste Pflege, denn es bildet ein Hauptnahrungsmittel in diesen Gegenden. Zum Mosten, wie im südlichen Deutschland, reichen die Quantitäten allerdings nicht aus — dies Getränk ist im Norden ja überhaupt auch so gut wie völlig unbekannt —, sind im Uebrigen aber immerhin äußerst bedeutend, und die feineren Arten stehen an Zahl und Güte den süddeutschen nicht

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

im entferntesten nach. Der Widerspruch zwischen dieser Thatsache und dem doch um vieles ungünstigeren Klima, über den manche Süddeutsche nicht fortkommen können, löst sich auf das Einfachste, wenn man erwägt, daß die Ungunst der klimatischen Verhältnisse, d. h. die Unbeständigkeit der Witterung, vollkommen aufgewogen wird durch die unausgesetzte und ganz besondere Sorgfalt und Pflege, welche man hier in durchschnittlich viel höherem Maße den Schützlingen zuwendet. Wo dieselbe bei einzelnen Züchtern im Süden die gleiche ist, sind selbstverständlich auch die Erfolge wiederum um vieles günstigere.

Aber auch die eigentlichen Zier- und Blumengärten und Parks zeugen nicht weniger von der Pflege, der Liebe und dem Geschmack ihrer Besitzer. Es finden sich hier und dort Anlagen dieser Art, die auch den höchsten Ansprüchen genügen, kleine Paradiese, wo sich alles vereint, was das Auge entzückt und das Herz bezaubert. Die sanftesten Rasenplätze und die duftvollsten und farbenreichsten Blumenpartien, die prächtigsten, aus alter Zeit erhaltenen Hecken und Berceaus und wieder die reizendsten Gebüschgruppen, schattige Alleen und lauschige Waldwege, die stillsten Tiefen und die anmuthigsten Durchblicke. Hier im versteckten Grunde ein Teich, der von Goldfischen wimmelt, dort ein spiegelklarer See, auf dem die Schwäne dahingleiten und bunte Enten sich tummeln; da ein breiter Kanal, der sich bald durch die Anlagen zieht, bald die Grenze bildet. Und zu dem allem ein großer Reichthum an den schönsten und kraftvollsten Bäumen, zwischen denen euch nicht selten wahre Prachtexemplare begegnen. Man findet fast durchgängig Sinn und Pietät für diese alten Bursche.

So stehen hier jene Tannen, die uns schon weit in die Ferne hinaus begrüßten. Sie haben an Stärke und Gesundheit, an Höhe und vollendeter Ebenmäßigkeit weit und breit nicht ihresgleichen. So denken wir mit Liebe zurück an zwei uralte Linden, die auf einer anderen Stelle das Haus hüben und drüben beschatten und beschirmen, mit klafterdicken, weit über das Dach hinausragenden Stämmen und einen mächtigen Umkreis laubenartig überwölbenden Kronen. Und so könnten wir von hier erzählen und von dort. Denn ob auch nicht alles, was wir eben zusammenstellten, überall im gleichen Verein und in gleicher Schönheit zu finden ist, — das eine oder andere Stückchen davon treffen wir dennoch fast allerwärts und fühlen uns stets dadurch angeheimelt.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Vorpommersche Städte.

uch hier ist es, wie schon gesagt, wieder wie in Mecklenburg: die Städte kommen verhältnißmäßig wenig in Betracht und sind mit Ausnahme der beiden alten Angehörigen der Hansa, völlig unbedeutende offene Land- und Ackerbürgerstädtchen oder kleine Seeplätze, die gleichfalls keine Wichtigkeit haben. Am meisten Interesse haben von ihnen der stattliche Fischer- und Schifferort Anklam und die noch aus der Slawenzeit stammende Herzogsstadt Wolgast, mit Seehandel, der aber bis in die neueste Zeit fast ganz in den Händen eines einzigen Hauses war, des bedeutendsten freilich, beinah' an der ganzen Ostseeküste.

Es bleiben die beiden größeren Seestädte übrig, Stralsund und Greifswald, wie wir schon sagten, alte Glieder des Hansabundes, und bis zur Mitte unseres Jahrhunderts noch immer in einer gewissen selbständigen und Ausnahmsstellung, der alten herzoglichen, der schwedischen und selbst der preußischen Regierung gegenüber.

Stralsund, die weit bedeutendere von beiden, nahm in jenem Bunde eine der ersten Stellen ein. Die Stadt ist besonders günstig gelegen, an einer eine halbe Stunde breiten Meerenge („Gellen", „Strelasund"), welche sie von Rügen trennt, und umgeben von drei großen Teichen, dem „Knieper", „Franken" und „Tribseer", welche durch vier Dämme von einander und vom Meere geschieden werden, so daß der also eingeschlossene Landabschnitt im Grunde eine Insel bildet und der Platz bis zur Vervollkommnung der Artillerie für eine natürliche Festung ersten Ranges gelten durfte. Dieselbe hat denn auch als solche ihre Probe einmal glänzend bestanden und durch die Belagerung Wallensteins einen europäischen Ruf erlangt.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts von Jaromar I. von Rügen gegründet und mit deutschen Kolonisten bevölkert, war sie den pommerschen Herzogen ein Dorn im Auge und wurde alsbald niedergebrannt, ein Schicksal, das ihr dreißig Jahre später die „neidischen" Lübecker aufs neue bereiteten und unter dem sie noch einmal, wiederum nach dreißig Jahren, litt. Allein sie raffte sich immer wieder zusammen und erstarkte in und trotz aller Noth, und kurze Zeit nach dem letzten Unglück schloß sie bereits mit den übrigen, früher genannten Städten den Bund, der in den nordischen Meeren und an den nordischen Küsten fast dreihundert Jahre lang die herrschende Macht bildete. Damals nahmen Stralsunds Reichthum, Macht und Ansehen mit ähnlicher Raschheit zu, wie wir es von Lübeck erfuhren, und auch als es nach dem Aussterben der rügenschen Fürsten nebst dem ganzen Fürstenthum unter die Herrschaft der pommerschen Herzoge und damit an das deutsche Reich kam, blieb es in fast vollständiger Selbständigkeit und im kräftigsten Fortschreiten.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Anklam.

Zu dieser Zeit, d. h. im ganzen 14. und dem größten Theil des 15. Jahrhunderts, waren Stralsunds Macht und Ansehen die höchsten, und es fand sich an den Ostseeküsten und tief in das Land hinein, mit Ausnahme Lübecks, Wisbys und Nowgorods keine Stadt, die sie übertraf. Wo von Seezügen und Bundeskriegen berichtet wird, sind die Stralsunder dabei und voran, und auf den Bundestagen sprachen die Gesandten dieser Stadt stets ein gewichtiges, nicht selten das entscheidende Wort. Die Stadt übertraf thatsächlich alle ihre Schwestern an politischer Energie. Und auch in seiner inneren Geschichte zeichnet sich Stralsund durch Kraft und Tüchtigkeit aus und bildet eines von jenen stolzen und mächtigen mittelalterlichen Gemeinwesen, wie sie uns heutzutage selbst in den drei übrig gebliebenen Hansestädten nicht mehr begegnen. Stralsund soll damals zwischen 40 und 50,000 Einwohner gezählt haben, und erfreute sich ohne Zweifel einer noch ganz anderen Blüte, als die sie jetzt allmählich wieder zu erreichen beginnt. Davon zeugt alles, was wir noch heut in der alten Stadt finden, und alles, was wir von damals vernehmen — alles, selbst die bürgerlichen Unruhen und Wirren, ja, wie seltsam das auch klingen mag, die städtischen Anekdoten und Sagen, zeigt uns ein großes, rühriges, festbegründetes und gegliedertes Gemeinwesen und Bewohner von trotzigstem Unabhängigkeitssinn und stolzestem Selbstgefühl.

Von dem Muth der Stralsunder, nicht nur der Männer, sondern auch der Frauen, zeugt die Sage, daß die Dänen einmal mit vielen Schiffen heranzogen und die kleine Insel, welche zwischen Stralsund und Rügen liegt, Nachts besetzten. Die Stadt hatte augenblicklich kein einziges Schiff zu Hause, aber die Bürger stiegen in die Fischerböte und fielen den Feind mannhaft an. Die Dänen erwehrten sich jedoch ihrer in den großen Schiffen und die Stralsunder wichen zagend gegen die Stadt zurück. Am Ufer aber standen ihre Weiber und jagten sie mit Spott und Hohn und Schmähungen über ihre Feigheit zurück in den Kampf. Und da gewannen die Bürger und die Dänen wurden theils erschlagen, theils gefangen. Seitdem heißt das Inselchen „der Dänholm".

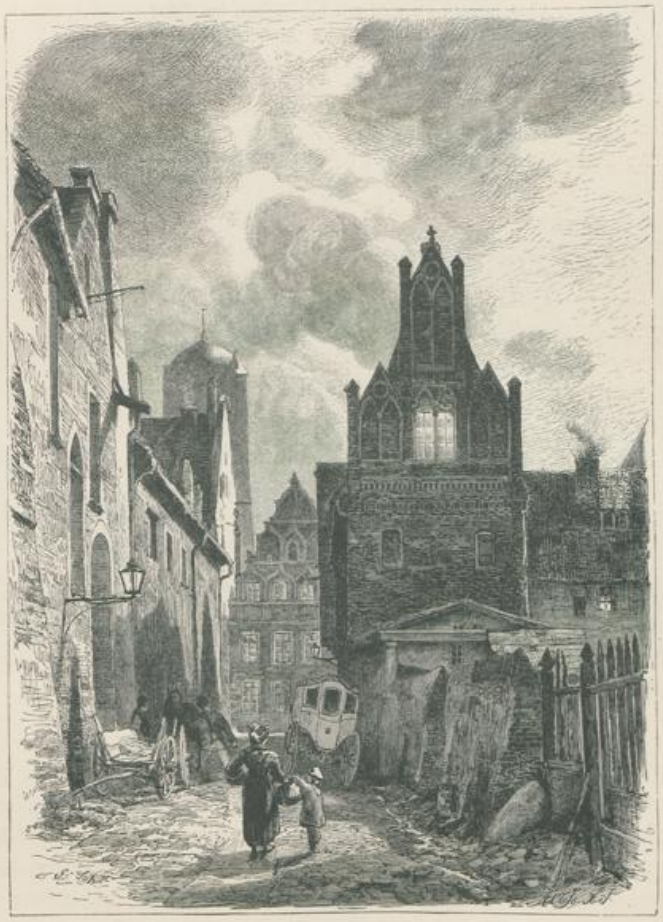
Andere Ueberlieferungen bekunden freilich eine erschreckende Roheit, wie sie gerade in Nordostdeutschland, wo die Unterdrückung des Slawenthums die Grundlage der Existenz bildet, sich vielfach dem Kulturhistoriker darbietet. So gab z. B. einmal der Rath seinen lieben Bürgern zur Fastnacht ein Schauspiel, das großen Beifall fand; auf dem alten Markt wurde am „Kak", d. i. Pranger, eine Katze festgebunden, mit der ein Mensch, dem

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Partie von Stralsund. Von Hans Bartels.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

die Hände rückwärts festgebunden waren, sich beißen mußte. Und da er sie endlich wirklich todt gebissen hatte, wurde er vom Bürgermeister feierlich zum „Katzenritter" geschlagen. — Ein Jahr später wurden alle Blinden in der Stadt zusammengerufen, mit Keulen bewaffnet und auf einen umhegten Platz geführt, um daselbst ein losgelassenes



Gasse in Stralsund.

Schwein todt zu schlagen. Bis ihnen das gelang, gab es für sie selbst die schwersten Beulen, aber — „eine solche Fastnachtsfreude hatte man in Stralsund auch noch nie erlebt!"

Der Sieg über Wallenstein ist der letzte Glanzpunkt in Stralsunds Geschichte. Unter der schwedischen Herrschaft sank die Stadt trotz aller Milde derselben fast unausgesetzt, und ihre Eigenschaft als Festung brachte von Zeit zu Zeit nur neues Unheil über sie. Selbst der Ruf der Uneinnehmbarkeit ging rasch zu Grunde. Der große Kurfürst nahm Stralsund nach einem kurzen, aber heftigen und verderblichen Bombardement ein; Friedrich Wilhelm I. eroberte sie gleichfalls in kurzer Zeit. Nicht länger lagen die Franzosen 1807 davor, und so scheint es denn wohl

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

gerechtfertigt, daß Preußen von Anfang an wenig für die Erhaltung und Erneuerung der Festungswerke that und neuerdings dieselben vollends zu schleifen begonnen hat. Von allen übrigen Schicksalen gedenken wir schließlich nur noch jener traurigen Schill'schen Affaire im Mai 1809, von welcher der alte Ernst Moritz Arndt singt:

„O Schill, o Schill, du tapferer Held,
Was sprengst du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließest in Mauern die Tapferkeit ein?
In Stralsund, da sollst du begraben sein."

Der Freiheitskämpfer war schon 1807 als Führer eines Streifcorps in dieser Gegend sehr populär geworden, so daß das Volk nicht an seinen Tod glauben wollte. Wir selbst haben noch von rügenschen Bauern die bestimmte Erklärung gehört: „Der Schill hätte die Mähr von seinem Falle selbst erfunden, um seinem Könige, der sich noch

Wallenstein vor Stralsund.

nicht gegen Napoleon auflehnen konnte, Verlegenheiten zu ersparen. Auf den Gütern der Umgegend hätte der Todtgeglaubte noch jahrelang heimlich gehaust und in der Stille noch manchen Franzosen weggeputzt." Dieser Volksglaube ist interessant als modernes Seitenstück zu den mannichfaltigen Entrückungen alter Nationalhelden.

Trotz der schon erwähnten schweren Leiden, zu denen sich auch in Friedenszeiten noch das eine oder andere Unheil, wie im Jahre 1680 zum Beispiel ein furchtbarer, fünfhundert Häuser verzehrender Brand gesellte, hat Stralsund ein merkwürdig alterthümliches Aussehen bewahrt, im Innern so gut wie von außen. Ob wir von der See- oder von der Landseite kommen, wir finden stets ein imposantes Städtebild vor uns. Das mag nicht bloß an den Thürmen und hochaufragenden Kirchen liegen, sondern auch und mehr noch an der durch die Seen und die Festungswerke eng zusammen gedrängten Lage des Ganzen. Wer auf der Eisenbahn von Greifswald herkommt, findet kurz vor dem Stralsunder Bahnhof einen Punkt, wo hinter dem Teich sich die Stadt mit ihren Wällen, Mauern, Thürmen, den aufstrebenden, dicht gedrängten Giebeln und den mächtigen Kirchen in einer Weise präsentirt, daß man dieses Bild nicht leicht wieder vergißt.

Im Innern der Stadt gibt es, im Verhältniß zu den schweren Belagerungen und Bränden, noch ungewöhnlich viel Alterthümliches. Es ist kein Mangel an winkeligen Straßen, an Gäßchen und Durchgängen der allerschmalsten Art, so daß sie etwaigen Stralsunder Spaßvögeln ebenso dienstlich werden könnten, wie jenes Gäßchen in Rostock

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Schills Tod.

den lustigen Studenten. Hin und wider treten noch gewaltige oder schöne Giebel hervor; winkelvolle graue Klosterbauten führen uns in die Vergangenheit zurück, obgleich sie längst nicht mehr dem früheren Zwecke dienen — Stralsund war eine der ersten Städte Deutschlands, welche die Reformation einführten. Am alten Markt steht das stolze Rathhaus mit seiner interessanten, reichgeschmückten und gegliederten Façade über dem schweren Unterbau — ein Bauwerk, das allein schon einen Ausflug nach Stralsund für den Reisenden lohnend erscheinen lassen würde, zugleich eines der historisch merkwürdigsten Gebäude Deutschlands, weil in seinem großen Saale 1370 der berühmte „Stralsunder Friede" unterzeichnet wurde, der die Hansa auf die Höhe ihrer Macht erhob. Hinter ihm, leider wie in einer Art von Versteck, erhebt sich die schöne Nikolaikirche, die nach unserer Anschauung noch vor der größeren Marienkirche den Preis verdient. Dagegen hat diese letztere den Vorzug, daß man von ihrem hohen Thurme einen Ausblick über Land und See gewinnt, den niemand versäumen sollte, welcher nur irgend der allerdings beschwerlichen Kletterpartie gewachsen ist: hinab auf die Stadt und den rührigen Hafen, über halb Pommern hin und tief in Mecklenburg hinein, weit in die See hinaus und über einen großen Theil Rügens fort — wie eine gewaltige Landkarte liegt das alles zu euren Füßen.

Bei einem Gange durch und um die Stadt darf man schon in der Fährstraße seinen Blick auf den Denkstein richten, der den Platz bezeichnet, wo Schill zusammengehauen wurde. — Am Frankenthor erinnert man sich voll Bewunderung an den wilden Karl XII., der hier nach jenem sechszehntägigen Gewaltsritt von Bender durch Ungarn, Oesterreich, Bayern, die Pfalz, Westfalen und Mecklenburg in der Novembernacht anlangte und warten mußte, bis der regierende Burgermeister ordnungsmäßig von seiner Ankunft unterrichtet worden und die Thorschlüssel hergegeben hatte.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Die interessanteste Partie Stralsunds bleibt aber immer der Hafen, mit dem Ausblick auf die kleine, jetzt zu einer Marinestation erhobene Insel Dänholm — früher „Strela" oder „Strale" geheißen und daher die Namensgeberin der Meerenge und der Stadt — und das Dorf „Alte Fähre" an der rügenschen Küste drüben. Hier macht man sich am besten einen Begriff von Stralsunds Bedeutung im Mittelalter, als dieser geräumige, wohlgeschützte Meerestheil sich mit zahlreichen Schiffen belebte, denen damals die Eingänge zwischen Festland, Rügen und Hiddensoe noch nicht zu seicht waren, wie sie es leider für die größeren Seefahrzeuge der Gegenwart sind. Doch auch gegenwärtig ist der Anblick kein wehmüthiger, denn der Verkehr ist hier ungeachtet aller Schwierigkeiten in beständigem Aufschwunge. Stralsund hat sich auf das Tapferste aus der Versunkenheit wieder heraufgearbeitet und nimmt jetzt wieder als Handelsplatz eine nicht geringe Stellung ein. Wie viel rascher wird es größerer Bedeutung entgegenwachsen, wenn erst die Festungsschranken vollends gefallen sind und es ganz zur offenen Stadt geworden ist!

Wir wenden uns jetzt nach Greifswald, denn so und nicht anders heißt diese Stadt, und das Ende, das man ihr außerhalb Pommerns zuweilen anzuschweißen liebte, gehört ihr nicht.

Ums Jahr 1207 war zu Hilda oder Eldena am Ausfluß des Rick in den jetzigen Greifswalder Bodden ein Cisterzienserkloster gegründet und mit großem Grundbesitz begabt worden. Ein Menschenalter später legte der Abt Andreas an jenem Flusse, eine Stunde von der Mündung, wo sich Salzquellen zeigten und der Boden höher und trockener war, eine Marktstelle an, die bei dem ungemein regen Handel an diesen Küsten und da der kluge Abt sich die Zustimmung der rügenschen so gut wie der pommerschen Fürsten gesichert hatte, rasch bedeutenden Zuzug fand und alsbald zu der, nun nach dem Namen des Waldes, Gripeswold, getauften Stadt gedieh. Mit ihrem Namen und als Stadt wird sie urkundlich zuerst 1248 genannt. Das Gründungsjahr hat man trotzdem aber um etwas zurückgelegt und zwar auf 1233, so daß am 6. Dezember 1833 das 600jährige Bestehen Greifswalds mit großen Festlichkeiten gefeiert wurde.

Ein Jahr nach jener ersten urkundlichen Erwähnung, 1249, wurde dem Abte das junge Gemeinwesen aber bereits zu groß und mächtig. Er trat dasselbe dem Herzoge Wartislaw von Pommern-Demmin feierlich ab, und von der Zeit an gedieh die Stadt unter so gutem Schutz und so mächtiger Förderung, begabt mit immer neuen Freiheiten, in einer Weise, von der wir Heutigen gar keine Vorstellung mehr haben. Schon 1250 erhielt sie vom Herzog das Recht der Stadt Lübeck; fünfzehn Jahre später haben die Dominikaner im westlichen, die Franziskaner im östlichen Theile ihre Klöster und wird bereits von einem kleinen Hafenort auf der rechten Seite der Rickmündung geredet. Vor dem Ende des Jahrhunderts ist die Neustadt zur Altstadt gekommen und existiren die drei großen Pfarrkirchen, und auch das Straßenverzeichniß ergibt bald darauf so ziemlich die gleiche Ausdehnung, welche Greifswald bis auf die neueste Zeit besaß. Inzwischen war der Handel ausnehmend angewachsen und hatte die Stadt mit den übrigen, sogenannten „wendischen" (d. h. auf altwendischem Boden als deutsche Kolonien entstandenen) Städten Lübeck, Wismar, Rostock und Stralsund einen festen Bund geschlossen. In den Jahren 1326—1328 führten die Städte Stralsund, Greifswald, Demmin und Anklam auch bereits einen siegreichen Landkrieg gegen Mecklenburg, und die Ruhe und Sicherheit der Landstraßen wurde voll Energie aufrecht gehalten.

Wir verfolgen die Geschichte Greifswalds nicht weiter. Die Stadt hatte, wie die übrigen Bundesglieder, ihre Tage des Glanzes und endlich des Verfalls und wurde später durch schwere Belagerungen, durch wilde Plünderungen, durch die schonungslose Behandlung, jetzt der kaiserlichen, dann der dänischen und russischen Besatzungen, durch große Brände und was des Unheils noch mehr war, dem völligen Untergange nahe gebracht. Sie verödete, der Hafen versandete, der Handel lag vollständig darnieder, und erst nach dem siebenjährigen Kriege fing man an sich allmählich wieder aufzuraffen, bis die französische Invasion von 1806—1813 auch hier noch einmal allem Gedeihen ein Ende machte. Mit den alten Landesfürsten blieb Greifswald, trotz seiner eifersüchtig gewahrten, fast vollständigen Unabhängigkeit, in merkwürdig gutem Einvernehmen — vielleicht wurde dies auch durch die 1456 gegründete Universität

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Auf den Wällen von Greifswald.

vermittelt, die von jenen nach Kräften gefördert wurde. Auch die schwedische und die preußische Regierung waren der Stadt immer wohlgeneigt; man ließ ihr bis in die neueste Zeit ihre alte Verfassung und gewährte ihr gelegentlich die eine oder andere Unterstützung. In der Hauptsache aber blieb sie stets auf ihre eigene Kraft angewiesen. Man darf hier hinzusetzen: nicht mit Unrecht. Denn Greifswald ist, vorzüglich durch seinen ausgedehnten Grundbesitz, eine sehr wohlhabende, ja seit die alten Kriegsschäden und Lasten wohl meistens überwunden sind, reiche Stadt, die schon selber etwas für ihren Flor thun kann. Sie hat sich denn auch tüchtig aufgenommen und ihre Einwohnerzahl hob sich seit der traurigen Zeit zu Anfang des Jahrhunderts recht erfreulich.

Schon aus der Ferne erkennt man beinahe, daß die Anlage der Stadt und ihr gegenwärtiger Zustand von dem verschieden sind, was wir anderwärts, wie bei Lübeck, Rostock oder Stralsund, fanden. Der hohe schlanke Thurm der Nikolai- und die kastellartige schwere Masse der fast thurmlosen Marienkirche werden in dem ebenen Lande schon in großer Ferne sichtbar. Nach einer ganzen Weile sieht man erst die dritte, die um vieles kleinere Jakobikirche; von dem aber, was zwischen diesen drei, dem Anschein nach verhältnißmäßig weit von einander getrennten Bauwerken liegt, erblickt man wenig oder nichts, und man muß schon ziemlich nahe kommen, bis man auch etwas von den Häusern sieht. An höheren Gebäuden ist Greifswald in Folge der oben angegebenen schweren Beschädigungen nicht mehr reich und überdies breiten sich schon seit vielen Jahren vor allen Thoren weitläufige Vorstädte aus, welche den eigentlichen Stadtkern erst in ziemlicher Nähe unterscheiden und sichtbar werden lassen.

Kommt man hinein, so findet man fast durchgängig gerade und verhältnißmäßig breite Straßen mit meistens sauberen, aber einfachen und vor allen Dingen niedrigen Häusern — ein dreistockiges war vor vierzig, ja selbst vor dreißig Jahren eine Seltenheit, und es gibt noch heute manche Straßen, wo die Mehrzahl sogar nur einstockig ist. Die alten hohen Giebelhäuser standen auch schon vordem nur noch vereinzelt und haben seither unausgesetzt abgenommen. In Folge dessen fehlt es nirgends an Licht und Luft und der Gesammteindruck der Stadt ist, zumal dieselbe eine sehr reinliche, ein ungemein freundlicher und ladet zum Verweilen ein. Ja Greifswald verdient die Bezeichnung

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

als hübsche Stadt. Gegen die Landseite zu ziehen sich die alten Wälle mit den schönsten Alleen und freundlichsten Anlagen hin. Am Hafen ist es, seit die Stadtmauer niedergelegt wurde und die anstoßende Reihe niedriger Häuser verschwand, geräumig geworden und es treten schon stattliche Neubauten auf. So fehlt es auch im Innern und in der Umgebung nicht an hübschen Partien. Der „Große Markt", auf den wir noch besonders zu reden kommen, ist ein ansehnlicher Platz: die längst frei gewordenen Kirchhöfe sind, wenigstens um St. Nikolai, mit Gartenanlagen geschmückt, und der Universitätsplatz — vordem hieß er „der wüste" — trägt seit 1856 das Denkmal, welches bei der 400jährigen Stiftungsfeier der Universität errichtet wurde, und würde durch die ihn umgebenden stolzen Alleen und üppig gedeihenden Anlagen jeder Stadt zur Zierde gereichen.

In der Umgebung tragen die Vorstädte noch vorwiegend einen ländlichen Charakter, auf der Südseite aber und gegen den Bahnhof hin erwächst ein ganzer neuer Stadttheil, in dem es an stattlichen Häusern und großen öffentlichen Bauten, zu denen drinnen doch wenig Raum war, nirgends fehlt und auch eine hübsche kleine Kirche der katholischen Gemeinde entstanden ist. Fast noch auffälliger ist die Veränderung im nordwestlichen Theile der Stadt. Es lagen hier vordem noch einzelne alte Gebäude des früheren Dominikaner- — des „schwarzen" — Klosters und zogen sich gleich ihnen an der Stadtmauer entlang allerhand Gäßchen, Winkel, Gärten und Räume hin, welche diese Gegend zu einer nichts weniger als freundlichen machten. Jetzt sind die Mauer- und alten Klosterbauten verschwunden, und es erheben sich hier, anstoßend an einen Theil jener oben erwähnten Wallanlagen und gegen den Rick zu, prächtige neue Bauwerke für allerhand Universitätszwecke, die Anatomie, das chemische Laboratorium und was dergleichen mehr ist. Ueberhaupt ist von allen Seiten her neuerdings noch viel mehr Licht und Luft in die Stadt gekommen, denn es sind, außer einem großen Theil der Mauern, auch die Thore abgebrochen, um für den gesteigerten Verkehr Platz zu schaffen.

Greifswalds Aussehen ist besonders durch diese letztere Maßregel sehr verändert worden. Abgeschlossen, wie es sonst war, machte es, trotz der wenig zahlreichen Alterthümer, noch immer den Eindruck einer alterthümlichen und in ihrer Eigenart fortbestehenden Stadt, während es uns jetzt fast nur noch als eine Landstadt erscheint, wo von keinem besonderen Charakter mehr die Rede ist. Es kommt dazu, daß wenigstens dem fremden Besucher der Stadt jener angegebene Grund ihrer vollständigen Aufschließung kaum recht als ein zwingender erscheinen dürfte. Uns kam der Ort allerdings viel größer, aber nicht lebhafter vor und von zunehmendem Verkehr und gestiegenem Handel wollte uns bei dem freilich nur kurzen Besuch nichts recht sichtbar werden. Ja es war in den Straßen, welche nicht direkt zum Bahnhof führen, viel stiller als vordem, und am Hafen war es todeseinsam. Es lagen hier nur ein paar vereinzelte Küstenfahrer, und wären nicht ziemlich viel neue Schiffe jeder Größe und in allen Stadien ihres Baues auf dem Stapel gestanden, so hätte kein Mensch auf einen immerhin nicht ganz unbedeutenden Seehafen und Seehandelsplatz rathen können.

Um doch auch der älteren Bauwerke zu gedenken, so sind die Kirchen gewichtige Zeugen von der Macht und dem Reichthum, zu denen sich die junge Stadt in kurzem erhoben haben muß. Die Marienkirche ist unvollendet, d. h. ohne Chor geblieben, und da auch der Thurm sich kaum über das Dach erhebt, so erscheint sie in einer ganz ungewöhnlich hohen, kompakten Masse. Die Nikolaikirche ist niedriger, aber um vieles größer und gehört zu jenen mächtigen Bauten dieser Art, welchen wir an der ganzen Ostseeküste entlang begegnen. Ihr Thurm, der wegen seiner Höhe vordem weit und breit berühmt war, wurde 1515 und wiederum 1650 durch schwere Stürme bis auf das Mauerwerk zerstört und beidemale auf die Kirche selber hinabgeworfen, welche dadurch ernstlich beschädigt wurde. Die jetzige Spitze erreicht die alte Höhe nicht; sie ist freilich im Ganzen schlank, aber seltsam verschnörkelt, so daß der Thurm nicht mit Unrecht einer Schachfigur verglichen worden ist. Die Jakobikirche ist bei weitem die kleinste von den dreien, und der einfach viereckige, durch ein spitzes Dach abgeschlossene Thurm hebt sich gleichfalls nur wenig über das Dach empor. — Das Innere der Marienkirche imponirt durch die Höhe und dasjenige der Nikolaikirche durch die Größe. Bei der ersteren findet sich südwärts eine zierliche Kapelle, und an der anderen ist das Fenster

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

des Ostgiebels bemerkenswerth. Im Uebrigen ist weder äußerlich, noch im Innern recht von einem besonderen Schmuck die Rede — sie sind würdig, aber mit einer gewissen Nüchternheit restaurirt —, an Unglück hat es, wie wir schon sagten, der Nikolaikirche, an Mißhandlung den beiden anderen nicht gefehlt: in St. Marien etablirte Marschall Soult das Hauptmagazin und in St. Jakobi sogar die Feldbäckerei.

Von den alten Giebelbauten haben wir schon oben gesagt, daß sich dieselben auch früher nur spärlich fanden, und wir fügen jetzt hinzu, daß sich unter ihnen auch nur wenige auszeichneten. Die alten Giebel waren häufig durch neuere, völlig nüchterne ersetzt oder, wie wir es auch anderwärts zu bedauern fanden, durch Uebertünchung entstellt worden. Von diesen sind neuerdings viele durch Neubauten verdrängt und einzelne mit mehr oder weniger Geschmack restaurirt worden. Der Rest will nichts mehr bedeuten; nur am Markt finden sich noch zwei oder drei, und unter ihnen ist denn freilich auch derjenige, welcher zu den allerschönsten in ganz Deutschland gehört, ja vielleicht der schönste von allen ist.

Giebelhaus in Greifswald.

Es ist ein treppenförmig aufsteigender Giebel, dessen Absätze mit Thürmchen verziert sind, von der schönsten Gliederung und der reichsten Ornamentik — ein wahrer Prachtbau, obgleich er leider gleichfalls nicht einer gewissen Renovation in der Färbung entgangen ist. Neben ihm erhob sich bis vor wenigen Jahren der zweite, nicht so reich, aber fast noch interessanter, — eine mächtig aufsteigende, unten und oben gleich breite, einfach gegliederte, am oberen Ende mit Zinnen verzierte Wand. Als man an eine nöthige Restauration des Innern ging, zeigte sich das alte Haus aber so baufällig, daß es leider vollständig abgebrochen werden mußte und auch der Giebel nicht gerettet werden konnte. Der dritte Giebel, neben diesem Neubau rechts, ist glücklicherweise wiederum noch erhalten. Er kommt freilich auch dem ersten bei weitem nicht gleich, ist aber in seiner verhältnißmäßigen Einfachheit — aus der hohen, schräg zulaufenden Wand treten sechs dünne durchgehende Thürme hervor, deren beide mittlere, oben verbunden, in die eigentliche Spitze auslaufen, während in den Zwischenräumen die dreifach getheilten Luckenwölbungen erscheinen — von schöner Wirkung. Diesen dreien — oder vielmehr jetzt nur beiden — gegenüber, findet sich an der Westseite des Markts noch der sehr beachtenswerthe, aber

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

viel zu wenig beachtete Giebel der Rathsapotheke, dessen Schönheit freilich hinter der leidigen Uebertünchung fast verschwindet. Endlich mag man sich einen vierten am nahen „Fischmarkt“ ansehen, freilich nicht seiner Schönheit, sondern seiner Höhe wegen: er zeigt, wenn wir uns recht entsinnen, über den beiden bewohnten Stockwerken, noch sieben oder gar acht Luckenreihen, d. h. abgesonderte Böden über einander.

Und nun kommen wir endlich zu demjenigen Institut, welches Greifswald auch zu den Zeiten seines tiefsten Verfalls noch immer ein gewisses Ansehen verlieh und nach langem Kränkeln neuerdings den glänzendsten Aufschwung genommen hat — das ist die 1456 gestiftete Universität. Sie hat von der Ungunst der Zeiten nicht weniger zu leiden gehabt, als die Stadt selber. Mehrmals dem Untergange nahe, fristete sie auch in den ruhigen Zeiten stets nur mühsam ihr Dasein und erregte nach dem Sprichwort: „Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen!“ — diesen letzteren lange Zeit auswärts im vollsten Maße. Da man wußte, daß sie reich und die Zahl der Studenten stets eine außerordentlich kleine sei, während es doch niemals an tüchtigen Lehrern fehlte, so sagte man wohl, daß hier niemand als Student aufgenommen würde, der wohlhabend genug sei, um keines Stipendiums und keines Freitisches zu bedürfen, hier sei das alte Wort: „tres faciunt collegium“ entstanden, denn es fänden sich zu den Vorlesungen kaum Zuhörer, und was dergleichen mehr verlautete. Und man hatte nicht ganz Unrecht. Noch bis in die dreißiger Jahre ging die Zahl der Studenten meistens nur wenig über hundert hinaus und von Nicht-Pommern stellten sich fast nur von Zeit zu Zeit einige Ungarn, für die sich reiche Stipendien fanden, und ziemlich zahlreiche Westfalen ein, welche einerseits durch die Billigkeit und andrerseits durch die stets im besten Ruf stehende medizinische Fakultät angezogen wurden.

Von Zeit zu Zeit spekulirten daher auch allerhand bureaukratische oder schlaue Köpfe auf eine Verlegung der unglücklichen Universität. Glücklicherweise ging das Ding aber nicht so leicht, da das Anrecht der Stadt auf ihre Universität ein gut gesichertes und die letztere vom Staat völlig unabhängig ist. Sie ist durch ihren eigenen, sehr großen und einträglichen Grundbesitz eine der reichsten von allen Universitäten Deutschlands, und ihre Einnahmen, vordem bei den damaligen schlechten Pachtverhältnissen ziemlich gering, haben sich neuerdings in überraschender Weise gehoben. Mußte sie doch schon in den dreißiger Jahren die schweren Gründungskosten der neu angelegten landwirthschaftlichen Akademie in dem nahen Eldena, so viel wir wissen, ohne irgend einen Staatszuschuß allein tragen und konnte dies auch ohne allzugroße Beschwerde.

Jetzt haben sich die Verhältnisse, wie gesagt, noch viel günstiger gestellt und werden die reichlich vorhandenen Mittel zu allen möglichen, aber freilich hochnothwendigen Verbesserungen angewandt. Der Erfolg ist denn auch ein äußerst erfreulicher gewesen und die Universität zu einem, zuvor nie gekannten, ja nie geahnten Flor gelangt, die Zahl der Studenten ist über 500 gestiegen und das Institut nimmt unter seinesgleichen einen ansehnlichen Rang ein, ja hat manche von jenen überholt, die noch vor gar nicht langer Zeit tief auf Greifswald hinabsahen.

Aber auch abgesehen von der Universität, drängt sich in der guten alten Stadt eine ganz ungewöhnliche Menge von Bildung schon seit Altersher zusammen, und das Leben ist ein geistig regsames, überaus geselliges und angenehmes — von der in anderen norddeutschen Handelsstädten häufig vorherrschenden Steifheit und strengen Ständegliederung zeigt sich hier verhältnißmäßig wenig. Das Appellations- und das Kreisgericht, das Gymnasium, die Garnison, ein wohlhabender, gebildeter Handelsstand, Privatgelehrte, eine meist reiche Umgegend und endlich nicht wenig Fremde, die sich seit langem aus der Nähe und Ferne hieher zu ziehen pflegten, bilden im Verein mit den Angehörigen der Universität und allem, was sich hier sonst noch anschließt, einen ansehnlichen Kreis, in welchem es jedem, der nur einigermaßen darauf angelegt ist, wohl werden muß und nirgends an Anregung und Unterhaltung fehlt. Es scheidet nicht leicht jemand wieder von Greifswald, der hier einmal „warm geworden“ ist.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

An die See.

ie Umgegend der Stadt Greifswald ist eben und gehört zu den fruchtbarsten Theilen des ganzen Ländchens. Es ist fast durchweg reiner Gartenboden und alle Feldfrüchte gedeihen in ausnehmender Ueppigkeit. Auf der linken Seite des Rick liegt nur eine nicht große Vorstadt, und die Baulichkeiten des Salzwerks sind verschwunden, — weil der Ertrag der alten Anlage, wie man uns sagte, ein gar zu geringer geworden war. Statt dieser fangen hier am Flusse weitere Werfte und andere industrielle Unternehmungen an sich zu etabliren. Das große sogenannte „Rosenthal" — plattdeutsch ist oder war dasselbe männlichen Geschlechts! —, welches sich in dieser Richtung ausdehnt, vordem Gemeindeweide, Torfstich und, Winters zum Theil von den Fluten überlaufen, die wunderschönste Schlittschuhbahn, ist seither großentheils zum besten Acker geworden.

Auf der rechten Seite des Flusses und südlich von der Stadt liegen, wie wir bereits angaben, größere, neuerdings meistens sich rasch entwickelnde Vorstädte. Der Wald, welcher Greifswald den Namen gab — den „Greif" leitet die Sage bald von einem adeligen Geschlecht des Namens, bald von einem hier hausenden „Vogel Greif" ab, welchen die Stadt auch im Wappen führt — und von dem der alte Eldenaer Mönch sagte, daß der Weltuntergang nahe sei, wenn man vom Kloster aus durch ihn hin jemals die Thürme der Stadt sehen könne, ist seit langem völlig verschwunden, und erst in der Nähe Eldenas, also in der Entfernung von etwa einer kleinen Stunde, finden wir die Reste der Waldungen. Es ist der „Elisenhain", welcher so genannt wurde, als zu Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm, als König der Vierte dieses Namens, seine junge Gemahlin, die bayerische Elisabeth, hierher führte, und in ihm gibt es auch jetzt noch uralte Eichen, welche möglicherweise jene Mönchsprophezeiung erlauscht haben.

Mit diesem „Hain" begann aber vor gar nicht vielen Jahren noch wirklich ein Waldgebiet, das neuerdings — wir müssen schon sagen: auf das bedauerlichste — gelichtet, zu den ausgedehntesten und stolzesten des ganzen Ländchens gehörte. Obschon vielfach getheilt und in den Händen verschiedener Besitzer, erstreckte dasselbe sich mit verhältnißmäßig seltenen und kleinen Unterbrechungen, hier Laub-, dort Nadelwald, durch diesen gesammten südlichen Landestheil in wechselnder Breite bis gegen die Peene zu, und wer anders Lust dazu gehabt hätte, würde Meilen auf Meilen fast ununterbrochen im tiefen Walde haben wandern können. Manche Theile dieses Waldes gehörten zu den denkbar schönsten und prächtigsten, und einer Partie von vielleicht nur ein paar hundert Morgen erinnern wir uns, wie wir sie nirgends wieder gefunden haben. Es hatten sich dort zwischen den Eichen und Buchen zahlreiche wilde Kirschbäume angesiedelt, welche an Schlankheit und Höhe mit den stolzesten Buchen wetteiferten und zur Zeit ihrer Blüte diesen Waldtheil durch die Massen des reinsten Weiß und des zartesten Grüns in unbeschreiblicher Schönheit erscheinen ließen. Ein Frühlingstag in diesen Tiefen, wo damals die Herrschaft der Vögel eine noch völlig unverkümmerte war, gewährte einen Genuß, wie man ihn gegenwärtig sich schwerlich noch irgendwo verschaffen kann.

Aber wir kehren an die Küste zurück und sprechen zuerst in Eldena mit der Ruine seines alten, im dreißigjährigen Kriege zerstörten Klosters und den Gebäuden der nunmehr durch eine Ackerbauschule ersetzten landwirthschaftlichen Akademie ein. Das ursprünglich sehr einfache und gewöhnliche, durch die Akademie aber vergrößerte und mit stattlichen öffentlichen und privaten Bauwerken geschmückte Dorf liegt auf der rechten Seite des Flusses, der in kurzer

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Entfernung ausmündet, und am innersten Rande des Meerbusens, der sich als die sogenannte „Dänische Wiek" vom großen „Greifswalder Bodden" her tief ins Land hinein streckt. Was von der Ruine erhalten ist, wurde gleichfalls etwa zu jener Zeit, wo der Elisenhain seinen Namen empfing, von Natur- und Alterthumsfreunden aus dem Schutt hervorgearbeitet, vom Untergange gerettet und mit freundlichen Anlagen umgeben. Von besonderer Schönheit und großer Bedeutung sind die Reste kaum, allein immerhin beachtenswerth, sei es auch nur, weil es der wirklich über dem Boden aufragenden Ruinen sonst hierzulande nicht gar viele gibt. Wie solche alten Bauwerke vordem behandelt und ausgebeutet wurden, kann man überall in Deutschland erfahren, und auch hier sind einzelne, nicht geringe Theile des alten Klostergemäuers zur Herstellung von Scheunen, Schuppen und Ställen des anstoßenden großen Wirthschaftshofes benützt worden, — in der allerbequemsten Weise, fügen wir hinzu, so daß man auf noch stehende Wände einfach ein Dach setzte.

Eldena.

Eldena gegenüber, an der linken Seite des Flusses und an seiner Mündung, liegt der Hafen Greifswalds, Wiek, ein kleiner Ort von dörflichem Charakter, aber vorwiegend von Schiffern und Fischern bewohnt. Der Hafen ist neuerdings durch kostbare Bauten sehr verbessert und durch eine starke, weit sich hinausstreckende Mole nach Kräften gegen die unaufhörlich drohende Versandung geschützt worden. Denn der Rick hat nicht Fließkraft genug, um sein Bett frei zu halten, sondern verlangt unausgesetzt die ernstlichsten Baggerarbeiten, und die Küste ist weit und breit eine flache, wie die Seetiefe eine geringe, so daß der Sand immer in Bewegung ist und bei stärkeren Winden in außerordentlichen Massen herantreibt.

Zu Zeiten ist Wiek sehr belebt und macht den Eindruck eines lebhaften Hafenorts. Größere Schiffe löschen hier ihre Fracht, weil sie mit derselben nicht zur Stadt gelangen können, und erhalten sie ebenso vor der Ausfahrt hier wieder. Auch zur Reparatur, zum sogenannten „Kielholen" kann man hier dann und wann Schiffe liegen sehen. Ein Schiff „kielholen" nennt man, wenn es mittels Flaschenzüge soweit auf die Seite gelegt wird, daß der Kiel frei wird, um ihn zu säubern oder Reparaturen vorzunehmen. In der Nordsee wird die Ebbe benützt, um an den Kiel zu kommen, in der Ostsee muß das Schiff, wenn es nicht etwa ins Dock kommt, das ausgepumpt wird, auf die Seite gelegt werden. Sommers wird die Seebadeanstalt in Wiek viel besucht — der Verkehr mit der Stadt, welcher vordem nur durch Treckschuiten vermittelt wurde, ist neuerdings durch kleine Dampfer erleichtert und beschleunigt. Einzelne Familien suchen hier auch wohl ihre Sommerfrische, wenn sie wohlverstanden ein passendes Unterkommen finden, was vordem allerdings nur in äußerst beschränktem Maße der Fall war — ob es neuerdings besser geworden, wissen wir nicht. Am beliebtesten waren vordem zu solchen Wohnungen die kleinen Häuser, welche sich am eigentlichen Hafen, halbversteckt hinter sorgfältig gepflegten Bäumen und geschmückt mit Vorgärtchen, eine Strecke lang hinziehen — saubere

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Fischerdorf Wiek.

und anheimelnde Nester, wie nur die alten Schiffer, in deren Besitz sie sind, sie herzustellen und herauszuputzen lieben und verstehen.

Wiek litt ebenso wie Greifswald selber in der erwähnten Novemberflut von 1872 auf das Schwerste. Sechs Häuser wurden völlig zerstört und noch viel mehr theils gründlich ruinirt, theils auf längere Zeit unbewohnbar gemacht, und es gab im ganzen Ort überhaupt nur wenige Wohnungen, welche nicht beschädigt worden waren. Wer die außerordentlich ausgesetzte Lage des Ortes ins Auge faßt und die nicht minder außerordentliche Sorglosigkeit wahrnimmt, welche kaum etwas von Schutzwehren weiß, weil freilich Generationen auf Generationen von ähnlichen Gefahren und Leiden kaum etwas erfahren, kann sich über das Geschehene allerdings nicht groß wundern, denn von einer solchen Flut wußte niemand etwas und niemand konnte sich auf sie vorbereiten.

Von Wiek aus wollen wir unsere Fahrt nach Rügen antreten. Bei Stralsund wäre der Uebergang in wenig Minuten ausgeführt worden, aber wir hätten die Insel auf ihrer reizlosesten Stelle betreten. Hier führt uns der Dampfer an eine Küste derselben, wo uns ihre milde Anmuth sofort freundlich begrüßen wird. Also, auf zu Schiffe!

Und jetzt sei uns einmal wieder von ganzem Herzen gegrüßt, du geliebte See! Es ist nur ein kleiner Busen, die schon genannte „Dänische Wiek", in welche wir jetzt zuerst hineinfahren. Das Land liegt ringsum uns vor Augen, im Rücken und zu beiden Seiten, und nach vorn hinaus, wo es offener und immer offener wird, da dämmern in der Ferne schon die Küsten Rügens auf. In die freie See gelangt man bei dieser Fahrt nur für eine kurze Strecke und hat daher auch mit seltenen Ausnahmen kaum viel von der Seekrankheit zu befürchten. Die Ufer umher erheben sich wenig oder gar nicht, verdienen trotzdem aber immer noch einen freundlichen Blick. Hüben die Rhede, der Hafen, die Bäume und die rothen Dächer nebst der Kirche von Wieck, die Ruine und die stattlichen Gebäude Eldenas, und in der Ferne die Thürme von Greifswald. Rückwärts ein wohlangebautes fruchtbares Land, wo der Laubwald, der vordem, wie wir selbst noch wissen, hie und da fast bis an den Strand herantrat, in seinen Resten noch immer nahe und ausgedehnt genug ist, um die Einförmigkeit der Landschaft wohlthuend zu unterbrechen. Drüben, in der tiefsten Ecke und hinter weiten Wiesen das uralte Dorf Kemnitz mit seiner zwischen hohen Bäumen sich versteckenden Kirche; an der Küste weiter hinaus, bald näher, bald ferner, wieder ein Dorf um

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

„Kielholen".

das andere, bis nach Ludwigsburg zu, einem beliebten Ausflugsort der Greifswalder, mit seinem schloßartigen Hause und seinem schönen Garten und Park, die dem Besucher bereitwillig geöffnet sind.

Es ist ein freundliches Bild, wiederholen wir, und wer vom Schiffe hinausblickt, oder dort hinten am Strande unter einer der uralten Weiden an der früheren sogenannten Landstraße liegt, welche letztere ihrerzeit von allen Passanten laut und leise und auf das Allerenergischste verwünscht zu werden pflegte, — und dann in die See hinausschaut und um sich her, am Strande entlang und in das friedliche Land hinein, der wünscht sich sicherlich für den Augenblick keinen besseren Platz zum Lauschen und Träumen. Dies Stücklein See ist für den Empfänglichen ein eigenthümlich ansprechendes, gleichviel ob es in reiner Bläue vor ihm liegt und die Sonnenstrahlen golden zwischen und auf den rastlosen Wellen umhergaukeln und die weißen Möven darüber hinab- und hinauf- und vorüberschießen wie zuckende Blitze, oder ob der Himmel grau sich über die grauen ruhigen Fluten und das ruhende Land hinbreitet und alles und alles in wunderbarer Stille vor euch liegt. Aber es gibt auch noch ein drittes Bild — das ist, wenn der Sturm darüber hinsaust und die Wellen brausend auf den Strand stürzen, daß sie zerstäuben in Gischt und Schaum, und alles in wildem Aufruhr euch umtobt — wir wissen nicht, ob's euch nicht vielleicht als das prächtigste von allen erscheint!

Eine Fahrt im Segelboot durch die „Dänische Wiek", wenn der Wind nicht allzu scharf und auch wieder nicht allzu flau ist, gehört, zumal am Abend eines schönen Tages, zum Wonnigsten, was man sich denken und wünschen kann. Die Wellen umgaukeln und umschmeicheln euch immer verlockender in glänzenden, wechselnden Lichtern, denn die Sonne neigt sich droben zum Untergang und der ganze Himmel taucht sich in die prächtigsten Farben — wir haben grade hier zuweilen Sonnenuntergänge beobachtet, wie sie an keinem anderen Platz dem Auge in größerer Schönheit, in reinerer Farbenpracht erscheinen möchten. Sie bleiben freilich so selten, wie die wirklich und vollkommen schönen Tage, welche über diese Breiten aufgehen, denn nirgends werden wir häufiger an das Sprichwort erinnert: man soll den Tag nicht vor dem Abend loben! —

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Alle Schönheit, alle Reinheit und Lieblichkeit, alle Pracht versinken nur allzu häufig plötzlich in das ödeste und düsterste Grau, wo ihr erschauernd euch fest in eure Kleider hüllt und schleunig dem Schutz des sicheren Hafens zustrebt. Und wehe euch, wenn einmal jählings eine richtige Gewitterboe über euch und euer lustiges Boot hereinbricht! — Noch eben war alles um euch her in schönster Harmonie und Erde, Himmel und See in bestem Frieden, und nun ist überall schon wilder Kampf und grimmiges Toben droben und drunten, und es gilt einen harten Kampf um euer Leben. Die Gewitter kommen zuweilen mit einer kaum glaublichen Geschwindigkeit herauf und sind dann meistens von einer ganz rasenden Heftigkeit, während sie allerdings auch ebenso schnell vorüber jagen. Zugleich erhebt sich die kaum noch so friedliche See zu dem wildesten Ungestüm und wird in ihren, von allen Seiten sich nahe herandrängenden Küsten zum allergefährlichsten Fahrwasser und spottet des Menschen mit seiner Kraft und Klugheit auf das Grausamste.

So habe ich's selber erlebt — die Leser erlauben mir wohl auch hier einmal wieder den eigenen Bericht über dieses Erlebniß. Ich hatte damals, es sind jetzt 26 bis 27 Jahre, für die Sommermonate Quartier in einem der hübschesten und behaglichsten Häuser von Wiek gemacht und that meiner Liebe zur See das vollste Genügen, jede Stunde in ihrem Anblick, oder von ihr geschaukelt und zuweilen auch einmal derb umhergeworfen und leidenschaftlich sie belauschend in jedem Zug und jedem Wechsel.

Nun saßen denn einmal, wie das damals oft geschah, Nachmittags ein paar gute Gesellen bei mir, und als der Abend immer schöner wurde, sahen wir uns nach meinem alten Bootsmann um, der sich auch wie gewöhnlich nicht lange suchen ließ, und wir legten noch zu einer kleinen Spazierfahrt hinaus. Der Abend war, wie gesagt, wunderschön und nichts machte uns Sorge; der bisher frische Wind schien allerdings nach und nach ein wenig flauen zu wollen, aber weit sollte es ja auch nicht hinausgehen, und im Nothfall verstanden wir alle einigermaßen die Riemen zu handhaben, und so ging's denn in der vergnüglichsten Stimmung von der Welt vorwärts, wir lachten und sangen, tranken und rauchten, und der Alte — ich sehe ihn noch vor mir! — saß am Ruder, den Arm aufs Knie gestützt und die faltige Wange in die braune Hand gelegt, hörte schmunzelnd zu oder schob auch wohl einmal sein eigenes launiges Wort in unsern Diskurs. Da mit einem Mal fielen die Segel schlaff herab, der Alte hob den Kopf und schaute jäh zurück, seine Hand zuckte nach den Schoten und er murrte grimmig: „Na, Gott verdamm' mich, da hat's uns einmal richtig belauert!" Indem gingen die Segel langsam herum, denn der Wind regte sich wieder, wenn auch in unsicherem Hinundherspielen und ohne eine Spur von Frische. Und das Boot wendete faul gegen das Land, der Alte kommandirte uns finster, die Riemen zu nehmen und hieß uns ums Leben rudern. Und wir gehorchten ohne Widerrede und mit Scherzen und Lachen war's zu Ende. Denn wir sahen gleichfalls nur allzu gut, was uns bevorstand. Hinter dem Waldrand dort hinten hervor quollen gerade die Säume einer dunkeln Wolkenbank auf und erreichten eben die Sonne. Schon hier zeigte sich eine unheimliche Eile, und der dichte graue Dunst, der ihr vorauszog, hing im nächsten Augenblick uns zu Häupten. Es ging ein dumpfes Rauschen durch die Luft, und die graue See fing an sich zu regen, fast als schüttle sie sich vor dem Kommenden.

Wir zogen an unseren Rudern „ums Leben". Denn kamen wir vor dem Ausbruch nicht mehr in den Hafen, wozu leider verzweifelt wenig Aussicht war, so hing unser Leben wirklich an einem Haar. Die See- und Bootsleute dieser Küste stellen allerwärts und in jeder Rücksicht ihren Mann, und ihre Fahrzeuge leisten alles, was man von ihnen nur irgend erwarten kann. Allein gegen eine richtige Gewitterboe mit ihren anfänglichen furchtbaren Wirbelwinden, denen häufig ein kürzerer oder längerer, schwerer Sturm folgt, sind Menschen und Böte dennoch völlig ohnmächtig. Packte uns das Wetter wirklich, so waren unsere Aussichten allerdings verzweiflungsvoll schlecht. Denn entweder kenterten wir und dann war alles vorüber; oder wir wurden auf den Strand gejagt, was bei der vorherrschenden Flachheit der Küsten jedenfalls das Beste und Günstigste für uns sein mußte. Oder, machte Jakob Peel uns in liebenswürdiger Weise klar, „es blies uns hinaus" — d. h. wir wurden aus der Enge in die Weite gejagt, ohne irgend etwas dagegen thun zu können, und es fragte sich dann nur noch, vorausgesetzt überhaupt, daß unser

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Boot hielt, ob wir bei der wilden Nachtfahrt glücklicherweise auf irgend einen Punkt Rügens stießen, oder ob es uns heimtückisch an der Insel vorbei und geradeswegs der Finnenküste entgegen jagte. Jedenfalls hieß es nach Jakob Peels Ausdruck dann auch wieder: „Adjüs Wiek!“ oder vielmehr: „Gute Nacht, Leben!“

Und sie — natürlich die Boe, denn das eigentliche Gewitter war dabei trotz seiner ansehnlichen Heftigkeit für uns alle äußerst gleichgültig, und an eine Gefahr von Blitzen dachte vermuthlich nicht einer von uns! — packte uns wirklich mit vollster Erbarmungslosigkeit und warf uns mit dem ersten Stoße beinah um und blies uns regelrecht hinaus in die unbändige See, in das immer tiefere Abend- und Nachtdunkel. Es war eine böse Nacht, welche alle unsere Fassung und Besonnenheit und alle unsere Kraft in Anspruch nahm. Denn es galt sich anzuklammern ums Leben, und trotzdem auch unausgesetzt noch das Wasser auszuschöpfen, denn die Wellen füllten das Boot immer von neuem schier bis zum Ueberlaufen. Aber trotz alledem war es — Geschmackssache bleibt dergleichen freilich stets! — eine wundervolle Fahrt. Denn als wir nach der ersten halben Stunde merkten, daß der Sturm „strick“ aus Westen kam und das brave Boot sich vortrefflich hielt, trat der Schrecken ein wenig zurück und es regte sich wieder etwas wie ein Gefühl der Sicherheit und zugleich ein bischen Neugier, was so ungefähr endlich wohl aus uns werden würde. Nach Mitternacht wurden wir an den Strand geworfen, und da das Boot zusammenhielt und auch hübsch festsaß, so wäre jetzt alles recht gewesen, hätten wir in den nassen Kleidern nur nicht so „schandmäßig“ gefroren und nur irgend ein Unterkommen in der Nähe entdeckt. Erst als der Morgen müd' genug zwischen den vorübertreibenden schweren Wolken hervorzugrauen begann, erkannte Jakob Peel das Land und rief seelenvergnügt: „Gott verdamm' mi, Herrschaften, wi sünd up'm Vilm!“

Der Vilm ist eine kleine, zum Theil bewaldete Insel, die nahe vor Lauterbach, dem Landungsplatz bei Putbus liegt, und so waren wir denn auf Rügen.

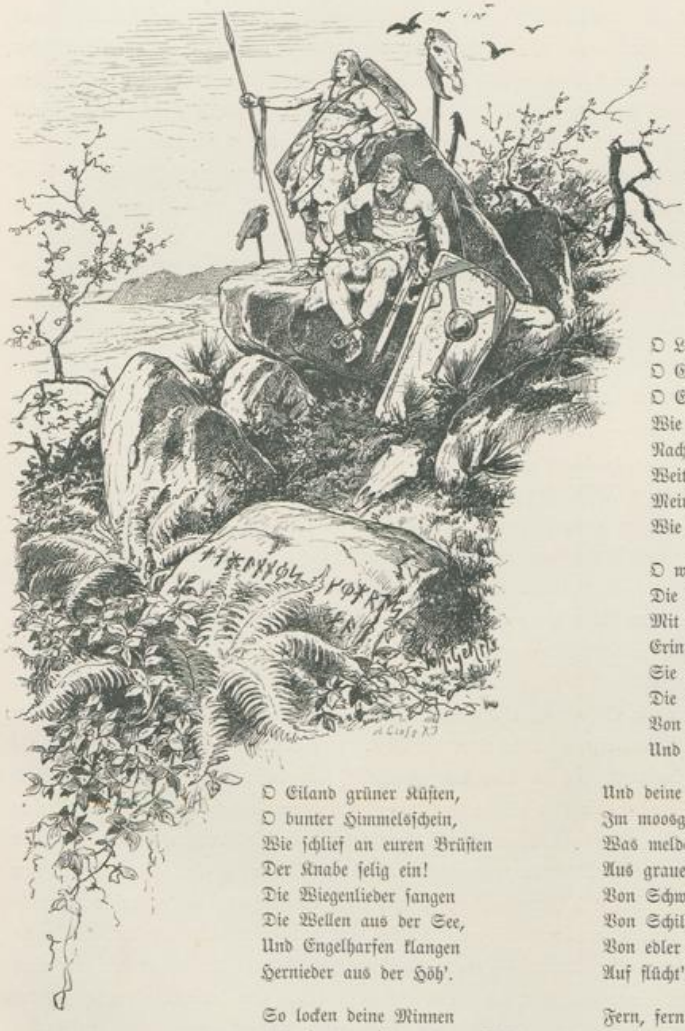
Fischfang auf der Ostsee.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Auf dem Vilm (Rügen). Von H. Baisch.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Rügen.



ügens berühmtester Sohn, Ernst Moritz Arndt, als er zu Bonn in seinen alten Tagen sich seine Heimat wieder einmal recht lebhaft ins Gedächtniß rufen wollte, that das mit folgenden wunderschönen Versen:

O Land der dunkeln Haine,
O Glanz der blauen See,
O Eiland, das ich meine,
Wie thut's nach dir mir weh!
Nach Fluchten und nach Zügen
Weit über Land und Meer,
Mein trautes Ländchen Rügen,
Wie mahnst du mich so sehr!

O wie mit goldnen Säumen
Die Flügel rings umwebt,
Mit Märchen und mit Träumen
Erinnrung zu mir schwebt:
Sie hebt von grauen Jahren
Die dichten Schleier auf,
Von Wiegen und von Bahren,
Und Thränen fallen drauf.

O Eiland grüner Küsten,
O bunter Himmelsschein,
Wie schlief an euren Brüsten
Der Knabe selig ein!
Die Wiegenlieder sangen
Die Wellen aus der See,
Und Engelharfen klangen
Hernieder aus der Höh'.

So locken deine Minnen
Mit längst entschwundnem Glück
Den greisen Träumer hinnen
Zu alter Lust zurück.
O heißes Herzensfehnen,
O goldner Tage Schein,
Von Liebe reich und Thränen!
Schon steht mein Grab am Rhein.

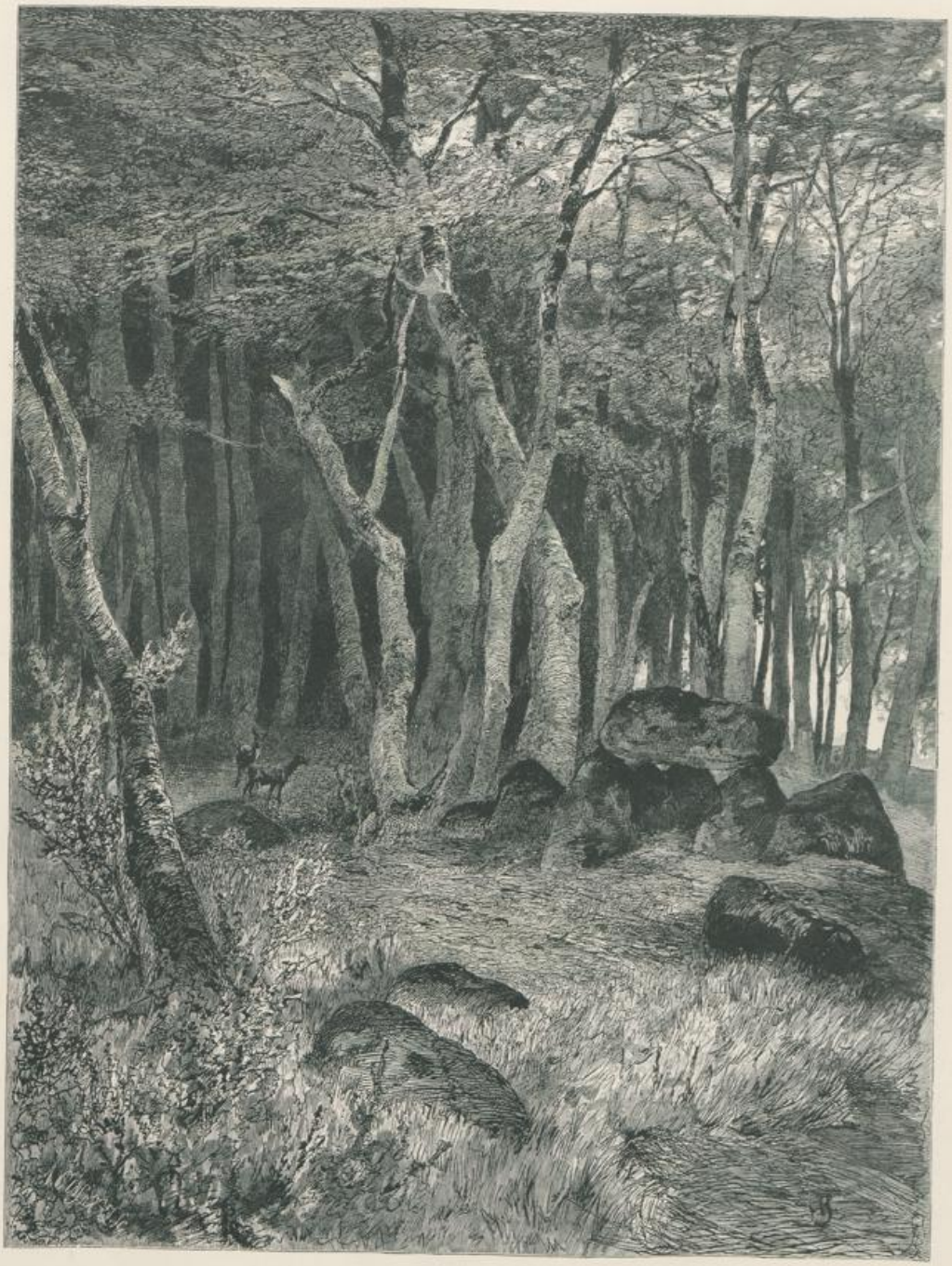
Und deine Heldenmäler
Im moosgewobnen Kleid,
Was melden sie, Erzähler
Aus grauer Väterzeit
Von Schwertern und von Speeren,
Von Schildesklang und Stoß,
Von edler Tode Ehren
Auf flücht'gem Segelroß!

Fern, fern vom Heimatlande
Steht Haus und Grab am Rhein,
Nie werd an deinem Strande
Ich wieder Pilger sein.
Doch grüß' ich aus der Ferne
Dich Eiland lieb und grün:
Magst unterm besten Sterne
Des Himmels ewig blühn!

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Man kann eine Gegend nicht treffender charakterisiren, als es in diesem Gedichte geschehen ist! Auch was ganz individuell Moritz Arndtisch zu sein scheint, ist bezeichnend für den besungenen Gegenstand an sich. Rügen ist eben von Haus aus eine Insel des Kinderfriedens, der Märchenwelt, der seligen Jugendträumerei. Eben deshalb ist das Heimweh des greisen Mannes nach derselben so geeignet, ein Bild von ihr hervorzurufen. Und nun die Einzelheiten dieses Bildes! Die „dunkeln Haine", im Gegensatz zur „glänzenden blauen See": wie richtig sind da die Farben gewählt, um z. B. die dichtverschlungenen, doch nicht hochstämmigen Buchenbestände Jasmunds uns vorzumalen, wie sie zwischen und unter ihren laubenartig undurchsichtigen Kronen hindurch uns hinabblicken lassen auf die nahe, mehrere hundert Fuß unter uns liegende und deshalb viele Meilen weit vor uns sich ausbreitende Ostsee, die im Sonnenschein gleich einer Mischung von Lasur und flüssigem Silber unsre Augen zugleich blendet und entzückt. Oder wie wahr die Zusammenstellung der „grünen Küsten" und des „bunten Himmelscheines"! Man fahre nur einmal bei guter Abendbeleuchtung von Westen her in den Jasmunder Bodden hinein, sehe das sanfte Spiel der lieblichen Farbenabtönung in Luft, Wolken, Dünen, Tannenwald, Laubwald, See und Ackerhügelufer, wie es uns hier rings umgibt, athme dabei diese auserwählt menschenfreundliche Atmosphäre des Durcheinanders von Meer, Wald und offenem Lande ein, und man versteht den Ausruf: „Wie schlief an euren Brüsten der Knabe selig ein!" Aber die „Engelharfen", die „aus der Höhe klangen" — das ist doch phantastischer Zusatz? Durchaus nicht! Tritt einmal hin auf den höchsten Rand des Dornbusches von Hiddensoe, auf die Stelle, wie unser Künstler sie Dir im Bilde zeigt, aber nicht bei der finsteren Bewölkung, unter welcher er gezeichnet hat, sondern am Sommermittag, und dann sieh hinaus gegen Nordwesten! Das Land, auf dem Du stehst, erscheint Dir wie eine verkleinerte — nur in der Hügelhöhe nicht verminderte — Wiederholung von Sylt. Aber das Meer, das Dich umgibt, wie ein anderes ist es! Das ist ja nicht die brüllende schwarzgrüne Nordsee, das ist die kosende kornblumenblaue Baltika — wohl auch sie eine unbarmherzige Menschenverzehrerin, gleich ihrer Schwester jenseits der Angelnhalbinsel; aber nicht wie jene eine finstere Riesin, die jedem Besucher sofort entgegen ruft: Wehre dich! — sondern eine lockende Sirene, bei deren Anblick man die Dichtung von jenen Sängerinnen versteht, welche den Odysseus bethörten. Und nun, plötzlich haften deine Augen auf etwas blendend Weißem, mitten in der blauen Unendlichkeit. Was ist das? Hat ein Zauber das plötzlich aus der Tiefe hervorgebracht? Wie ein Dom erhebt es sich breit und schöngewölbt aus den Fluten, von einem leichten Schatten, wie von einem Dache oben abgeschlossen. Das ist die Däneninsel Möen mit ihren schneeigen Kreidefelsen und dem Buschwalde oben darauf — denn bei solcher Beleuchtung schweifen Deine Blicke von dieser Stelle aus über die Ostsee weg und begrüßen das Südende Skandinaviens. Da ist's Dir denn unwillkürlich, als ob Du wie ein überirdisches Wesen über die Meere und Lande hinfliegen könntest und als ob das Licht, das Dich so weit hinausträgt, sich in Wohlklang wandelte, auf dessen Wellen sich Deine Seele wiegen möchte, wie einer der wilden Schwäne, die hier häufig vorkommen, auf der milden lauen Luft, welche diesem Meere im Sommer eigen ist. So ein scheinbares Umschlagen der Lichtempfindung in die Klangempfindung ist weder für den Physiologen noch für die Kenner des Volksglaubens etwas Räthelhaftes; selbst erlebt aber haben wir es nur auf zwei Stellen: hier beim Blicke auf Möen nnd dann bei dem freilich weniger großartigen aber dafür mannichfaltigeren und in mancher Beziehung verwandten Blick auf den Gardasee von den Höhen oberhalb Torboles. Da hört man wirklich „Engelharfen" aus der Höhe klingen — oder — wenn man lieber will, Lieder der Lichtelfen, deren Freundin, die Walküre Hilda, der Sage nach hier mit ihrem Geliebten Hedin den berühmten, durch Zauber immer erneuten Kampf gegen den Vater Hagen gekämpft hat, bis ein Christ das Schlachtfeld betrat und den Zauber löste. Noch heute heißt die Insel danach Hedins Ei(land): Hiddens Oe, gewöhnlich verderbt in Hiddensee. Auch lebt noch eine schwache Erinnerung an die Sage, welche dem zweiten Theile unseres Gudrunliedes zu Grunde liegt, beim hiesigen Volke in der Meldung von einem Hexentanze, der in gewissen Nächten auf den Hügeln gehalten werde, oder gehalten worden sei. Eine Anzahl dort umherliegender Steinblöcke stellt bei Tage die Leiber der verzauberten „Hexen und Hexenmeister", Walküren und Einherier dar für profane Augen.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Hünengrab im Walde (Rügen). Von H. Baisch.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Doch orientiren wir uns erst über die herrliche Insel ein wenig im Reiche der historischen Prosa!

Rügen, bekanntlich die größte deutsche Insel, ist gegen zwanzig Quadratmeilen groß und wird von ungefähr 45,000 Einwohnern bewohnt. Wer eine Karte vor sich nimmt oder vom Rugard bei Bergen mit guten Augen auf die unter ihm ausgebreitete natürliche Karte hinabschaut, empfängt ein gar seltsames Bild. In der Mitte und um euch her liegt ein ziemlich fester Kern, der von den Einheimischen als das eigentliche „Rügen" angesehen wird. Rings umher schließt es sich an ihn an oder spreizt es sich von ihm hinaus mit größeren und kleineren Halbinseln, Landzungen, Inseln und der Himmel weiß, was noch sonst, welche von den Einheimischen wieder als ganz besondere und von Rügen unabhängige Landschaften angesehen und benannt werden; sie laufen draußen in die umbrandeten „Orts", „Haken" und Vorgebirge aus, und zwischen sie hinein, und vor sie hin drängt sich allerwärts die See, hier schmäler, dort breiter, nun flacher, dann tiefer als „Bodden", als einfache „Bucht", als „Wiek" oder nur als „Strom" — kurz ein wunderliches Bild! — Man glaubt's, was Einem hier gesagt wird, daß es nämlich auf der ganzen Insel keine einzige Stelle gäbe, von der aus man weiter als eine Meile bis ans Wasser hätte.

Rügen ist unter allen Theilen unserer Küste von den Modernen am längsten und häufigsten genannt worden. Schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts kam das Gerede auf, daß es jene „Insel im Ocean" des Tacitus sei und daß man daselbst noch immer den heiligen Hain und den See der Göttin „Hertha" unverändert vor sich habe — „gelehrte Entdeckungen", über welche die Einheimischen am meisten erstaunten, während sie alle Ossians-Schwärmer und Hermanns-Verehrer geradeswegs in Entzücken versetzten.

Seitdem hat sich herausgestellt, daß die Göttin gar nicht Hertha heißt, sondern Nerthus, daß auf Rügen zwar eine von der Sage als „Teufelsheiligthum" bezeichnete Lokalität — die jetzt sogenannte Herthaburg — sich befindet, von der Geschichten erzählt werden, die an den Kult jener Nerthus, wie er wirklich gewesen ist, allerdings erinnern, daß aber derartige Kulte im alten Norddeutschland gewiß an vielen Stellen getrieben wurden und daß auf Rügen sehr schwerlich gerade dasjenige Heiligthum gestanden hat, von welchem der Römer redet. Doch auch wenn wir diesen haltlosen Einfall preisgeben — die Insel bleibt immerhin sehr reich an alten Resten und Denkmälern und auch für die germanische Heldensage ist sie, oder vielmehr ihre Nebeninsel Hiddensoe, wie wir gesehen haben, von hoher Bedeutung. Für Sammler prähistorischer Alterthümer ist denn auch Rügen ein günstiger Ort und wohl mancher ältere Besucher der Insel erinnert sich noch des originellen Gastwirths Schepeler in dem behaglichen Flecken Sagard, der, gern plaudernd, wie er war, seine wirklich interessante Sammlung jedem Besucher zeigte, besonders vergnügt, wenn der Gast die rügenschen „Keilschriften und Runensteine" für bare Münze annahm. So ein Besucher bekam dann wohl noch als Zukost eine schreckliche Geschichte von dem „Unhusel" (Basilisken, der durch den bloßen Blick tödtet und aus einem Hahnenei stammt), welcher gerade wieder die Banzelwitzer Berge unsicher mache, oder von der Eisbärenfamilie, die beim letzten Eisgang an der Jasmunder Küste abgestiegen wäre und sich's nun in den grünen Thälern des Stubnitzwaldes an vergnügungssüchtigem Berlinerfleisch wohl sein lasse. Das wurde mit solcher patriarchalischen Gravität zwischen lauter Streitäxten, Steinmessern und petrefakten Urweltsthieren vorgetragen, daß mancher gute Preuße wirklich ängstlich wurde und auf den Besuch von Stubbenkammer verzichtete. Vielleicht haben diese Abzügler dazu beigetragen, den guten Ruf Rügens herab zu bringen. Denn thatsächlich, Rügen wird vielfach nicht so geschätzt, wie die Insel es verdient.

Die neumodische Besuchsweise, um es so zu heißen, ist in Ansehung Rügens freilich die denkbar verkehrteste. Die herkömmliche Kurierfahrt in zwei bis drei Tagen durch die Insel ermöglicht kaum den flüchtigen Besuch der sogenannten berühmten Punkte — man lese zum Beispiel die, im Uebrigen auf das Geschickteste eingetheilten und geordneten Reiserouten Bädeckers und überschlage, nachdem man die Entfernungen, die schlechten Wege, die von Wind und Wetter abhängige Dauer der Bootsfahrten berechnet hat, dann einmal, wie viel Zeit dem Reisenden für jeden einzelnen Punkt übrig bleibt und was er für Strapazen zu bestehen hat. Die versteckten und nicht selten größten und eigenartigsten Schönheiten, die eigentlichen Reize Rügens bleiben ihm fast unvermeidlich völlig verschlossen

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Kampf bei Swantewits Tempel.

oder können von ihm unmöglich gewürdigt werden. Auch ist nicht zu leugnen, daß die Witterung Rügens bisweilen recht unerfreulich ist und daß eine längere Reihe schöner Tage hier zu den Seltenheiten gehört.

Betreffs der Geschichte des Ländchens genügen wenige Worte. Als die ältesten germanischen Bewohner, die Rugier, in der Völkerwanderungszeit nach Süden abzogen, muß ein erheblicher Rest von ihnen zurückgeblieben sein und sich friedlich mit den von der Oder her anrückenden Wenden geeinigt haben, da der Name — und wohl auch in der sogenannten Herthaburg ein germanischer Kult, der Wanenkult — erhalten blieb. Dieser an der Ostsee sitzenbleibende Rest des Volkes wird von den Angelsachsen und Langobarden deutlich bezeichnet als Holmrugen, das heißt Insel-Rugier; im späteren Mittelalter erscheint der Name entstellt: Rugianen und dann gewöhnlich abgekürzt Ranen. Dies allmählich ganz slawisirte Volk erlangte großes Ansehen durch seine Seeräuberei, seinen Reichthum und die Heiligkeit seines Haupttempels auf Arkona, der dem Sonnenscheinsgotte Swantewit geweiht war und für den vornehmsten aller Wendentempel galt. Wie Hadeln von den Germanen, Samland von den Letten, so ist Arkona von den Slawen zu einem besonders geweihten Uferpunkte erhoben worden. Diese drei Stellen unserer deutschen Küsten fordern deshalb vor allem das Interesse des Alterthumsfreundes heraus. Schon war das Heidenthum der Slawen überall gesunken, als Swantewits Tempel noch in voller Herrlichkeit prangte. Er imponirte den Deutschen so sehr, daß sie die Dichtung aufbrachten, es sei eigentlich das Haus eines christlichen Heiligen, des Sankt Vith von Corvei, dessen Mönche in der Karlingerzeit unter Kaisers Schutze das Volk bekehrt hätten, doch nicht für immer. Die Namensähnlichkeit von Sankt Vith und Swantewit hat dabei geleitet. In Wirklichkeit hat ein deutsches Heer von der Niederelbe her um 1125 zuerst die Insel betreten, aber sie nur gebrandschatzt. Als Heinrich der Löwe die Obotriten vernichtet und die schon von Polen aus bekehrten Pomoranen unterworfen hatte, dachte er auch mit den Ranen aufzuräumen. Aber während er in andere Wirren verwickelt war, kam ihm sein

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

schlauer Verbündeter Waldemar von Dänemark zuvor und griff die Insel mit Uebermacht an. Heinrich schickte wenigstens die ihm unterthänigen Pommern als Helfer, so daß er durch sie einen Antheil an der Beute bekam, wenn auch das Land selbst den Dänen zu Theil wurde, nachdem die heldenhaft vertheidigte Tempelburg Arkona 1168 mehr dem Hunger als dem Muthe der vereinigten Dänen und Pommern erlegen war. Der Ranenfürst Jaromir erlangte die Gunst, als Lehnsfürst Waldemars die Insel weiter zu beherrschen; nur mußte tüchtig Tribut gezahlt und statt der häßlichen vielköpfigen Slawengötzen überall das Kreuz erhöht werden.

Aus der Erinnerung an die Pracht des verwüsteten Swantewit-Tempels bildete sich die Sage von einer einst reichen Handelsstadt Arkona, die am Fuß der Felsen in die See versunken sei und deren Bild zuweilen gespenstisch aus den blauen Wassern hervortauche.

Fortan beherrschten unter dänischer Hoheit einheimische Fürsten das Land, welches außer der Insel auch noch den Theil Neuvorpommerns zwischen der See und der mecklenburgischen Grenze umfaßte und rasch mit deutschen Einwanderern besetzt wurde. Die Städte Stralsund und Greifswald waren von Anfang an fast ganz deutsch. Von ihnen gingen deutsche Kolonen aufs Land hinaus und mischten sich mit den heimischen „Ranen“ und „Zirzipanen“, die von ihnen Sprache und Sitte annahmen. Ohne weitere Zuckungen verschwand das Wendenthum so rasch, daß schon 1404 auf Jasmund die letzte, der wendischen Sprache kundige Person des Fürstenthums, eine alte Frau, starb.

Schon bald nach 1300 war das ganze Gebiet beim Aussterben der alten Fürsten an Pommern gefallen; es theilte seitdem die Schicksale dieses größeren Staates. Für die pommerschen Herzoge war Rügen nur ein Werthgegenstand; von landesväterlicher Sorge für die Insel wird nichts gemeldet. Aus dieser allmählichen, unblutigen Germanisirung erklärt sich zum Theil die Mischung slawischer und deutscher Namen, wie sie hier besonders auffällig stattfindet. Neben dem urdeutschen Hiddensoe steht das urslawische Arkona. Zuweilen hat derselbe Gegenstand zwei Namen. Ein kleiner See auf Jasmund wurde uns von den Anwohnern abwechselnd slawisch Smilenz (Binsendickicht) und deutsch Nixendiek (Nixenteich) genannt.

Im dreißigjährigen Kriege wurde Rügen durch die Kaiserlichen in einer Weise verwüstet und absichtlich ruinirt, die an unmenschlicher Grausamkeit alles übertrifft, was selbst damals in Pommern oder irgend einem anderen Theile von Deutschland zu erdulden war. Darauf folgte die schwedische Herrschaft, welche während der ersten achtzig Jahre wegen der vielen Kriege auch nicht viel Segen brachte. Und dann endlich wurde das Ländchen 1815 bekanntlich von Preußen erworben — man weiß erst seit kurzem, mit welchen Mühen! Daß Dänemark und Schweden aber selbst jetzt ihre Augen nicht von dem Eilande gelassen haben, erfuhren wir noch im letzten dänischen Kriege, 1864, wo derartige Wünsche und sogar Drohungen in der nordischen Presse auf das Unverblümteste laut geworden sind.

Unsern Spaziergang durch Rügen beginnen wir da, wo wir gelandet sind, zu Putbus, dem freundlichen, sauberen Oertchen, mit seinen schmucken Häusern und dem stattlichen Schloß, das erst seit wenigen Jahren aus der Asche des früheren entstand. Der Schloßgarten und Park sind wirklich reizend schön, alles gedeiht zu einer staunenswerthen Frische und Ueppigkeit, und die Bäume erheben sich hie und da, man möchte sagen, in wahrhaft fürstlicher Pracht. Diese Frische und dieser Reichthum des Grüns und davor und dazwischen — der baumreiche Bilm erhebt sich ganz nahe aus den Fluten — die blaue See ist es, was Putbus so anmuthig erscheinen läßt und ihm so viel Anziehungskraft verleiht; es ist etwas Südliches in dieser Natur, fast mehr noch als am „Heiligen Damm“, was man für diesen Norden hochmüthigerweise wieder einmal gar nicht recht für möglich hält. Und nur dies, glauben wir, fesselt hier so manche, ohne daß sie's vielleicht wissen, denn das Bad ist ein ziemlich mattes. Aber an Badegästen fehlt es dennoch nicht, und der Fremdenzug ist, da die meisten hier Rügen betreten und wieder verlassen, ein sehr lebhafter.

Des Contrastes wegen erwähnen wir hier sogleich das schon berührte, schwer zugängliche Hiddensoe. Drei Stunden lang streckt sich der auf mehreren Stellen nur ein paar hundert Schritt breite Streifen aus und die Entfernung von der rügenschen Küste ist zum Theil so gering, daß man wohl an einen früheren Zusammenhang und

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Dorf Sagard.

eine erst spätere Trennung beider Landtheile glauben muß, wenn die letztere auch nicht gerade so erfolgte, wie's die Sage beschreibt. Denn diese berichtet, daß hier einst ein alter müder Wanderer von einer reichen Frau unbarmherzig fortgewiesen wurde, während die arme Nachbarin ihn herzlich aufnahm. Aber der Wanderer war der liebe Gott! Zum Dank verhieß er am anderen Morgen seiner Wirthin, daß ihr das Erste, was sie heut unternehmen werde, den ganzen Tag über gedeihen solle. Sie wollte aber ein Hemdchen für eines ihrer Kinder nähen, holte den kleinen Leinwandrest aus der Lade und begann das Nöthige abzumessen. Aber die Leinwand nahm kein Ende, und das Abgemessene füllte das Zimmer und das Haus und wuchs durch den Garten aufs Feld und machte die Arme reich. Da lief die reiche Geizige dem alten Manne nach, fand ihn und führte ihn in ihr Haus und tractirte ihn, und am nächsten Morgen gab er ihr auch das gleiche Versprechen. Sie wollte den ganzen Tag Geld zählen, vorher aber es sich erst recht bequem machen. Die Fortsetzung der Geschichte ist recht niedersächsisch. Es entstand ein unabläßiger Strom; der schwoll so gewaltig an, daß er Hiddensoe von Rügen riß. In der Edda wird Aehnliches von einer Feindin des wandernden Gottes Thor erzählt.

Daß sich der schmale Landstreifen bisher erhalten hat, spricht dafür, wie selten im Allgemeinen die verderblichen Sturmfluten der Ostsee sind. Doch ist das arme kleine Eiland gerade in der neuesten Zeit und besonders wieder durch die Novemberflut von 1872 mehrmals durchbrochen worden. Ein armes Land ist Hiddensoe aber, ein unendlich armes Land. Die Bewohner stecken zum Theil noch in den ärmlichsten Hütten, an Ackerbau ist auf dem unfruchtbaren Boden kaum zu denken, das Ländchen ist im Grunde ganz öde und fast ohne Baumwuchs; der einzige Nahrungszweig ist die Fischerei und sie bietet auch beinah die einzige Kost. Und dennoch lieben auch diese Menschen ihre Heimat einmal wieder auf das Herzinnigste und heißen sie „dat söte Länneken".

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Auf Hiddensee. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Mönchgut.

Wir kehren zurück zu unserer Tour und gelangen von Putbus zunächst nach der bescheidenen kleinen Kreisstadt Bergen. Wie hoch das Land sich schon gehoben hat, ohne daß wir's auf unserer Wanderung recht spürten, können wir in Bergen erfahren. Denn am Portal der Kirche — ihr Thurm ist auf allen Punkten Rügens sichtbar — ist eine steinerne Mönchsfigur eingemauert, deren Kopf in gleicher Höhe mit der Spitze der Stralsunder Marienkirche, d. h. über dreihundert Fuß hoch, stehen soll. Die Hauptsehenswürdigkeit, um es so zu heißen, ist aber der Rugard, ein alter, reichlich dreihundert Fuß über dem Meere gelegener Wall, der Rest einer Burg der alten einheimischen Fürsten und als Aussichtspunkt mit Recht berühmt: fast die ganze Insel liegt Einem, wie wir schon früher sagten, gleich einer Landkarte ausgebreitet zu Füßen. Ein Arndtdenkmal hat hier neuerdings am passendsten Orte Platz gefunden.

Wenn wir jetzt von unserer seit Greifswald eingehaltenen Richtung nach rechts abschwenken, so gelangen wir zu der schönen Waldung der Granitz, die aber leider vom Fremdling neuerdings nicht mehr ohne Führer betreten werden darf, und in derselben zu dem, auf dem Tempelberge erbauten Jagdschloß des Fürsten Putbus mit einem berühmten Aussichtsthurm — man überblickt auch von ihm aus fast die ganze Insel.

Lieblich liegt das Fischerdorf Binz an einem klaren Süßwassersee am Fuße des Waldhügels da — nur durch eine wenige Minuten breite Dünenkette vom Meere getrennt, ein Binnenlandsidyll in unmittelbarer Nachbarschaft des weitausschauenden Strandes; fast in süddeutsche Bergwälder versetzt fühlt man sich an dem düsterumschatteten einsamen „schwarzen See" im Walde Granitz. Und doch ist man auch hier kaum eine halbe Stunde vom offenen Meere.

Von der Granitz machen wir einen Abstecher nach der Halbinsel Mönchgut. Eine eigentliche Touristenfahrt ist dies auch wieder nicht. Im Gegentheil wird dieser eigenthümlichste Theil Rügens entweder gar nicht oder allenfalls per Dampfer oder Segelboot nur mit einem sehr flüchtigen Besuch beehrt. Und das ist nicht recht. Denn ob Mönchgut auch im Ganzen landschaftlich reizlos und wenig fruchtbar ist, so bieten seine Küsten doch einige ausgezeichnete Aussichtspunkte und das Völkchen, das hier haust, hat sich in seiner Abgeschlossenheit noch eine Eigenartigkeit und Ursprünglichkeit bewahrt, der man sonst nicht mehr häufig in Deutschland begegnen dürfte. Daß ihre plattdeutsche Sprache manche dialektische Eigenthümlichkeiten hat, ist allerdings nicht gerade etwas Besonderes. Ihr könnt das Gleiche auch in andern Theilen Rügens, ja selbst drüben an der Festlandsküste beobachten, wo zuweilen

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Mönchguter Trachten.

in gar nicht weit von einander gelegenen Orten ziemlich verschieden gesprochen wird. Aber die Mönchguter haben auch noch ihre eigene Tracht, ihre eigenen Sitten und Gebräuche — wir gedenken nur der sogenannten „Freijagd", d. h. der Sitte, daß die Mönchguterinnen sich, wenn sie anders wollen, ihren Mann selber aussuchen dürfen. Früher hängten sie zu dem Zweck ihre Schürze vor die Hausthür, und wenn zwischen den, gleichsam in Parade vorüberziehenden Burschen der Herzerkorene war, so schickte das Mädchen ihm ihr Halstuch. Dann mußte er sofort zu der Schönen eilen und sich ihr als Gatte zur Verfügung stellen.

Wie bei den Nordfriesen sind die ländlichen Beschäftigungen, der nicht bedeutende Ackerbau und die Spinnerei und Weberei, hier fast ausschließlich in den Händen der Frauen, während die Männer als Fischer oder Lootsen dem Erwerbe nachgehen. Der richtige Mönchguter lebt und stirbt entweder auf Mönchgut oder auf der See, und bei Lichte besehen, sind sie alle richtige Mönchguter und Fremde gibt es unter ihnen nicht. Sie heiraten fast ausnahmslos nur unter einander, und so hat sich ihr Stamm in überraschender Reinheit erhalten. Wenn ein mönchguter Boot in einen der pommerschen Häfen kommt, erkennt man diese Menschen, auch ohne ihre Tracht, augenblicklich — es sind fast ausnahmslos große und breite Gestalten mit dunklem Haar, und jener strenge und sorgenschwere Ernst, den wir auch bei anderen Küstenbewohnern fanden, ist ihren Zügen mit ungewöhnlicher Tiefe eingeprägt. Der Gesichtstypus der Mönchguter, von welchem der nebenstehende Mädchenkopf eine gute Vorstellung gibt, zeigt eine Mischung slawischer und germanischer Elemente. Der Volkscharakter ist dagegen überwiegend germanisch und kontrastirt sehr gegen das kindlich muntere Wesen der eigentlichen Rügener, in denen viel wendisches Blut steckt. Dieser ethnische Gegensatz findet seinen Ausdruck in manchen volksthümlichen Neckereien.

Bei dem Dorfe Thiessow mit seiner Lootsenstation und den noch sehr dürftigen Anfängen eines Seebades

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

erhebt sich das Vorgebirge Süd-Peerd oder Thiessower Höwd und gewährt einen weiten Ausblick auf die See, die pommersche Küste drüben und über Mönchgut selber, wo freilich jener schon oft genannte Novembersturm zwischen den pittoresken Stranddünen furchtbar aufgeräumt hat, so daß die Halbinsel gegen ähnliche Naturereignisse fast schutzlos geworden ist. Noch umfassender und wahrhaft schön ist der Blick vom Vorgebirge Nord-Peerd oder dem Göhren'schen Höwd, da man von hier auch wieder zur Granitz mit dem Jagdschloß, dem Selliner See und weiterhin in die „Prorer-Wiek" und an den hohen Ufern entlang fast bis gegen Stubbenkammer hinüberblickt.

Von Mönchgut aus erblickt man Jasmund, den vorwiegend „romantischen" Theil Rügens, als eine mächtige dunkle Masse, auf dem Wasser schwimmend. Um dahin zu kommen, wählt man jetzt gewöhnlich die Fahrt mit dem Dampfer von Stralsund aus, um die Westseite der Insel herum, welche euch zu der abendlichen Einfahrt in den Jasmunder Bodden führt, die wir schon erwähnten. Auch die Postfahrt von Bergen über den Damm zwischen dem kleinen und großen Jasmunder Bodden auf das behagliche Sagard zu hat eigene Reize. Wir fahren, vom Südosten kommend, auf dem sandigen Strandweg entlang über die öde Landenge „Schmale Haide" hin, die Jasmund an das eigentliche Rügen anknüpft. Einförmig und ermüdend ist der größte Theil der Fahrt, aber desto stärker wirkt der Gegensatz, wenn man „auf dem Mukraner Todtenfelde" den wahren Zaubergarten betritt. Rupft nur von den Rosenbüschen, die dort neben jener riesenhaften Hülsedornstaude ein geöffnetes Hügelgrab umwuchern, einige grüne Blätter ab und riecht daran: die ganze Blätterfülle strömt hier den Duft aus, der sonst nur der Blume eigen ist. Ihr merkt's schon, ihr seid bereits, so zu sagen, in einer anderen Welt.

Eine Mönchguterin.

Und weiter! Ihr kommt in einen Wald hinein — Dworsied nennt er sich — der euch alle Ermüdung vergessen macht, so mächtig sind die alten Stämme, so üppig drängt sich allerwärts das Unterholz empor, so sammetartig breitet sich drunten die Moosdecke aus. Und nun, seht an — es ist hier etwas ganz Anderes als drüben in den schönsten Waldungen auf dem Festlande! Hier steigt und fällt der Boden immerdar; ihr seht lange Rücken zwischen den Stämmen hinauf; ihr blickt in wunderbar stille und lauschige, kesselartige Senkungen hinein; ihr fahrt durch einen tiefen Hohlweg, von dessen steilen Wänden die Farren und die Waldblumen in euren Wagen hinein nicken, während ein schaumiger Bach in der Tiefe dem nahen Meere lärmend zustürzt. Und alles ist so frisch, so grün, so bunt und duftig, als sei es noch Frühling. Denn in dieser Gegend Rügens kommt die Vegetation gegen das Festland drüben und selbst gegen die südlichen Theile der Insel bedeutend später und die Feuchtigkeit der Luft gewährt ihr obendrein merkwürdige Frische und Mannichfaltigkeit.

Wenn ihr aus dem Walde kommt, so gelangt ihr bald nach dem Fischerdorfe und Badeorte Crampas, welcher sich neuerdings rasch aufgenommen und herausgeputzt hat, und kurze Zeit darauf erreicht ihr Saßnitz, dessen Ruf schon seit Jahren ein ausgebreiteter war und aus aller Ferne verhältnißmäßig zahlreiche Gäste herbeiführte. Auch

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Kreidebruch auf Jasmund.

hier hat sich, zumal seit den großen Spekulationsjahren, außerordentlich viel verändert. Vor fünfzehn Jahren war es noch ein sehr bescheidenes Oertchen, wo von irgend einem Komfort so gut wie gar keine Rede war. Jetzt findet ihr sogar ein paar „Hotels", mehrere „Villen", charmante Häuser, Wohnungen und Preise, kurz durchaus keinen Mangel an allem — fügen wir aber vorsichtig hinzu: hier denkbaren Komfort.

Saßnitz liegt auf einer Art von Plateau, welches durch eine schmale und tiefe, von einem raschen Bach durchflossene Schlucht mitten im Dorfe getheilt wird und gegen die See zu schroff fünfzig, sechzig oder noch mehr Fuß abstürzt. Landeinwärts hinter dem Dorfe erheben sich, wenige hundert Schritte vom Plateaurande, sanfte buchwaldbekrönte Hügel, die das Bild — wie es sich auf der See darstellt — sehr anmuthig abschließen. Unten am Wasser ist ein schmaler, steiniger Strand, wo die Böte der Fischer anlegen und auf welchem rechts und links die Pfade zu den Damen- und Herrenbädern ausmünden. Mit diesen Bädern hatte es — und hat es vermuthlich noch — aber eine eigenthümliche Bewandtniß. Der ganze Strand ist sehr steinig und bietet fast gar keinen guten Badegrund — die paar Stellen, wo Sand liegt, sind aufs äußerste beschränkt, und wenn die Saßnitzer sie auch durch herbeigeführten Sand vergrößern und verbessern wollen, so muß das voraussichtlich immer eine Art von Danaidenarbeit bleiben: wie viel sie hinzuführen, reißt die See in kürzerer oder längerer Zeit unausbleiblich wieder fort. Endlich können die Bäder als solche auch schwerlich jemals gut werden. Denn durch die hohen Ufer werden ihnen die häufigen Landwinde fast vollständig abgeschnitten und wird der ohnehin nicht bedeutende Wellenschlag auf Null reduzirt! Kommen aber Seewinde von einiger Stärke und einiger Dauer, so sind die Wellen allerdings da, jedoch an der rauhen Küste alsbald auch von einer Gewalt, welche Frauen, Kinder und Nichtschwimmer von jedem Bade ausschließt.

Diese und andere unbesieglichen Uebelstände können den Fremden allerdings für das „Bad" Saßnitz unmöglich einnehmen. Und dennoch sagen wir euch mit der herzlichsten Ueberzeugung: Geht getrost in das kleine Nest und laßt euch dort immerhin einige Wochen nieder. Ihr müßtet mit der Witterung sehr viel Unglück haben, es müßte in euch gar kein Verständniß und gar keinen Sinn für die Natur und statt dessen sehr viele und übertriebene Ansprüche geben, wenn es euch trotz alledem nicht wohl in Saßnitz würde, ja wenn ihr nicht mit einer Art von Heimweh an den kleinen Ort zurückdenken solltet.

Die Luft ist zu Saßnitz fast immer frisch, elastisch und erquickend, so daß nicht wenige Gäste nur „Luftbäder" zu nehmen pflegen. Die Seewinde sind trotz aller Stärke nicht leicht scharf, und die häufigeren Landwinde werden

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

durch die Anhöhen und die großen Wälder fast vollständig zurückgehalten. Auf die See schaut ihr aber fast aus jedem Hause, hier beschränkter, dort weiter hinab und könnt sie in ihrem ewigen Wechsel, bei jeder Beleuchtung, bei jeder Witterung, bei Tag und Nacht studiren. Nach Links zu ist sie unbegrenzt, obwohl gute Augen die kleine einsame „Greifswalder Oe" erblicken. Gerade aus, etwa zwei Meilen entfernt, sind die Höhen der Granitz und der Thurm des Jagdschlosses, hinter denen sich die Ufer von Mönchgut in leisem Dämmer hervorschieben. Weiter rechts blickt man auf den Weg zurück, den wir gekommen sind.

Saßnitz.

Doch wenden wir uns rückwärts, den Waldhügeln im Hintergrunde zu! Mehrere wohlgepflegte Wege führen uns bequem ins Innere des Forstes. Hier heißt's „in der Stubnitz", und das ist eine jener Buchenwaldungen, deren Norddeutschland sich zumal in diesen Küstenstrichen auf das Stolzeste rühmen darf. Was ihr in jenem Walde vor Grampas bewundertet, erscheint euch hier noch um vieles großartiger. Auch hier steigt der Boden bald zu ansehnlichen Höhen, bald fällt er in tiefe, dämmerige Thäler hinab und in schluchtenartigen Betten kreuzen zahlreiche Waldbäche euren Weg. Geht durch die Tiefe und findet euch in der stillsten und süßesten Waldeinsamkeit, wandert auf der Höhe des Ufers und zugleich im Waldrande und unter den saftigen Bäumen, auf dem vielgewundenen Fußsteige dahin, und blickt hinab und hinaus und zurück auf stets wechselnde, hier entzückend,

dort imponirend schöne, bald liebliche, bald wilde Naturbilder. Da werden euch die Wochen in Saßnitz schnell genug vergehen.

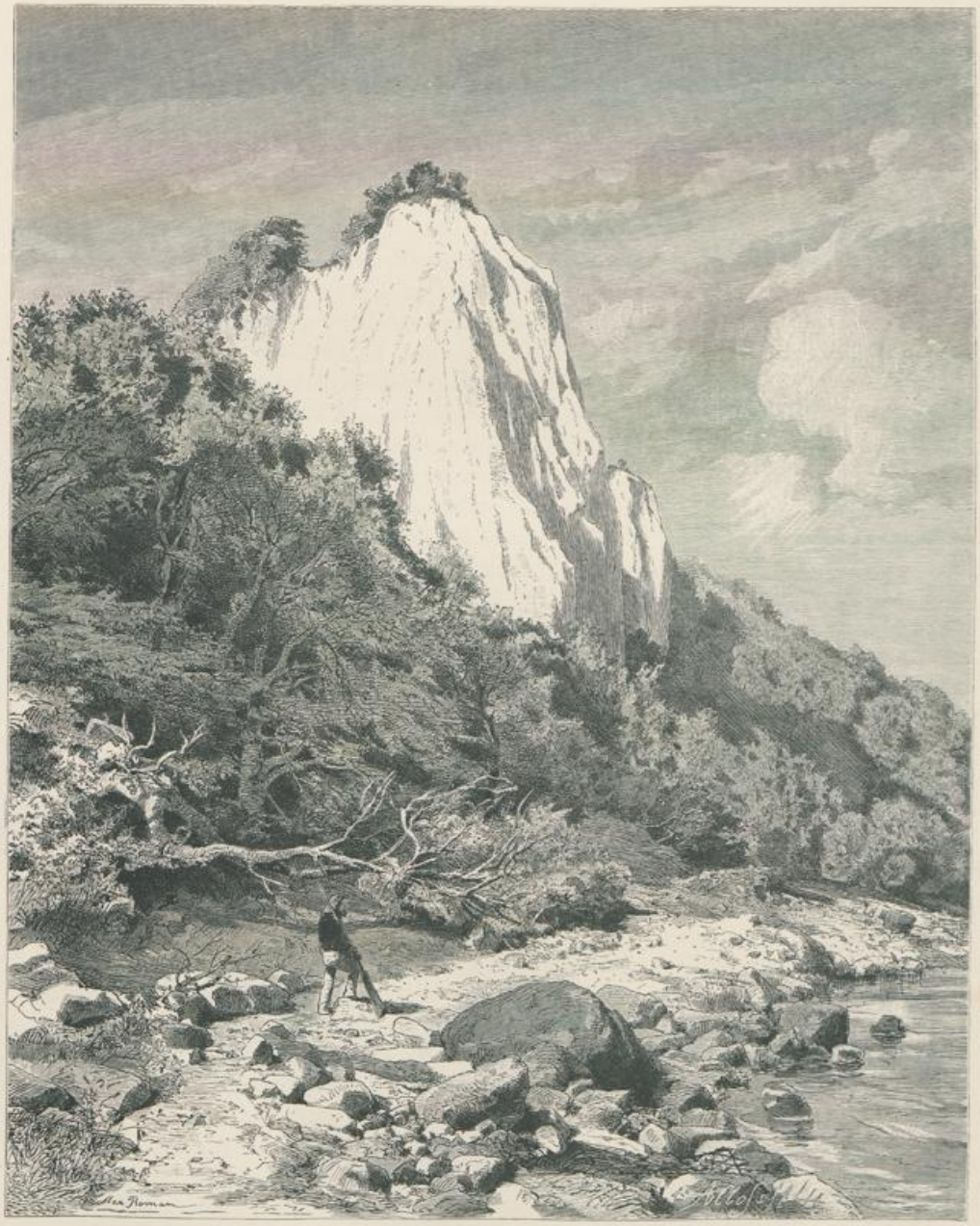
Allein ihr Höchstes bietet euch die Natur Rügens auch hier noch nicht. Dicht hinter Saßnitz beginnt das felsige, doch überwaldete hohe Kreideufer, das die eigenthümlichste Merkwürdigkeit der Insel ausmacht. Bis dahin, wo — früher wenigstens — das Herrenbad sich zeigte, ist das Ufer noch nicht allzuschroff und zieht sich auch der Wald bis zum Strande hinab. Unmittelbar hinter den Badehütten, d. h. etwa eine Viertelstunde von Saßnitz, steigen aber die Felsen schon fast völlig nackt und senkrecht gegen zweihundert Fuß empor und setzen sich in dieser Gestalt, von Waldufertheilen und Schluchten unterbrochen, stets höher ansteigend, immer schroffer und wilder zerrissen und zerklüftet fort, bis sie endlich im Königsstuhl, dem Hauptgliede von Stubbenkammer mit vierhundertzehn Fuß ihre größte Höhe erreichen.

Unter ihnen führt am Strande ein Fußweg entlang, allein diesen dürft ihr nicht wählen, denn er gewährt euch selbstverständlich kein anschauliches, übersichtliches Bild der gewaltigen Wände — müßt ihr euch doch schier den Hals verdrehen, wenn ihr an ihrer Höhe hinaufsehen wollt. Auch muß der Tourist auf diesem Wege ein Paar Ersatzstiefel in der Hand mitschleppen, denn die Lederbekleidung an seinen Füßen läuft er sich in einer guten Stunde auf dem bald schlüpfrigen Granit, bald scharfkantigen Kieselgerölle vollständig durch. Viel gerathener ist es, sich ein Boot zu nehmen und in der Entfernung von ein paar hundert Schritten am Strande entlang zu gleiten. Man muß das nicht einmal, sondern öfters thun — seid unbesorgt, die erste Fahrt lockt euch zu immer neuen! — und zwar, wie vordem wir selber, am prächtigen Sommermorgen, wo die Sonne strahlt und Himmel und See ein Lächeln sind und die Kreidewände blenden; und wieder, wenn über den Himmel die düsteren Wolken treiben und die See hohl geht und alles im grauen und bangen Lichte erscheint; und endlich auch einmal, wenn der Vollmond rings sein träumerisches Licht ausbreitet und alles noch viel mächtiger, viel geheimnißvoller erscheinen läßt. Dann fangt ihr leise an zu ahnen, was Rügen seinem Freunde bietet, und daß ihr etwas erschaut, was ihr vielleicht nirgends wieder findet und nie wieder vergeßt.

Ach, es ist wundervoll — wundervoll! — Seht diese gewaltigen Wände an und diese mächtigen, schroffen Zacken, diese kühnen Vorsprünge und wild zerrissenen Klüfte, diese tiefen klaffenden Schluchten vom Walde, der oben alles bis an den äußersten Rand bedeckt, herabreichend bis an den Strand, durchschossen von kecken, krystallklaren Bächen und erfüllt und überrauscht von lustigen Kräutern und Büschen — das frischeste, üppigste Leben und Treiben inmitten der starren, trotzigen Felsmasse! — Ach es ist zauberhaft! Es fesselt eure Augen, euer Denken und Empfinden und läßt euch schweigend träumen, lautlos bewundern.

Aber das Schönste hier sind auch diese herrlichen Bootfahrten noch nicht! Das Schönste ist ein einsamer Gang oben am Rande der Felsen entlang. Verlaßt den bequemen Fußweg, der wenig landeinwärts durch den Wald leitet, und laßt euch die kleine Mühe nicht verdrießen, die Schluchten, wo sie am tiefsten sind, zu durchklettern! Geht's nicht anders wegen des allzu üppigen Buschwuchses, so zieht euch die Strümpfe aus und watet durch die kleinen Kataraкte hinunter; an der anderen Seite findet ihr wohl eine buschfreie Kante, auf der ihr emporklimmen könnt. Natürlich dürft ihr dem Rande dieser bröckeligen Kreidefelsen mit übergelagertem Erdreich nicht trauen — sind die „Felsen" ja selbst eigentlich nur recht feste Massen weißer oder weißlicher dürrer zusammengepreßter Erde mit schichtweis eingelagertem Feuerstein und einzelnen eingesprengten erratischen Blöcken, nirgendwo aber selbst eigentliches Gestein. Aber schön sind sie, blendend schön im Sonnenlichte und im Mondenschimmer, wie ihr das hier noch mannichfaltiger, ich möchte sagen noch „intimer" studiren könnt, als vom Wasser aus. Ja, „intim" tritt uns hier die Natur entgegen, bald im engsten Kreise der quellensprudelnden, blumenerfüllten Schlucht, bald auf den weitschauenden Kanzeln über und zwischen diesen holden Verstecken. Einmal begegnete es dem Schreiber dieser Zeilen, hoch oben auf dem Felsen „Kiel", daß er ein Paar Königsadler aufstörte, die dort horsteten. Ein wunderbares Empfinden in dieser paradiesischen Einsamkeit, sich plötzlich diesen majestätischen Monarchen der Wildniß gegenüber zu sehen! Wohl mag jeder, der Aehnliches aus Erfahrung kennt, mit dem Dichter ausrufen:

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe



Der Königsstuhl (Rügen). Von M. Roman.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Da wo die Spur sich der Menschen verlor,
Da ward's erst im Busen mir leicht.

Und doch macht diese Küste keinen weltverlassenen Eindruck wie der furchtbare, wild umbrandete Dünenstrand von Sylt; denn fast beständig grüßt uns dicht zu Füßen die See mit freundlichster Miene, als wollte sie sagen: Ich bin die Straße der Nationen! Wolle nur, und ich trage Dich zu allen fremden Wundern, nach denen Dein Herz verlangt. Aber ich weiß nicht, ob Dir's irgendwo an meinen unermessenen Gestaden so traulich wieder geboten wird, wie Du es hier genießen darfst.

Wir stehen nicht an, es auszusprechen; diese ganz unbewohnte Küste, die man zu Wasser je nach der Gunst der Witterung in etwas mehr oder weniger als zwei Stunden passirt, kommt selbst in diesen oder jenen Einzelheiten der Stubbenkammer mindestens gleich und überbietet dieselbe, als Ganzes zusammengefaßt, unzweifelhaft weit. Ihr könnt es in dem einen oder anderen der zahlreich vorhandenen „Führer" gedruckt lesen, daß wer Stubbenkammer zu sehen bekomme, diese „Partie" wohl auslassen dürfe. Aber laßt euch nichts einbilden, sondern macht einmal selber die Probe: scheut ihr das Klettern, so geht wenigstens im Boot entlang und staunt und bewundert und fühlt euch endlich durch die zusammengedrängte Großartigkeit Stubbenkammers überrascht. Aber kehrt dann wieder zurück und seid sicher, daß diese Küste nach dem Königsstuhl ganz den gleichen tiefen Eindruck auf euch macht, wie vor demselben, und durch ihn nicht geschlagen wird. Mit einem Wort, wer diese Partie versäumt, lernt Rügens größte und eigenartigste Schönheit nicht kennen. Die schier überwältigende Großartigkeit Stubbenkammers wird übrigens niemand verkleinern. Es ist ein Bild, das in seiner Art nirgendwo in Deutschland seinesgleichen haben dürfte, und es läßt sich wahrhaftig nicht sagen, von wo aus der Anblick am mächtigsten ist, — ob vom Strande, wo die Massen so gewaltig über uns ansteigen; ob vom Königsstuhl, wo die Wände, die Schluchten, die Vorsprünge und Pfeiler schwindelerregend unter uns hinabstürzen.

Die Stubbenkammer (ndd. Stuwenkamer) theilt sich in die kleine und die große; von der letzteren ist der Königsstuhl gleichsam der eine Flügel. Der Ausblick von seinem Plateau aus ist, zumal wenn man eben aus dem tiefen Walde kommt und am „Schweizerhaus", d. h. dem Gasthofe, vorüber mit wenigen Schritten plötzlich auf diesem höchsten und äußersten Punkte steht, ein sehr überraschender. Zur Rechten erheben sich, durch eine tiefe, bewaldete Schlucht geschieden, in welcher der Fußweg zum Strande hinabführt, die etwa 360 Fuß hohen Wände, Zacken und Klüfte der wohl noch schöneren „kleinen Stubbenkammer". Unter uns stürzt der Kreidefels mit geringen Vorsprüngen zum Strande hinab. Links kommt eine fast kahle Schlucht, in welcher wieder einmal unsere alten Bekannten Störtebeker und Goedeke Michael spuken. Sie sollen dort ihre Schätze versteckt haben. Da die Schlucht sehr steil abfällt, gilt es als ein lebensgefährliches Bravourstück sie zu durchklettern. Gegenüber steigt, fast zur gleichen Höhe hinauf, der andere Flügel von Groß-Stubbenkammer auf, eine wild zerrissene, von dunklem Feuerstein durchsetzte Kreidewand, und vor dieser Wand und aus der Schlucht herauf erheben sich zwei mächtige Pfeiler, welche so etwas wie ein Thor bilden. Und hinter uns ist alles hoher, tiefer, grüner Wald, und vor uns alles weite, weite blaue See, und drunten am gelben Strande mit seinem gewaltigen Steingetrümmer murmeln und rauschen die Wellen unaufhörlich. Unter diesen Steintrümmern fällt besonders der riesige „Waschstein" auf, den Chamisso besang. Unter ihm büßt eine wunderschöne verwünschte Seeräuberin für eine geheimnißvolle furchtbare Grausamkeit, die sie einst im Rausche ihres Mädchenübermuthes verübt hat. Wer Herz und Witz dazu hat und sie zur rechten Stunde trifft, kann sie erlösen und gewinnen zu glücklichstem Liebesleben.

Es ist herkömmlich, daß man in der Frühe im Gasthofe geweckt wird, um vom Königsstuhl sich die Sonne aus dem Meere erheben zu sehen. Dazu rathen wir euch nicht, denn es ist ein frostiges und obendarein äußerst fragliches Vergnügen, da die wirklich klaren Sonnenaufgänge hier zu den allerseltensten Ausnahmen gehören. Steht eine oder ein paar Stunden später auf, da werdet ihr sicherlich, zumal am klaren Tage, einen reicheren Genuß haben. Dann ist der Himmel rein, die See spiegelhell und unermeßlich ausgebreitet. Die Wellen branden drunten und spritzen und blitzen schäumend über die Steine, in der Nähe gleiten ein paar Küstenfahrer vorüber oder treiben sich

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

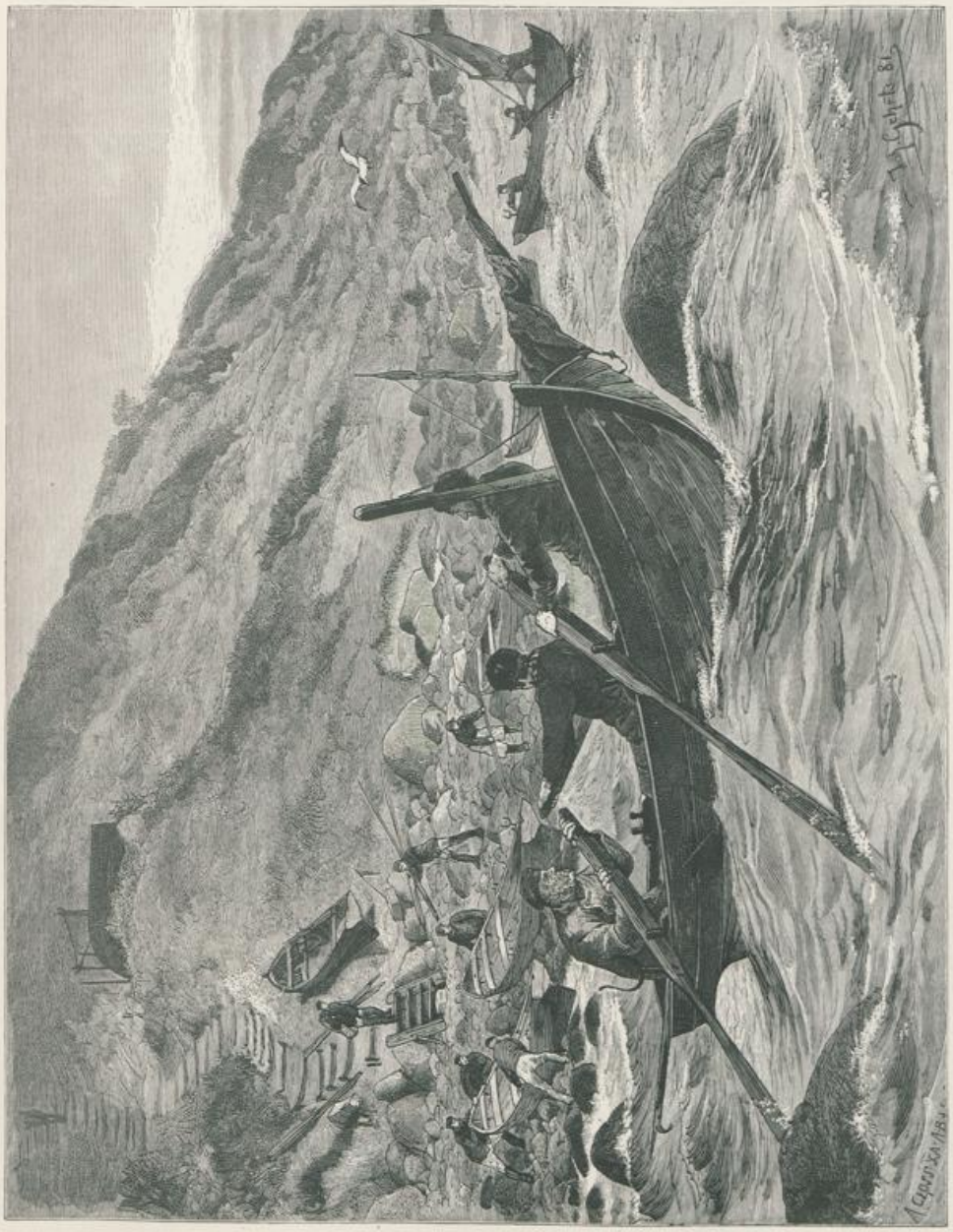
Am Herthasee; Fuß des Burgwalles.

Fischerboote umher, in der Ferne taucht hie und da die Segelpyramide eines größeren Schiffes auf und kommt näher und zieht vorbei, oder der Rauchstreifen eines Dampfers schwebt am Horizont entlang. Und die trotzigen Kreidewände ragen blendend auf, in den Schluchten plaudern leise die Quellen und flüstern die Zweige der Büsche und Bäume und — alles umher ist still und einsam und nichts stört euer Schauen und Lauschen.

Im Walde, nahe bei Stubbenkammer, liegen nun jene Punkte, welche, wie wir schon früher sagten, etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Insel in Ruf gebracht haben. Das sind eine uralte Buche nebst einem Opferstein und einem sogenannten „Probestein", sodann die „Herthaburg" und der „Herthasee", wie man sie getauft hat. Die Buche ist ein Prachtbaum, der Opferstein mit Blutrinne und Auffangschale, der Probestein mit angeblichen Spuren eines Frauenfußes und eines ganz kleinen Kinderfußes, durch deren Entstehung die Unkeuschheit einer „Teufelspriesterin" sich hier „erprobt" hat, sind sehenswerthe Alterthümer. Die Herthaburg ist ein sehr großer und hoher Burgring, wie man ihrer auch sonst als Reste vorchristlicher Festungsanlagen namentlich auf Rügen nicht wenige findet. Daß in dieser Festung ein heidnisches Heiligthum war, wie es echte Sagen und die erwähnten Alterthümer bezeugen, ist durchaus glaublich. Nur hatte dies Heiligthum wohl nichts mit jener Tacitusstelle zu thun. Auf dem höchsten Punkt des Walles, höher als der Königsstuhl, findet man eine Bank und genießt von hier eine gute Aussicht gegen Arkona zu. Die Abendbeleuchtung und der Sonnenuntergang sind, von hier aus betrachtet, unter günstigen Umständen wirklich prachtvoll. Der Herthasee oder schwarze See endlich ist ein runder, unterhalb des Burgringes liegender schlichter Waldsee, dessen Ufer, außer an der Wallseite, von einem dichten Erlenhaine umfangen sind, so daß der verhältnißmäßig hochstämmige, die ringsumher liegenden Höhen bekleidende Buchenwald meist nicht bis hart ans Wasser reicht, was den Eindruck des „geheimnißvollen Dunkels" gerade hier nicht recht aufkommen läßt. Desto wirkungsvoller ist derselbe in dem hochüberwaldeten Inneren des Burgwalls.

Jenseits Stubbenkammer setzt sich das hohe Waldufer noch gar anmuthig, doch ohne pittoreske Felsenpartien fort bis zu dem dreiviertel Stunden entfernten Fischerdörfchen Lohme, das von bescheidenen Leuten gern als Bad benutzt wird. Ein Reiz ist hier die lebhaft betriebene Häringsfischerei. Die sehr großen Netze werden Abends ins

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe



Ausfahrende Häringsfischer (Lohme). Von Johannes Gehrts.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Meer versenkt und Morgens geleert und wieder eingeholt. Das geschieht nicht hart vor dem mit Granitblöcken besäeten Strande, sondern ziemlich weit draußen auf hoher See. Der Fang ist oft recht ergiebig, so daß ein Fischer in einer Nacht etwa viertausend Häringe erbeuten kann. Bei der Heimkehr sind schon Aufkäufer am Strande da, welche die Thiere sofort in die Räucherei schaffen. Die Beleuchtung der See bei diesen späten und frühen Fahrten, sowie manche Einzelheiten des Fanges, z. B. das Aufziehen der Netze, geben schöne eigenartige Bilder. Deshalb finden sich die Gäste oft als Zuschauer in den Böten ein.

Wenden wir uns von Lohme südwärts, so nahen wir bald dem „großen Jasmunder Bodden", an welchem wir in der Ferne das alte Schloß Spyker erblicken, nur durch eine düstere Sage interessant. Sein Erbauer und Besitzer war nämlich der schwedische Feldmarschall Wrangel, und als derselbe sich nach dem Unglück von Fehrbellin 1675, das bei Befolgung seines Raths vermieden worden wäre, hieher alt, krank und traurig zurückzog, da soll eines Tages im Schloß der Stralsunder Scharfrichter angelangt sein und den Feldherrn im großen Saale enthauptet haben. Bestätigt wird diese Sage allerdings durch nichts; aber sie tritt, was sonst bei Sagen bekanntlich nicht leicht geschieht, merkwürdig schüchtern, ja fast versteckt auf, fast als wäre doch etwas daran, und als hätte man sich gescheut, von dem bösen Geheimniß zu reden.

Häringsräucherei.

Am kleinen Bade Glowe vorüber gelangt man auf die, Jasmund mit Wittow verbindende Schaabe, einen Dünenstreifen, der sich schmal und völlig öde, zwei und eine halbe Stunde lang, zwischen der Tromper Wiek, dem großen Jasmunder und dem Breeger Bodden bis zum Dorfe Breege und dem nahen Juliusruhe mit einem kleinen Park und fast den einzigen Bäumen auf dem ganzen fruchtbaren, aber langweiligen Wittow hinzieht. Am Strande entlang wandernd, gelangt man nach dem Dorfe Vitte (d. h. Häringsmarkt), wo von jeher zur Zeit der Fischerei Strandpredigten gehalten wurden und noch werden, weil es den Fischern dann nicht möglich ist, die Kirche in „Altenkirchen" aufzusuchen. Als Kosegarten dieser Parochie vorstand, setzte er den Bau eines Strandkirchleins durch. Bis dahin hatten diese Gottesdienste im Freien stattfinden müssen. Die Häringszüge erscheinen zuweilen plötzlich, und als das einmal während der Predigt geschah und der Prediger durch die Unruhe der kleinen Gemeinde davon unterrichtet, gern rasch schließen wollte, soll er sich arg versprochen und gesagt haben: „Nun, so erfülle denn der Herr eure Herzen mit Häringen und eure Netze mit Gnaden!"

Das Vorgebirge Arkona, der nördlichste Punkt Rügens, springt mit zweihundert Fuß hohen, ganz naktweißen Wänden in die weite See vor und trägt die Reste vom alten Burgwall, in welchem vordem die Stadt und der Tempel des Swantewit lagen, und den stattlichen Leuchtthurm, der nebst dem anstoßenden kleinen Gebäude auch den Gasthof und

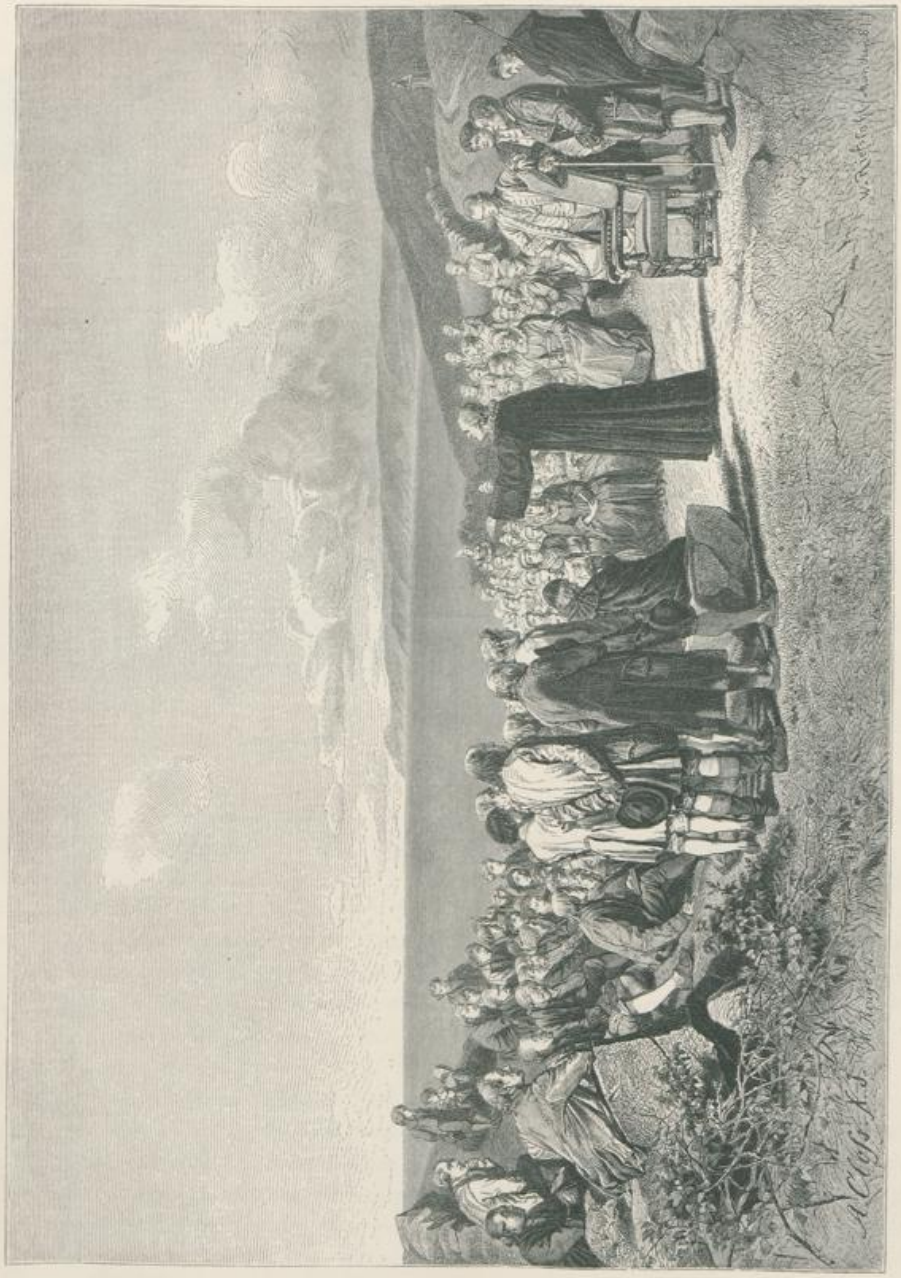
BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Vorgebirge Arkona.

die Restauration enthält. Als Felsenpartie kommt Arkona nach der Stubbenkammer nicht in Betracht. Aber als Aussichtspunkt übertrifft es letztere um vieles. Die Aussicht ist nach allen Seiten hin ungemessen; auch Möen mit seinen Kreideufern erscheint hier wie auf Hiddensoe, und an besonders klaren Tagen, heißt es, erblicke man sogar den Hafen Ystadt an der schwedischen Küste. Gradezu zauberschön ist an dieser Stelle ein heller Sonnenuntergang.

Auf der Rückfahrt sollte man die Banzelwitzer Berge nicht umgehen, die gleichfalls eine wundervolle Aussicht gewähren, und ebenso womöglich auch die Quoltitzer „Todtenfelder" mit ihren zahllosen Heidengräbern besuchen — beide Punkte allerdings in verschiedener Richtung und daher eine neue Mahnung, die wunderbare Insel nicht in ein paar Tagen zu durchfliegen. Glaubt es uns nur, je länger ihr weilt, je besser ihr Rügen kennen lernt, desto schwerer scheidet ihr, desto lieber kehrt ihr zurück. Dieses Eilands Reize lassen sich schlechterdings gar nicht durch Wort und Bild wiedergeben — wenigstens nicht durch Prosa und Zeichnung. Auch eine Touristenvisite verhilft nicht zu ihrem Genusse. Rügen muß man erleben.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe



Strandpredigt auf Rügen. Von Wilhelm Kiefstahl.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Auf Usedom und Wollin.

Schiffs-Gallion.

Wenn man durch den Greifswalder Bodden oder die wirkliche offene Ostsee von Rügen zu den wild zerrissenen Ufern von Usedom hinüberfährt, erblickt man wohl zwei Inselchen, den Ruden und die Greifswalder Oie oder Oe. Der erstere, der in der Mündung des Boddens liegt, ist durch die Sturmflut 1872 beinahe vernichtet worden — es ist ein armes kleines Ländchen mit einer Lootsenstation, und die paar Bewohner führen ein mühselig Leben. Was dem Eilande bisher einen gewissen Ruf verlieh, daß nämlich Gustav Adolf, der Schwedenheld, im Jahre 1630 hier zuerst mit seinen Truppen gelandet, auf die Knie gefallen sei und Gott um Beistand in dem bevorstehenden Kampfe angefleht habe, ist von der neuesten Forschung zurückgewiesen worden. Der König sammelte zwischen dem Ruden und der Oie nur seine zerstreuten Schiffe und führte die Armee erst bei Peenemünde ans Land.

Anders steht es mit der Greifswalder Oie. Das kleine Eiland erhebt sich mit ziemlich hohen und steilen Wänden recht mitten aus der See und ist von jedem Punkte der landnäheren, größeren Inseln über eine Meile, von seinem Kirchdorfe Kröslin sogar um das Doppelte entfernt. Einen einsamern Punkt kann man sich kaum denken, und die paar Familien, welche auf dem Eilande hausen, leben in einer Abgeschlossenheit, die zuweilen wochenlang sozusagen eine hermetische ist, da Sturm und Wellen jeden Verkehr mit dem Festlande hier, mit Usedom und Rügen da und dort völlig unmöglich machen. Und bei der Unbeständigkeit der Witterung geschah und geschieht es schon von Zeit zu Zeit, daß die Kirchfahrer nicht wieder zurückzukehren vermögen und der Pfarrer, der etwa zu einem Sterbenden hinübergeholt wurde, oder ein anderer zufälliger Besucher es sich für eine Weile bei den Einheimischen gefallen lassen müssen.

Häufig freilich kommen solche Fälle nicht vor, denn es gibt unter den — sagen wir einmal: zwanzig Bewohnern, die obendrein nicht leicht krank werden, wenig Todesfälle, welche den Geistlichen herbeiriefen, und daß sich andere Besucher einstellten, ist beinahe ein noch seltenerer Fall. Von auswärts landet hier so gut wie niemand, und selbst von den nahen Küsten kommt nur äußerst selten der eine oder andere oder gar eine Gesellschaft hinüber. Denn die Dampfschiffe kommen entweder nicht nahe oder legen nicht an, schon weil die Landungsstelle schlecht ist, und die Fahrt mit einem Segelboot bleibt stets eine unsichere und unter Umständen langwierige, während sie für alle, welche nicht seefest sind, fast unausbleiblich ein ganz nettes Stückchen Seekrankheit mit sich bringt. Und so

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

geschieht's denn, daß im Grunde kein Mensch von dem Eilande mehr weiß, als den Namen, und die Thatsache, daß von ihm aus ein Leuchtfeuer Nachts die Schiffe warnt.

Und dennoch wäre die Oie wohl eines Besuches werth, und diese einsamen Menschen und ihr stilles Leben und ihre Umgebung verdienten schon einen ernsten Blick und warme Theilnahme. Das Inselchen enthält im Innern etwas Acker und Weide und in den Uferschluchten findet sich hie und da auch einiges Gebüsch. Die paar Obstbäume sind fast zu Zwergstämmen herabgedrückt und verwildert, und neben ihnen bemerkt ihr hie und da noch Gewächse, welche euch anfangs räthselhaft erscheinen und sich erst bei näherer Betrachtung als starke, uralte Wachholderbäume zu erkennen geben. — Die paar Menschen endlich, ein rauher und wetterfester, vorzüglich auf den Fischfang angewiesener Schlag, nehmen euch nicht unfreundlich auf und haben, wenn ihr anders irgend mit solchen Leuten zu verkehren wißt, fast immer Freude an den seltenen Besuchern ihrer stillen Heimat.

Vor siebzig, achtzig Jahren geschah es einmal in einem ungewöhnlich kalten Winter, der sogar die See mit Eis bedeckt hatte, daß drüben an der Küste ein alter Bettelmann sich im Schneetreiben verirrte, aufs Eis kam und immer weiter schritt, bis er endlich glücklicherweise auf der Oie anlangte. Die Leute wollten ihren Augen nicht trauen und nahmen den seltenen Gast — einen Bettler lernte die Insel sonst weder vorher, noch nachher jemals kennen — mit wahrem Jubel auf, pflegten ihn, beschenkten ihn und brachten ihn endlich mit einer Art von Trauer ans Land zurück. Wir haben selbst noch eine hochbejahrte Dame gekannt, welche das wunderliche Ereigniß aus dem eigenen Munde des alten Burschen vernommen hatte, und vor dreißig Jahren wenigstens wußten sie auch auf der Oie noch von diesem Besuch. Denn so etwas vergißt man nicht.

Und nun geht's denn vollends zu jenen beiden, schon alt-vorpommerschen Inseln hinüber — Usedom und Wollin. Usedom wird von Neu-Vorpommern durch die Peene, von Wollin durch die Swine, und dies letztere durch den dritten Oderausfluß, die jetzt versandete Divenow, von Hinterpommern geschieden. Im Süden stoßen sie an das „kleine" und „große Haff" und gegen Norden an die Ostsee. In der neueren Geschichte ist von diesen Gegenden jahrhundertelang höchstens nur einmal, allenfalls als von fürstlichen Jagdbezirken oder bei den Kämpfen der Pommern, Schweden und Preußen die Rede gewesen, bis denn neuerdings Swinemünde als Hafen und Seebad und neben ihm eine ganze Reihe von anderen größeren und kleineren Badeorten wieder die Blicke der Binnenländer hierher zogen. Dafür ist aber die Vorzeit durch die Sage mit ihrem magischen Glanze umkleidet worden. Denn hier, so heißt es, blühte und versank Vineta, hier glänzten und verschwanden die Jomsburg und Julin.

Auf beiden Inseln gibt es einzelne Strecken voll nicht geringer Fruchtbarkeit und ausgedehnte Waldungen, in denen der Wildstand noch immer ein reicher ist. An den Außenküsten sind aber auch der Sand und die wandernden Dünen da, und unter einer solchen, dem ein paar hundert Fuß hohen Strekelberge, liegt ein unglückliches Dorf, Coserow. Denn der früher dicht bewaldete Berg wurde von einem naturenthusiastischen Oberförster, der schöneren und freieren Aussicht wegen, wie man sagt, fast ganz abgeholzt, und nun fährt der Wind über die kahle Kuppe und jagt den Sand in Wellen hinab und über das Dorf. Hier in Coserow lebte jener Pfarrer Meinhold, der mit seiner alterthümelnden Erzählung „Die Bernsteinhexe" — dem Pfarrerskinde dieses Dorfs — eine Zeitlang ganz Deutschland mystificirte und enthusiasmirte. Von dem Berge droben, der eine weite Aussicht über Land und See gewährt, blickt man links auf ein anderes Dorf, Damerow, hinab und vor demselben, ein kleines Stück in die See hinein, seht ihr ein umbrandetes Steinriff.

Da ruht im Grunde der See Vineta, die mächtigste Stadt der alten Zeit an diesen Küsten und die größte und prächtigste des ganzen Nordens. Die Phönizier sollen sie im tiefsten Alterthum gegründet haben — der Bernstein lockte die alten Völker zu diesen Küsten — und sie wuchs an und wurde zum Sitz des gesammten Handels zwischen dem Süden und Norden. Und ihre Straßen streckten sich aus, ihre Paläste erhoben sich voll Stolz und Pracht, ihre Thürme ragten schlank himmelan, und die Glocken in ihnen waren von Silber. In den weitausgedehnten Mauern aber, die von ehernen, kunstvoll verzierten Thoren durchbrochen wurden, hauste ein zahlloses Volk,

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Brandung. Von Hugo Knorr.

Vandalen und Wenden, Sachsen und Griechen, Kaufleute aller Nationen in friedlicher Eintracht; ihre Gastlichkeit war berühmt und sie lebten mit aller Welt im Frieden. Ihr Reichthum war aber ein so gewaltiger, daß alles gewöhnliche Geräth und Geschirr von Silber sein mußte und das Tischgeräth von rothem Golde. Und das währte lange fort, bis endlich böse Uneinigkeit unter die verschiedenen Völkerschaften der Bewohner kam und das Leben allmählich ein so wildes und zügelloses wurde, daß es den Zorn Gottes erregte. Da erhob sich das Meer und verschlang die Stadt.

Aber sie war zu fest gebaut, als daß die Fluten sie hätten völlig zerreißen und vernichten können. Noch lange sah man drunten die Straßen, die glänzenden Marmorpaläste, die ragenden Thürme, und die Sonne glitt golden durch die ruhende See und glänzte und spiegelte sich noch einmal auf den Dächern, den Zinnen und Spitzen. Ja selbst heute noch, wenn Morgens oder Abends die See ganz still ist — laßt euer Boot dort halten und schaut hinab! — da erkennt ihr noch immer die langen Zeilen der Straßen, gewaltige Fundamente ragen an ihnen auf und mächtiges Getrümmer und marmorne Säulen zeugen von der Pracht und Größe der alten Paläste. Und das Leben schläft dort noch immer nicht. Wer die Augen hat, zu sehen, erblickt zuweilen in den Straßen stattliche

Swinemünder Ausfahrt.

Gestalten in langen Gewändern. Hier und dort sitzen sie auch in goldenen Karossen oder auf stolzen schwarzen Pferden, bald treiben sie sich rührig durcheinander, bald folgen sie in langem Trauerzuge einem Sarg zum Grabe. Und darüber läuten Abends die silbernen Glocken zur Vesper. Seid ihr aber gar am Ostermorgen, wenn die Sonne aufgeht, zur Stelle, so steigt die ganze Stadt in all ihrer Pracht und Macht aus der See und schwebt über den Wellen — ein zauberhaftes Bild.

Das ist die Sage vom alten Vineta und seinen Ruinen. Die Historiker verwarfen dieselbe längst. Eine solche Stadt habe hier nie geblüht und ihren Untergang gefunden, die mächtigen Trümmer seien nichts als ein Steinriff, welches reiches Material zu dem Hafenbau Swinemünde's geliefert hat, und wie dort „Hertha" aus „Nerthus" entstand, so müsse auch „Vineta" nur ein Schreibfehler statt „Jumneta (Jumne)" sein und lasse sich als vorhanden überhaupt erst, wo wir nicht irren, im 14. Jahrhundert nachweisen. Allein was thut's? Die Sage bleibt uns dennoch und sie lassen wir uns nicht nehmen. Noch heute freut sich an ihr manch altgläubiges Sonntagskind und träumt über der versunkenen Stadt und lauscht voll Sehnsucht hinab in die aufdämmernde Herrlichkeit und ihre wunderbaren Gebilde. Es wäre schlimm, wenn es neben den gelehrten Leuten keine poetischen, und neben den vielen öden Steinriffen kein prächtiges Vineta mehr gäbe!

Ein Zug dieser Sage — wir meinen jenes Aufsteigen der alten Stadt am Ostermorgen — führt uns aber auf eine Erscheinung, welche, obgleich auch ein wenig ans Gebiet der Sage und des Märchens streifend, dennoch ihre gute Realität hat. Das ist nämlich die „Fata Morgana", die „Spiegelung", welche sich an und von

den Küsten dieser Gegenden nicht gerade selten und zuweilen in ziemlicher Deutlichkeit beobachten läßt. Wir sind nicht Naturkundiger genug, um alle Vorbedingungen dieser Erscheinung festzustellen. Wenn aber z. B. an einem warmen Sommertage gegen Abend die Temperatur, wie häufig, auf das Schroffste wechselt und sich jäh abkühlt, so bilden sich verschiedene, wärmere oder kältere, leichtere oder schwerere Luftschichten und lassen nicht nur die fernen Küsten sich aus den Fluten heben, sondern dieselben sich zuweilen auch oberhalb in umgekehrter Gestalt abspiegeln, — ein Bild, das stets von neuem überrascht und unsere Blicke fesselt.

Wenn aber auch „Vineta" wirklich nichts ist als ein Schreibfehler für „Jumneta" — daß auf diesen Inseln eine große heidnische Handelsstadt gestanden hat, zu einer Zeit, als es bei uns im christlichen Deutschland nur erst schwache Städtekeime gab, das ist doch historische Thatsache. Nur lag die Stadt „Julin" oder „Jumne (Jumneta)" nicht auf Usedom, sondern beim heutigen Städtchen Wollin, wo noch Tausende von Rammpfählen in der Erde sitzen, auf denen einst die Holzhäuser der heidnischen Handelsherrn ruhten. Das Faktum wird weniger wunderbar, wenn man erwägt, daß der slawische Stamm viel früher als der germanische Neigung zu engem Zusammenwohnen, zu Gewerbfleiß und berufsmäßigem Handel gezeigt hat. Seit dem 6. Jahrhundert war der ganze Raum vom schwarzen Meere bis zur Ostsee mit Slawenstämmen besetzt, die, unter sich sehr gleichartig, die guten natürlichen Verkehrswege ihres Gebiets für sich selbst und die Byzantiner mit Leichtigkeit verwerthen konnten. So entstand ein lebhafter Waarenzug vom goldenen Horne nach Skandinavien. Jeder Archäologe kennt den eigenthümlichen orientalisirenden Typus, welchen die nordischen Alterthümer des frühen Mittelalters zeigen. In ihm bekundet sich die Wirkung dieses Ueberlandgeschäfts mit Griechenland und dem Oriente. An der Odermündung berührte die Hauptader des Binnenhandels das Meer: was Wunders, daß hier ein großer Umladeplatz, Vermittlungsplatz, zuletzt selbständiger Handelsplatz entstand! Eben unser Julin! Die ältesten hier gefundenen arabischen Münzen gehören ins 8. Jahrhundert. Im 10. Jahrhundert bilden die „Wuloiner" einen kräftigen Staat, der, wie später Venedig, auch seine tierra firma beherrschte, die bis zur unteren Warthe und Netze und bis zur Persante gereicht zu haben scheint. Ums Jahr 1000 sind sie wahrscheinlich durch Boleslaus I. unterworfen und ihrer Macht beraubt, doch hatten sie noch bis gegen 1100 einen eigenen „Knäs". Aus dieser Periode liegt uns der Bericht eines Zeitgenossen (Adams von Bremen) über „die alte Wunderstadt" vor, den wir wegen seiner völligen Authenticität betreffs eines halb märchenhaften Gegenstandes einrücken wollen:

„An den Ufern des Flusses Oddara, da wo er die skythischen Gewässer berührt, bietet die sehr berühmte Stadt Jumne den Barbaren und Griechen, die ringsum wohnen, einen viel besuchten Verkehrsplatz. Weil nun zum Preise dieser Stadt große und schier unglaubliche Dinge vorgebracht werden, so halte ich es für anziehend, hier einiges Erwähnenswerthe einzuschalten. Sie ist wirklich die größte von allen Städten, die Europa einschließt. In ihr wohnen Slawen und andere Nationen, Griechen und Barbaren. Und auch den dorthin kommenden Sachsen (d. h. überhaupt Deutschen) ist erlaubt, dort unter gleichem Rechte wie die übrigen zu wohnen, freilich unter der Bedingung, daß sie, so lange sie sich daselbst aufhalten, keinen christlichen Gottesdienst öffentlich begehen. Denn Alle sind noch im Irrwahne heidnischer Abgötterei befangen. Uebrigens wird kein Volk zu finden sein, das sich in gesittetem Wesen und Gastlichkeit ehrenwerther und entgegenkommender bewiese. Diese Stadt, reich durch die Handelsgüter aller Völker des Nordens (der Osten ist mit inbegriffen), besitzt alle möglichen Lebensgenüsse und Merkwürdigkeiten. Dort kommt auch zu Markte der Vulkanstopf, den die Eingeborenen „das griechische Feuer" nennen (auf neu-europäisch: Torpedos — die also von Byzanz als Handelsartikel ausgeschickt wurden). Die Reise geschieht aber der Art, daß man von Hammaburg zu Lande in sieben Tagen nach der Stadt Jumne gelangt; will man zu Wasser reisen, so muß man zu Sliaswig oder Aldinburg zu Schiffe gehen, um nach Jumne zu kommen."

Wie man sieht — hier befinden wir uns auf ganz historischem Boden! Um die Zeit, als dieses geschrieben wurde (1075), war der Ueberlandhandel, auf dem Julins Blüthe beruhte, schon stark im Sinken. Bald kam die Stadt unter die Herrschaft der Pommernherzoge, die sie natürlich zu Gunsten ihrer Residenz Stettin zurückdrängten.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Mit Pommern wurde sie dann durch den berühmten Polenhelden Boleslaus Schiefmaul unter die Herrschaft des Christenthums gebracht. Als „der Apostel der Pommern", Otto von Bamberg, 1125, die Einwohner taufte, meldeten sich auf einmal 22000 Täuflinge, die jedoch wohl nicht alle in der Stadt selbst zu Hause waren. Ein Bisthum wurde gegründet und bestand hier bis 1185, dem eigentlichen Todesjahre Julins. Die Dänen, welche seit 1045 die Stadt schon wiederholt gebrandschatzt hatten, benutzten damals einen glücklichen Krieg gegen Pommern, um dieselbe gänzlich auszuleeren, worauf das Bisthum nach Kamin verlegt wurde. Auf der verödeten Stelle entstand später die kleine deutsche Stadt Wollin, welche 1277 vom Herzoge Barnim I. das „lübische Recht" erhielt. Der sehr heruntergekommene Handel an der Odermündung aber hatte inzwischen in Stettin eine bleibende Heimat gefunden.

Zu trennen von Julin-Jumne ist aber — das sei hier noch bemerkt — jedenfalls die kaum minder berühmte „Jomsburg", wenn auch der Name Zusammenhang zu haben scheint und Jomsburg sich vielleicht eine Zeitlang als ein ökonomischer Parasit an Julin's Körper angesetzt hat. Es lag vielleicht räumlich hart neben ihm, war aber sachlich gewiß etwas ganz anderes; nämlich eine Art heidnischen Helden- und Seeräuberklosters. Als durch Otto den Großen das Christenthum in Dänemark zum Siege gebracht wurde, flüchteten sich Schaaren standhafter Heiden über das Meer, um in freien Kolonien ein Leben nach ihrem Sinne führen zu können. So ist Danswyk entstanden — unser Danzig, so auch besonders die Jomsburg, in der selbst frondirende Königssöhne, wie Swen Gabelbart, der spätere Eroberer Englands, eine Zuflucht fanden. Nirgendwo und wann sonst sind die Forderungen der Wikinger Lebensanschauung so systematisch auf die Spitze getrieben, wie in der Jomsburg, deren Gesetze wir noch besitzen. Kein Weib durfte die seltsame Festung betreten. Keine Wunde durfte vor Abend verbunden werden. Alle Beute wurde von der Heldenversammlung vertheilt u. dgl. m. Der Hauptrecke dieser Schaar ist Palna Toke aus Fünen, der Tödter des ersten christlichen Dänenkönigs, der Wilhelm Tell Skandinaviens. Das Ende der wunderlichen Pflanzung ist historisch unklar. Wahrscheinlich hat der erwähnte Boleslaus I. sie vernichtet.

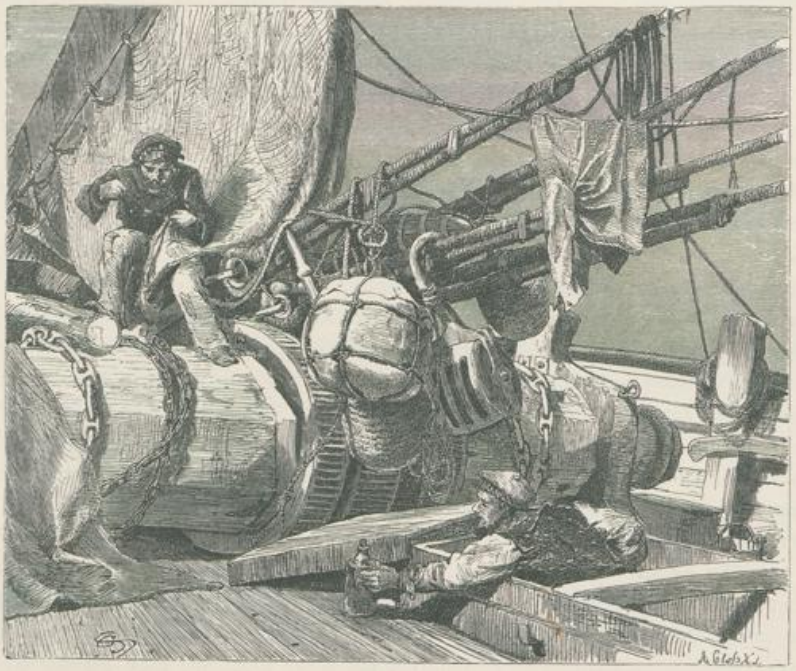
Neuerdings haben, wie wir schon oben erwähnten, Swinemünde und die übrigen Badeorte und -Oertchen in der Beachtung des Publikums die Stelle der alten Sagenplätze eingenommen und zum Theil einen Ruf gewonnen, der sich nicht mehr bloß auf die angrenzenden Theile Norddeutschlands beschränkt. Von ihnen allen hier zu reden, würde uns weit über die Grenzen unseres Buches hinausführen, denn es sind nicht bloß die bekannteren Zinnowitz, Ahlbeck, Divenow und die berühmteren Swinemünde, Häringsdorf (offiziell Heringsdorf), Misdroy. Vielmehr gibt es hier noch manche Ortschaften mit den Anfängen mehr oder weniger primitiver Badeeinrichtungen und einzelnen, in Fischerhäusern kampirenden badelustigen Familien, und aus solcher Bescheidenheit hat sich auch bei den übrigen der heutige anspruchsvolle Glanz und kostspielige Luxus meistens erst ganz neuerdings entwickelt. Für uns genügt es völlig, wenn wir einen Blick auf Swinemünde, Häringsdorf und Misdroy werfen, da das erstere sich als Stettiner Vor- und auch selbständig bedeutender Seehafen, und die beiden anderen als ungemein hübsch gelegene und höchst beliebte Badeorte auszeichnen.

Swinemünde ist eine neue Anlage. Erst der alte Fritz wandte der Mündung der Swine seine Aufmerksamkeit zu, um die Schifffahrt mehr aus der Peene herüberzuziehen und den Handel Stettins zu heben und — wie es dazumal in gleichem Falle auch anderwärts geschah, während es jetzt nicht mehr vorkommen soll! — denjenigen des sehr regsamen, noch schwedischen Wolgast herabzudrücken. Indessen waren die Anlagen unbedeutend und erst von 1817 an wurden sie allmählich größer und wichtiger, und damit begann denn auch der Ort selber zuzunehmen und zur wirklichen Stadt heranzuwachsen. Jetzt ist Swinemünde ein äußerst lebhafter Platz und sein Hafen einer der vorzüglichsten an der Ostsee, gegen die Versandung nach Kräften durch gewaltige Molen geschützt und von ansehnlicher Tiefe, durch zwei Forts vertheidigt und durch zwei Leuchtthürme für die sich nähernden und einlaufenden Schiffe weithin sichtbar und auch bei Nacht zugänglich. Denn die See ist an allen diesen Küsten eine gefährliche, und jener Novembersturm von 1872, der einen großen Theil der Dünen fortriß und Usedom bei Damerow

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

durchbrach, bedeckte die Küste mit gestrandeten Schiffen und ließ selbst ganz in der Nähe der Swinemünder Molen noch ein paar, und darunter eines mit der ganzen Mannschaft, zu Grunde gehen.

Am Hafen regt sich ein munteres Seeleben, das uns zu jeder Stunde des Tages zu unterhalten versteht. Die Seeschiffe laufen zahlreich aus und ein und dazwischen schieben sich die Dampfer, die von und nach Stettin, Rügen, Kopenhagen, Danzig und Petersburg fahren. Die Tage des höchsten Glanzes für den Swinemünder Hafen waren freilich jene, als die russische Kaiserfamilie ihre Reisen nach Deutschland noch zur See zu machen liebte und



Ankerspille.

hier ihre prachtvollen Schiffe, zuweilen gleich für drei, vier Monate und länger anzulegen pflegte, — wohin denn aus Nähe und Ferne in ganzen Schaaren von Neugierigen gewallfahrtet wurde.

In der freundlichen Stadt ist von Sehenswürdigkeiten wenig die Rede, und auch von der nächsten Umgegend läßt sich nicht viel sagen. Die „Plantage" ist im Laufe der Zeit zu einem hübschen schattigen Walde und einem sehr erwünschten Windschirm herangewachsen, das „Waldschlößchen" auf seiner bewaldeten Düne gewährt eine freundliche Aussicht nnd eine größere, wirklich reiche findet man auf dem entfernteren, gleichfalls bewaldeten „Golm" um sich her. In weiterer Entfernung fehlt es allerdings an hübschen Punkten nicht, und die planmäßigen und Extra-Fahrten der Dampfer bieten dem Fremdling Gelegenheit zu Ausflügen, an die man anderwärts kaum denken kann. Allein dieser Vorzug vermag dennoch die Mängel Swinemünde's nicht recht zu ersetzen — der Badestrand ist zwanzig Minuten weit entfernt, das Bad selber ein schwaches. So erklärt es sich denn wohl, daß die Badelustigen sich immer mehr anderen, besser gelegenen, kräftigeren und, hie und da wenigstens, auch wohlfeileren Bädern zuwenden.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Um nach Häringsdorf zu gelangen, hat man, abgesehen von einer Bootsfahrt, zwei Wege vor sich, den einen droben durch den Wald, den anderen drunten am Strande entlang mit dem steten Ausblick auf die See. Auf diesem letzteren gelangt man zuerst nach Ahlbeck, einem Fischerdorf im Dünensande, während sich aber rückwärts Wiesen und Wald ganz nahe zeigen. Auch hier gibt's Badeeinrichtungen bescheidener Art und Badegäste, welche vor der Ueberfüllung und Theuerheit der beiden flankirenden Bäder entwichen und bescheidenere Verhältnisse aufsuchten. Nur ist es die Frage, wie lange sie solche zu Ahlbeck noch finden werden. Denn auch hier geht es schon hübsch aufwärts, und möglicherweise wird sich in kurzem der Unterschied ausgeglichen haben. Die letzten Häuser Ahlbecks liegen gar nicht weit mehr von den ersten eleganten Villen des Modebades.

Wer vor dreißig oder auch nur zwanzig Jahren nach Häringsdorf kam und es jetzt wiedersieht — du lieber Gott, was für ein Unterschied! — „Eine wahre Idylle", wurde es damals von einem enthusiastischen, süddeutschen Freund geheißen, der selbst in der Erinnerung noch für das kleine, grüne, heitere und doch wieder so heimliche Nest hochauf schwärmte. „Eine wahre Perle, die das Meer an den Strand geworfen hat", rief ein anderer, und wir selber mußten bekennen, daß uns kaum irgendwo ein anmuthigerer Platz dieser Art bekannt geworden war. Und jetzt? Nun, Häringsdorfs Lage bleibt die gleiche und der landschaftliche Charakter, wenn wir's so heißen sollen, das sich an einander Schmiegen der stolzen See und des reizenden Landes, des offenen Strandes und der grünen, waldüberrauschten Höhen mit den schlichteren oder anspruchsvolleren Wohnungen der Menschen — dies alles ist im Grunde auch noch immer dasselbe. Allein im Uebrigen, gleichviel, ob man aufs Ganze sieht oder die Einzelheiten ins Auge faßt, ist die Veränderung eine allseitige und vollständige, und von der „Idylle" und dem grünen „heitern Nest" ist wenig mehr zu finden.

Ueber die Anfänge von Häringsdorf und dem Namensgeber schwanken die Angaben wunderlicher Weise schon jetzt, nach kaum sechzig Jahren. Als Friedrich Wilhelm III. mit seinen Söhnen 1819 diesen Theil Pommerns besuchte, kam die Gesellschaft auch zu den hier gelegenen armen Fischerhütten und wurde auf der Höhe, wo später das „Traiteurhaus" erbaut ward, von den Bewohnern mit frischen, in Salzwasser gekochten Häringen bewirthet. Es gefiel den hohen Reisenden auf dem schön gelegenen Platze sehr und auch die einfache Kost schmeckte ihnen, und als man sie um einen Namen für den bisher „namenlosen" Ort bat, hieß der Kronprinz, der spätere Friedrich Wilhelm IV., ihn Häringsdorf. So erzählen die Einen. Die Anderen verschieben dies Tauffest bis in die zwanziger Jahre, wo der König mit seiner zweiten Gemahlin, der Fürstin Liegnitz, hier ruhte, und bezeichnen als Namensgeber den König oder die Fürstin selber.

Sicher ist, daß im Jahre 1828 auf der Höhe die ersten Gebäude, ein Gesellschafts- und ein Logirhaus, erbaut wurden, zu denen sich alsbald einige Privathäuser gesellten. Auch die Fischerhäuser mehrten sich und wurden geräumiger, die Gäste stellten sich allmählich immer zahlreicher ein, und der Ort wuchs und wuchs an Freundlichkeit, an Wohlhabenheit, an Ausdehnung, an Berühmtheit, Luxus und Theuerheit, bis es — das Bad Häringsdorf ist gegenwärtig im Besitze einer Aktiengesellschaft, welche aufs Eifrigste für die Aufnahme des Platzes sorgt — als Modebadeort nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Jetzt sind die Häuser alle schmuck und zierlich geworden, elegante Privat- und prächtige öffentliche Bauten reihen sich aneinander, und strecken sich weiter und weiter aus, hier am Strande entlang, da in den Wald hinein.

Was man von einem Seebade verlangen kann und sich für den Aufenthalt in einem solchen wünscht, findet man hier in einer, für diese Gegenden immerhin seltenen Vollständigkeit beieinander —, die See in weiter Ausdehnung, mit ihrer unvergänglichen, stets frischen oder großartigen Schönheit; einen Wellenschlag, wie die Ostsee ihn nur irgend gewähren kann, und bequeme Badeeinrichtungen; eine ausgedehnte Promenade auf dem Strande, anstoßende, hie und da, wie im „Kulm", steil aufsteigende Ufer, die Häuser fast alle so gelegen, daß man nur wenige Schritte zum Strande und den Bädern hat, beinah aus allen Fenstern einen Blick auf die See genießt oder im grünen Waldschatten haust. Denn der Wald breitet sich hier weithin mit seinen Buchen in köstlicher Frische über

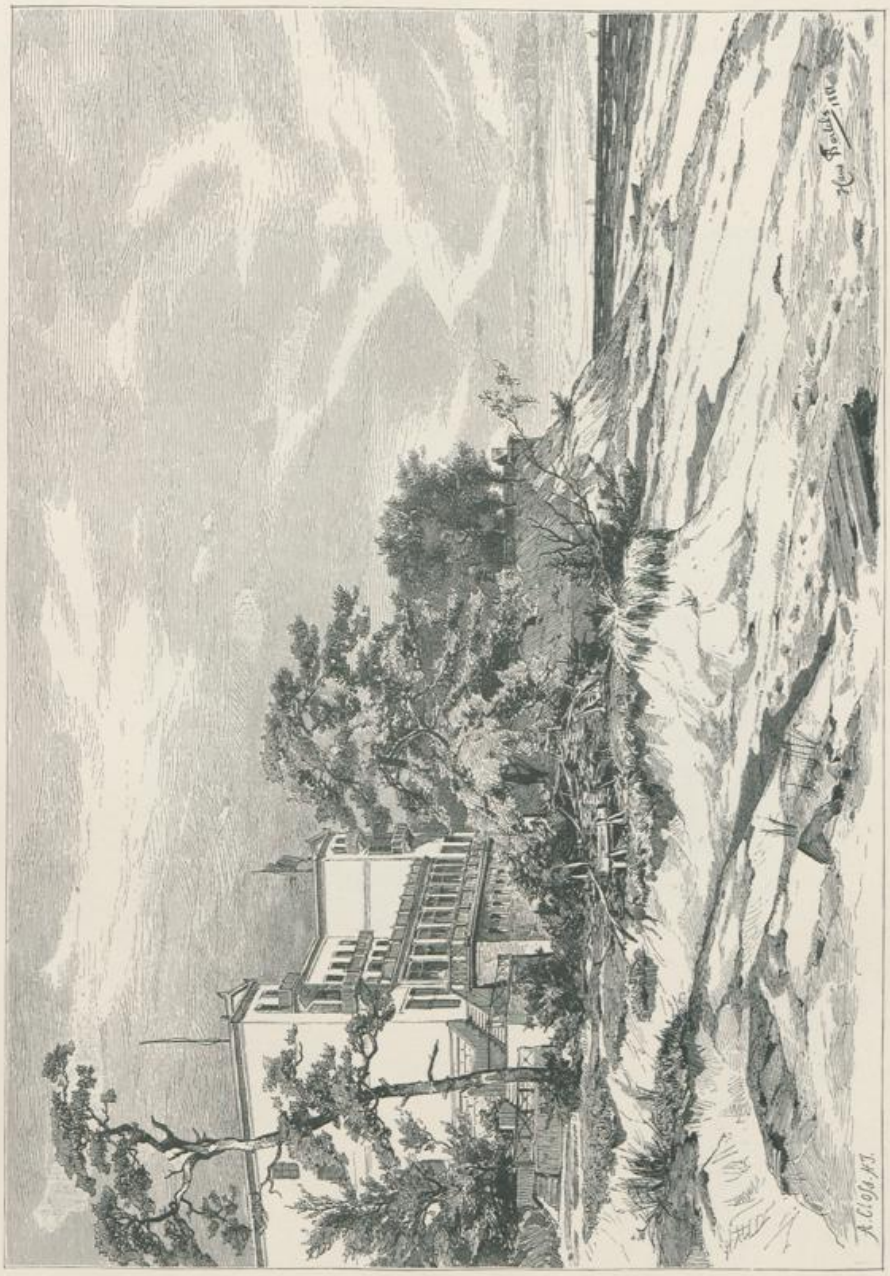
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Misdroy.

Höhen und Tiefen aus und bietet allerwärts Gelegenheit zu schönen Spaziergängen. Endlich gibt es eine weitere Umgebung, welche den Besucher Häringsdorfs täglich zu neuen, kürzeren oder längeren Ausflügen verlockt und die Natur sich auf mehr als einem Punkte in unerwarteter Anmuth und Lieblichkeit erschließen läßt.

Die Gesellschaft, um auch ihrer zu gedenken, ist fast alljährlich während der Bademonate eine sehr zahlreiche, und wer hierher zu gehen im Sinne hat, thut wohl, sich rechtzeitig um ein Unterkommen zu bemühen. Von der alten Einfachheit läßt sich wenig mehr entdecken. Schon die reichen Fremden, welche in nicht geringer Zahl hier ihre eigenen Besitzungen haben und sozusagen den Kern der Gesellschaft bilden, verleihen dieser und dem ganzen Badeleben unwillkürlich einen gewissermaßen vornehmeren und luxuriösen Ton und Charakter, und was sich von auswärts herzufindet und anschließt, widerspricht demselben weniger, als es ihm zustimmt und ihn noch erhöht. An Platz und Gelegenheit sich zurückzuziehen und bescheideneren Neigungen zu folgen, ein wirkliches, erfrischendes Badeleben zu führen, fehlt es übrigens keineswegs, es wird unter den Gästen auch noch immer Leute genug geben, welche sich solche Genüsse zu verschaffen und erhalten wissen.

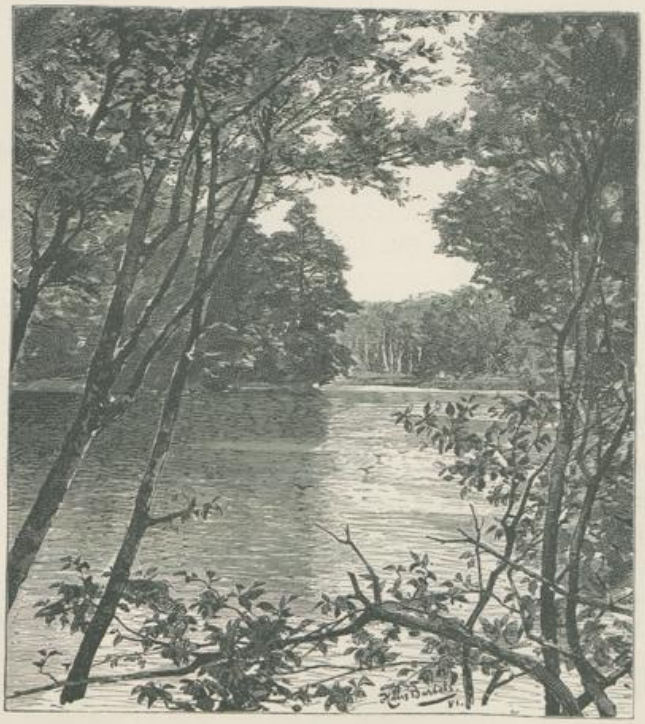
Ganz ähnlich ist es in dem auf Wollin gelegenen Misdroy, das sich in seinem, durch Wald und Berg geschützten Thale noch rascher als Häringsdorf — erst seit fünfundzwanzig Jahren — entwickelt und zu einem eleganten Badeort erhoben hat. Hier sind es besonders die Stettiner und Berliner, welche den Kern der Badebevölkerung bilden und dem Leben seinen vorherrschenden, ein wenig an die Geld- und Beamten-Aristokratie erinnernden Charakter verleihen. Auch hier aber hat man's besser als zu Swinemünde, denn die Natur ist eine freundlichere und zugleich reichere, und überall, sei es auf den Dünen, im Walde oder gegen die Wiesen zu, findet man Gelegenheit zu den angenehmsten und lohnendsten Spaziergängen. Ein solcher Wiesengrund führt, beiläufig gesagt, corrumpirt aus dem alten wendischen lipa selo, d. i. „Lindengrund", heutzutage den Namen „Liebe Seele". Unter den Ausflügen zeichnen sich besonders die nach dem hart am Meeresstrande belegenen „Kaffeeberge" (auf welchem im Sommer sich ein Kaffeeausschank befindet) und nach dem entfernteren, einsamen Gosarberge aus. Letzterer Hügel hat seinen Namen



Häringsdorf. Von Hans Bartels.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

davon, daß auf ihm, wie auf den Felsen Jasmunds, Königsadler (Gös-Åren im Ndd.) hausen. Man erblickt von seiner Spitze bei günstigem Wetter selbst Rügen. Mit dieser Pracht-Aussicht wetteifern schöne heimliche Waldpartieen, so besonders „das Buchenthal“ zwischen den genannten Hügeln und der „Jordansee“. Dieser, eine durch Dünen abgeschnittene alte Meeresbucht, hat die Eigenthümlichkeit, in lange schmale Arme auszulaufen, die von hohen Buchen so dicht umstanden werden, daß die Zweige sich vielfach in den stillen klaren Wasserspiegel hinabneigen. Leider wird der Friede dieses schönen Winkels jetzt durch eine Restauration und eine Cementfabrik — nicht gerade gehoben!



Jordansee.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Stettin.

Beim Austritt aus der Swine gelangt das Schiff auch landeinwärts in die anscheinend offene See, so weit breitet sich die Fläche aus und so weit treten die Ufer zurück, so bewegt ist unter Umständen diese Fläche. Ja es kommt gar nicht so selten vor, daß die Seekrankheit den Reisenden gerade hier recht tüchtig anfaßt und — wie man das mit dem Volksausdruck heißen möchte: „zum Menschen macht". — Aber es ist die See nicht, auf der unser Schiff mit einer scharfen Brise und kurzen Wellen zu kämpfen hat, sondern wieder einmal einer von jenen — See-Abschnitten, welchen wir schon vorhin an der neu-vorpommernschen und rügenschen Küste begegneten, wo sie, gleichviel, ob sie als offener Busen ins Land treten, oder von der See durch ein breiteres oder schmäleres Vorland getrennt sind, Bodden geheißen werden. Hier ist es jetzt das große Haff, an welches sich westlich das kleine Haff anschließt, von der See durch die Inseln Usedom und Wollin getrennt und von einer Ausdehnung, welche allerdings von jenen „Bodden" nirgends erreicht wird. Die Ufer treten weit zurück; von besonderem Reiz sind sie nirgends und wir entbehren die Ansicht wohl, zumal uns die Wasserfläche selbst und das auf ihr herrschende Leben um so angenehmer unterhalten. Denn wir finden uns hier inmitten eines regen Treibens, eines rastlosen Gehens und Kommens von größeren oder kleineren Seeschiffen, von zahlreichen Dampfern, von Hafftähnen und Fischerbooten — eine besonders tiefgehende und schwer gebaute Gattung derselben sind die „Tucker", welche denn auch wohl vom Haff in die offene See hinausgehen, um dort ihren Erwerb in umfangreicherer Weise zu verfolgen. Wir merken's aus allem und jedem, daß wir uns einem größeren, lebhaften Handelsplatz nähern. Und nun, nach zwei Stunden etwa, kommen wir denn auch wirklich in ein engeres, freilich noch immer breites Fahrwasser, wo das Schiffsgetreibe stets näher an uns vorüberzieht. Im Lande sehen wir hie und da die Thürme einer kleinen Stadt, hübsche Dörfer treten näher an den Fluß heran, unter ihnen die beliebtesten Ausflugsorte der Stettiner, Frauendorf und Gotzlow. Und es wird immer enger und lebhafter; an den Ufern die weiten Wiesen des Oderthals, in der Ferne ein langer Höhenzug; dann Villen an Villen, einfacher bald und bald stattlicher, dort und hier kolossale Fabrikgebäude in gedrängter Reihe; dann immer dichteres Häusergewirre mit der aufragenden Masse des alten Schlosses und dem einen oder anderen Kirchthurm dazwischen, und davor ein Mastenwald, größere und kleinere Schiffe, durchbrochen und umschwärmt von Kähnen, Segelbooten, kleinen Hafendampfern; am Kai ein sinnverwirrendes Getreibe und Gewoge — wir sind in Stettin.

Von Stettin, der alten Herzogsresidenz, haben wir schon gehört, wie sie auf Kosten Julins emporgekommen. Der Platz nahm sich, zumal seit auch hier die deutsche Kolonisation zu Hülfe kam, ziemlich rasch auf (1360 erscheint Stettin zuerst als Hansestadt), wenn er auch nicht mit den von Hause aus deutschen, eben auf das Schönste

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

An der „Lastadie" in Stettin. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Gotzlow am Oderufer.

erblühenden Städten, wie z. B. Stralsund, zu konkurriren vermochte. Hinterdrein hatte Stettin aber sozusagen mehr Glück, da der Herzogssitz und die Herzogsherrschaft es in manchen schweren Fällen gegen allerhand Gefahren und Leiden schützten, denen die übrigen Städte gelegentlich unterlagen: die Kriegsgefahren wurden hier weniger empfunden und hatten, mit Ausnahme der verderblichen Belagerung von 1677, meistens auch weniger ernste Folgen, und seit Stettin 1720 an Preußen fiel, nahmen sich die Könige der wichtigen und zukunftsreichen Stadt stets nach Kräften an. Man darf wohl sagen, daß Stettins Bedeutung als Handelsplatz niemals über seiner Wichtigkeit als eine der Hauptfestungen des Staats vergessen wurde. Mit dem Herbste 1806 begann dann für die Stadt die gleiche Zeit des Verderbens, welche über ganz Preußen kam — von ihrem Kommandanten, dem General von Romberg, auf die erste Aufforderung an französische Husaren übergeben, blieb sie in den Händen des Feindes,

Das Schloß in Stettin.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Stettin. Partie an der Baumbrücke (untere Stadt).

bis sie nach schwerer Belagerung erst im Dezember 1813 wieder frei wurde, — sieben Jahre der Vergewaltigung, die nirgends schwerer empfunden wurden als hier!

Von der Zeit an ging es, anfangs langsamer, bald aber immer rascher bergauf, der Handel hob sich wunderbar, und seit die Dampfschiffe und später gar die Eisenbahnen als mächtige Hebel eingriffen, schwang sich Stettin zu dem ersten Handelsplatz an der Ostsee und zu einem der bedeutendsten ganz Deutschlands auf. Es ist sprechend: um das Jahr 1840 hatte die Stadt, was damals jedermann überraschte, 30,000 Einwohner und zählt ihrer jetzt, obgleich die „Festung" der vollen Entwickelung bisher noch immer beschränkend entgegentrat, schon nahezu 100,000. Was läßt sich erst erwarten, wenn, wie es heißt, auch hier die Befestigungen eingehen werden! Denn Stettin ist nicht bloß als Seehandelsplatz bedeutend, sondern auch die größte und rührigste Fabrikstadt des ganzen Pommerns, und das Regen und Bewegen, das Treiben und Wogen in seinen Straßen und am Hafen hinterläßt auf den Fremden einen Eindruck, der erst oder, richtiger gesagt, allein zu Hamburg und Bremen übertroffen wird.

Wer sich Stettins freuen will, der muß eine moderne Stadt suchen, eine Stadt voll Rührigkeit und „Intelligenz", aber gerade keinen besonders poetischen Ort. Wohl sind einzelne alte Architekturreste da — wie jenes Mauerthor in der Rittergasse, das unser Künstler gezeichnet hat — aber sie sind entweder zu klein, um recht zu imponiren, oder zu wenig wohl erhalten, wie die mächtige Jakobikirche, die in der Beschießung durch den großen Kurfürsten ihre Schöne eingebüßt hat. Das Schloß — aus dem 16. Jahrhundert, wir sahen es schon, wie es von seiner Höhe breit und mächtig auf die Oder niederschaut — ist ein sehr stattlicher Bau, wirkt aber doch hauptsächlich nur durch seine Masse. Von neueren Kunstwerken ist nur Schadows wahrhaft schönes Denkmal des alten Fritzen auf dem Königsplatz hervorzuheben. Aber man lasse einmal die Kunst! Man gehe hinunter an die Oder, sehe dem Getreibe — etwa bei der „Baumbrücke" — zu oder studire drüben in der Lastadie das Leben der „Seestadt", wie wir's von den Nordseeplätzen her kennen, und man wird doch mit Genuß in Stettin verweilen, wenn man Sinn für so etwas hat. Jedermann übrigens muß rühmend den großen Eifer anerkennen, den die Stettiner im Vereinsleben und bei allen Arten gemeinnütziger Thätigkeit zu beweisen pflegen.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Unterhaltender ist für die Meisten die Umgebung, in der es, besonders an der Oder entlang, nicht an interessanten und hübschen Punkten fehlt und sich, wenigstens an einzelnen Stellen, die Landschaft mit allen, den norddeutschen Gegenden eigenen Reizen, dem blitzenden Wasser, dem reichen Wiesengrün, dem prächtigen Walde, geschmückt zeigt. Freilich, wenn man diese Gegenden und die Oderufer betrachtet, so wird man trotz aller Fruchtbarkeit, Anmuth und Sonnigkeit, dennoch schwerlich recht an jene Thatsache glauben wollen, daß hier noch im Anfang des 17. Jahrhunderts ein ausgebreiteter Weinbau getrieben und große Quantitäten eines angeblich durchaus trinkbaren Weins gekeltert wurden. Und man hat nicht einmal den spottenden Einwand, daß jene Kehlen eben nicht an besseres Getränk gewöhnt gewesen seien, als an ihren heimischen Krätzer. Denn die überaus trinklustigen und durchaus weinverständigen Herzoge selber und ihre Gäste hatten die guten Tropfen meistens in aller Herren Ländern aus dem Grunde kennen gelernt und speicherten sie auch in ihren eigenen Kellern auf, ließen sich trotzdem aber den einheimischen Wein, hier so gut, wie noch weiter droben, in den Deutschordensburgen, auf das Trefflichste munden. War denn das Klima in diesen damals noch um Vieles waldreicheren und weniger kultivirten Strichen ein so viel milderes und gleichmäßigeres? Die Naturwissenschaft sagt entschieden Nein! So müssen denn doch wohl die Menschen um so viel durstiger gewesen sein.

Stettin. Altes Thor in der kleinen Rittergasse.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Oderkähne auf der Werft.

Kolberg und Hinterpommern.

Das Land, in welches man von Stettin aus, nachdem man die Oder überschritten hat, jetzt hinein fährt, gehört zu den verrufensten Landstrichen Deutschlands — „Hinterpommern" ist in der Phantasie des mittleren und südlichen Deutschlands ein Land, wo der Sand alles zur unfruchtbaren Einöde macht, wo der Getreidebau kaum noch oder gar nicht mehr möglich ist, und als Waldbaum nur die Kiefer auf das Aermlichste vegetirt; wo die Menschen, von einem Stamme, der aus wendischen, kassubischen, polackischen und spottwenig, oben darein verkommenen deutschen Elementen zusammengebacken ist, in verfallenen Hütten oder Erdlöchern das armseligste Dasein in Stumpfheit weiterschleppen, von den „pommernschen Junkern" geknechtet, von Wölfen und anderen Ungeheuern verspeist und, nebst ihrem Lande, selbst von der Regierung für etwas erklärt werden, an dem Hopfen und Malz verloren ist. Man schüttelt sich ordentlich, wenn man an Hinterpommern denkt, und weiß nicht, ob man dieses „Unland" mehr bedauern oder mehr verachten soll.

Und in Wirklichkeit ist von dem allem auch wieder wenig oder nichts wahr. Es ist ein norddeutsches Land, das der Kultur hier zwar nicht entgegenkommt, aber sich derselben auch nicht widersetzt, wie der neuerdings sich immer mehr ausbreitende und hebende Anbau deutlich genug erkennen läßt. Es wird von den fruchtbarsten Strichen durchzogen, es hat Wasser in Fülle und ist reich an den schönsten Wäldern, und wenn auch von landschaftlichen Reizen nicht viel zu finden ist, so zeigt sich uns hier dennoch eine reichere Abwechslung, als in vielen anderen Strecken der norddeutschen Ebene, da das Terrain sich uns als ein entschieden hügeliges darstellt. Möglicherweise in Folge des unverdienten schlechten Rufes ist Hinterpommern auch von der Regierung nur allzu lange nichts weniger als bevorzugt, vielmehr auf das Unverzeihlichste der Kraft und den Hülfsmitteln seiner eigenen spärlichen Bevölkerung überlassen worden. Und dennoch gilt auch von ihm jener oben erwähnte Ausspruch des alten Oberpräsidenten: „Aus Pommern kann und muß noch ein zweites Pommern werden!" — ja es ist, um dies zu wiederholen, schon auf dem besten Wege dazu. Die Bevölkerung wächst und es ist, mit Ausnahme einzelner Kreise,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

durchweg eine gut deutsche, derbe und kernhafte, die Kultur nimmt rasch zu, und seit die Provinz aufgeschlossen und der Verkehr erleichtert worden ist, steigen nicht nur die Leistungen, sondern auch die Leistungsfähigkeit in der erfreulichsten Weise.

Wenn ihr, von Stettin her, den weiten Dammschen See passirt habt, kommt ihr in der Nähe des Madue-Sees vorüber, der durch seine Muränen zu großem Ruf gelangt ist. Der treffliche Fisch kommt bekanntlich eigentlich nur im Mittelländischen Meere vor und gelangte in den hinterpommerschen See auf eine Weise, welche bisher allein durch die Sage eine Art von Erklärung gefunden hat. Ein alter Abt hatte den Fisch in Italien so schmackhaft gefunden, daß er ihn in seiner nordischen Heimat fortan auf das Schmerzlichste entbehrte und endlich, da das Verlangen gar zu groß wurde, dem Herrn Teufel für ein Gericht seine Seele verschrieb — bis zum Glockenschlage Zwölf am nächsten Mittage sollte es in seiner Küche sein. Als die Stunde aber herankam, überfiel den leckern Herrn eine große Angst, und er entdeckte seine Sünde dem Küster und flehte ihn um Hülfe an. Der Mann, der den Teufel vermuthlich schon als einen merkwürdig dummen Gesellen kannte, nahm das Ding leicht, stieg auf den Thurm und stellte die Uhr um eine Stunde vor, so daß Seine schwarze Majestät im Heransausen sich anscheinend um eine Stunde verspätet fand und aus Schrecken über ein solches Malheur seine Bürde in den Madue-See fallen ließ. Für den Herrn Abt erwuchs daraus der unschätzbare Vortheil, daß es nicht bei dem einen Gericht blieb, sondern die sich schnell vermehrenden Fische fortan tagtäglich seine und seiner Nachfolger Tafel zieren konnten.

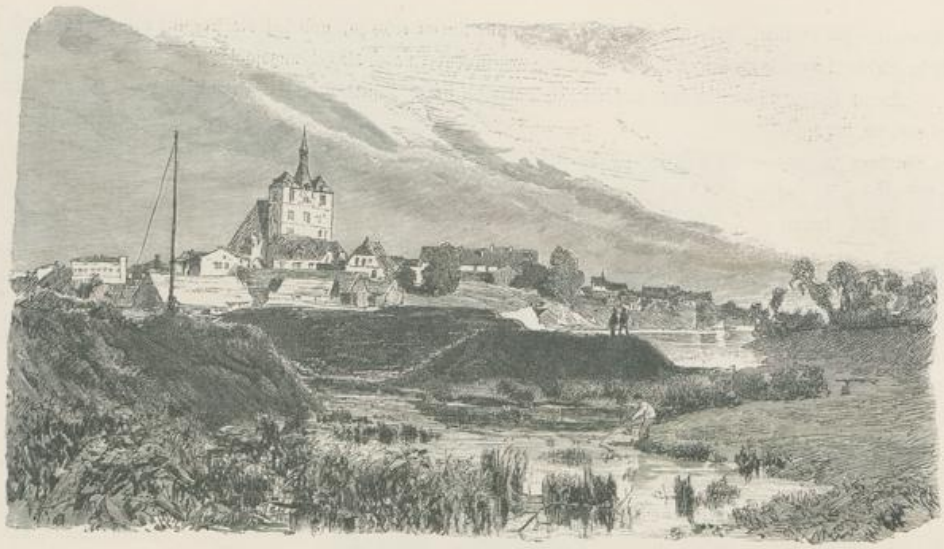
Partie aus Stargard.

Stargard, die große Garnisonsstadt, in seiner stattlichen alten, mit Thürmen geschmückten Ringmauer, läßt uns in seiner großen und schönen Marienkirche wieder einmal eins der stolzesten Denkmäler des Mittelalters bewundern. Aber wir fahren noch ein paar Stationen weiter und gehen bei dem äußerst ländlichen und anscheinend grausam langweiligen Belgard auf die Zweigbahn über, welche uns in kurzer Zeit an die See und zu einem Platze führt, der gebieterisch unser Verweilen verlangt —

„Wie heißt die Braut, die Hochzeit hält?
Juchheididei, juchheididei!
Um die so mancher tanzend fällt?
Juchhei, juchhei, juchhei!

Stadt Kolberg heißt die Schöne,
Sie weckt die hellen Töne,
Wornach die Tänzer tanzen
Auf Kolbergs grüner Au!“ —

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe



Partie von Kolberg.

Für Kolberg gilt jenes alte Scherzwort, das man sonst wohl einmal auf einen stillen, unscheinbaren Menschen anwendet: „es hat's in sich!" An diese räucherige alte Stadt, an diese Festungswerke, die im Vergleich mit denjenigen neuerer Plätze geradezu armselig genannt werden müssen, an diese einfache Umgebung, knüpfen sich die glorreichsten Erinnerungen, welche irgend eine Stadt der preußischen Monarchie aufzuweisen hat.

Aus der früheren Zeit ist von Kolberg nicht viel zu erzählen; doch bestand die Stadt, welche ihre beste Befestigung in der sumpfigen Umgegend hat, schon im dreißigjährigen Kriege eine lange Belagerung der Schweden und ergab sich erst, als sie völlig erschöpft war. Ihr Ruhm begann, als 1758 die Russen, nachdem sie sich von der Zorndorfer Niederlage ein wenig erholt hatten, einen Angriff auf die bisher von ihnen fast vergessene und übersehene kleine Festung machten und von ihrem Kommandanten, dem Major von Heyden, dessen Schaar von den Bürgern unterstützt ward, auf das Tapferste zurückgewiesen wurden. Im Jahre 1760 folgte die zweite vergebliche Belagerung, und 1761 die dritte, wo die Festung denn endlich aus Hunger und weil jetzt zum erstenmale auch die Seeseite blokirt war, von dem braven Heyden übergeben werden mußte.

Neben dem Soldaten begegnet uns zu dieser Zeit hier als — man darf schon sagen: zweite Heldengestalt ein Kolberger Bürgerskind und junger Seemann, Joachim Nettelbeck, der treue Helfer des Kommandanten, der unermüdliche Ermuthiger und Führer der Bürgerschaft, eine „Junge" von ächt pommerschem Schlage, derb, frisch, zäh und keck; von unwandelbarer Treue und unbesieglichem Muth, von einer Bescheidenheit und Selbstlosigkeit endlich, die keine Ahnung hat von dem eigenen Verdienst und fernab von aller Prahlerei ist. Heyden wurde vom alten Fritz ganz ungewöhnlich geehrt: er erhielt den Orden pour le mérite und nach der zweiten Belagerung wurde eine Denkmünze geprägt. Nettelbeck aber ging, so weit wir davon wissen, so ziemlich leer aus, ohne sich darum weiter zu grämen, folgte ruhig seinem Gewerbe als Seemann und ließ sich, als er müde geworden war, als Branntweinbrenner in der Vaterstadt nieder. Von seinem „Kriegsruhm", um es so zu heißen, war keine Rede mehr, aber seine Zeit kam noch einmal. Denn in dem unglücklichen Kriege von 1806—1807 stand er von neuem gegen den unfähigen Kommandanten von Lucadou, für die Ehre seiner Stadt ein und erhielt sie, im Verein mit dem

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Maikuhle bei Kolberg.

tapfern Schill, der hier aus Truppenresten und Versprengten ein Streifcorps gebildet hatte und den Franzosen auf das Kühnste zu Leibe ging, dem König und dem Vaterlande. Als Lucadou endlich dem trefflichen Gneisenau Platz machen mußte, kämpften die drei Männer in freudiger Uebereinstimmung tapfer weiter und brachten es dahin, daß Kolberg beim Friedensschluß noch gut preußisch war, — ein Glück, das es nur mit drei anderen Festungen theilte: Graudenz, Glatz und Silberberg. Daß die kleine Feste erhalten wurde, war an und für sich von geringer Bedeutung; aber das Beispiel, das ihre Vertheidiger, die Soldaten und Bürger, gegeben hatten in jener Zeit der tiefsten Niedergeschlagenheit, war von unberechenbarem Werth und unermeßlichen Folgen. Denn an diesem Beispiel und dem Muth der Vertheidiger und ihrem glücklichen Erfolge erhob sich auch der Muth und das Selbstgefühl der gesammten Bevölkerung dieser Gegenden, ja des ganzen Staats wieder, so daß sie die trostlose Gegenwart überwand, voll Vertrauen der Zukunft harrte und endlich mit voller Kraft in diese eintrat.

Kolberg liegt an der Persante, einem Flusse, der wenig unterhalb, bei Kolberger Münde in die See fließt und die Stadt dadurch zu einem nicht gerade bedeutenden, aber ganz rührigen Hafen- und Handelsplatze macht. Fährt man von Swinemünde östlich zur See an der Küste entlang, so kann man schon in der Gegend von Horst, wo die Lehmdünen und der Leuchtthurm unser Interesse erregen, die Spitze des Thurmes der Marienkirche zu Kolberg sehen. In kurzer Zeit erblickt man dann auch die Stadt selbst und den Hafen, dessen Molenköpfe ziemlich weit ins Meer hinausgebaut sind, um die Mündung der Persante vor dem Versanden zu schützen und so die Hafeneinfahrt möglich zu machen. Fährt man in den Hafen hinein, so sieht man die mit Kanonen bekränzte „Heydensschanze" zur Rechten und das „Fort Münde" zur Linken; beide Befestigungen sollen den Hafeneingang zur Kriegszeit schützen. Diese beiden Schanzen sind die letzten Reste der ehemalig so berühmten Festung Kolberg. Fahren wir durch die Befestigungen hindurch, so wird unser Auge durch einen herrlichen Buchenwald zur Rechten erquickt; während wir zur Linken das Bild des kleinen Hafens mit seinem Leben und Treiben vor uns haben. Der eben erwähnte Buchenwald, Maikuhle genannt, liegt von der eigentlichen Stadt fünfzehn Minuten entfernt, welche Entfernung im letzten Decennium in Folge des aufblühenden Bades durch die Vorstadt „Münde" ausgefüllt wurde. Eine Schiffbrücke führt über die Persante zur Maikuhle, die außer den Anlagen beim Bade das am meisten besuchte Ziel für die Erholung suchenden Kolberger und Badegäste bildet. Von der Persante, von den Dünen

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Stolpemünde.

und von dem Wege, der das Siederland mit dem Meere verbindet, eingeschlossen, bildet die Maikuhle eine Sumpfniederung, deren Oberfläche zur Sommerszeit kaum zwei Fuß über dem Wasserspiegel der Persante liegt. Für die Festung Kolberg war die Maikuhle von der größten Bedeutung, da sie ein Hauptfort gegen die auf den Dünen anstürmenden Feinde war. Da außer einem Landwege nur die Dünen einen Zugang zu Kolberg boten, weil alle sumpfigen Wiesen rings herum unter Wasser gesetzt wurden, so leuchtet ein, warum gerade die Maikuhle der Schauplatz der erbittertsten Kämpfe gewesen ist. In Folge der reichen Ausdünstung des Bodens, des Verdunstens des Meeres- und Flußwassers und durch den Schatten der schönen, hohen Buchen ist es hier im Hochsommer doch recht kühl, so daß der Name Maikuhle vielleicht von diesem Umstande herrührt. Dicht am Wasser bemerken wir die Wohnungen einiger Schiffsbaumeister, weiter in den Wald hinein treffen wir noch die gute und beliebte Restauration von Silbermann, sonst ist die eigentliche Maikuhle nicht bewohnt. Gut geebnete Wege durchziehen den schönen Wald und führen in mancherlei Kreuz- und Querwegen zum Strande, der hier zwei wegen der Aussicht berühmte Punkte hat, den Strandsitz und den Königssitz. Der weite, hier sich öffnende Busen ist schön und rechtfertigt es, daß die Badegäste sich an ihm stets am liebsten zusammenfinden, sei es promenirend auf dem festen Strande, wo die Wellen lustig und rastlos bis an die Füße der Spaziergänger heranschlagen, sei es ruhend auf den Stühlen oder Bänken, welche sich allerwärts aufgestellt finden.

Die Ortschaften, welche ihr, von Belgard weiterfahrend, passirt oder in der Ferne auftauchen seht oder, wenn ihr anders das Land nicht bloß auf dem geradesten Wege durchjagen, sondern doch auch einigermaßen kennen lernen wollt, wohl auch einmal aufsucht, lohnen einen solchen Abstecher vielleicht noch auf dem einen oder anderen Punkt der Seeküste — wir gedenken hier z. B. des kleinen Hafenorts Stolpemünde —, aber im Grunde nirgends im Lande und durch dieses selber. Selbst Cöslin, die Hauptstadt Hinterpommerns, welches sich denn doch über das Niveau

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

der hiesigen Städte im Uebrigen gar nicht unbedeutend erhebt und in den Augen der Provinz so etwas wie ein vornehmer Ort ist, dürfte den Reisenden schwerlich fesseln. Es müßte denn sein, daß er sich zu einem Ausfluge nach dem nahe gelegenen Gollenberge verstände, wo eine weite Aussicht über das stille Land und das Denkmal der braven Hinterpommern, welche in den Kriegen von 1813—1815 fielen, für den Fremdling immerhin von einer gewissen Anziehungskraft sein dürften.

Es ist angeblich der „höchste Berg" Pommerns, was gut möglich sein kann, da er volle dreihundert Fuß oder noch einiges darüber messen soll! Er war in den alten heidnischen Zeiten schon eine Stätte der Verehrung und wurde, nachdem das Christenthum gekommen, wie üblich als solche festgehalten und zum berühmten Wallfahrtsort, — bis weit ins Ausland hinein. Ums Jahr 1415 hatte ein hier ansäßiger Edelmann, Namens Paul Bulgerin, im Streit seinen Bruder erschlagen und wanderte, um diese That abzubüßen, von einem Wallfahrtsort zum anderen, ohne sich in seinem Gewissen befreit zu fühlen. Und zu Compostell in Spanien sagte man ihm, daß er nur auf „Unserer lieben Frauenberg in Pommern", denn so hieß damals der Gollenberg, nach der auf ihm erbauten Kapelle, volle Vergebung finden würde. „Was zum Teufel," rief er da unmuthsvoll, „suche ich denn über vierhundert Meilen weit, was ich näher denn eine Meile von meinem Hause habe?" Und zog zurück und stieß sich — man weiß nicht recht, weßhalb? — auf dem Gollenberg den Dolch ins Herz.

Das Land, in welchem ihr hier steckt, ist jener verrufenste Winkel Deutschlands, das richtige „Hinterpommern", aber dieses Land ist, wie gesagt, durchaus nicht so reizlos, wie man es zu schildern liebt, obgleich die Natur im Allgemeinen gerade hier mit vollster Entschiedenheit den spezifisch norddeutschen Charakter der strengen Abgeschlossenheit und ernsten Ruhe bewahrt. In einzelnen Theilen des Landes stoßt ihr auf Hügellandschaften der anmuthigsten Art. Schöne Waldhügel begrenzen friedliche und weiche Thäler, hier oder dort erscheint ein sonniger Hang, wo es sich prächtig ruhen lassen muß, oder ein jäher Absturz überrascht euch; saftige Wiesen breiten sich aus, von zahlreichen Flüßchen durchzogen, welche vom blauen Landsee, die Hügelreihe durchbrechend, der Küste zustreben. Dann kommen auch wieder fruchtbare Ackerbreiten und hin und wider dehnen sich große Waldungen aus, Eichen und Buchen, Kiefern und Fichten, in denen das Wild noch zahlreich haust und wo gegen die westpreußische Grenze zu, was allerdings weniger anziehend erscheint, gelegentlich auch wohl noch einmal ein Wolf scheu vorüberstreicht. Und wenn ihr eine Höhe ersteigt und hinabschaut auf die langen Rücken und Senkungen, auf den stillen Wiesengrund und den klaren Seespiegel, da auf ein Dorf, dort auf das von seinen alten Bäumen umschattete Herrenhaus — versenkt euch nur in das Bild! Es ist nichts Besonderes und auch nichts Neues, allein es ist so freundlich, so anheimelnd, und ihr sagt befriedigt vor euch hin: „Hier muß dennoch gut leben sein!"

Wir dürfen hier daran erinnern, daß Fürst Bismarck diese Vorzüge und — wir können schon sagen: Reize wohl zu würdigen gewußt hat, als er, der die Wahl hatte, sich gerade in dieser Gegend niederließ. Mögen beim Ankaufe der Herrschaft Varzin auch noch andere Vorzüge und Vortheile mitgesprochen haben, so blieb doch die Lage und Umgebung des Platzes sicherlich gleichfalls nicht ohne Einfluß. Ein paar Meilen von der kleinen Stadt Schlawe an der Wipper breitet sich diese Besitzung aus und erhebt sich der Landsitz, wo der große Staatsmann von Zeit zu Zeit Ruhe und Erholung sucht. Der Platz ist bekanntlich wenig zugänglich, da sein Gebieter die neugierigen Fremden nicht liebt. Aber man erfuhr und erfährt dennoch genug davon, um schließen zu dürfen, was aus diesen, im Allgemeinen doch noch immer vernachläßigten Landstrichen werden könnte, wenn es möglich würde, im Ganzen für sie zu thun, was vom Einzelnen auf seiner Stelle geschieht.

Bei der Weiterfahrt über die alten Städte Stolp und Lauenburg, wo es denn nun immer weiter „Westpreußen" zu und endlich auch in dasselbe hineingeht, wird das Terrain ein immer hügligeres und waldigeres, so daß man sich verwundert umzuschauen anfängt und sich in ganz andern, weit entlegenen Gegenden des inneren Deutschlands versetzt wähnt. Aber da führt die Bahn euch plötzlich wieder an die See hinaus und macht damit dem Traum ein Ende. Zuerst muß man sich freilich von einheimischen Mitreisenden versichern lassen, daß es wirklich

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

eine tief einschneidende Seebucht und nicht bloß ein Landsee ist, was man vor sich oder vielmehr neben sich hat, so eng ist's und sogar am Ufer zum Theil mit Binsen und Rohr eingefaßt. Wir fanden uns hier merkwürdig an jene Partie des Bodensees oder vielmehr Untersees erinnert, welche man auf der Fahrt von Singen und Radolfszell nach Constanz zur Seite hat. Bald jedoch wird es weiter und freier und dehnt sich zum großen Busen aus, wo Schiffe über Schiffe auftauchen, heran- und vorüberziehen und sich endlich in langer Reihe auf einer Rhede bei

Varzin.

einander zeigen. Nun wird's wirklich die See und ihr merkt es wohl, daß ihr euch wieder einmal einer großen See- und Handelsstadt nähert.

Die bisher ziemlich langweilige Fahrt wird nun immer interessanter und der Ausblick aus dem Coupéfenster stets anziehender. Der große Busen öffnet sich weiter und weiter, eingefaßt von reichen Ufern, weich ansteigend, hoch abstürzend, mit leuchtenden Wiesen und dunkeln Wäldern, besetzt mit Dörfern, Schlössern und kleinen Städten, — ein wunderhübsches, wechselvolles, bunt belebtes Bild, das, wenn ihr ein wenig Glück habt und einen jener Tage mit der wunderbar transparenten Luft dieser Breiten trefft, in überraschender Klarheit und Uebersichtlichkeit vor eure

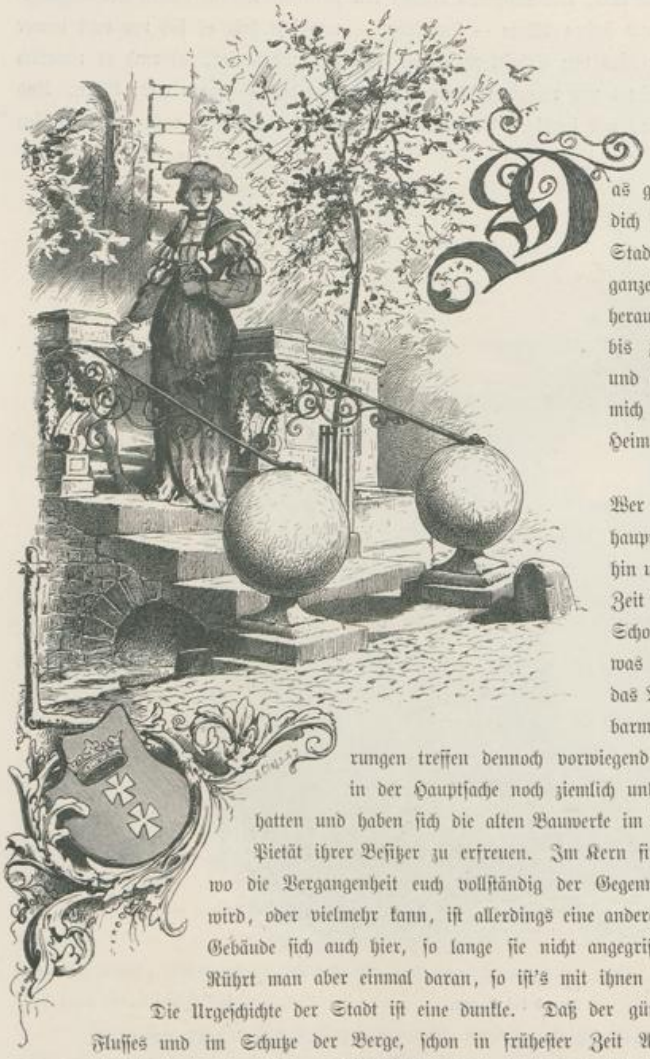
Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Augen stellt. — Dann erscheint links neben euch, nicht gar fern, eine von der Waldhöhe zum Strande herabsteigende Ortschaft mit schmucken Häusern und einzelnen hübschen und zierlichen Villen — und ihr hört den Badeort der Danziger, Zoppot, nennen. Aber der Zug fliegt vorbei. In kurzer Zeit erblickt ihr rechts, am Fuße dunkler Waldberge, eine neue Ortschaft, welche von größeren Gebäuden und einer hohen Kirche überragt wird — das ist die Abtei Oliva. Und dann werden es der Häuser, der Höfe, oder was es sonst für Anlagen sein mögen, an den Höhen entlang immer mehr, und darauf kommt eine neue, weitläufigere Ortschaft mit stattlichen Villen, flotten Vergnügungslokalen, mit prächtigen schattigen Gärten und stolzen Alleen — Langfuhr — und jetzt hebt es sich vor euch immer dichter, immer höher, das Treiben umher wird von Schritt zu Schritt bewegter und lauter, während es räumlich sich enger und enger um euch zusammendrängt von ragenden Wellen und ansteigenden — sagen wir: Ufern. Und nun endlich fahrt ihr in einen beschränkten, mit sonstigen Prachtbauten dieser Art verglichen, recht anspruchslosen Bahnhof. Ihr seid zu Danzig.

Strand bei Zoppot.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Danzig.



Das ganze Herz geht mir auf, wenn ich nur an dich denke, wunderbare und wundervolle alte Stadt, und wenn die Erinnerung einmal das ganze, überreiche Bild deiner Herrlichkeit in mir heraufzaubert, so durchbebt mich aufs Neue das bis zum Verstummen überwältigende Staunen und Entzücken des ersten Schauens, und erfaßt mich mit tiefer Sehnsucht und fast schmerzlichem Heimweh nach deiner zauberhaften Schönheit.

Spottet nicht über meinen Enthusiasmus. Wer zu Danzig kein Enthusiast wird, ist überhaupt keiner Begeisterung mehr fähig. Geht selber hin und seht und staunt, aber geht bald! Unsere Zeit ist eine nivellirende und keiner Eigenart hold. Schon jetzt ist auch Danzig bei weitem nicht mehr, was es noch vor gar nicht langer Zeit gewesen, das Neuere und Neue drängt sich auch hier erbarmenslos zwischen das Alte. Allein die Neuerungen treffen dennoch vorwiegend den äußeren Kreis und lassen den Kern in der Hauptsache noch ziemlich unberührt und trotz gelegentlicher Renovation hatten und haben sich die alten Bauwerke im Allgemeinen einer höchst anerkennenswerthen Pietät ihrer Besitzer zu erfreuen. Im Kern finden sich noch immer ganze große Partien, wo die Vergangenheit euch vollständig der Gegenwart entrückt. Wie lange dies so bleiben wird, oder vielmehr kann, ist allerdings eine andere Frage. Wie anderwärts, halten die alten Gebäude sich auch hier, so lange sie nicht angegriffen werden, anscheinend kraftvoll aufrecht. Rührt man aber einmal daran, so ist's mit ihnen gewöhnlich auch vollständig zu Ende.

Die Urgeschichte der Stadt ist eine dunkle. Daß der günstige Platz an der Mündung des großen Flusses und im Schutze der Berge, schon in frühester Zeit Ansiedler herbeigezogen habe, ist erklärlich; als Besitzer werden Dänen, später Polen genannt, und um ihr festes Schloß mag sich im 12. Jahrhundert zuerst die Altstadt aufgebaut haben. Im Jahre 1310 tritt der deutsche Orden die Herrschaft an, es entstehen neue Stadttheile, der Handel nimmt rasch und in großartiger Weise zu, und als die Stadt sich fünfzig Jahre später der Hansa anschließt, nimmt sie alsbald unter den Ostseeplätzen die erste Stelle nach Lübeck und Stralsund ein. Wieder

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Markt an der Mottlau in Danzig. Von G. Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

hundert Jahre später reißen sich die zu einem Bunde vereinigten preußischen Städte von dem verfallenden Deutschorden los und treten, mit Vorbehalt ihrer Privilegien und Vorrechte, unter polnische Oberherrschaft. Das reiche und mächtige Danzig zumal bildet eine Art von Freistaat und weiß sich diese unabhängige Stellung fortan, trotz aller Angriffe, auf das Tapferste zu erhalten. Und obgleich die Unruhen und Stürme, welche Polen während der letzten Jahrhunderte erschütterten und zerrütteten, auch hier sich auf das Empfindlichste geltend machten, obgleich die Reformation die schwersten Kämpfe zur Folge hatte und auch sonstiges Unheil nicht ausblieb, wuchsen dennoch die Macht, der Reichthum und die Pracht der Stadt fast ohne Aufhören, und der Handel gedieh, besonders auf der Scheide des 16. und 17. Jahrhunderts, zu einer Blüte, die kaum irgendwo ihresgleichen hatte. Man muß bedenken, daß Danzig der Haupt-, ja im Grunde der einzige Hafen Polens war und für das ganze Königreich, sowie für das weite preußische Gebiet die gesammte Ausfuhr und Einfuhr in seinen Händen hatte.

Bei der ersten Theilung Polens, 1772, behielt Danzig allerdings seine Freiheit, aber die ganze Umgebung bis an die Vorstädte heran, ja selbst der Hafen, Neufahrwasser, wurden von Preußen in Besitz genommen, und der alte Fridericus Rex und sein Nachfolger setzten der armen Stadt in einer Weise zu, daß sie sich endlich 1793 in ihr Geschick ergab und sich der preußischen Herrschaft unterwarf. Dann folgte ein kurzes Wiederaufleben, allein schon 1807 brach das Unheil von neuem über sie herein. Nach langer, schwerer Belagerung wurde sie von den Franzosen eingenommen, zur „freien Stadt" erklärt, aber in Wirklichkeit als Hauptwaffenplatz behandelt und demgemäß auf das Unbarmherzigste ausgenützt. Und damit das Unglück voll würde, brachte das Befreiungsjahr 1813 eine neue, schreckliche Blokade und Belagerung, die fast ein Jahr lang währten und die Stadt und ihre Bevölkerung durch Krankheiten, durch Hunger und Mangel an Trinkwasser, durch die Brutalität der Besatzung und endlich durch das Bombardement bis an den Rand des vollen Verderbens führten. Es mußten Jahrzehnte vergehen, bis die bösen Folgen dieses Jammers überwunden wurden und man sich wieder aufzuraffen vermochte, und erst die neueste Zeit brachte es zu einem wirklichen, nun freilich auch höchst erfreulichen Aufschwung. Danzig, das zur Zeit seiner Blüthe 70—80,000 Einwohner zählte, sank in seinen traurigsten Tagen auf wenig mehr als 30,000 hinab. Gegenwärtig werden es wohl gegen 100,000 sein.

Danzig liegt auf dem linken Ufer der Weichsel, etwa eine starke Stunde von der Mündung. Die Stadt wird von den beiden kleinen Flüssen, der Radaune und der Mottlau in mehreren Armen um- und durchflossen, welche sich vereint gleich unterhalb in den großen Fluß ergießen. Landeinwärts lehnt sie sich an den Höhenzug, der den Reisenden schon auf der Herfahrt von Zoppot und weiterhin begleitet und hier auf dem Hagelsberg und dem durch seine Aussicht berühmten Bischofsberg die mächtigen Werke trägt, welche Danzig zu einer der stärksten Festungen machen. In dieser, überall noch durch andere Werke und durch die verschiedenen Wasseradern vergrößerten Beschränkung hat sich die eigentliche Stadt nur nothgedrungen eng zusammen und ungewöhnlich hoch aufgebaut — es mußte innerhalb der schützenden Befestigungen eben vor allem Platz geschafft werden für eine unverhältnißmäßig große Einwohnerzahl.

Und nun folgt mir in die Stadt und ihre Gassen, — denn nur so heißen diese Verkehrswege hier und sind, wenn wir die herkömmliche Unterscheidung zwischen dieser Bezeichnung und den „Straßen" festhalten, in Wirklichkeit nichts anderes, so eng sind sie und häufig so unregelmäßig und — wenigstens von Hause aus — auch so schattig, fast mehr, als wir es in anderen mittelalterlichen Städten heutzutage noch erhalten finden. Ich muß aber hier sogleich einem möglichen Mißverständniß entgegentreten: das, was man gewöhnlich unter einer „mittelalterlichen" Stadt versteht, ist Danzig trotz mancher aus jenen Jahrhunderten stammenden Bauwerke, im Grunde ganz und gar nicht. Seine Hauptblüte fiel in das 16. und 17., ja selbst noch ins 18. Jahrhundert, die Mehrzahl seiner Gebäude stammen aus diesen Zeiträumen, und der Baustil hat, mit Ausnahme jener schon erwähnten, immerhin vereinzelten Reste, mit dem eigentlich deutschen mittelalterlichen, d. i. mit der Gothik wenig oder gar nichts zu thun. Die reichen und kunstsinnigen Danziger holten zur Zeit der Renaissance ihre Muster mehr aus Italien, den Nieder-

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Danzig: An der Speicherinsel.

landen und Frankreich, wozu sich später auch Barock- und Zopfbauten gesellten, so daß wir hier ein wunderliches, aber dennoch hochinteressantes Gemisch von Baustilen vor uns haben.

Seht in diese Straße hinein. Eng zieht sie sich hin, hoch erhebt es sich an ihren Seiten, Haus an Haus, thurmgleich aufstrebend in der schmalsten Front, das eine ein Bischen niedriger, das andere ein wenig höher, aber von unten bis oben fest zusammengeschlossen und nur durch die kleinen, hier nüchternen, dort verschnörkelten Giebel geschieden, welche nicht den Hauptttheil des Gebäudes, sondern nur den unvermeidlichen und allernothdürftigsten Abschluß bilden. An Fenstern zählen diese Häuser drei, zuweilen auch nur zwei in der Etage, welche überdies hart zusammengerückt sind. Dafür erheben sie sich aber in vier, fünf und noch mehr Stockwerken über einander, bis dann ein einzelnes, oder allenfalls ein „Ochsenauge" in der Giebelspitze den Abschluß bildet. Erklärlich ist diese Bauart wohl, da, wie gesagt, die unverhältnißmäßig große Bevölkerung den beschränkten Raum in die kleinsten Plätze zu zerlegen und in die Höhe zu bauen zwang. Nur in die Tiefe hinein bewegte man sich verhältnißmäßig freier, und diese Häuser erstrecken sich daher auch rückwärts so weit wie irgend möglich, bis zum kleinen Hof, der vielleicht noch durch ein Querhinterhaus und schmale, verbindende Seitenbauten eingeengt wird, ja selbst bis zur nächsten Parallelstraße. Natürlich haben dann diese Bauwerke, was sie vorn an Licht zu viel haben, im Innern und hinten hinaus zu wenig.

Von einem Vergleich mit den mächtigen alten Giebelhäusern in den früher von uns besuchten Hansestädten ist hier gar keine Rede, — ich weiß nicht, ob in Danzig überhaupt nur ein einziger alter Profanbau dieser Art noch existirt. Aber wenn ihr nun aus der obigen Zeichnung schließen möchtet, daß es, wo nicht durchgängig, doch vorwiegend, nüchterne Glaskästen seien, welche obendarein durch ihre unglückliche Proportion auch ganz unmöglich einen wohlthuenden Eindruck machen können, so ist der Irrthum ein großer.

Denn hier tritt jetzt die Kunst hülfreich, verschönend und erheiternd ein und schmückt die Façaden der nüchternen Häuser mit einem Reichthum und einer Schönheit der Ornamente, welche viele derselben zu wirklichen Prachtbauten erheben und den Beschauer wie verzaubert hinaufstaunen lassen. Es tritt uns hie und da ein so unermeß-

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Danzig. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

licher Reichthum des Schmucks entgegen, daß man sich verwirrt fühlen müßte, wäre nicht die Gliederung eine so vollendet sichere und wundervoll reine. Es gibt einzelne solche Häuser, wie das „Steffen'sche" am Langenmarkt, wie das Haus „Adam und Eva" in der Langgasse, wie die „Vier Jahreszeiten" und das „Englische Haus" in der Brodbänkengasse und wie sie alle heißen und wo sie sich finden, vor denen man Stunde auf Stunde stehen könnte und sich nicht satt sehen würde. Und man muß bedenken, daß diese und ähnliche sich allerdings vermuthlich von jeher unter den übrigen ausgezeichnet haben, daß aber neben ihnen sich andere und immer wieder andere finden, kaum weniger reich, kaum weniger schön und nur um jener ersteren willen weniger beachtet.

Wie außerordentlich der Reichthum dieser Ornamentik und wie wechsel- und wundervoll in seinen kleinsten Einzelheiten, das sieht man in der schwindelnden Höhe gar nicht einmal. Das erkennt man erst, wenn man die verständnißvoll restaurirten unteren Räumlichkeiten des Franziskanerklosters aufsucht, wo man das gerettete Schmuckwerk von alten untergegangenen Gebäuden aufzustellen begonnen hat — eine noch kleine, aber schon jetzt hoch interessante Sammlung. Dieser gesammte Schmuck zieht sich hausaufwärts, von tief drunten bis zur höchsten Giebelspitze, allein der Sockel des Gebäudes, um es so zu heißen, kommt darum nicht zu kurz. Im Gegentheil erst hier tritt, oder richtiger, trat uns die größte Originalität und, hin und wider wenigstens, die höchste Schönheit Danzigs, seiner Häuser und Straßen entgegen, dasjenige, was, ob es auch in anderen Städten dieser Gegenden gleichfalls vereinzelt erscheint, hier in seiner Anhäufung, ja fast Durchgängigkeit, vor allem anderen den Danziger Häuserbau charakterisirte.

Die Häuser strecken nämlich in ihrer ganzen Straßenbreite einen Vorbau in die Straße hinaus, der aus festen Steinen erbaut, um einige Stufen erhöht und mit einer Brustwehr umgeben, die ohnehin beschränkte Passage allerdings aufs Aeußerste verengert. Dieser Platz, wo die Hausbewohner ruhen, mit Nachbarn und Freunden plaudern, sehen und gesehen werden und Luft schöpfen können, ist der sogenannte Beischlag, die größte Merkwürdigkeit und der Stolz nicht nur Danzigs überhaupt, sondern auch jedes einzelnen Hausbesitzers, der in diesem Bauwerk und seiner Ausschmückung seinen Reichthum, sein Ansehen und seine Kunstliebe zu bekunden liebte. Die Treppenaufgänge und die Brustwehren sind, nur ausnahmsweise von Metall, von trefflicher, nicht selten meisterhafter Steinmetzarbeit und von einem Reichthum der Erfindung und einem Geschmack der Zierrathen, die ihresgleichen suchen. Aber es ist hiermit nicht genug, es stehen auch Bäume vor und neben ihnen und beschatten den anheimelnden Platz.

Nun denkt euch einmal ein solches Straßenbild. Eine schmale Passage, welche von den schönsten Bäumen begrenzt und zum Theil noch überschattet wird, die sich in nichts weniger als ängstlicher Regelmäßigkeit erheben. Dazwischen, bald vorspringend, bald zurücktretend, bald niedriger, bald höher, die Aufgänge mit ihren Geländern und die Beischläge mit den Steinbrüstungen, hier in einfacher Gliederung, dort im zierlichen Netzwerk, da aus Steinarabesken zusammengesetzt oder aus phantastischem Laubwerk gewoben, aus welchem wieder, seien es schöne, seien es fratzenhafte Thier- oder Menschengestalten, Wappen, Gewaffen und der Himmel weiß, was sonst noch für kunstvolle oder wunderliche Phantasiestücke hervortreten, — nirgends einander gleich, überall neue, überraschende Ruhepunkte für euer staunendes Auge. Dahinter heben sich, halb versteckt, in langer Zeile die reich verzierten Häuser, und als Abschluß des Ganzen erscheint dort am Ende vielleicht ein schlank aufragender Thurm, die kolossale, alle Giebel noch übergiebelnde Masse einer alten Kirche, ein stattliches Thorgebäude. — Ich versichere euch, es ist in dieser seiner Abgeschlossenheit und seiner harmonischen Zusammenstimmung, in seiner wunderbaren Belebtheit, ein Bild von unbeschreiblichem Reiz. Der Menschen, welche sich durch die Gasse drängen und hasten, bedarf dieselbe für uns kaum, — sie hat ihr eigenes Leben.

Trotz aller Schonung ist die Zahl der Beischläge neuerdings leider sehr zusammengeschwunden. Es geht solchen Denkmälern wie der Urbevölkerung eines Landes, — sie gehen vor der hereindrängenden Kultur zu Grunde. In der Langgasse und am Langenmarkt, wo sie bis vor kurzem am schönsten und zahlreichsten waren, finden sich nur noch einzelne. Häufiger begegnen sie uns z. B. in der „Frauen-" und „Heiligengeistgasse", und auf einzelne stößt man auch sonst noch allerwärts und erfreut sich hie und da ihrer Schönheit. Ueberdies findet man von manchen

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Danzig: Heiligengeistgasse.

der schönsten wieder im Franziskanerkloster wenigstens bewunderungswürdige Reste. Leider fielen mit den Beischlägen aber auch die Bäume, und sie treten uns nur selten noch, wie wiederum in den schon genannten Gassen, in größerer Zahl entgegen.

Auch im Innern der Häuser und ihrer alterthümlichen Einrichtung ist viel, ja mehr verändert als nach außen. Manche sind von reichen fremden Liebhabern vollständig ausgeweidet worden, die nicht bloß die Mobilien,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

sondern Treppen, Thüren, Täfelwerk und die köstlichsten Holzschnitzereien, ja selbst Wand- und Deckengemälde mit sich in die Ferne führten. Man muß noch von Glück sagen, wenn diese Schätze in einzelnen Fällen wenigstens in der Stadt blieben. Das Franziskanerkloster beherbergt mancherlei, und im Rathhause findet man noch eine, aus dem Hause „Adam und Eva" stammende, prachtvoll geschnitzte Thür eingefügt.

Danzig: Rathhausthurm.

Dieses Rathhaus steht, wo die Langgasse in den Langenmarkt übergeht — die Danziger Plätze sind überhaupt beschränkt und meistens nichts als einigermaßen erweiterte Straßen. Es stammt noch aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, ist jedoch seitdem, mehr als einmal umgebaut, so daß von der ursprünglichen Anlage wenig mehr vorhanden ist. Neuerdings ist es mit Geschmack restaurirt worden und enthält in seinen unteren und oberen Prachtsälen an Vertäfelungen, Gemälden, Schnitzwerken und anderen Kunstgegenständen noch manche Sehenswürdigkeit. Sein wunderschlanker, zierlicher Thurm mit einem vergoldeten, nach dem Winde sich drehenden Ritter auf der Spitze, erhebt sich über die letzten Häuser der Langgasse mit besonders malerischer Wirkung.

Ganz nahe am Langenmarkt, hinter dem „Neptunsbrunnen", ragt die ziemlich schlichte, von drei Spitzbogenfenstern durchbrochene Front des König Artus- oder Junkerhofes auf. Diese Gebäude, in welchen die Patrizier und Kaufleute ihre Versammlungs- und Festlokale besaßen, finden wir in mehreren alten Städten der Ostseeländer und erfahren wohl von der Pracht und dem Reichthum, den die stolzen Bürger hier entfalteten. Ihren Namen sollen sie nach jenem Führer und König der Briten erhalten haben, der mit den Helden seiner Tafelrunde in brüderlicher Gemeinschaft lebte, und dessen Leben und Thaten in so vielen Sagen und Dichtungen verherrlicht worden sind. Anderwärts sind diese Bauwerke durch Unglück oder Nachlässigkeit längst zu Grunde gegangen und man darf sich schon freuen, daß uns im Danziger wenigstens ein Beispiel in seiner alten Prunkhaftigkeit erhalten wurde.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Es ist ein großer Saal in glücklichen Proportionen, dessen schönes Sterngewölbe auf vier schlanken Pfeilern ruht. Die Wände sind mit Schiffsmodellen, Bildern und Reliefs aus der biblischen und mythologischen Sagen- und Kriegsgeschichte geschmückt. In der Mitte steht eine Statue König August III., ein mächtiger alter Kachelofen in der Ecke überrascht durch seine außerordentliche Höhe und einzelne neckische Darstellungen. Unter den Bildern laufen

Danzig: Inneres vom Artushof.

alte Sprüche und Verse hin, und so findet man sich, wohin man auch blickt, unterhalten und von dem zugleich alterthümlichen und phantastischen Reiz umfangen. Daß dieser nicht ein gar zu spukhafter werde, wie E. T. A. Hoffmann in seiner bekannten Novelle geschildert hat, dafür sorgt die heutige Einrichtung des prächtigen Saals, die sich auf das Allernüchternste in jede etwa gefährliche Träumerei drängt: für die Börsenmänner und Handelsleute Danzigs sind die denkbar einfachsten Tische aufgeschlagen und erfüllen den größten Theil des Raums.

Aber ich muß es mir nicht nur hier versagen, den Lesern eine eingehende Schilderung zu bieten, sondern kann auch die übrigen hervorragenden alterthümlichen Baulichkeiten der wunderbaren Stadt nicht einmal alle dem

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Namen nach anführen. Denn ich würde kein Ende finden — Danzig ist ja selber nichts als ein Komplex von solchen schildernswerthen Denkmälern einer langen, reichen Vergangenheit und man fühlt sich diesem Reichthum und dieser Originalität gegenüber, je länger man hier weilt und je mehr man sieht, desto ohnmächtiger.

Schon die Thore verdienten ein eigenes Kapitel; sie sind draußen und drinnen zahlreich, im verschiedenartigsten Geschmack, hier imponirend, dort prunkend, da wunderlich oder nüchtern und überall sehenswerth. So seht euch zum Beispiel das „Hohe Thor" mit dem „Stockthurm" an, in seiner festen, von ausgehauenem

Danzig: Das „Hohe Thor" mit dem „Stockthurm".

Laubwerk bedeckten Façade, mit den alten Wappen und Sprüchen und den vier ruhenden Löwen; das „Jakobsthor", einen Backsteinbau mit eingefügten Steinzierrathen; das trotz seiner Einfachheit imponirende „Legethor"; das „Langgassenthor" im italienischen Stil; das weitläufige Gebäude des „Grünen Thors", das alte „Krahnthor", und wie sie alle heißen. Und nicht anders ist es mit anderen Profanbauten, dem „Altstädtischen Rathhaus", dem alten „Zeughaus", und wieder mit einzelnen Resten der früheren Befestigungen, dem „Milchkannenthurm", auf der Speicherinsel und dem mächtigen Wart- oder wie man ihn heißen möchte Drohthurm, der den Namen „Kiek in de Kök" führt.

Auch mit den kirchlichen Gebäuden geht es uns ungefähr ebenso: die „Trinitatis-", die „Katharinen-", die „Nikolauskirche", das „Dominikaner-" und das schon mehr genannte „Franziskanerkloster" u. s. w. u. s. w. — sie alle fesseln und belohnen unsere Aufmerksamkeit, bald als Ganzes, bald durch Einzelheiten. Ich aber führe euch hier nur zu einem längeren Halt in die Marienkirche, die größte, die prächtigste und reichste von allen. Es ist eine

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

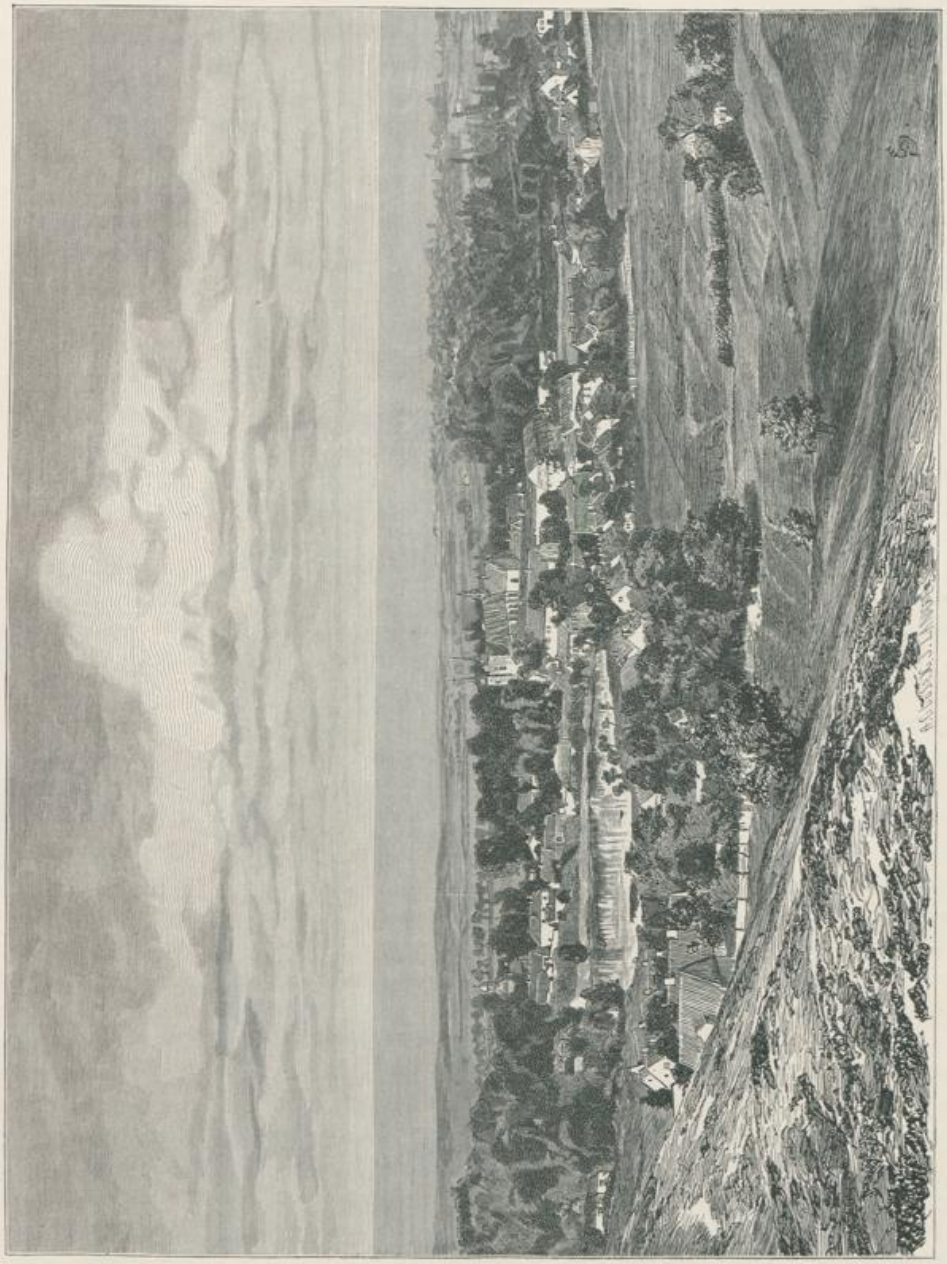
dreischiffige Kreuzkirche, im Aeußern mit einem gewaltigen, unvollendeten Hauptthurm und zehn schlanken Giebelthürmchen geschmückt und von einer schier überwältigenden Massenhaftigkeit, welche sozusagen die ganze Stadt beherrscht. Gegründet wurde sie von dem Hochmeister Ludolf König von Weizau am 23. März des Jahres 1343 und, bis auf den Thurm, vollendet durch Einfügung des letzten Gewölbsteins am 24. Juli 1502. Es ist ein Bau von großartigen und zugleich glücklichen Verhältnissen und bemerkenswerther Einheitlichkeit, im ernsten, ziemlich schmucklosen Stil, der trotz der schönen Gewölbe und schlanken Pfeiler nebst den zahlreichen Kapellen, das Innere in einer gewissen, nicht jedermann wohlthuenden Monotonie erscheinen läßt. Dafür ist die Kirche allerdings desto reicher an Denkmälern und Kunstschätzen von mancherlei Art. Hier habe ich vor allen Dingen des berühmten Gemäldes, angeblich von Memling, „das jüngste Gericht", zu gedenken, welches als Kriegsbeute um das Jahr 1473 nach Danzig gelangte. Man erzählt, daß es auf einem englischen Schiff neben vielen anderen kostbaren Gütern aus den Niederlanden nach England geführt und von dort nach Pisa geschafft werden sollte. Der Danziger Kaper aber — die Hanseaten lagen damals mit England im Kriege —, die Caravelle „Peter von Danzig" unter dem berühmten Kapitän Paul Beneke, fing das englische Schiff auf und erwarb so, außer den übrigen Schätzen, auch das kostbare Bild für die stolze Stadt. Die Franzosen haben es 1807 nach Paris transportirt, doch kam es von dort nach dem Pariser Frieden 1816 an seinen alten Platz zurück.

Danzig: Das Krahnthor.

Wenn ihr den echten Danziger nach den Hauptmerkwürdigkeiten seiner Stadt fragt, so nennt er euch gewiß auch die neue Wasserleitung. Dieselbe versorgt die früher in diesem Punkte nicht gerade bevorzugte Stadt mit reichlichem und ganz vorzüglichem Trinkwasser und macht, im Verein mit der großartigen Kanalisirung, den früher ungesunden Platz neuerdings zu einem wirklich gesunden — die Cholera, welche hier vordem furchtbar wüthete, ist bei ihren neuesten Zügen gar nicht mehr erschienen oder auf das Mildeste aufgetreten.

In der Umgegend von Danzig geht es einem fast ebenso, wie in der Stadt: man weiß nicht, wo man anfangen, noch wo man aufhören soll. Sie ist berühmt wegen ihrer Schönheit und in der That die schönste, welche bei irgend einer Stadt Norddeutschlands gefunden werden kann. Sie ist reich an Wasser und Wald, an Berg und Thal, und Aussichten, wie man sie vom „Stolzen Berg" oder „Bischofsberg", aber auch noch von zahlreichen anderen Punkten aus über die hochgethürmte Stadt, auf das reiche Land, auf den Hafen und, die Weichsel entlang, bis in die See hinein hat, sucht man fast allerwärts vergebens. Noch großartiger wird die Rundschau von dem

Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Oliva. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

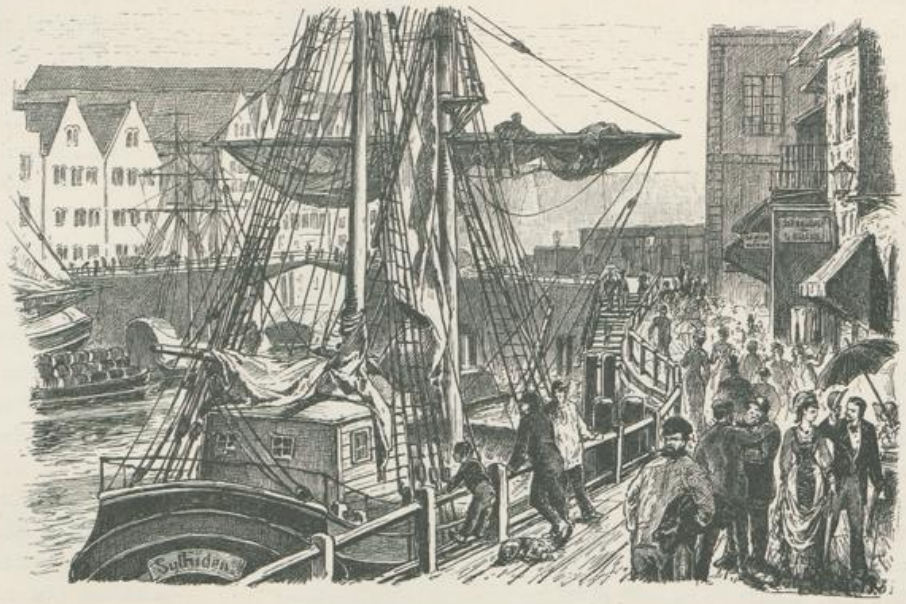
bei dem villenreichen Langfuhr sich erhebenden Johannisberge oder vielmehr von der an demselben liegenden Zieglershöhe, wo ein Stück von Danzig und dem Danziger Werder, das grüne „Jäschkenthal", die Waldberge gegen Oliva zu, drunten die Weichsel, die weite Seebucht mit Neufahrwasser und in der Ferne die Halbinsel Hela mit ihrem Leuchtthurm, vor uns sich aufthun — zu einem Landschaftsbilde von außerordentlichem Umfange und überraschender Schönheit. Nicht so weit, aber anmuthiger und malerischer ist die Aussicht vom Karlsberge bei Oliva. Die alte Cisterzienser Abtei ist uns von den Schulzeiten her durch den Friedensschluß bekannt, der in ihr 1660 zwischen Polen und Schweden abgeschlossen wurde und für die Ordnung der politischen Verhältnisse des Nordens von nicht geringer Bedeutung war. Aber auch der Name ist für manchen von uns von Interesse gewesen und hat uns von allerhand besonderen Reizen erzählt, die hier zu finden sein möchten. So weit solche mit der „Abtei" in Verbindung stehen, verschwinden sie beim Besuch — was von derselben an Gebäuden noch vorhanden, ist nicht weiter erwähnenswerth, aber die Natur bietet hiefür einen reichlichen Ersatz. Das Palais der Aebte und die nächste Umgebung ist seit dem Tode des letzten kaiserliches Eigenthum, und die Gartenanlagen und der Karlsberg sind, ohnehin von der Natur aufs Höchste begünstigt, seitdem durch die Kultur zu einer Art von kleinem Paradiese geworden. Es ist ein einziger Reiz über alles ausgegossen. Prächtige Alleen, klare Wasserspiegel, aufsteigende Höhen, ein köstlicher, wundervoll schattirter Wald, überall das Fließen und Murmeln des Wassers, und aus den Thälern und Waldschluchten herauf das Rauschen der Mühlräder und das Arbeiten der Hammerwerke, — man möchte hier Tage lang säumen und hervor- und hinablauschen aus der wundervollen grünen Enge in die entzückend schöne Weite.

Danzig: Am Grünen Thor.

Aber nun kehrt mit mir noch einmal nach Danzig zurück und folgt mir zu einem letzten Ausfluge. Durch das „Grüne Thor" gehen wir auf die „Lange Brücke", einem Bollwerk, das hier wirklich, wie der Name verkündet, aus „Bohlen", d. h. aus Brettern gelegt ist und sich eine lange Strecke zwischen den alterthümlichen Häusern und der Mottlau entlang zieht. Das ist eine Promenade, die ihresgleichen sucht. In den alten Häusern Leben und Bewegen, Handeln und Feilschen, Singen und Jauchzen — die Matrosen finden hier alles, was ihr Herz begehrt, nahe bei einander und genießen die Land-Luft in vollen Zügen. Auf dem Flusse drängen sich die Schiffe, groß und klein, und herrscht das rührigste Treiben von Kommen und Gehen, von Ausschiffen und Einschiffen — was man in den Straßen kaum merkt, hier wird es einem klar, daß Danzig ein hochbedeutender Handels- und Hafenplatz ist. Und wer dies recht erfahren will, der treibe sich ein wenig auf der „Langen Brücke" selber umher, und lasse sich von den Sprachen aller seefahrenden Nationen umschwirren und schiebe und dränge sich durch die bunte Menge der derben, kecken oder wilden Bursche, die sich schwatzend, lachend, johlend, spektakelnd, taumelnd, die Hüte schwingend auf- und abtreiben oder sich zu dichten

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Haufen sammelnd, neue Vergnügungen und Tollheiten aushecken oder sich grimmig in Streitigkeiten und Zänkereien ergehen. Die Wanderung auf der „Langen Brücke" erhält dadurch noch einen besonderen Reiz, daß die Häuserreihe von Zeit zu Zeit immer wieder durch ein Thor unterbrochen wird, welches dann plötzlich einen langen Blick in eine der alten, schönen, todtenstillen Straßen gestattet — ein Contrast gegen das lustige und bunte Hafengetreibe, der sich gar nicht größer denken läßt. Am Johannisthore besteigen wir einen der kleinen Flußdampfer und fahren alsbald aus der engen, von Fahrzeugen aller Art wimmelnden Mottlau in die majestätische Weichsel hinaus, an den Marinewerften vorüber, wo man immer das eine oder andere oder auch ein paar Kriegsschiffe im Bau, in der Reparatur oder vor Anker findet — Danzig war, bis Wilhelmshaven und Kiel aufkamen, bekanntlich der Hauptkriegshafen



Danzig: Auf der Langen Brücke.

Preußens. An den Ufern folgt ein Etablissement, eine Anlage auf die andere, und zu sehen ist überall etwas, wäre es auch nur ein großer, bräunlichgelber Hügel aufgeschütteten Weizens, der, auf der Speicherinsel nicht mehr unterzubringen, hier auf seine Verladung wartet. Und dann der Rückblick auf den Hafen und die Stadt, und der Ausblick auf die bewaldeten Höhenzüge und zahlreiche, hübsch gelegene Ortschaften, auf den gewaltigen Fluß, auf die kleine Festung Weichselmünde, und endlich auf den Fischer-, Schiffer- und Badeort Neufahrwasser — das Auge wendet sich hier-, es wendet sich dorthin und fühlt sich überall gefesselt.

Von Neufahrwasser, wo „nichts zu holen" ist, gehen wir sogleich auf die „Westerplatte" hinüber, eine vor mehreren hundert Jahren angeschwemmte Sandbank, welche jetzt aber ein hübsches Wäldchen, mit schon hohen, schattigen Bäumen trägt, unter denen es sich am warmen oder auch windigen Tage gut ruhen läßt. Nahe dabei findet man eine wohl eingerichtete, bei den Danzigern mit Recht beliebte Seebadanlage, die sich eines guten Wellenschlages rühmen darf. An diesem allem aber gehen wir nach kurzem Verweilen vorüber, denn dergleichen finden wir am Ende allerwärts an unseren Küsten. Aber folgt mir auf die gewaltige Mole hinaus, die sich bis zum Leucht-

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

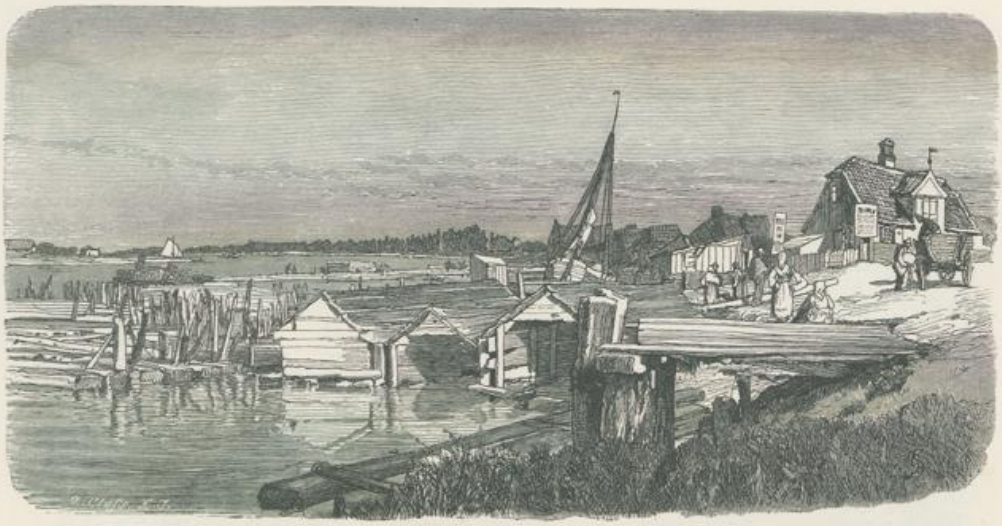
Danziger Bucht.

thurm eine lange Strecke weit in die See hinein dehnt, und genießt mit mir wieder einmal eine jener wundervoll, oder sagt: ergreifend großartigen Aussichten, die wir nur an der See finden können, auf die weite, bewegte Fläche und auf die entzückend schönen, hohen und bewaldeten Ufer.

Ich traf es, als ich hier stand, ganz ungewöhnlich günstig. Ueber den grünen Höhen links, Zoppot zu bis Koliebken und der Redlauer Spitze, stand ein schweres Gewitter und der ganze Himmel war voll treibender Wolken. Unter der Wetterwolke zeigten die Uferhöhen sich fast schwarz, aber herwärts lag über Land und See ein fahles Licht ausgegossen, das einen schier unheimlichen Eindruck machte. Allein wie hätte ich daran denken, darauf achten mögen! Weit und breit die See in tiefem, glasigen Grün und von weißen Schaumbändern durchzogen, denn der Wind pfiff und die Wellen stürzten über Wellen, heranbrausend zu dem mächtigen Damm, hoch sich aufbäumend in grimmigem Zorn an den gewaltigen Quadern, hier sie weithin übergießend mit ihrer schäumenden Flut, dort ohnmächtig zerstäubend in wilder Sprühe. Es war wundervoll, unbeschreiblich, und ich weiß nicht, wie lange ich noch gewartet hätte, hineinträumend und lauschend und jubelnd in diesen prachtvollen Aufruhr, aller Gefahr vergessend und aller nassen Kleider. —

„Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuße der Kapitän
Und zog mich vom Schiffsrand
Und rief ärgerlich lachend:
Doktor, sind Sie des Teufels?"

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe



Flöße auf der Weichsel.

Landfahrten.

Wer von Danzig gegen Königsberg zu will und nicht geradeswegs nach Pillau geht, hat die Wahl zwischen zwei Wegen. Der eine führt ihn mit dem Dampfschiff durch die Weichsel und auf den Kanälen weiter durch die große Niederung nach Elbing, wo er denn eine Gegend kennen lernt, die gleich den Marschen der Nordseeküsten zu den fruchtbarsten Deutschlands gehört, aber allerdings, wie jene meistens gleichfalls, ohne besondere landschaftliche Reize ist. Für jedermann ist diese Fahrt nicht, denn sie ist nicht schnell, und man muß schon ein Auge für Landwirthschaft und Viehzucht haben, um sich während des langen Weges unterhalten zu finden.

Der andere Weg führt auf der Eisenbahn aus der schönen Umgebung Danzigs gleichfalls unmittelbar in das fruchtbarste und reizloseste Land und erreicht fürs Erste sein Ende auf dem großen, ungemein lebhaften Bahnhofe zu Dirschau, denn die Danziger Bahn ist nur ein Zweig der großen preußischen Ostbahn und der Reisende findet sich hier, gleichviel woher er kommt, zu einem Wagenwechsel und Aufenthalt gezwungen, welchen letzteren er aber kaum bedauert. Außer der genannten Haupt- und Zweigbahn mündet hier auch noch die weitere, welche nach Bromberg und Thorn — Warschau — führt und es ist ein Pfeifen und Brausen, ein An- und ein Abfahren, ein Heran-, Vorüber- und Zurückfluten der Reisenden, daß man kaum weiß, wohin man sehen, worauf man achten soll, und dennoch immerfort sieht und beachtet und sich unterhalten findet. Dazu ist die Anlage so großartig, daß von Gedränge keine Rede ist und alles sich in musterhafter Ordnung zu entwickeln und vollziehen vermag.

Wer nicht gerade geschäftshalber reist und in seiner Zeit nicht gebunden ist, sollte sich hier auf den Thorner Zug setzen und sich ein Stück zu Deutschland gehörigen und doch nicht mehr deutschen Landes und Lebens ansehen. Zwar bei dem ganz modernen, gewissermaßen erst von Friedrich II. gegründeten Bromberg braucht er sich nicht aufzuhalten; in Thorn, der Festung, lernt er jedoch eine alte finstere, aber mit einzelnen Denkmälern des Mittelalters geschmückte Stadt kennen, die obendarein noch durch ganz Deutschland und weiter in einem besonderen Rufe steht. An das furchtbare „Thorner Blutbad", welches vor 150 Jahren durch die Streitigkeiten der Katholiken und Prote-

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Schiffszieher.

stanten hervorgerufen wurde, erinnert sich freilich nur derjenige noch, der zufällig einmal „die Insel Felsenburg“ gelesen hat; allein vom „Fürst von Thorn“ wußten — vordem wenigstens! — alle deutschen Studenten zu sagen, und der „Thorner Pfefferkuchen“ hat uns allen schon das eine oder andere Mal geschmeckt. Die Thorner haben sich diesen letzteren Ruhm aber auch besonders sauer verdient. Um unserem Buche doch auch eine kulinarische Notiz einzuverleiben, sei hier erwähnt, daß der Vorzug des hiesigen Backwerks sich, abgesehen von anderweitigen Handwerksgeheimnissen, vorzüglich auf das Alter des Teiges begründen soll. Man erzählt, daß in den wohlhabenden Familien bei der Geburt eines Kindes eine Masse Teig bereitet und, fest in ein Faß geschlagen, zur dereinstigen Mitgift des Sprößlings bestimmt wurde. Solche Fässer fanden sich, nur bei besonderen Gelegenheiten angegriffen, in manchen Familien viele zusammen, und wie anderwärts die Keller mit ihrem uralten Weinlager prahlen, so rühmten sie sich hier ihrer hundertjährigen Teigfässer. — Wir können nicht sagen, ob man es damit auch jetzt noch so hält.

Bei der kleinen Station Terespol, zu der man von Dirschau aus in ein paar Stunden gelangt, bietet sich uns die Gelegenheit zu einem weiteren lohnenden Ausflug. Man besteigt die Post und passirt mit ihr auf einer Fähre die Weichsel, deren Mächtigkeit man erst so recht gewahr wird, nach der alten, an und auf einer steilen Uferhöhe gelegenen Stadt Kulm mit ihrem stolzen Ordensschloß. Von ihr aus gelangt man in das sogenannte „Kulmer Land“, das sich zwar nicht durch landschaftliche Schönheit auszeichnet, aber in Folge seines ungewöhnlich fruchtbaren Weizenbodens zu den reichsten Strichen Deutschlands gehört. Es ist eine durchaus polnische Gegend, ob sich auch der Grundbesitz neuerdings größtentheils in deutschen Händen befindet und sich das deutsche Element auch sonst immer weiter ausbreitet. Allerdings müssen wir entdecken, daß auch manche streng polnische alte Familien auf höchst kuriose Weise zu deutschen Namen gelangt sind: nach der Besitzergreifung wurden ihnen vom alten Fridericus Rex und seiner Regierung, denen die polnischen Namen zu schwer waren, ohne Umstände deutsche zudiktirt, die denn auch meistens zur Geltung gelangten, ohne daß darum jedoch ihre Träger gleichfalls verwandelt oder die ursprünglichen Namen unter den Einheimischen vergessen worden wären.

Nicht fern von der Weichsel treffen wir auf die kleine Festung Graudenz, berühmt durch ihre tapfere Vertheidigung im Jahre 1807 unter dem alten Courbière, der auf die französische Ankündigung, daß der König von

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

An der Nogat.

Preußen aufgehört habe zu regieren, die unvergeßliche Antwort gab: „So will ich König von Graudenz sein.“ Eine andere Erinnerung ist weniger erfreulich: in den dreißiger Jahren saßen auch auf der Graudenzer Citadelle manche von den unglücklichen „Demagogen“, und unter ihnen, von 1838 an, eine Zeitlang Fritz Reuter. Aber die armen, mißhandelten Bursche fühlten sich hier, nach vorausgegangenen bitteren Erfahrungen, beinahe wie im Himmel, denn der Kommandant war ein menschlicher Mann.

Aber wir kehren nach Dirschau zurück und folgen der Hauptbahn nach Königsberg, zuerst über die Weichsel, welche von der großen, auch in unserer Zeit der gewaltigen Bauwerke, noch staunenswerthen Gitterbrücke überspannt wird, und dann durch den reichen Marienburger „Werder“, in dessen fruchtbaren, von Deichen geschützten Gründen sich die Mennoniten als die trefflichsten Landwirthe und besonders Pferdezüchter, und als die friedlichsten und wackersten Menschen bewähren. Und dann folgt eine neue Brücke, über die Nogat, man fährt wieder in einen Bahnhof und der Schaffner ruft in unser Coupé: „Marienburg!“

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Marienburg.

Unter den Ritterorden, welche während der Kreuzzüge im Heiligen Lande zur Bekämpfung der Ungläubigen und zum Schutz und zur Pflege der Pilger entstanden, zeichnete sich von Anfang, d. h. von 1190 an, derjenige der Marienbrüder oder Deutschherren auf das Vortheilhafteste durch Tapferkeit und sittliche Strenge aus und hatte sich vieler Begünstigungen der Fürsten und der Kirche zu erfreuen. Er erhielt nicht nur große Besitzungen im Morgenlande, sondern auch zahlreiche Güter in der alten Heimat, und erwuchs rasch zu einer so ansehnlichen Macht, daß der Ordensmeister, Hermann von Salza, der kluge und treue Freund Kaiser Friedrich II. und der Vermittler zwischen ihm und dem Pabst, schon im Jahre 1226 die Reichsfürstenwürde erhielt und seitdem sich „Hochmeister" nannte. Im gleichen Jahre gelangte an ihn die Aufforderung des Herzogs Konrad von Massovien, die Bekämpfung der noch heidnischen Preußen zu übernehmen, und nachdem dem Orden das Eigenthum des Kulmer Landes und aller weiteren Eroberungen zugesichert war, schickte der Hochmeister den Landmeister Hermann Balk mit hundert Rittern, denen alsbald mehrere folgten, dahin ab. Wir müssen bedenken, daß der Kampf im Morgenlande für die Einsichtigen schon damals ein aussichtsloser geworden war und der Orden, wenn er seinen Zweck nicht ganz aus den Augen verlieren wollte, wohl ein anderes Gebiet für seine Thätigkeit aufsuchen mußte. Ein solches erhielt er jetzt in Preußen und fand fortan Gelegenheit im Ueberfluß, seine Tapferkeit, seine Glaubenstreue und seine Organisationskraft zu bewähren, denn es war ein hartes Volk, mit dem er den Kampf aufnahm und ein wildes Land, in welches er die Kultur zu tragen versuchte. Allein die Ordens- und Landmeister waren einsichtig genug, den außerordentlichen Werth des neuen Besitzes zu erkennen, und die Ritter zeigten sich als die Männer, welche allen an sie gestellten Forderungen zu genügen und das Errungene sich nicht bloß äußerlich zu sichern, sondern auch nutzbar zu machen verstanden. Die Geschichte dieser Kämpfe und dieser Kolonisation ist eine im höchsten Grade anziehende, denn sie ist reich an den Zügen der zähesten Ausdauer, der glänzendsten Tapferkeit, des leuchtendsten Glaubensmuthes und an den großartigsten Schöpfungen, durch welche zugleich die Herrschaft des Ordens befestigt und das Wohl und der Flor des Landes in bewunderungswürdiger Weise gefördert wurden. Nach wenig mehr als fünfzig Jahren war Preußen unterworfen, stand der Ritterstaat in gesichertem Ansehen und hoher Machtfülle, und aus dem wilden Lande fing eine Provinz aufzublühen an, welche ihren Besitzern das an sie gewendete Blut, die Sorge und Treue aufs Reichlichste zu lohnen im Stande war.

Unter den stolzen Ordensschlössern nimmt die Marienburg ursprünglich eine sehr unbedeutende Stelle ein. Ums Jahr 1276 unter dem Landmeister Konrad von Thierenberg angelegt, wuchs sie nur langsam zu einem festeren und ansehnlicheren Bau empor. Trotzdem war sie aber im Jahre 1309 schon so bedeutend, daß der damalige

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Hochmeister, Siegfried von Feuchtwangen, seinen Sitz von Venedig — die morgenländischen Besitzungen waren bereits seit 1291 vollständig verloren gegangen — hieher verlegte. Seitdem war die Burg nicht bloß die Hauptfeste des Ordens, sondern auch als fürstliche Residenz das Schooßkind der Hochmeister, und zumal unter der langen, kraftvollen Regierung Winrichs von Kniprode, 1351—1382, der glänzendsten Zeit der Ordensherrschaft, erhob sich das Schloß zu einer Ausdehnung und in einer Pracht, von welchen das, was wir jetzt noch vorfinden, trotz der großartigen Restauration, nur eine schwache Andeutung gewährt.

Von dem Tode des genannten großen Hochmeisters an begann die Macht des Ordens allmählich zu verfallen; die Ritter unterlagen in der Schlacht von Tannenberg, 1410, und die Marienburg wurde in der folgenden langen Belagerung halb zusammengeschossen. Nach dem Frieden wieder hergestellt, blieb sie der Sitz des Hochmeisters, allein die Zeiten des Glanzes waren für sie so gut wie für den Orden vorüber, und im Jahre 1457 wurde die Burg von der Besatzung, welcher man den Sold nicht zu zahlen vermochte, an Polen verkauft. Im Frieden trat der Orden sie gleichfalls an das Königreich ab, und seitdem hausten in ihr polnische Starosten, welche mit dem alten Prachtbau wenig schonend umgingen, daran nach ihrem Gefallen dies oder jenes veränderten oder ihn auch geradezu verfallen ließen. Doch war bei dem gedankenlosen Treiben dieses liederlichen Regiments noch immer nicht von einer eigentlichen Mißhandlung im Großen die Rede gewesen — die wilde Gesellschaft nahm sich zu dergleichen keine Zeit, sondern ließ im Grunde nur alles gehen und liegen oder auch verfallen und erst als das Schloß bei der ersten Theilung Polens in die Hände Preußens kam, hob die Zeit der — man darf wohl sagen, methodischen Verwüstung an.

Man brauchte Kasernen, Exerzierhäuser, Fabriken, Vorraths- und Speicherräume, Beamten- und auch Arbeiterwohnungen, und zu allem fand man nach und nach in der Marienburg Raum, welche denn demgemäß eingebaut, umgebaut oder auch zum Theil niedergerissen wurde. Im Jahre 1801 brachte der Oberbaurath Gilly sogar in Vorschlag, das ganze alte Gerümpel abzubrechen und die Steine zu einem neuen Magazinsbau zu verwenden. Und wenn man hiervon auch, der Kosten des Neubaus wegen, abstand, so begann doch eine barbarische Verwüstung des Baus, da das „Kriegsmagazin" nun einmal gerade hier hergestellt werden mußte.

Es schien zu Ende zu gehen mit der alten Hochmeisterburg, aber da rechtfertigte sich auch hier einmal wieder das Sprichwort: „Wo die Noth am höchsten, ist Gottes Hülfe am nächsten." — Der Sohn jenes klugen Oberbauraths Gilly hatte in hoher Begeisterung die alten Reste der Burg gezeichnet, ließ diese Zeichnungen veröffentlichen und erweckte dadurch überall die Aufmerksamkeit, ein gerechtfertigtes Staunen über eine solche Herrlichkeit und eine große Entrüstung aller neueren Kunstfreunde über das ihr bestimmte Schicksal. Und als nun obendrein der wackere Max von Schenkendorf sich gleichfalls in diesem Sinne öffentlich aussprach, da zogen sich die Barbaren beschämt zurück und die Regierung verhieß, den alten Bau fortan mehr zu schonen, ja sogar nach Kräften zu erhalten und selbst so weit möglich auszubessern. Aus dieser letzteren Verheißung wurde nun allerdings für die nächstfolgenden schweren Jahre von 1806—1813 nichts, im Gegentheil fehlte es während der Kriegszeiten nicht an gelegentlichen neuen Drangsalen. Im Jahre 1815 aber nahm endlich der damalige Oberpräsident von Schön die Sache energisch in die Hand und brachte es dahin, daß wenigstens einige Mittel zur Reinigung der Ruinen und, soweit möglich, auch zur Wiederherstellung des Schlosses bewilligt wurden. Auf Schöns rastlose Förderung hin kamen nicht bloß die Provinz, sondern auch alle deutschen Kunstfreunde jetzt in Bewegung. Das königliche Haus und einzelne deutsche Fürsten, deren Ahnen dem Orden angehört hatten; die Kreise, die Behörden, die Städte und Corporationen, der Adel und die Geistlichkeit, die Universität und die Gymnasien, selbst das Militär — alle wetteiferten in Beiträgen, ja übernahmen nicht selten die Herstellung ganzer Bautheile auf ihre Kosten. Und so konnte es denn auch geschehen, daß in verhältnißmäßig kurzer Zeit der schönste Theil des gewaltigen, prachtvollen Baus wieder hergestellt wurde und zu einem Denkmal der glänzendsten Zeit des stolzen Ritterordens und zugleich der Blüte unserer deutschen Baukunst geworden ist, dessengleichen nirgends sonst zu finden sein dürfte. Vollständig wieder erstanden ist das „mittlere Schloß", mit den Wohnungen des Hochmeisters, der Ritter und den drei „Remtern" — dem des „Convents" und dem „großen" und „kleinen" des Meisters. Der älteste Theil der

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Marienburg. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Burg, das „hohe Schloß", war dermaßen verwüstet, daß die Wiederherstellung sich nur auf einzelne Theile, wie die Schloßkirche, die St. Annen-Kapelle und das kolossale, an der Außenseite der ersteren eingefügte Mosaikbild der Jungfrau Maria, richten konnte. Von dem dritten Theile, der „Vorburg", ist wenig mehr vorhanden. Auf ihrem Grund und Boden, wo sonst die Wohnungen der Knechte und des Gesindes, die Stallungen, die Vorraths- und Geräthhäuser, Geschützgießereien, die Befestigungen mit ihren Thürmen, aber auch noch für die Bewohner dieses Theiles zwei Kirchen

In des Meisters großem Remter zu Marienburg.

standen, — zeigen sich gegenwärtig nur noch ein paar neuere Bauwerke, und selbst die Eisenbahn durchschneidet das Areal. Von der Großartigkeit dieser Anlagen geben schon einige Maße einen Begriff. Die „Vorburg" hatte auf der Nordseite des mittleren Schlosses eine Ausdehnung von 882 und 588 Fuß, auf der Ostseite eine Länge von 792 und eine Breite von 120, auf der Westseite endlich eine Länge von 924 und eine Breite von 144 Fuß.

Von einer Schilderung des Ganzen und seiner Theile müssen wir abstehen, sie würde uns, auch noch so knapp gefaßt, weit über die unserem Buch gesteckten Grenzen hinausführen. Schon wer sich in dem ersten besten „Führer" nur das Gerippe des mächtigen Bauwerks anschaut, das heißt, die Vorplätze und Gänge, die Flure und

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Treppen, die Zimmer und Kammern, in ihrer Aufeinanderfolge, in den beiden „Kellern“ und den beiden oberen Stockwerken, wird sich eine hübsche Zeit damit zu beschäftigen haben. Und dennoch ist dies erst ein kaum erwähnenswerther Anfang des Ganzen, da fortan jede der genannten Räumlichkeiten ihre besondere Aufmerksamkeit und ihre eingehende Einzelschilderung beanspruchen darf. Sehe man sich z. B. nur einmal den „Convents-Remter“ an, in welchen man unmittelbar vom Schloßhof eintritt und zwar durch einen Eingang, den die Stadt Marienburg hat herstellen lassen. Der prachtvolle Raum, nicht nur der Speisesaal des Convents, sondern auch zur Unterhaltung während der Freistunden bestimmt, mißt bei $96\frac{3}{4}$ Fuß Länge, $48\frac{1}{4}$ in der Breite und $28\frac{3}{4}$ in der Höhe, und hat ein Spitzbogen-Gewölbe, das auf drei schlanken achteckigen Pfeilern von roth und schwarz gemischtem Granit ruht. Es ist nicht nur das schönste im ganzen Schloß, sondern wird auch von Kennern der mittelalterlichen Baukunst in der Leichtigkeit seiner Bildung, der Eleganz seiner Formen und dem schönen Verhältniß der Stützen zum Gestützten für das schönste von allen erklärt, welche die mittelalterliche Kunst geschaffen hat. Erleuchtet wird der Raum durch vierzehn 15—19 Fuß hohe Spitzbogenfenster, welche mit Ausnahme des einen, vom Staatskanzler, dem Fürsten von Hardenberg gestifteten, auf Kosten der westpreußischen Kreise und Städte errichtet worden sind und, jedes für sich, durch Darstellung und Ausführung die Aufmerksamkeit des Beschauers fesseln. — In diesem Saale wurde am 27. September 1772 noch die Huldigung der westpreußischen Stände entgegengenommen; gleich darauf aber wurde er zum Exerzierhaus für die Besatzung eingerichtet und barbarisch umgestaltet. Die Franzosen machten 1807 zuerst eine Zimmerwerkstätte daraus, dann einen Pferdestall, endlich ein Lazareth, zu welchem Zweck der Saal durch eine eingebaute Zwischendecke in zwei Stockwerke getheilt wurde. Aehnlich finden wir es allerwärts, vor allem aber in dem anstoßenden, eigentlichen Hochmeisterschloß, welches die Fest- und Wohnräume des Hochmeisters selbst enthält. Hier ist jeder Raum, abgesehen von den beiden prachtvollen Remtern, trotz aller Einfachheit und Bescheidenheit, für den Beschauer von Interesse, selbst der Hausflur und der Gang, des Meisters Stube und Gemach, die Vorhalle zur Kapelle und diese selber, die Badekammer, die Schlafkammer, der „Born“ und das „Stübchen am Brunnen“, und endlich der offene „Vertheidigungsgang“, welcher über diesen Gelassen, rings um diesen Schloßflügel herumgeht und gleichfalls bei dem Neubau wieder hergerichtet werden mußte. Denn wie das Prachtgeschoß unter ihm zu Wohnungen für Fabrikarbeiter eingerichtet worden war, hatte man auch ihn meistens abgebrochen und selbst die dicken Kalksteinplatten des Fußbodens aufgerissen, um „aus denselben Kalk zu brennen“. Er wurde auf Kosten des alten Generals York und des Offiziercorps der ganzen Armee wieder hergestellt.

Und zu allem Uebrigen fesseln uns diese Räume nicht bloß als Bauwerke, sondern auch durch den zum Theil reichen Inhalt an alten Mobilien, Geräthen und Kunstschätzen jeder, hin und wider der seltensten und kostbarsten Art, so daß man kaum weiß, wo man mit der Besichtigung, geschweige denn mit der Beschreibung anfangen, wo aufhören soll.

Es geht die Sage, daß die Kreuzbrüder, als sie vordem Jerusalem verlassen mußten und nach Deutschland kamen, Trümmer des Hauses, das sie dort inne gehabt und in welchem der Herr das letzte Nachtmahl mit seinen Jüngern gehalten hatte, verehrungsvoll mit sich führten. Sie wurden anfangs zu Marburg aufbewahrt, später aber, als der Bau der Marienburg begann, hierher gebracht und dem Fundament einverleibt. So erhob der Bau sich zu einer Pracht, die ihresgleichen nicht hatte in allen Landen, und zu einer Festigkeit, welche weder durch die Angriffe der Jahrhunderte, noch durch den Vandalismus zerstörungslustiger Menschen gebrochen werden konnte. Und der alte Zauber hat sich wunderbar durch all die lange Zeit erhalten und von neuem kräftig bewährt. Der Bau hat sich glänzend aus dem Schutt und Moder wieder aufgeschwungen, und das prächtige Marienbild mit dem Christkindlein auf dem Arm schaut von der Kirche herab wieder hell leuchtend in die weiten Lande hinaus. Möge es, wie es vordem nach der Tannenberger Schlacht die Angriffe der Feinde zurückwies, auch jetzt die Hüterin des Schlosses bleiben, wenn jemals andere Zeiten der Verehrung vergessen sollten gegen dies schönste Denkmal zugleich der alten und der neuen Zeit!

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Elbing und das Frische Haff.

Die Geographen haben das deutsche Weichseldelta oft mit dem ägyptischen Nildelta verglichen wegen der eigenthümlichen Gabelung des Hauptstromes. Trifft dieser Vergleich zu, so entspricht Danzig der westlichen Nilstadt Alexandrien, Elbing aber der Oststadt Damiette. Dort fließt der Hauptarm der Weichsel vorbei, um in der Ostsee zu münden, hier nähert sich der östliche Arm, die Nogat, der Höhe, um im Frischen Haff unterzutauchen und später durch das Tief von Pillau gleichfalls das Meer zu erreichen. Allerdings liegt Elbing nicht an der Nogat selbst, sondern an dem gleichnamigen Flusse, dem die Nogat, — wie der angelsächsische Reisende Wulfstan es schon vor tausend Jahren ausdrückte — „den Namen genommen". Der Geograph ignorirt indessen mit Recht solche nebensächliche Dinge und erklärt Elbing als die eigentliche Nogatstadt. In der That hat es auch eine Zeit gegeben, wo die Nogat weiter östlich durch den Drausen-See floß und mit dem Elbingflusse, — dem Ilfing Wulfstans — zusammenfiel; damals mag auch schon das altpreußische Truso an den Ufern des Drausen-Sees gelegen haben; von einem Orte, oder gar von einer Stadt Elbing verlautet aber noch nichts.

Gasse in Elbing.

Der Fremde, der sich Elbing nähert, erblickt von der Stadt, wenn er mit der Eisenbahn kommt, kaum mehr als ein paar hohe Kirchendächer und einige spitze winzige Thürmchen, eigentlich nur Dachreiter; denn Elbing ist fast thurmlos zu nennen, recht im Gegensatze zu dem vielgethürmten Danzig. Klettert man auf den Dachreiter der Marienkirche (denn ein Steigen ist es kaum noch zu nennen), so schweift der Blick über die breit hingelagerte Stadt mit ihren rothen Dächern und umfaßt außer der Höhe und der Niederung die Dünen der Frischen Nehrung im Norden, über welche der scharfe Seewind weht. Um so stiller und traulicher ist es in den engen, fast mittelalterlichen Straßen, wo die Häuser nicht einförmig neben einander stehen wie ebenso viele Soldaten, sondern jedes gleichsam eine Persönlichkeit darstellt, manches einen Charakter, ja einen Sonderling. Nur noch wenige Städte in Deutschland haben ihre ursprüngliche Physiognomie so erhalten wie Elbing. Hier tritt nicht, wie in unsern modernen Straßen, der öffentliche Verkehr in unmittelbare Nähe des abwehrenden Hauses; der sogenannte Beischlag, unter welchem sich der Kellereingang befindet, trennt, wie wir dies

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Elbing: Alter Markt.

auch schon zu Danzig sahen, das Haus von der Straße. Eine breite Steintreppe führt hinauf, aber ein schweres eisernes Geländer mit großen Messingkugeln betont stark die private Sphäre. Eichene Thüren mit gewaltigen Beschlägen und kolossalen Klopfern wehren dem Eintritt. Ueber der Thüre erblickt man oft ein in Stein gehauenes Relief und liest man einen frommen Spruch. Die große Halle unten dient dem geschäftlichen Verkehr. Eine eichene geschnitzte Treppe führt zu freundlichen Wohnräumen, deren Fenster mit ihren Spiegelscheiben wie helle Augen leuchten. Weiter oben gibt es nur noch Schüttungen, Vorrathsräume und Böden, mit schwarzen, fensterlosen Luken, die uns förmlich gespensterhaft anblicken. Zuletzt steigt spitz der Giebel auf, einige gekrönt von einem „Morgenstern" oder einer Figur, andere in einen architektonischen Schnörkel auslaufend.

So ist noch jetzt fast in allen alten Straßen, namentlich in der Heiligengeistgasse, das alte Elbinger Haus zu schauen und bietet eine Reihe der interessantesten Bilder dar. Wohl ist es oft ausgebaut, die Schüttungen sind in Wohnungen verwandelt, statt einer Familie bewohnen mehrere die einzelnen Etagen; aber im Großen und Ganzen ist Elbing noch immer die Stadt der alten Häuser. Oft stehen Linden mit breiten Kronen vor ihnen und gewähren

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Blick über die Elbinger Niederung vom Thumberge.

erwünschten Schatten. Die Leute sitzen noch gern auf den Beischlägen, zuweilen in einer Laube von wildem Wein, der in dem Graben zwischen Beischlag und Straße wurzelt. Gewerbetreibende stellen und hängen hier ihre Waaren aus, die Fleischer ganze Thierkadaver, die Tischler Särge in allen Größen.

Elbing hat aber nicht bloß seine Altstadt, den alten Markt mit dem prachtvollen Renaissancebau der St. Georgs-Brüderschaft, es besitzt auch in dem Friedrich Wilhelmsplatze und in der Neustadt, durch welche man den abgelegenen Bahnhof mit seinem Lindenpark erreicht, eine Reihe schöner breiter Straßen und Plätze. Oft stehen die einzelnen Häuser hier noch allein, durch Gärten von einander getrennt, in denen die Rosen den ganzen Sommer hindurch blühen. Den Fremden wird es aber doch vorzugsweise nach jenen alten Straßen ziehen, die wie ein uns erhaltenes Pompeji Jahrhunderte vor uns aufrollen. Wandert man am Ufer des Elbing neben der Hohen und Legen (niedrigen) Brücke, so zeigt uns die Fülle der Blumen, des Gemüses, der Früchte und der Fische, aus welchem Boden die Stadt ihre Nahrung zieht. Land und Wasser versorgen sie wetteifernd. Der fette „Schlick“ der Niederung begünstigt den Bau des Gemüses, die sonnige Lage der Höhe die Obstkultur. Die einzelnen Ranken der Zuckererbse erlangen hier die unerhörte Länge von fast sechs Metern; die Obstbäume brechen unter ihrer Last und versorgen das schon obstarme Königsberg, an dessen Pregelkais die „Elbinger Kähne“ eine erwünschte Erscheinung sind. Das Klima ist in diesem „Montpellier Ostpreußens“ ein so günstiges, daß es oft hier schon grün ist, während sonst noch der Winter herrscht. Eine gleichzeitige Frühzeitigkeit und Rührigkeit wird den Geistern nachgerühmt. Elbing ist die Heimat des Liberalismus, und das geflügelte Wort vom „beschränkten Unterthanenverstande“ hat hier seinen Ursprung. Darum treibt es auch den Elbinger täglich hinaus in seine freie große Natur, zu dem tiefen Waldthale bei Vogelsang, nach dem tiefgelegenen Dambitzen, auf den Thumberg (Domberg) mit weiter Umschau über die Niederung.

Der Stolz des Elbingers ist Kahlberg, sein Kahlberg, auf der Frischen Nehrung, denn er hat es entdeckt, er den fliegenden Sand der Dünen zum Stehen gebracht, Hunderte von Schiffsladungen fester Erde dorthin gebracht, um schließlich ein kleines Paradies zu schaffen, eine blühende Oase in der einsamsten Wüste. Das begann so vor etwa vierzig Jahren. Nun ist Kahlberg ein großer Badeort geworden und der Elbinger sieht sich fast verdrängt, mindestens bedroht von den Königsbergern, denen ihr samländischer Seestrand zu eng geworden ist. Dafür fährt der Elbinger, so oft er es vermag, zu seinem Kahlberg, wohin man mit den Dampfbooten täglich, oft mehrmals, in zwei Stunden gelangen kann. Auf einem solchen Dampfschiffe sieht es behaglich genug aus, nicht bloß weil die Gesellschaft sich kennt und eine Familie bildet, sondern auch weil die Leute alle wie Boten der Flora und Pomona aussehen. Kahlberg erzeugt nämlich nichts, außer etwa Fische und Mücken. Daß hier nichts zu holen, wissen am besten die Sperlinge, welche diesen undankbaren Ort fliehen. Die Reiher und Kormorans finden ihre Nahrung in den Wassern, die niedlichen, halbzahmen Rehe in dem Kiefernwalde, die Menschen aber sind auf Elbing angewiesen.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Die Frische Nehrung bei Kahlberg.

Nun kommen zwar die Händlerinnen aus Elbing mit ihren großen Körben, aber auch jeder Passagier und wer nur irgend eine Beziehung zu Kahlberg hat, bringt seinen Korb, seine Blumen, seine Früchte mit. Die Frauen dort haben natürlich immer Eines oder das Andere vergessen, da muß der im Contor verbleibende Gemahl wohl das Fehlende Nachmittags mitbringen, die Töchter revidiren unterwegs den „Kober" und finden, daß das Plätteisen soeben drei Eier zerbrochen hat. Das Merkwürdigste aber ist ein alter Postbote, der nun schon seit mehreren Jahrzehnten täglich den Weg macht und sich keine andere Verwendung wünscht.

Kein reizenderer Weg als von Elbing aus auf dem schönen Flusse zu fahren, den rechts die bis zweihundert Meter aufsteigende Höhe begrenzt. Ueber die Niederung zur Linken vermag der Blick nur selten zu schweifen, bald hindert denselben der Uferdamm, bald ein dichtes Weiden- und Rohrdickicht, aus welchem der Rohrsperling seine keifenden Laute erschallen läßt. „Er schimpft wie ein Rohrsperling" ist eine hier vielgebrauchte Redensart.

Der Landschaftsmaler fände hier eine erstaunliche Ausbeute. Die Häuser, namentlich in dem Dorfe Bollwerk, sind in ihrer Art eben solche Persönlichkeiten wie die Häuser in Elbing. Die einen haben eine Art Vorbau, eine sogenannte „Laube", andere stehen mit ihren Rohrdächern halb versteckt unter den Uferweiden; viele sind bunt angestrichen, oft mit den grellsten Farben neben einander. Aber alles geht, wie die Maler sagen, gut zusammen; weil nichts gemacht, sondern geworden, fällt auch nichts aus dem Bilde. Wer zu arm ist, um sein ganzes Haus anzustreichen, färbt wenigstens die Fensterladen und malt darauf ein paar Schnörkel oder Blumen. Auf den meisten Giebelspitzen nistet ein Storch, und um es ihm recht bequem zu machen, haben sie auf einem niedrigen Unterbau ein Rad hingelegt! Denn kein Storchnest auf dem Hause zu haben, gilt als eine Art Vorwurf. Jedes Haus hat einen Garten oder einen Vorraum nach dem Wasser hin, ohne Zaun oder Wehr. Hier spielen von frühauf die Kinder und lernen die Gefahr vermeiden. Große geflochtene Körbe hängen an Stangen, bald tief im Wasser, bald in freier Luft, die sogenannten „Fischheger", in welchen die gefangenen Fische und Aale bis zum nächsten Markttage aufbewahrt werden. In dem gebaggerten Kanalflusse hat man vom Bollwerk bis zum Haff noch etwa vier Kilometer; vor etwa zweihundert Jahren endigte hier bereits die Flußschifffahrt. Der jetzige Bollwerkskrug, früher eine Kirche, bot den vom Haff kommenden Schiffern den ersten erwünschten Landschutz; in dem „Lootsenhause" wohnten die Lootsen. Jetzt ist das Haff eine halbe Meile weit in dem Grade verlandet, daß die Schifffahrt nur noch durch unausgesetztes Baggern offen erhalten werden kann. Wir erblicken in der Ferne an verschiedenen Stellen des Haffes diese eigenthümlichen Dampferungeheuer, welche den schlickigen Boden herausschaffen, die einen mit einem Paternosterwerk, die andern mit gewaltigen Saugpumpen, näm-

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Kahlberg.

lich eisernen Cylindern, in denen eine Schnecke gedreht wird. Die Ersteren schütten das herausgeholte Material in zur Seite stehende Prahme, die Letzteren schleudern einen dicken schwarzkothigen Wasserstrahl über die Mole im Westen. Auch noch weiter im Haffe selbst muß stets eine „Rinne" offen gehalten werden, in welcher die tiefer gehenden Schiffe segeln können, denn die Durchschnittstiefe beträgt hier selten mehr als zwei Meter. Diese Rinne ist durch kleine Bäume, sogenannte „Fusen", bezeichnet, auf der Südseite mit Birken, auf der Kahlberger Seite mit Kiefern.

Immer gewaltiger steigt zur Rechten die Höhe auf mit den Thalschluchten von Steinort und Reimannsfelde, dann fesselt die Nehrung den Blick mit dem Kirchdorfe Pröbbernau-Schottland, welchem Langhaken, Schallmehl, Liep und Kahlberg folgt. Bis hierhin deckt ein einziger Kiefernwald die Dünen; dann geht derselbe in ein halb kultivirtes, halb wüstes Dünenterrain über, dessen fleckige Oberfläche an das Fell eines Raubthieres erinnert, bis weiter hinten der reine Dünensand aufleuchtet, wo das Leben todt und der Tod lebendig ist. Wie alle Nehrungsdörfer liegt auch Kahlberg nur auf der Haffseite im Schutze des Kiefernwaldes, den von der Seeseite her ewig der Sand zu verschütten droht. Mit großer Mühe hat man den Sandflug gegenwärtig zum Stehen gebracht, indem man die Höhen eingeebnet und die Flächen mit Strandpflanzen, namentlich mit Sandhalm (ammophila arenaria), Sandhaargras (elymus arenarius), Beifuß (artemisia), bepflanzt hat. Von eigenthümlicher Gestalt fällt dem Fremden die Stranddistel oder Seemannstreu (eryngium maritimum) mit den bläulichgrünen, schön gezackten Blättern auf. Von manchen der Dünenhügel blickt man über den Wald nach Süden zu der prächtigen, fast zweihundert Meter hohen, schildartigen Trunzer oder Elbinger Höhe, an deren Strande links das Städtchen Tolkemitt liegt, weiter das buchenreiche Kadienen mit einer Rieseneiche und einem verfallenden Bernhardinerkloster, das versteckte Panklau unterhalb seiner „heiligen Hallen", alles zusammen einen Riesenpark von unvergleichlicher Schönheit bildend. Von den Rehbergen oberhalb Kadienens schweift der Blick über unermeßliche Buchenwaldung zu dem hier zehn Kilometer breiten Haff, weiter über

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

die Nehrung, um erst in dem hoch aufsteigenden Meereshorizonte eine Grenze zu finden. Selbst die gepriesenen Küsten Rügens und Danzigs vermögen kaum mit dieser gewaltigen Schau von der zweihundert Meter hohen Waldkuppe zu wetteifern. Unten aber, in dem Garten von Kadienen, steht zwischen Orangenbäumen der Jupiter von Otricoli, die Juno Ludovisi und der Hermes. — Kehren wir von dieser Schau nach Kahlberg zurück, so finden wir vor dem „Belvedere", dessen Thurm wir auf unserem Bilde erblicken, in einem der eigenthümlichen Dünenkessel die schwellende Blütenpracht einer italienischen Villa, die hohen Steinterrassen mit Orangenbäumen besetzt, an den schönsten Punkten Nachbildungen der Venus von Medici und des Apollino. Man denkt unwillkürlich an das sagenhafte, von einer warmen Quelle bewässerte Thal mitten im grönländischen Gletschereise. Dumpfes Rauschen der See lockt den Brettersteig über die Düne zu wandern. Folgt man dem Fußwege längs der Nehrung, so gelangt man an verschiedenen hübschen Villen und an heidelbeererfüllten Dünenkesseln vorbei, von vierundzwanzig Tafeln zurechtgewiesen, endlich an den achtundzwanzig Meter hohen Blocksberg, an dessen Fuß allerlei Hexen und Hexchen im Moose oder in Hängematten ruhen. Oben bietet ein hölzernes Gerüst einen unbeschränkten Blick über die ganze Nehrung bis Danzig im Westen, bis Pillau im Norden. Im Osten hat man das Haff mit seinem hohen Südufer, im Westen die endlose Fläche der See. Zu unsern Füßen breitet sich aber ein einziges Waldmeer aus.

DOMNVS NICOLAVS COPERNICVS, SACERDOS, CANONICVS REGVLARIS, ASTRONOMORVM KORYPHAEVS.
Ex Authentico Prototypo Ecclesiae Frombergensis COPERNICI Trudimus Terram, Lunaeque Labores, Solisque Meatus Paucis, Abstrusaque Pandit Ratiocinia Millenarius Cumabilis Mens cornea Enucleat.

Ja, es ist schön hier, aber der Flügelschlag der Geschichte, das Wehen des Genius klingt nicht aus dem Rauschen der Wellen und der Wipfel. Hinüber über das Haff müssen wir, nach dem weltverlassenen Städtchen Frauenburg, um den Spuren des Mannes zu folgen, dem die Welt die größte wissenschaftliche Entdeckung verdankt. Keine That hat je die Menschheit geistiger Freiheit näher geführt, als die einfache Lehre des Kopernikus.

Imposant erhebt sich der Dom, umgeben von den „Curien", in deren einer der große Mann als Domherr gelebt hat, auf dem Berge, an dessen Fuß das Haff sich schmiegt. Nach Art aller öffentlichen Bauten aus der Ordenszeit ist dieser Dom Burg, Kirche und Kloster zu gleicher Zeit. Seine hohen Thore fordern zum Eintritt auf, aber eine feste Ringmauer mit Thürmen wehrt den Unberufenen ab. Im Norden des Domberges liegt das kleine aber saubere Städtchen mit seinen Häusern, vor denen meist Bäume stehen, mit seinen Treppen und Balkonen, darauf die Menschen so gerne sitzen. Man hört kein lautes Wort, selten einen Wagen; man glaubt sich in der Landstadt aus Hermann und Dorothea. Im Westen, am Fuße des Domberges, befindet sich die kleine evangelische Kirche und eine große Mühle mit dem dicken, horizontal abgeschnittenen Thurme, welcher in unserem Bilde sich rechts vom Dome befindet. Nach der Sage hat Kopernikus sowohl die Wasserleitung angelegt, welche von dem Flüßchen Baude ausgeht und die Mühlenwerke treibt, als auch diesen „Kunstthurm" erbaut und die „Kunst" eingerichtet, durch welche einst die Wasser gehoben und dem Brunnen auf dem Domberge zugeführt wurden. In der That ist beides ein Märchen. Die Wasserleitung bestand schon lange vor Kopernikus und der Kunstthurm mit seiner Kunst ist erst nach Kopernikus Tode, im Jahre 1571 errichtet worden. Freilich verkündet eine Inschrift von zwei

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Frauenburg. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Braunsberg. An der Passarge.

lateinischen Distichen auf einer an dem Thurm angebrachten Steintafel den großen Astronomen als den Autor des Werkes, aber auch diese Tafel stammt, nach den eingehenden Untersuchungen Prowe's, erst aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Wie bei so vielen großen Männern besitzen wir auch vom Leben des Kopernikus nur die dürftigsten Nachrichten. Daß er im Jahre 1473 zu Thorn geboren ist, wohin einst sein Großvater Kopernik aus Krakau eingewandert war, steht ebenso fest wie sein Todesjahr (1543). Aber der Tag seiner Geburt ist ganz unsicher und der seines Todes (24. Mai) nicht unangefochten geblieben. So schnell verwischte sich die Erinnerung an den großen Mann, daß sich lange Zeit die Ansicht hat Geltung verschaffen können, er sei nicht in Frauenburg, sondern in Thorn verstorben, obwohl der zuverlässige Gassendi ausdrücklich schreibt, Kopernikus sei in der ermländischen Kathedralkirche, das ist die Frauenburg, begraben worden. Noch unsicherer ist die Stelle, an welcher er seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Das Domkapitel ließ, wahrscheinlich 1735, ein Epitaphium errichten und in der Nähe des nordöstlichen Eckthurms im Chore des Doms anbringen. Hier ist Kopernikus aber nicht begraben, vielmehr befand sich sein Grab am entgegengesetzten Ende des Domes auf der sogenannten Epistelseite neben dem Bartholomäus-Altar, an welchem er speziell fungirte. Die Curia Copernicana, auch turris oder turricula genannt, gegenwärtig neu ausgebaut, befand sich dagegen unzweifelhaft an der Nordwestecke der oblongen Domeinschließung. Hier hat der große Mann von einer kleinen Galerie mit den allereinfachsten Instrumenten dreiunddreißig Jahre lang den Himmel beobachtet und sein großes Werk „über die Umdrehungen der Himmelskörper" geschrieben. Hier ist er auch gestorben.

Hat der Fremde die herrlichen Hallen des Domes durchschritten, so wirft er auch gerne einen Blick auf die schöne Copie der „Sistina" von Gerhard von Kügelgen, welche die Prinzessin von Hohenzollern, eine Nichte des einstigen Bischofs Joseph von Hohenzollern, dem Domkapitel geschenkt hat. Ebenso ist der Hauptaltar hoher Beachtung werth. Im Kapitelsaale befindet sich ein Portrait von Kopernikus, im Jahre 1677 durch den der ermländischen Prälatur

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

entsagenden Domdechanten Thomas von Rupniew Ujeyski hieher gestiftet. Wie Gassendi gleichfalls erzählt, hat Kopernikus auch die Malerei verstanden und sich selbst nach der Natur gemalt. Wo sich dieses Bild befindet, weiß man nicht. Vielleicht ist es das in den Uffizien zu Florenz befindliche, welches von dem Frauenberger nicht unwesentlich abweicht, oder das im Straßburger Münster, das sich als seine „vera effigies ex ipsius autographo depicta" ankündigt. Der Fremde, der nach Frauenburg kommt, erblickt das erste Portrait des Kopernikus gewöhnlich in dem Gasthofe „Zum Kopernikus", in welchem eine lange Klingelschnur von Bernsteinkorallen mit interessanten Einschlüssen von Käfern, Ameisen ꝛc. vielleicht noch interessanter ist. Aber das ewig Schöne bleibt doch in Frauenburg der Blick von dem Domberge, über das Städtchen unten, auf das Haff und die Dünen der Frischen Nehrung. An Wochentagen furchen oft Dutzende von „Angelkähnen" die weite blaue Fläche. Andere Schiffe liegen unten in dem kleinen, ganz von Weiden beschatteten Hafen, nehmen Holz ein und bringen es nach Pillau, von wo es in die weite Welt geht, zuweilen nach Aegypten, ja selbst nach Ostindien. Denn die Eisenbahnschwellen von ostpreußischem Kiefernholz sind dort hoch geschätzt.

Es ist eine kurze Fahrt von hier nach der viel größeren Stadt Braunsberg, welche einst sich eines großen Handelsverkehrs erfreute, jetzt aber, herabgekommen und gedrückt, einen fast wehmüthigen Eindruck macht. Imposant ragt noch immer die Pfarrkirche auf, aber die Straßen sind verödet. In dem sogenannten Steinhause befindet sich das Lyceum Hosianum, welches einst der Kardinal Stanislaus Hosius zur Abwehr gegen reformatorische Bestrebungen gründete. Auch das neue Gerichtsgebäude lockt den Blick, wenn man im Südwesten über den tiefen Stadtgraben schaut, den noch immer die alte mächtige Mauer mit ihren Thürmen begrenzt. Am schönsten aber ist ein Gang längs der Passarge zu der Kreuzkirche, wo der Fluß mit seinen großen Weidenbäumen sich um die alten Mauern schmiegt und der Blick zuletzt über ein weites Wiesenterrain schweift, das die Rune heißt.

Wer von Kahlberg nach Pillau mit dem Dampfboote fährt, erblickt auf der Ostseite des Haffs die hochgelegene alte Ordensburg Balga, ursprünglich Honeda genannt, eine Anlage des deutschen Ordens, doch auf den Wällen der gleichnamigen Preußenburg. Die Geschichte weiß von hartnäckigen Kämpfen des Ordens mit den alten Preußen, den Aisten Wulfstans, zu künden, diesen „Kindern Belials", die von den Segnungen der Kultur und des Christenthums nichts wissen wollten. Mancher Ritter liegt noch in den tiefen Sümpfen, welche damals (Mitte des 13. Jahrhunderts) die inselartige Balga umgaben. Zuletzt siegte, wie überall, das Kreuz, und die altpreußischen Götter: der Donnerer Perkunas, der lichte segenbringende Potrimpos und der finstere Pikollas, stiegen in ihr Grab. Die Bewohner flüchteten in die nahe Sumpfniederung Wolitta und führten ein ärmliches, lichtscheues Dasein, sich nur von Fischen nährend, die sie sich räucherten oder gar roh verzehrten. Jetzt sind sie alle wohlhabende Leute, ihre Sümpfe sind entwässert und sie bauen jene Riesen-Kohlköpfe, welche sie in ihren „Jachten" auf den Markt bringen, sei's nach Königsberg oder dem näheren Pillau.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Pillau.

Pillau und das Samland.

Wer sich dem Städtchen Pillau mit dem Dampfboote nähert, merkt sehr bald ein paar Schwellungen der durch das Tief ewig aus und ein wogenden See. Frisch weht es von Westen und die Schiffe beschreiben an ihren Ankerketten immer eine Art Halbkreis. Großartige Molenbauten (die Süder- und Nordermole), die zusammen mit den Uferbauten am Tief sich fast schon zwei Kilometer weit in die See erstrecken, wehren der Versandung. Trotzdem bildet sich immer, doch schon weit in der See, eine Barre, über welche es nur wenige veränderliche, den stets wachsamen und Hülfe bringenden Lootsen bekannte Wege gibt. Früher fuhr man dem „einkommenden" Schiffe auf den leicht gebauten und scharfsegelnden „Lootsenbooten" 15 bis 20 Kilometer entgegen, jetzt dient diesem Zwecke ein Dampfboot mit starker Maschine, das schon jenseits der Barre sich dem Segler nähert. In einem Sturme wäre es aber unmöglich unmittelbar anzulegen. Daher führt das Boot ein höchst eigenthümliches, an den Borden gepolstertes Rettungsboot, lifeboat, mit sich, das niemals untergehen kann, weil mit Luft gefüllte Cylinder es über Wasser halten, und das einbrechende Wasser durch Trichter abläuft. Dennoch kommt es wohl vor, daß das Boot „kapseist" (englisch capsize). Vermögen die Lootsen überhaupt nicht auszugehen, so wird dem eingehenden Schiffe mit der sogenannten „Winkbake", an deren Spitze sich eine rothe Flagge befindet, das Zeichen gegeben, ob es nach rechts oder links zu halten hat.

Kein schönerer Anblick, als wenn in einem Sturme die Wellen viele Meter hoch über die Molen spritzen und durch all den Aufruhr der Elemente das fremde Segelschiff, von der Hand des Lootsen geleitet, sicher in den Hafen gelangt! Mit welcher Befriedigung sieht da der fremde Kapitän die letzten Segel fallen! Keine lieblichere Musik

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

für ihn als das Abrollen der Ankerkette! Kein Wunder, wenn er am Abend in der berühmten Pillauer „Ilskefalle" (Iltisfalle) am Hafen auch wohl ein Glas über den Schiffsdurst trinkt!

Die Pillauer selbst nehmen redlich an solchen Freuden Theil. Sie stehen in ganzen Haufen erwartungsvoll am Hafen; sie blicken täglich so und so oft nach dem weißen „Lootsenthurm", an welchem eine nach Süden, beziehentlich nach Norden ausgesteckte rothe Flagge anzeigt, ob der Strom durch das Tief aus oder ein gehe; sie begleiten die Fremden in das behagliche Stübchen. Das scharfe Klima, der fliegende Sand, der oft die Stadt in eine Staubwolke hüllt, dienen zur Motivirung.

Als die kleine Festung, deren erste wesentliche Anlage (1627) von Gustav Adolf herrührt, noch zur Aufnahme Verurtheilter, namentlich politischer Verbrecher, diente, herrschte auch hier das gemüthlichste Einvernehmen. Der Verbrecher saß Vormittags bei seinem Glase in der Stadt, Abends besuchten ihn seine Freunde zu einer Kartenpartie in der Festung. Vor etwa fünfzig Jahren hatte die Barre in der See eine so bedeutende Höhe erreicht, daß sie inselartig über das Wasser aufstieg. Zufällig gefror damals auch die See mehrere Meilen weit, so daß man zu der Barre im Schlitten gelangen konnte. Die Pillauer benutzten die Gelegenheit, zündeten dort ein Feuer an, bereiteten ihren Grog und nannten die eigenthümliche Insel Grogholm. Das waren die schönen Tage des merry old Pillau. Jetzt verlangt die kaufmännische Konkurrenz, der Kampf um das Dasein die Anspannung aller Kräfte. Pillau hat seine politischen Verbrecher an Weichselmünde abgeben müssen, und die Bagger sowie der Strom dulden nicht mehr die Bildung eines Grogholm.

Dafür hat Pillau seine schöne Erlenplantage, in der es immer still, warm und behaglich ist. Draußen rast der Sturm, brüllen die Wellen, hier aber wandert sich's wie auf dem Meeresgrunde. Kein Sand dringt in diese schönen Hallen, während er draußen am Strande die Badebuden verschüttet. Aber schöner ist es doch an einem stillen Sommerabend auf der hohen Nordermole zu wandern, wenn die weite Meeresfläche wie metallen daliegt, im Hafen aber die Segel der Schiffe roth gefärbt werden und noch mehrere Meilen weit die Steilküsten von Balga und Brandenburg aufleuchten.

Wer einen längeren Badeaufenthalt am Seestrande sucht, geht besser nach dem nur sechs Kilometer entfernten Neuhäuser, wo die Königsberger vor etwa zwanzig Jahren ein kleines Paradies gegründet haben, und ich sage nicht ohne Absicht Paradies. Denn hat doch schon im Jahre 1766 der höchst gelehrte Professor J. G. Hasse nachgewiesen, daß sich in dem nahen Pilzenwalde das biblische Paradies befunden habe. Von hier aus ist es auch nicht weit zu der alten Ordensburg Lochstedt, von der allerdings nur noch der südliche und westliche Flügel erhalten ist. Aber ungleich mit Balga, dessen Steine zum größten Theile zu dem Bau der Festung Pillau verwendet sind, sind hier noch mehrere prachtvolle Gemächer erhalten mit kühnen gerippten Gewölben und den der Marienburg so eigenthümlichen Monolithenpfeilern. Große Bogenfenster, feingegliedert und ganz von buntglasirten Fliesen (den spanischen azulejos) eingefaßt, darum fromme Sprüche in gothischer Schrift laufen, erfreuen das Auge. Früher nisteten in diesen an den Orient erinnernden Fensternischen Hunderte von Schwalben, jetzt wehrt ihnen ein Drahtgitter. Die Perle dieses Schlosses ist aber die alte Kapelle, jetzt als Kirche benutzt, mit einem schöngewölbten Vorgemache. Auf den merkwürdigen Kranzsteinen erblickt man allerlei phantastische und burleske Figuren, meist Thiere mit Menschenköpfen, bald mit einander kämpfend, bald sich schnäbelnd; ein Hund beißt einem andern in das Bein; zwei Adler zerhacken den Leib eines Kindes und ähnliche Darstellungen, deren Sinn wir vergebens zu errathen versuchen.

Lochstedt verdankt seine im Jahre 1264 erfolgte Gründung dem Tiefe, welches einst seinen Fuß bespülte. Aber dieses Tief, auch Balge genannt, versandete in Folge heftiger Stürme im 14. Jahrhundert und es bildete sich ein neues auf der Frischen Nehrung, der Ordensburg Balga gegenüber, deren Namen es vorzugsweise führte. Auch dieses „Alte" Tief bestand nur etwa hundert Jahre und wurde von dem jetzigen „Neuen" Tief bei Pillau abgelöst. An der Erhaltung mindestens eines dieser Tiefe hatten die Städte Elbing und Königsberg das größte Interesse. Aber Danzig, die gefährliche Konkurrentin, schickte gelegentlich eine Flotte in die Tiefe und suchte sie

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Düne von Rauschen.

Nach einer photographischen Aufnahme von Gottheil.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

durch Versenkung alter Schiffe unfahrbar zu machen. Der ausgehende Strom beseitigte freilich bald das Hinderniß und die bedrohten Städte hatten wieder eine offene Straße in die See.

Wir stehen in Lochstedt auf altem historischen Grund und Boden. Freilich von den kleinen Zügen und Bildern, wie ein Walter Scott sie braucht, hat die Geschichte uns wenig genug überliefert, da die der Ordensherrschaft folgenden Jahrhunderte die besten Urkunden vernichtet haben, und kein preußischer Thukydides oder Comines uns die Ereignisse seiner Zeit berichtet. So wissen wir von dem Hochmeister Heinrich von Plauen, der aus seinem schönen Sachsenlande in das unwirthliche Preußen gekommen war, kaum mehr, als daß er die letzten Jahre seines Lebens, seiner Würde entsetzt, auf der Burg von Lochstedt als Gefangener zugebracht hat; er, der nach der unglücklichen Schlacht von Tannenberg im Jahre 1410, als die Polen das Land überschwemmten, allein es wagte, die Ordensfahne hoch zu halten und den Feind von der belagerten Marienburg zurückschlug.

Mehrere Jahrhunderte vor ihm hat ein vielleicht noch Berühmterer diese einsame Halbinsel zwischen zwei Meeren betreten. Als der heilige Adalbert im Jahre 997 nach Preußen kam, um den Heiden das Evangelium zu verkünden, landete er hier, stieß aber auf Widerstand und wurde erschlagen. Die Leute waren hier allerdings an den Anblick von Fremden gewöhnt, denn die handeltreibenden Skandinavier hatten schon längst diese Küsten besucht, um die Landesprodukte, namentlich den köstlichen Bernstein, dessen eigentliche Heimat bei Lochstedt beginnt, einzutauschen. Gegen die Zumuthung, ihren Göttern zu entsagen, vor allem gegen das verhaßte Untertauchen im Wasser empörten sich aber ihre Gefühle. An der Stelle, wo der Heilige den Märtyrertod erlitt, erhob sich später eine Kapelle, welche jedoch schon im 17. Jahrhundert (24. November 1669) der Gewalt der Stürme erlag.

Auch das ganze umliegende Land verheerte „die Grausamkeit und Ungestümigkeit der unübersehlichen See voller Stürme und Winde", es wurde zu einer Art Wüste, in der nur eine Asklepias, nach Art der Rose von Jericho, gedeiht. Als im Jahre 1831 das polnische Insurgentenheer und mit ihm ein Graf Wielopolski nach Preußen übertrat, besuchte den im nahen Fischausen Internirten seine Gattin. Sobald dieselbe sich von dem schmählichen Zustande der geweihten Stelle überzeugt hatte, ließ sie auf den Fundamenten der einstigen Kapelle ein neun Meter hohes eisernes Kreuz errichten, das noch jetzt halb gespenstisch über die weite Meeresfläche blickt.

Bei Lochstedt und dem nahen Tenkitten beginnt die eigentliche Bernsteinküste. Zwar trifft der Strandwanderer schon bei Danzig und längs der ganzen Frischen Nehrung Stückchen dieses kostbaren verhärteten Harzes, aber eine eigentliche lohnende Ausbeute findet doch erst von Lochstedt ab statt. Sie wird um so ergiebiger, je weiter man nach Norden wandert.

Es gibt unzweifelhaft werthvollere Findlinge als der Bernstein, keinen aber der geheimnißvoller wäre. Seit Jahrtausenden schon haben seine sonderbaren Eigenschaften: seine Fähigkeit zu brennen, sein Geruch, seine Elektrizität, seine Farbe, „die des Mondes neubeginnendem Glanze gleicht", seine leichte Behandlung und Verwendbarkeit zu allerlei Geräthen und Schmucksachen, seine das Gefühl angenehm berührende Kühle, ihn als einen Gegenstand erscheinen lassen, der „aufs Innigste zu wünschen". Zu dem Geheimnisse seiner Entstehung kam der seines Ursprungs. Wer kannte im Alterthume Preußen, oder die zweite große nordische Fundstätte, die cimbrische Halbinsel? Darum läßt Ovid ihn von der Mündung des Po kommen (einem Stapelplatz für den Bernsteinhandel) und aus den Thränen der Schwester Phaëtons entstehen. Die Handelsleute kannten freilich die rechte „Bezugsquelle". Strahlenartig breiten sich die durch Münzfunde erkennbar gewordenen Handelswege aus, vom Westen Europa's ab über den Süden bis tief in den Orient hinein.

Länger als der Fundort blieb die Entstehungsart des „brennenden Steines" dunkel. Was ist hier nicht gefabelt worden! Da der Stein aus dem Meere kommt, so mußte er auf einer fabelhaften Insel Abalus seinen Ursprung haben. Daß man ihn wachsen ließ, kann nicht auffallen. Noch heute glauben die Leute in Ostpreußen an das Wachsen aller Steine. Ein Königsberger Gelehrter ließ ihn vor hundert und mehr Jahren gar aus dem

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Brüsterort.

Urin des Luchses entstehen! Wir kennen jetzt den Bernstein als das Harz einer Pinie, welches unter dem Druck mächtiger Erdlager und die dadurch bedingte Temperaturerhöhung, verbunden mit chemischen Prozessen, eine ähnliche Umwandlung erlitt wie die Braunkohlenlager. Daher sein Reichthum an „Einschlüssen", welche uns einen interessanten Blick in die vegetativen und animalischen Verhältnisse einer entfernten Vergangenheit eröffnen. Hat doch Mayr bloß über die Ameisen im Bernstein ein ganzes Werk geschrieben.

Der Deutsche Orden machte aus der Gewinnung des Bernsteins sehr bald ein Regal. „Um sein Monopol zu behaupten, verfuhr er mit großer Strenge. Der samländische Voigt Anselm von Losenberg verbot im Anfange des 15. Jahrhunderts das Auflesen des Bernsteins bei der Strafe des Aufhängens am nächsten Baum und ließ dieses Verbot gegen die unerfahrenen Sudauer durch Fehmknechte in Ausführung bringen. Um alle Gelegenheit zum Absatze des entwendeten Bernsteins zu benehmen, verstattete der Orden auch nicht, daß ein Bernsteinarbeiter sich in Preußen niederlassen durfte; in Königsberg ist erst unter dem Großen Kurfürsten eine Bernsteinarbeiter-Innung zu Stande gekommen. Um die den Ertrag schmälernden Veruntreuungen noch mehr zu mindern, wurde zu den abschreckendsten Strafen Zuflucht genommen. So waren bereits 1584 längs des Strandes Galgen aufgerichtet, die man schon in der Ferne wahrnehmen konnte, daran diejenigen aufgeknüpft wurden, welche von den Beamten beim Diebstahl des Bernsteins betroffen wurden. Geldstrafen und Ausweisungen, sogar aus dem Lande, trafen Alle, welche sich bei dem Vertriebe des gestohlenen Bernsteins betheiligten. Auf die Entwendung einiger Stückchen Bernstein standen acht Tage Gefängniß bei Wasser und Brod, auf ein Quart und mehr Zuchthausstrafe „mit Willkomm und Abschied", das heißt Prügel. Fremde, die am Strande betroffen wurden, sie mochten Bernstein aufgehoben haben oder nicht, sollten mit dem „Spanischen Mantel" oder ein bis zwei Tagen Gefängniß, halb bei Wasser und Brod bestraft werden. Das sind Bilder aus der alten guten Zeit! Gegenwärtig besteht zwar noch das Bernsteinregal, aber seine Ausübung geschieht nur noch durch Verpachtung an Kommunen oder Privatpersonen.

Die älteste Art der Gewinnung des Bernsteins geschah wohl, wie noch jetzt durch Schöpfen. So leicht der Bernstein an sich ist, so liegt er doch bei ruhiger See auf dem Meeresgrunde. Ein Sturm rührt nicht bloß die Wasser, sondern auch das auf dem Meeresboden wachsende „Kraut", meist Tange, auf und wirft die Masse an das Ufer. Der Bernstein wird mit diesem Kraute gehoben und ausgeworfen. Die Leute sammeln ihn am Ufer auf oder gehen ihm mit Keschern (Netzen, die an einer langen Stange befestigt sind) weit in die See entgegen. Mitten im Winter bei

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

starker Kälte ist diese Arbeit doppelt hart. Eine bedeutende Ausbeute wird nur erwartet, wenn der Sturm drei Tage lang unausgesetzt geweht hat; dann beträgt sie aber für jede größere Ansammlung des Krautes oft mehrere tausend Mark.

Gegraben wird der Bernstein, indem man eine Stelle des meist sehr hohen Ufers so tief absticht, bis man auf die eigentliche Bernsteinschicht, die wegen ihrer Farbe die „blaue" genannt wird, trifft. Hier liegt der rothe Bernstein fest eingebettet und wird sorgfältig ausgegraben. Die bernsteinführende Schicht streicht auf dem Nordufer von Osten nach Westen, sich mehr und mehr senkend. Meist liegt sie unter dem Niveau der See, welche zuweilen die ganze Grube überschwemmt und dadurch das ganze bisherige Resultat vernichtet. Auch die hoch aufsteigenden Quellen in der Grube sind ein schwer zu beseitigendes Hinderniß.

An der Spitze von Brüsterort liegt ein großes Steinriff; hier wird der Bernstein zwischen den Steinen bei vier und einem halben Meter Tiefe mit langen Stangen, daran ein kleiner Kescher befestigt ist, heraufgeholt. Man nennt dieses Stechen. Während der gegrabene Bernstein meist eine schwarze Kruste hat, taucht der gestochene „Stein" goldrein und leuchtend aus der dunklen Tiefe. Seit einigen Jahren steigen hier Taucher in ihren von verschiedenen Ausstellungen bekannten Hüllen auf den Meeresgrund und arbeiten stundenlang auf dem Meeresboden, oft in einer Tiefe von zwölf Metern und darüber, während ihnen von den Leuten oben im Boote beständig Luft zugeführt wird. Bei Palmnicken wird gegenwärtig der Bernstein auch durch bergwerksmäßigen Betrieb gewonnen, bei Schwarzort auf der Kurischen Nehrung aber durch Baggern.

Der Bernstein hat nicht immer die tiefe röthliche Farbe, welche auch der Al-hambra den Namen gegeben hat. Oft ist er weißlich gelb, selbst mit feinen grünen oder blauen Adern achatartig durchzogen, wie die schöne Sammlung der Handlung Stantien und Becker und der physikalischen Gesellschaft in Königsberg ausweist. Am geschätztesten ist zur Zeit (denn auch hier wechselt die Mode) der sogenannte „kumst-", d. h. kohlfarbene, der an sehr hellen Honig erinnert. Sein Werth richtet sich, wie bei den Edelsteinen, ganz nach der Größe und Beschaffenheit und wird durch künstlerische Bearbeitung beliebig erhöht. Die geschicktesten Bernsteinschnitzer befinden sich gegenwärtig in Wien und Paris.

Das Samland, die vielgesuchte Heimat des Bernsteins, ist eine Art Tafelland, das nach Norden langsam aufsteigt und in einer höchst malerischen Steilküste zum Meere abfällt. Wie die pontische Steppe wird sie von Schluchten gleichsam gekerbt. Theils haben kleine Bäche ein tiefes Rinnsal gebildet, theils Quellen den Boden unterwühlt, der nun in die Tiefe der See gerutscht ist. So bilden einige Schluchten eine Art Längenthäler, andere Kessel. Alle öffnen sich nach der See und gewähren einen freien Ausblick auf die weite Meeresfläche, welche weit und einsam daliegt und von keinem größeren Schiffe gefurcht wird, denn die Schiffsstraßen nach Pillau, nach Memel gehen weit ab von dieser gefährlichen, hafenlosen Küste. Die Höhe des Plateaus aber deckt oft meilenlang ein prachtvoller Laubwald. Die Rothbuche (fagus silvatica) tritt hier kaum noch auf; nur bei Kranz bildet sie noch ein paar schöne Bestände; der Hauptbaum ist die Weißbuche (carpinus betula), die Eiche, die Linde, ferner die Kiefer. Oft nähert sich der Wald unmittelbar dem Höhenrande und steigt die Abhänge des bis fünfundsechzig Meter hohen Ufers, des sogenannten „Seeberges", herab. Der Wanderer trifft hie und da wohl auf einen Hirsch oder ein Reh. Dagegen muß er das fabelhafte Elchthier (den „grimmen Schelch" des Nibelungenliedes) ein paar Meilen weiter südlich, in der fünfundzwanzig Kilometer langen Kapornschen Haide oder in den Sumpfniederungen des Memeldeltas bei Ibenhorst aufsuchen. Mitten in diesen Wäldern, namentlich der Warnikenschen Forst, trifft man oft viele hundert Jahre alte Bäume, so die Linde bei Hirschau, deren Molochartiger Stamm nur noch wie ein Träger für die darauf wachsenden Bäume — ihre Zweige — erscheint.

An andern Stellen an der See ist der Wald verschwunden. Hier stürzt das Ufer in phantastischen Bildungen zum Seestrande herab, wie bei dem Dorfe Großkuren, wo der Zipfelberg nach Art einer Pyramide aufragt. Beim Wachbudenberge ist es ein einziger gleitender Sandfall von siebenzig Meter Höhe. Bei Rauschen, das neben seinem Mühlenteiche wie eine verkörperte Idylle daliegt, hat der Seewind die Pflanzennarbe der alten Haide aufgerissen

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Warniken.

und den Wind zu hohen Dünen aufgeweht, die in der Sonne wie Schnee weithin leuchten. Aus den Abhängen ragen überall Aeste und Zweige: die Kronen der verschütteten Bäume. Aber nur wenige Schritte landeinwärts, und es liegt ein stilles Erlenthal zu unsern Füßen mit einer Mühle wie aus den „Müllerliedern".

Wer von Fischausen seine „Strandreise" antritt, wandert nicht ohne Enttäuschung nach der etwa dreißig Kilometer entfernten Spitze von Brüsterort. In diesem samländischen Arkona steht nichts als ein einsamer hoher

Rauschener Mühlenteich.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Leuchtthurm mit einem im Jahre 1846 errichteten Blinkfeuer. Erst mit Großkuren und Warniken beginnt die Reihe jener schönen Badeorte des Nordstrandes, die mit Recht hochberühmt sind und wohl zu dem Schönsten gehören, was die deutsche Seeküste aufzuweisen hat. Da ist gleich dieses Warniken mit seinem Urpark im größesten Stil, mit fünfhundert Jahre alten Eschen, Eichen und Linden, alles groß und unberührt. Welch ein Blick von diesem über sechzig Meter hohen Uferrande über die weite Meeresfläche! Welche Stille in den tiefen Schluchten! Nun löst eine prachtvolle Waldschlucht die andere ab. Erst die Detroitschlucht bei dem freundlichen Georgenswalde, dann die kesselförmige Wolfskaule, die Gausup (der „Kuhbach"), und bei Rauschen mehrere „Kerben", neben welchen der Weg zu den Badebuden geht, welche hier noch meist ein ephemeres Dasein von Stroh führen. Es folgen andere

Die Detroitschlucht.

Dörfer, zuletzt das hochgelegene Neukuren, dessen Birnbaum die tanzende Jugend unter seinem Schatten vereinigt und als „Eheprokurator" berühmt genug geworden ist. An stillen Abenden tauchen hier schon die Dünen der Kurischen Nehrung auf und leuchten wie glühende Karfunkel.

Wir aber wenden unsern Fuß wieder etwas zurück landeinwärts zu dem Galtgarben, einem einhundert und zehn Meter hohen Waldberge, dem „Nabel" des Samlandes, von welchem man ebenso nach der Westküste und nach Pillau schaut, wie über die weiten fruchtbaren Ebenen nach Königsberg. Hier ist auf Anregung des Kriegsraths Scheffner im Jahre 1818 ein großes eisernes Kreuz errichtet zum Andenken an die Freiheitskriege, deren Helden und Schlachten auf eisernen Tafeln eingeschrieben stehen. Die Königsberger Studenten feiern am 18. Juni wohl ihr Sommerfest auf dem Galtgarben. Der alte Invalide aus jener denkwürdigen Zeit ist nun lange dahingegangen, aber ein junger Invalide von 1870 erzählt gern von seinen Erlebnissen und zeigt den aus seinem Bein geschnittenen Granatsplitter, während die Kinder die rings in großer Fülle wachsenden Erdbeeren lesen.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Königsberg: Steindammerstraße.

Königsberg.

Königsberg ist eine Tripolis. Erst 1724 wurden die drei bis dahin selbständigen Städte: Altstadt, Kneiphof und Löbenicht zu einer einzigen vereinigt und damit auch den ewigen Eifersüchteleien und Feindschaften ein Ende gemacht, unter welchen die Entwickelung dieser Schwesterstädte nicht wenig gelitten hatte. Die Anlage der alten Königsburg in dem altpreußischen Walde Tuwangste führt bis zum Jahre 1255 zurück, in welchem ein großes Kreuzheer unter der Führung Ottokars von Böhmen einen kriegerischen Winterspaziergang durch das heidnische Samland unternahm.

Die geographische Lage Königsbergs ist nicht so günstig wie die Danzigs oder Stettins; kein großer Strom führt in das Herz des Binnenlandes; immerhin bleibt der Pregel auch hier noch etwa neunzig Kilometer weit schiffbar und eine fünfundvierzig Kilometer lange Wasserstraße gestattet den größten Seeschiffen unmittelbaren Zugang bis zu den gefüllten Speichern der Vorstadt und der Lastadie. Seitdem Königsberg durch einen über Labiau führenden Kanal mit dem Memelstrome in Verbindung gesetzt ist, kommen auch die getreidebeladenen Witinnen der Russen und Polen tief aus dem Innern der slawischen Länder hieher und gewähren das interessante Schauspiel halbwilder Menschen in den Dschimken, gutmüthigen und schmutzigen Menschen, welche verwundert durch die Straßen wandern und am Abend zu den Tönen einer selbstgearbeiteten Violine eigenthümliche Tänze aufführen. Die Hauptzufuhr erfolgt aber mit den Eisenbahnen. Auf dem Kaibahnhofe, im Westen der Stadt, stehen oft Hunderte von Wagenladungen und werden unmittelbar in die gewaltigen Dampfer entladen, welche theils England, theils die „Forenede Dampskibsselskab“ in Kopenhagen hieher schickt. Zuweilen — aber das ist nun fast eine Sage bloß — ist der Pregel innerhalb der Stadt in der Art mit Schiffen bedeckt, daß man von einem Ufer zum andern über den ganzen breiten Strom wandern kann. Leicht erkennbar sind unter ihnen die breitgebauten holländischen Kuffen, die Häringsschiffe der Norweger und die Kohlenschiffe der Engländer. Ueberall liegen die Bordinge, welche als

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Partie am Pregel in Königsberg. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Königsberg: Fischerboote am Pregel.

„Leichterschiffe" den zu tief gehenden Seeschiffen einen Theil der Last abnehmen, oder dieselbe den Bewohnern des Binnenlandes zuführen. An den verschiedenen Kais und Fischbänken, in den engern Pregelarmen wimmelt es von allerlei Fischerbooten, Angelkähnen, Kohlen-, Holz-, Sand-, Kohl- und Obstschiffen. Durch das dichte Gedränge wandert der unberufene Fremde oft nicht ohne Gefahr für Rock und Taschen; aber der Künstler findet hier reiche Ausbeute und der Sprachforscher entdeckt in neuen Worten, an denen die Sprache dieser „Hallendamen" reich genug ist, oft eine Sanskritwurzel.

Königsberg ist keine schöne Stadt. Was es einst an alterthümlichen Bauten besessen hat, ist in den letzten Jahrhunderten spurlos verschwunden oder so zerstört wie ganze Theile der Marienburg. So lange noch die Häuser in der Kneiphöf'schen Langgasse ihre hohen Giebel, ihre Beischläge und Wolme hatten, führte man die Fremden gern hieher. Nun hat sich auch diese Straße modernisirt. Königsberg besitzt keine neuen Stadttheile, kein Ost- oder Westend. Ueber eine weite Fläche ausgebreitet, mit zahllosen Gärten und Plätzen, hat die Stadt sich gleichsam mausern müssen, um mit einigem Anstand als Stadt von 140,000 Einwohnern und als „Residenz" des Preußenlandes aufzutreten. Hunderte von kleinen Hütten, Häuschen und Ställen haben erst weichen müssen, bevor sich breite „feine" Straßen mit ihren nicht immer geschmackvollen Häusern aufthun konnten. An Stelle der früheren Altstädtischen Kirche wandeln wir jetzt unter schattenden Linden und Ahornbäumen. Nur ein einfacher Granitwürfel zeigt die Stelle an, wo der Hauptaltar gestanden und Luthers ältester Sohn beigesetzt worden ist (1575). Steigt man den „Danziger Keller" hinauf, wo sich einst die Expedition der Danziger Post befand, so hat man rechts das in der That majestätische Schloß mit der vielfensterigen Kirche. Unter ihr befinden sich große Weinkeller, über ihr aber ein einziger Saal, der Moskowitersaal, in welchem gelegentlich wohl auch getanzt wird. Sagt doch Tegnér, daß es sich nirgends schöner tanze als auf Gräbern, warum also nicht auch über einer Kirche? Wer in diesem Uebereinander von Weinkeller, Kirche und Ballsaal ein architektonisches Pamphlet finden sollte, wird vielleicht zufriedengestellt, wenn er gleich darauf findet, daß die neue Altstädtische Kirche auf den Fundamenten des alten abgebrochenen Theaters steht. In dem weiten Hofe des Schlosses, wo früher die Huldigungen der preußischen Stände stattfanden

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Bording mit Kohlen.

und Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 seine begeisterte Ansprache hielt, befinden sich auf der Nordseite die Geschäftslokale verschiedener Behörden. Aber auch hier lesen wir über der Thüre in Stein gehauen das Wort „Blutgericht" und finden eintretend weite Kellergewölbe und ungeheure Weinfässer, die als Folie für trinkende fröhliche Menschen dienen.

Der Stolz Königsbergs ist sein Königsgarten. Die Nordwestseite desselben nimmt jetzt das neue im Renaissancestil erbaute Universitätsgebäude ein mit langer Säulenhalle und freskengeschmückter Aula. Nicht jeder, der durch die schönen Gartenanlagen, rings um die Reiterstatue Friedrich Wilhelm III. von Kiß, wandelt, weiß, daß sich hier einst ein Wildgarten befand, in welchem am 20. Januar 1701, zur Feier der Krönung Friedrichs, des ersten preußischen Königs, nach anderthalbstündigem Kampfe drei Bären, ein Auerochs, vierzehn Wölfe und ein wilder Eber erlegt wurden. Nachdem diese „Circenses" aufgehört haben, versammelt sich das Publikum in dem nahen Theater.

Eine wirklich schöne Stelle in Königsberg ist der fast zwei Kilometer lange Schloßteich, eigentlich der durch Aufschüttung eines Dammes (darauf die heutige französische Straße) gebildete Mühlenteich. Hier reiht sich Garten an Garten mit herrlichen mehrhundertjährigen Linden. Von der Brücke, welche den Teich überspannt, umfaßt man dieses ganze Bild, in welchem im Süden das Schloß mit seinem Schloßthurme so mächtig hervortritt. Am Abend sind fast alle diese Gärten beleuchtet, überall erklingt Musik, Dutzende von zierlichen Gondeln huschen über die finstere Wasserfläche. Gewiß ist das Alsterbassin in Hamburg größer, der Kranz seiner Paläste unvergleichlich, aber der Schloßteich ist lauschiger, idyllischer; ein Stück der schönen samländischen Waldnatur mitten in dem bewegten Stadtleben. Kein Wagen nähert sich zu diesen Ufern, darum verklingt auch der Gesang nicht ungehört auf dieser Flut, darüber immer ein paar Schwäne ziehen. Aber tückisch ist dieses stille Wasser doch. Es ist nicht eben lange her, als der jetzige König und Kaiser und sein Hof in prächtiger Gondelfahrt darüber hinfuhren. Tausende von Lichtern, aufsteigende Raketen, Orchesterfanfaren! Da brachen plötzlich die Geländer der Brücke unter dem Drucke der dichten Menschenmassen. Ein Sturz, ein wüstes Durcheinander, fürchterliche Schreie: — wie groß die Zahl der Opfer, man hat es nie bestimmt erfahren!

Aber wandern wir lieber von der Höhe der obern Stadttheile, — einst Dörfer, und schon damals Tragheim,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Königsberg: Der Schloßteich.

Roßgarten, Neue Sorge, Sackheim ꝛc. genannt — hinab zum Löbenicht, einer der drei alten „Freiheiten", wo es noch jetzt überall nach Malz riecht und einst die reichen Bierbrauer wohnten.

Aut miles, aut monachus, aut Mälzenbräuer im Löbnicht —

wünschte man schon vor mehreren hundert Jahren. Vielleicht hat diese Stadt ihren Namen vom Flüßchen Löba, jetzt Katzbach genannt, oder von den Linden, deren slawischer Name lepa ist. Hier und in der nahen Altstadt ist das eigentliche Quartier der Krämer und Handwerker; hier flutet das Leben hin und her. Freilich die alten Aufzüge und Volksfeste sind verschwunden. Es war einst eine alte Gewohnheit, daß die Fleischer an jedem Neujahrstage eine überaus lange Bratwurst öffentlich in allen drei Städten umhertrugen. Dieselbe nahm mit jedem Jahre an Länge zu, von einhundertachtundneunzig Ellen im Jahre 1558 bis fünfhundertsechsundneunzig Ellen im Jahre 1583, welche von einundneunzig Fleischergesellen getragen wurde. Sie pflegten mit derselben den Bäckern ein Geschenk zu machen, die sich wiederum ihrerseits am heiligen Dreikönigstage — sechster Januar — mit einem Gegengeschenke von Strützeln von ungemeinem Umfange bedankten. Das größte Meisterwerk brachten sie im Jahre 1601 zu Stande. Beide Gewerke hatten sich dieses Mal zu einer besonderen Festlichkeit vereinigt und in den Zeitgenossen Johann Gorius und Daniel Brodach die betreffenden Dichter gefunden. Die Wurst, an welcher neunzig Fleischer arbeiteten, wurde aus einundachtzig Schweineschinken bereitet, wobei als Gewürz über achtzehn Pfund Pfeffer und zur Anfeuchtung sieben ein halb Tonnen Bier verbraucht worden. Ihre Länge maß eintausendundfünf Ellen; sie war mit einhundertundneun zierlichen Kränzen umwunden und wog achthundertundfünfundachtzig Pfund.

Königsbergs größte Kirche, der Dom, steht im Kneiphof, einer kleinen von zwei Armen des Pregels gebildeten Insel, früher Voigtswerder genannt. Die schönen hohen gothischen Hallen sind nicht ohne Interesse. Hier ist die eigentliche Stifterin der Universität, die Herzogin Dorothea, Tochter Königs Friedrich I. von Dänemark beigesetzt, ebenso wie ihr Gemahl der Herzog Albrecht, dessen Bild in Silber die hiesigen Studenten an ihren

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Mützen tragen. Dieser „Albertus“ mit Harnisch und Schwert schien Melanchthon, dem Schwiegervater des ersten Rektors Sabinus etwas auffallend. „Ich wünschte, das Symbol sei passender für Wissenschaft und Kunst,“ schreibt er an Camerarius, „aber jenes eisige Küstenland war immer rauh und kriegerisch.“

Als die Universität im Jahre 1544 nach dem Muster von Wittenberg gestiftet wurde, ahnte es wohl niemand, daß diese Gelehrte Anstalt mit so dürftigen Anfängen die Geburtsstätte einer weltbeherrschenden Philosophie werden würde. In der That betreten wir die alten, halb verfallenen, jetzt andern Zwecken dienenden Räume mit einer Art frommen Schauers, wenn wir des großen Kant gedenken, der in Königsberg geboren und daselbst auch gestorben ist (1724—1804). Wir sind schon früher, vom Danziger Keller aus, an seiner Statue von Rauch vorüber gewandelt, auch an dem bescheidenen Hause in der Prinzessinstraße, in welchem er die letzten Jahre seines Lebens verlebt hat, oft sich beklagend, — wie er in einem Briefe an Hippel schreibt — über die „stentorische Andacht“ der Gefangenen in der nahen Schützerei. Hier am Dome, im Schatten uralter Linden betreten wir seine Grabstätte, welche einst der Kriegsrath Scheffner als Stoa Cantiana benannt und pietätvoll eingerichtet hatte. Immanuel Kant starb am 12. Februar 1804 und wurde am letzten Tage dieses Monats in dem Professorengewölbe der Domkirche beigesetzt. Fünf Jahre später ließ Scheffner die Professorengruft in eine bedeckte Spazierhalle für die im alten Collegium Albertinum Wohnenden verwandeln und versah den Leichenstein mit einer Inschrift. Die Halle verfiel, namentlich seitdem das neue Universitätsgebäude auf Königsgarten bezogen wurde, sie wurde mit Latten verschlossen und erregte den Unwillen der Fremden, zum Beispiel des amerikanischen Gesandten Bancroft, welche aus weiter Ferne hieher gekommen waren, um sinnend an Kants Ruhestätte zu weilen. Vor einiger Zeit traten indessen einige Männer zusammen, um die geweihte Stätte wieder würdig herzustellen. Kants Grab wurde geöffnet; sein Schädel (vielfach photographirt) erregte das Erstaunen der gelehrten Welt; die Stoa ist seitdem in eine kleine gothische Kapelle verwandelt. Das Innere des Baus bildet ein doppeltes Kreuzgewölbe. Dem Eintretenden zur Linken steht hinter dem alten Grabsteine eine Copie der Kant'schen Büste von Schadow. Die nicht gerade schön zu nennenden Züge des verhältnißmäßig kleinen Greisenkopfes lassen den Gelehrten, den Forscher und Menschenfreund deutlich erkennen. Hell hebt sich die Büste von der Hinterwand ab, welche eine Copie der „Schule von Athen“ einnimmt. Auf der entgegengesetzten Wandfläche liest man die letzten Worte des bekannten Passus aus der „Kritik der praktischen Vernunft“:

Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht,
so öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt:
„Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“

Goethe sagte, wenn er eine Seite in Kant lese, werde ihm zu Muthe, als trete er in ein helles Zimmer. In dieser Grabkapelle wird auch uns hell und licht. Wir gedenken des großen Astronomen in Frauenburg und wandern wohl sinnend zu dem Grabe eines andern großen Königsbergers, nicht weit von der Sternwarte, die er zuversichtlich in der trübsten Zeit des Vaterlandes erbaut hat, um den Himmel ebenso zu erforschen, wie Kant das moralische Gesetz. Bessel liegt unter freiem Himmel. Der Blick schweift von der Höhe frei über die weiten Pregelniederungen bis zu dem Frischen Haff. Im Vordergrunde steht ein großes Kriegerdenkmal zur Erinnerung an die in den letzten Kriegen Gefallenen, die dem Kantischen „Kategorischen Imperativ“ treu bis zum Tode geblieben.

Wer es wissen will, wo die Größe Preußens und des großen deutschen Vaterlandes ihre Wurzeln hat, trete an die Gräber Königsbergs. Nicht weit von Bessel befindet sich auch der Leichenstein Hippels, in dessen Garten einst die Königin Luise wehmuthsvolle Stunden zubringen sollte. Blicken wir aber von hier hinab, so nehmen wir wohl den „Packhof“ wahr, in welchem einst Hamann, der „Magus des Nordens“ als Verwalter hauste. Indem wir ferner der Philosophen Herbart und Rosenkranz gedenken und des vielumfassenden Herder, der in dem ostpreußischen Provinzialstädtchen Morungen geboren ist, klingt wohl aus den nahen Laubhallen des „Volksgartens“ das unvergleichliche „Anke von Tharau“, dessen Dichter Simon Dach in der Lindenstraße, damals Ochsenmarkt genannt, wohnte.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Tritt Königsberg im Aeußeren gegen andere Städte zurück, so kommt es, sobald wir uns hier zum historischen und zumal geistigen Gebiet wenden, desto mehr zu seinem Recht.

Aber blicken wir uns noch einmal um! Schauen wir in das alte graue Schloß und sehen Bild auf Bild vor uns aufsteigen und schattenhaft an uns vorübergleiten. Dort wurde das Königreich Preußen geboren und in der Kirche setzte jener Friedrich I., dessen Standbild von Schlüter noch zu sehen ist, sich die Krone auf. Im „Moskowitersaale" banketirte der wilde Gast, Peter der Große. Fünfzig Jahre später hausten in den fürstlichen Zimmern russische Generale und beherrschten die in Besitz genommene Provinz, und von den öffentlichen Gebäuden

Königsberg: Kants Denkmal mit der Altstädtischen Kirche.

blickte der russische Adler auf die tief gebeugte Bevölkerung herab. Und dann 1806, im traurigen Spätherbst, da wandte sich die Flucht der königlichen Familie hierher, und alles, was noch zu ihr hielt und sich zu retten vermochte, folgte ihr, die Muthigen und die Feigen, in trotziger Fassung, mit knirschendem Grimm, in rathloser, jammernder Verzweiflung und zitternder Angst, die wirklichen eisernen Männer und die „alten Weiber" des gleichen Geschlechts, mit welchem Titel bekanntlich die Gräfin Voß die Freunde und Rathgeber des unglücklichen Königs bedachte.

Man mußte aufbrechen und davon, denn die Franzosen rückten näher und näher, und die Flucht ging weiter mit der schwerkranken Königin, im furchtbarsten Januarwetter, auf den schlechtesten Wegen, durch die Einöden der Kurischen Nehrung, bis zur letzten Stadt des preußischen Gebiets, nach Memel. Da folgten denn wieder schreckliche Monate bis nach dem traurigen und schmachvollen Tilsiter Frieden, und darauf die Rückkehr nach Königsberg und

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

ein langer Aufenthalt daselbst. Das war die nicht weniger schwere, sorgenvolle und mühselige, und dennoch erhebende und prächtige Zeit der Wiedergeburt des Staats, eine Zeit der tiefsten Demüthigung und des unaufhaltsamen Wiederaufraffens, des rastlosen Mühens und Arbeitens — alle einig in dem einen Willen, dem einen Vertrauen, dem einen Ziel, alle von oben bis unten, das ganze Volk, Männer und Frauen, die Greise und selbst die Kinder! — Wohin wir blicken, treten uns die großen Gestalten entgegen, die Stein, die Hardenberg und Humboldt, die Dohna, Schön und Auerswald, Scharnhorst, Blücher, York und Bülow — was sie auch später geschaffen und errungen, hier legten sie in aller Stille den Grund zu der Erhebung des Staats und ihrem eigenen Ruhm. Und zwischen ihnen allen jene ergreifende Gestalt der trauernden, aber nicht entmuthigten, sterbensmüden und dennoch niemals rastenden Königin, — jener Luise, welche von dieser Zeit und von hier aus die außerordentliche Popularität und die fast religiöse Verehrung gewann, die das gesammte Volk in ihr den Schutzgeist Preußens erblicken, mit ihrem Bilde und Namen im Herzen und auf den Lippen, die Leiden tragen, die Schmach überwinden und endlich sich zum Kampf der Befreiung erheben ließ.

Immanuel Kant.

Eine freundliche und innige Erinnerung haftet an einem Plätzchen, das die Königin mit ihrer herzlichen Liebe zur Natur in der nächsten Umgebung Königsbergs aufgefunden und zum Ruheplatz für sich und ihre junge Familie erkoren hatte. Das ist der sogenannte Busolt'sche, früher Hippel'sche Garten auf den vielbesuchten „Hufen" mit ihren Konzertgärten und Sommertheatern. Es ist dort nicht eben viel verändert worden, und so findet man denn auch jetzt noch nur ein unscheinbares kleines Haus („misérable château" schrieb einst die Begleitung Napoleons an die Thüre), schöne alte Bäume, viel Grün, viel Stille, Ruhe und Frieden. Das war's, was die Fürstin für sich und die Ihren ersehnte und hier mehr als einmal, so lange wie möglich genoß.

Königin Luise im Busolt'schen Garten.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Kurische Kähne mit Heu.

Kranz und die Kurische Nehrung.

An der samländischen West- und Nordküste gibt es eine ganze Zahl von Bädern, in welchen nicht bloß die Bewohner Königsbergs, sondern auch die der Provinz Erfrischung suchen: auf der Westküste Pillau und Neuhäuser, auf der Nordküste Georgenswalde, Rauschen, Lapönen, Neukuren und Rantau. Alle diese Bäder sind jedoch mehr Sommerfrischen mit primitiven Badeeinrichtungen, wenig Komfort und allerlei Humoren. Der eigentliche Badeort mit organisirter königlicher Verwaltung, Badekapelle, Theater ꝛc. ist Kranz, zu dem zwar noch keine Eisenbahn führt, aber dafür der russisch-polnische Orient wandert, der dem Orte ein eigenthümliches Gepräge verleiht.

Merkwürdig ist das milde Klima von Kranz. Hier stehen die letzten Rothbuchen, breitet eine Platane ihre schöne Krone aus. Dafür wühlt der Seestrom, welcher von Westen kommt, ewig an der Uferhöhe und nöthigt die Häuser weiter und weiter zu rücken. In neuerer Zeit hat man der Zerstörung durch verschiedene Uferbauten zu wehren gesucht, im Ganzen doch mit wenig Erfolg. Die Wogen stutzen wohl erst eine Weile, dann gehen sie aber wieder frisch zum Angriffe über und spotten des winzigen Menschenwerks.

Kranz liegt am Wurzelende der Kurischen Nehrung, jener merkwürdigen, einhundertundzwölf Kilometer langen Landzunge, welche sich in einem leicht geschwungenen Bogen erst in östlicher, dann in nördlicher Richtung hinzieht und von der Stadt Memel nur durch das Seetief des Kurischen Haffs getrennt ist. Die ostpreußischen Haffe sind nichts weiter als überschwemmte Tiefebenen. Es gibt hier kaum eine Stelle, wo man nicht den Grund mit einer mäßig langen Stange erreichen könnte. Es ist der Kompaß der Fischer, welche in den dunklen Nächten durch solche Peilungen erforschen, wo sie sich befinden. Denn es wechselt der Haffgrund überall zwischen Schlickerde („Mott“) und Sand und das genügt diesen kundigen Leuten zur Orientirung. Denkt man sich ein Glas Wasser auf einem Theebrett ausgegossen, so hat man eine Vorstellung von der Tiefe des Kurischen Haffes, neben welchem die an sich seichte Ostsee den Eindruck eines unergründlichen Meeres macht. Da das Haff seinen Abfluß nur durch das enge Memeler Tief hat, so stauen sich die Wasser des mächtigen Memelstromes meist bis sechzig Centimeter auf, bei anhaltenden Weststürmen selbst bis zu einem Meter. Dann dringt das Seewasser (Suraines, der „Gesalzene“, sagen die

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Kranz.

hiesigen lettisch redenden Bewohner) in das Haff ein und erfüllt wenigstens dessen nördlichen Theil mit Brackwasser. Im Herbst und Frühling aber überschwemmt der Memelstrom die westlichen Niederungen seines Deltas, in welchem die Bewohner sich alle auf zerstreuten sandigen Hügeln, wie auf Inseln, angebaut haben. Oft fällt es hier schwer, zu bestimmen, ob ein Terrain Land oder Wasser sei. Wie sich meilenlange Kanäle (die alten Mündungsarme der Memel), Ausrisse und Pfützen (die „Schogen" der Littauer) weit in das Land erstrecken, so ziehen sich die „Kampen", Schilf- und Binsenpflanzungen, darin unzählige Fische laichen und Sumpfvögel brüten, weit in das Haff. Oft erblickt man tief im Lande, mitten in Wiesen oder Sumpf-Wäldern, das Fischerboot des Littauers, andererseits weit im Haff einen Wanderer, dem das Wasser nicht viel weiter als über das Knie reicht. Der Mensch ist hier wie sein Boden, darauf er bald rudert, bald geht, heute fischt, morgen pflanzt, ein Amphibium. In den ungeheuren Rohrkampen wimmelt es von Leben wie in einem Urwalde Südamerika's. Fährt man Nachts in einem Boote vorüber, so ist die ganze Luft erfüllt von tausend Stimmen, von einem Zwitschern, Schwirren, Rauschen wie am Meere. In den Sumpfwäldern bei Ibenhorst begegnen wir noch ganzen Rudeln Elchthieren, denen die Wildschützen ein jähes Ende bereiten, indem sie dieselben im Winter auf das Eis des Haffs treiben, sie auf Schlittschuhen verfolgen und sie mit einer hölzernen Lanze tödten.

Aber wie interessant auch diese Verhältnisse sein mögen, der Blick des Fremden haftet doch ganz besonders an der Dünenkette im Westen des Kurischen Haffs, welche in der Sonne oft röthlich-weiß daliegt, im Wolkenschatten violet erscheint und gleich einer märchenhaften Erscheinung unser Auge fesselt. Die Dünen der Kurischen Nehrung sind in Deutschland noch so gut wie unbekannt. Selten wagt sich ein Fremder hieher, seltener ein Maler und doch bilden sie eine der größten Merkwürdigkeiten Europa's. Keine anderen Dünen vermögen eine Vorstellung von dieser ganz eigenartigen Welt zu geben, keine erreichen die der Kurischen Nehrung an Größe, Höhe, Eigenthümlichkeit der Formen, Wildheit und Gefährlichkeit. Die Dünen der jütischen Halbinsel, der schleswigschen Inseln verhalten sich dazu wie ein schüchterner Versuch. Auf unserer Nehrung zieht sich der Dünenwall, zuweilen unterbrochen, oder sich in einzelne Berge auflösend, neunzig Kilometer lang hin, wie eine einzige ausgestreckte Schlange, zwischen den beiden Meeren, der Ostsee im Westen, dem Kurischen Haff im Osten. Dieser Wall, eine Sandwelle von ein bis zwei Kilometer

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Blick über die Dünen. Kurische Nehrung.

Nach einer Zeichnung von L. Passarge aufs Holz übertragen von A. Püttner.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Am Ufer (im Kurischen Haff).

Breite, hat durchschnittlich eine Kammhöhe von vierzig Metern, es gibt aber auch längere Strecken, wo sie sechzig Meter hoch ist. Die Form des Dünenzuges ist die einer Welle. Sie steigt langsam von der Seeseite auf, senkt sich ein wenig nach Osten und stürzt dann steil in das Haff ab. Von der See trennt den eigentlichen Dünenwall überall eine wellige, mit Gräsern und Büschen bedeckte Sandebene, die Platte oder Palwe der Nehrung; auf der Haffseite breitet sich oft eine wiesenartige Fläche aus; häufiger stürzt die Düne unmittelbar in das Haff. Und so stark ist der Druck, den sie auf den weichen Haffboden ausübt, daß sie denselben oft über vier Meter hoch in die Höhe preßt. Leicht wandert man auf der Seeseite dicht am Fuße des Dünenwalls in einem eigenthümlichen, grünlichen Sandbett, das den Dünenzug unausgesetzt begleitet. Wir gehen hier auf lauter Triebsand, der im Sommer ungefährlich ist, weil die obere Sandschicht austrocknet und eine Kruste bildet, wie im Winter das Eis. Aber im Frühling oder Herbst, da ist dieser „lebendige Sand", wie die Isländer ihn nennen, gefährlich genug; Pferde und Wagen versinken darin; je mehr die Kreatur sich zu befreien versucht, um so tiefer versinkt sie. Pferde brechen dabei wohl ein Bein. Kommt keine Hülfe, vermag man das Thier nicht auszugraben, es nicht herauszuheben, indem man Stricke unter seinem Leibe hindurchzieht, so ist es verloren. Dr. Berendt, der frühere Geologe der Provinz, hat eine solche Katastrophe, die er selber erlebt, sehr anschaulich beschrieben. An einer Stelle fand man vor einigen Jahren ein Pferdeskelet und das eines Mannes. Das Pferd war plötzlich in Triebsand gerathen, der Reiter über den Hals des Thieres hinausgeschossen. Wie er gefallen, so lag er auch noch da, mit dem Gesicht im Sande.

Auf der Haffseite gibt es selten das meilenlange Triebsandbett der Westseite. Hier treten dafür einzelne Triebsandstellen auf, oft in Form eines Sprudels, der den Sand in der Schwebe erhält, und zuweilen hoch hinaus springt. Wer in einen solchen Trichter fällt, ist verloren. Noch eine andere Gefahr droht hier. Nicht ohne Schauder wandert man neben den fünfzig Meter hohen Sturzdünen: Sandabhänge über unsern Köpfen. Zuweilen löst sich eine Sandmasse los, die Lawine stürzt herab und begräbt den Reisenden. Auf diese Art wurden einst vierzehn Leute verschüttet, die vom Memeler Jahrmarkte nach Hause zurückkehrten.

Wer auf der Nehrung zu Wagen fährt, wählt entweder die breite Palwe, wo große Pfähle oder Weiden

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

die Richtung des Weges andeuten, oder den Strand unmittelbar an der See. Die Pferde verfolgen hier ganz genau die Strandlinie, und zwar so, daß das eine Rad im Wasser, das andere auf dem Strande läuft. Bei stürmischem Wetter ist eine solche Fahrt nicht ohne Aufregung, und Diderot, der diesen Weg vor einhundertundfünfzig Jahren gefahren ist, schildert ihn in seinem Gedicht: La poste de Koenigsberg à Memel ganz lebendig. Der Fußwanderer wählt am besten den Kamm des Dünenwalles, wo der Sand fast immer fest liegt und der Blick frei nach allen Seiten schweifen darf. Nicht bloß das Meer liegt endlos vor uns, auch das bis vierzig Kilometer breite Haff. Nur erscheint seine Fläche fast immer weich und bleiern, während die See frisch und dunkel daliegt. Viele Meilen weit durchmißt der Blick die Länge der Nehrung, ohne ihr Ende zu erkennen. Immer ist es dieselbe Schau; Kuppe folgt auf Kuppe, eine Sturzdüne der andern, in der Ferne haftet der Blick auf keiner Höhe, keinem Gegenstande; das Bild wirkt wie die fixe Idee eines Wahnsinnigen. Meilenweit liegen die Ansiedelungen der Menschen (immer auf der geschützten Haffseite) auseinander. Man wandert stundenlang auf der Höhe, wie losgelöst von allem Leben. Doch nein, zuweilen zieht ein Fischadler seine Kreise, tausende von Möwen ziehen wie ein Schneegestöber über das Haff; im fliegenden Sande zu unsern Füßen wehrt sich ein Schmetterling vergeblich gegen den Windstrom.

Zuweilen erblicken wir von der Höhe ein paar alte Weidenbäume, die uns von der alten Poststraße erzählen könnten, über welche noch vor fünfzig Jahren der ganze Verkehr nach Memel und Rußland ging. Hie und da liegt zu unseren Füßen auf der Haffseite ein merkwürdiges Nebeneinander von Stangen, Brettern, Kreuzen. Wir rutschen vorsichtig den hohen Dünenwall herab, unten mitten in einer begleitenden Sandwoge ankommend, und treffen einen einsamen Friedhof mit allerlei Denkmälern, welche die Leute ihren Todten gesetzt und geschnitzt haben, die einen mit deutschen, die anderen mit littauischen Inschriften. Fest schließt sich Grab an Grab. Aber der Sturm hat oft den schützenden und deckenden Sand fortgeweht, die Särge bloß gelegt. Manche sind herabgestürzt, haben ihren Inhalt ausgestreut. Da liegen rings nicht bloß Schädel und gebleichte Knochen, nein auch ganze Todte in ihren Leichenkleidern. Fern von diesen Friedhöfen stoßen wir zuweilen an einen sandgefüllten Schädel, den der „Sturmnarr" hieher gerollt hat. Manche haben einen grünen Streifen um die Stirn von dem Bronceschmuck, den man dem Todten mit in das Grab gegeben hat, oder einen grün gefärbten Mund von dem Obolos, den der Todte dem „Fährmann" zu geben schuldig ist.

Die Lebenden aber wohnen in ihren höchst eigenthümlichen Holzhäusern, die sie selbst erbauen und mit Rohr decken und sitzen gern in der großen Vorhalle um das Herdfeuer, das auf dem Boden brennt. Da weht es uns ganz wunderbar an. Kein Schornstein leitet den aufsteigenden Rauch nach oben; er legt sich wie eine Wolkendecke über die Köpfe und zieht langsam durch die Ritzen und Oeffnungen im Dache ab. Alle Ständer und Balken sind mit einer metallisch glänzenden rußigen Lage überzogen, gerade so wie das „Atrium" (ater schwarz) des altrömischen Hauses. Hier hängen auch die Netze zum Trocknen und werden durch den Rauch vor Verrottung bewahrt.

„Keine Mahlzeit ohne Fisch" — ist der Grundsatz dieser Ichthyophagen. Sie genießen ihn vom Morgen bis zum Abend und in jeder Form, oft ganz roh wie er aus dem Wasser kommt. Aber die Menschen sind hier keineswegs arm, denn der Fisch bietet ihnen auch eine reiche Einnahmequelle, und noch weniger schmutzig oder roh, dafür sind sie schon zu vielsprachig. Ihre Muttersprache ist das Lettische (Kurische), aber in der Kirche singen sie aus Littauischen Gesangbüchern und in der Schule lernen sie deutsch. Nun sind ganze Dörfer schon germanisirt, so Sarkau, Rossitten; andere wie Pillkoppen und Schwarzort sind gemischt, aber in Nidden, Preil und Perwelk spricht man noch immer kurisch. Kommt ein Fremder hieher, so reden sie allerdings deutsch mit ihm, aber bewegen sich in lauter gebildeten Redensarten, wie sie das in der Schule gelernt haben.

Die Menschen sind hier alle gottesfürchtig, schon als Fischer, die täglich der Gefahr ins Auge sehen müssen. Ihre Art zu verkehren, zu sprechen, ist immer einfach, aufrichtig und ohne alle Befangenheit. Dabei besitzen sie eine lebhafte Phantasie und eine merkwürdige Kunst des Vortrags. Ich erlebte einmal in Nidden eine schwere Sturmnacht. Als ich am Morgen in mein Gastzimmer kam, fand ich dasselbe bereits gefüllt, von verschiedenen Fischern,

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzort.

die in der Nacht den größten Theil ihrer Netze eingebüßt und nur mit Noth das nackte Leben gerettet hatten. Ich sollte mich für sie bei der Regierung verwenden. Zuletzt entfernten sich alle bis auf Einen, den ich schon von früher her kannte als Vater von zwei hübschen Jungen. Indem ich ihn nochmals veranlaßte, von der letzten Nacht zu sprechen, entwarf er mir ein Bild von seiner Fahrt im Fischerkahne auf dem Haff, daß ich ihm nicht ohne tiefste Bewegung zu folgen vermochte. Er erzählte nicht, er spielte vor mir, wie er mit den beiden, acht und dreizehn Jahre alten Söhnen ausgefahren, um zu fischen, wie plötzlich der Sturm sich erhoben habe und der Kahn beinahe gekentert wäre, weil die Kinder ihm nicht hätten genügende Hülfe leisten können; wie er in der Dunkelheit die Richtung verloren und den letzten Augenblick nahe geglaubt; dann das jüngste Kind in die kleine Kajüte gebracht und den Kahn mit der größten Noth unter Segel erhalten hätte. Da habe das Kind die Kajütenthüre aufgemacht und weinend gerufen: „Vater, ich ängstige mich so sehr!“ Aber er habe es zurückgewiesen und geschrieen: „Mein Sohn, krieche unter, jetzt ist Untergang!“ — Das habe so die ganze fürchterliche Nacht gewährt, bis endlich der Morgen gedämmert.

Es kam später eine andere Nacht, in der neun dieser Fischer ihr Leben verloren und dreiundzwanzig Menschen mit einem Male brodlos wurden. Darum kleiden sich diese Frauen gern in tiefes Schwarz und sitzen in statuarischer Ruhe auf den Schwellen ihrer Häuser oder auf den Dünen am Haff und starren in die Weite.

Keine wunderbarere Landschaft im deutschen Vaterlande als diese Kurische Nehrung!

Wer nur auf dem Dampfboote von Kranz nach Memel fährt, erblickt von ihrer Scenerie nur das Allgemeine, aber selbst hier in der Entfernung von drei bis vier Kilometern imponirt der meilenlange Dünenzug, an dessen Fuß sich die Dörfchen Preil und Perwelk gleichsam verlieren. Bei Rossitten, einer alten diluvialen Insel mit herrlichen Baumgruppen und Weizenfeldern, erblickt man dicht neben blühendster Kultur den fünfundfünfzig Meter hohen schwarzen Berg, eine einzige losgelöste Düne in Form eines nach dem Haff geöffneten Kraters. Solche vereinzelte Berge wandern

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Perwelk.

jährlich acht bis zehn Meter; erreichen sie das Haff, so bilden sie erst einen „Haken“ und verwehen dann vollständig; „sie ersäufen sich,“ sagen die Fischer. Auf unserem Dünenbilde ist die kleine Insel in der Ferne rechts ein solcher Haken. Als Insel erscheint er nur in Folge der Luftspiegelung, welche dieser Landschaft eigenthümlich ist und die Gegenstände in der Ferne bald hebt, bald senkt. Liegt die Landschaft im tiefen Wolkenschatten, während ein Sonnenstrahl einen solchen fernen Haken trifft, so flammt er auf wie glühendes Gold.

Aber nicht bloß die einzelnen Berge, auch der ganze Dünenwall wandert, und zwar nach Dr. Berendts Berechnung jährlich fast sechs Meter. Denn der Dünensand kommt aus der See, fliegt getrocknet und vom Winde getrieben über die Palwe den westlichen Abhang des Dünenwalles hinab und schlägt sich auf der Ost-, das heißt der Leeseite nieder. Auf diese Weise findet eine Vorschiebung des Dünenwalles statt. Je mehr die Wogen den Ufersaum aufrollen, um so mehr wächst die Düne und wandert sie nach Osten. Dieser Wanderung vermag nichts ein Ziel zu setzen. Die Düne hat Kirchen und ganze Dörfer verschüttet. Nach Jahren kommen dann die Hausstellen, die Gärtchen, die Kirchhöfe auf der Westseite wieder zum Vorschein. Die Sandwoge hat sich über das Menschenwerk gewälzt und läßt es wieder frei. Das satte Raubthier speit seinen Fraß wieder aus.

Trifft die Wanderdüne auf einen Wald, so begräbt sie die stehenden Stämme langsam. Weiden und Erlen ertragen die Verschüttung und grünen weiter, aber Kiefern und Eichen sterben ab. Wandert man auf der Höhe einer solchen Wanderdüne, so sind die aus dem Sande ragenden Büsche nichts anderes als die Kronen der begrabenen Bäume. Nach langer Zeit tritt auf der Westseite der begrabene Wald wieder zu Tage, aber gebrochen, verrottet, zerrieben. Ueberall erblickt man Baumstümpfe, modernde Reste. Oft ist das Innere eines Baumes verrottet, aber die äußern festen Theile haben der Zerstörung widerstanden. So hat sich eine Baumröhre in der Düne

Begrabener Wald (Wanderdüne).

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Seeufer bei Kranz. Abenddämmerung. Von Hugo Knorr.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Bernsteinbagger.

gebildet, eine tiefe Baumhöhle, in welcher ein sorgloser Wanderer wohl versinken, ja gleichsam ertrinken kann, wenn nicht schnelle Hülfe kommt.

Nirgends ist das Schauspiel des begrabenen und wieder auferstandenen Waldes großartiger als in Schwarzort. Aber hier steht auch noch ein Theil des alten Urwaldes in ganzer Pracht. Die Fischer haben sich mit ihren Rauchhäusern im Schutze dieses Waldes angesiedelt und in den schönen Badehotels versammeln sich im Sommer zahlreiche Gäste, die sich der Wald- und Seeluft zu gleicher Zeit erfreuen wollen. Auch der Botaniker findet hier reiche Ausbeute, so z. B. die Linnaea borealis. Ein interessantes Schauspiel bieten auch die großen Bagger dar, welche den Bernstein aus der Tiefe des Haffes heraufholen. Am Wunderbarsten aber ist, daß man auf dem Haffgrunde zahlreiche Artefakte von Bernstein, Korallen, Figuren und Schmucksachen findet, welche die Fundstätte als eine schon zur Urzeit bekannte erweisen. Denn die Lagerung des Bernsteins ergibt mit Gewißheit, daß derselbe hier von der See deponirt ist, also zu einer Zeit, als die Nehrung noch nicht existirte.

Der Wald bei Schwarzort und der bei Nidden sind die letzten Reste des Urwaldes, welcher einst die ganze Nehrung bedeckte. Nun liegt die ganze Dünenkette waldlos, ja vegetationslos da. Eine neue Pflanzendecke schaffen heißt den Sand „zum Stehen“ bringen, den Sandflug und das Wandern der Düne hemmen. Schon ist es der Dünenkultur gelungen, die hart bedrohten Dörfer Rossitten, Nidden, Schwarzort zu retten; aber Pillkoppen liegt noch dicht unter dem sechsundfünfzig Meter hohen Wall wie ein Hündchen neben dem Rachen eines Raubthieres. Auch Preil und Perwelk sehen ihrer Verschüttung entgegen, gerade so wie Lattenwalde verschwunden ist, Kunzen, Neu-Pillkoppen, Altnidden, Karwaiten und Negeln. Nicht bloß die Häuser, auch die Kirchen sind dem Sandfluge erlegen, so die in Kunzen (1804) und Karwaiten (1786). Ein rührendes Bild entwirft uns von dem letzten Gottesdienste in Karwaiten der Pfarrer Schwarz, der später selber hier, wie es heißt, in „einem großen Sandberge“ begraben wurde.

Aber nicht das Menschenwerk allein, auch der Wald hat der Macht des Sandes weichen müssen, ja er ist wiederholt verwüstet worden, wie die über einander gelagerten Reste des alten Waldbodens darthun. In unserm Dünenbilde deuten die langen schwarzen Linien links die Kanten dieses Waldbodens an, der nun von neuem ausgeweht wird. Mit ihm aber treten zu Tage unzählige Grabstätten der alten Bewohner, die ältesten der Steinzeit angehörend, die neuesten schon der christlichen Aera. Da finden wir oft noch die Reste ihrer wollenen mit Broncedraht durchflochtenen Mützen, ihrer Kleider und eine Fülle von Schmucksachen. Neben dem Todten liegt noch sein Messer, sein Beil, ja der Feuerstahl, mit dem er sich ein Licht anschlagen sollte auf dem dunklen Todeswege. Anderswo enthalten die Ringkreise zahllose Urnen mit der Asche der verbrannten Todten, Steinhämmer und die rothen Bernsteinkorallen. Einst fand man in einer Grabstätte nahe bei Rossitten ein paar schwere goldene Ringe, roh gearbeitet, ohne Kunstwerth; aber ein junges Brautpaar steckte sie an den Finger und benutzte sie als — Trauringe.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

In der That, die Nehrung hat ihre eignen poetischen Menschen, auch wenn diese es gleich nicht im Bewußtsein haben. Hat doch sogar einst ein Dichter, Ludwig Rhesa, hier das Licht der Welt erblickt, der erste Sammler der littauischen Volkslieder und Uebersetzer der littauischen Idyllen von Donalitius. In seiner Jugend hatte er die Gänse auf dem Anger in Rossitten gehütet. Als er später, nunmehr Universitätsprofessor und Konsistorialrath, seine versandete Heimat Karwaiten besuchte, wo nur noch eine einzige Weide den Platz bezeichnete, darauf sein Vaterhaus gestanden, dichtete er diese Zeilen:

Du alter Baum, du kämpfst noch mit den Winden,
Ein Eremit in dieser Wüste Sand,
Doch bald wird auch dein müdes Haupt verschwinden,
Und nichts sagt mir, wo meine Heimat stand.

Ein Blick auf Littauen. Memel.

Das Dampfboot fährt von Kranz nach Memel nicht in jedem Sommer. Tritt eine solche Lücke ein, so wählt man die lange Fahrt auf dem Pregel und der Deime bis Labiau und erreicht hier das Kurische Haff. Noch schneller gelangt man nach Memel mit der Eisenbahn über Insterburg und Tilsit. In beiden Fällen streift und durchfährt man das alte Littauerland, die einstigen Landschaften Nadrauen und Schalauen, jetzt zum größten Theil germanisirt, aber noch immer die Heimat des littauischen Volksliedes und ein Sprachgebiet von größter Bedeutung. Wird hier doch noch das Littauische gesprochen, dessen nahe Verwandtschaft mit dem Sanskrit und Griechischen den einstigen Gelehrten so viel Kopfzerbrechen gemacht, den heutigen Linguisten aber so geläufig geworden ist. Dieser merkwürdigen Sprache, die uns ganz homerisch anmuthet, verdankt der Ostpreuße seinen breiten Dialekt, der ihm anhaftet und nähme er Flügel der Morgenröthe.

Bei Memel.

Kiefernwald am Kurischen Haff. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Der Littauer ist der geborene „Niederunger", der Sumpf- und Wassermensch, dem nur wohl ist, wenn er Wasser und Grün ringsum erblickt. Wo er den Acker baut, umgibt er wenigstens sein Gehöft mit lauter Bäumen und lebt wie in einer grünen Laube. Im Gegensatze zu diesem Grün malt er, was nur irgend von Holz ist: seine Fensterladen, seine Stuben, Kasten und Spinde. Selbst sein Sarg strahlt in den hellsten Farben und an den Gräbern prangen die Grabkreuze in allerlei seltsamen Gestalten mit bunten Arabesken oder Blumen. Der Littauer lebt wie ein Amphibium halb auf dem Lande, halb im Wasser. Fast alle Arbeiter an den Baggern in Schwarzort, alle Taucher in Brüsterort sind Littauer. Oft bringen sie den ganzen Sommer auf ihrem Fischerkahn oder auf den ungeheuren Holzflößen zu, welche auf der Memel von Rußland kommen. Aber er ist auch ein Tausendkünstler, der in den kurzen Wintertagen alles selbst arbeitet, was des Lebens Nothdurft erfordert. Kein Littauer ohne Pferd, auf dem er gleichsam geboren wird wie der Gaucho der Pampas. Die berühmten Ulanen des preußischen Heeres rekrutiren sich zum großen Theil aus Littauern. Auch kein größerer Pferdedieb als der

Am Haff.

Littauer, kein mehr verwegener Schmuggler, Wildschütze oder Räuber. Denn die hervorragende Eigenschaft des Littauers ist der Verstand, die Klugheit, die Schlauheit. Kein Amerikaner, kein Jude kommt gegen ihn auf. Der Littauer ist der verwegene Held der Ilias, der leibhaftige Diomedes, der die Pferde des Rhesus stiehlt, der vielgewandte Odysseus. Nirgends findet diese Eigenschaft einen stärkeren Ausdruck, als in den „Littauischen Märchen", die Schleicher gesammelt und herausgegeben hat, in der „Geschichte vom klugen Jungen", der die ganze Welt an der Nase herumführt. Neben dem Littauer mit seiner Beweglichkeit, seinen blauen „blitzenden" Augen, ist der Deutsche der reine Tölpel. Der Littauer leidet nicht, wie der keltische Irländer, an einem Uebermaße der Phantasie. Darum ist er sagenarm und ohne Literatur. Geld verdienen, Schnippchen schlagen, das ist seine Welt. Niemals strebt er über seine Heimat hinaus, keine Abenteurerlust treibt ihn in die Ferne. Jener Offizier kannte seine Littauer gut, als er in der Leipziger Schlacht ihnen zurief: „Haut gut ein, dann kommt ihr bald nach Hause!" Kein größeres Glück für einen jungen Menschen, als in den hellen Sommernächten mit den Mädchen auf der Bleiche wachen und Dainos singen, jene Lieder, deren wunderbaren Duft jede Uebersetzung zerstört.

Dem Littauer fehlt der bürgerliche schlichte Sinn, die Religionsübung ist ihm eine bloße Form, er hat keine Idee vom Kantischen kategorischen Imperativ. Er spannt, wie Prometheus in dem Lustspiel des Aristophanes, den Regenschirm auf, damit Gott ihn auf seinen bösen Wegen nicht sehe. Aber diese Kehrseite verschuldet doch im Wesent-

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Tilsit.

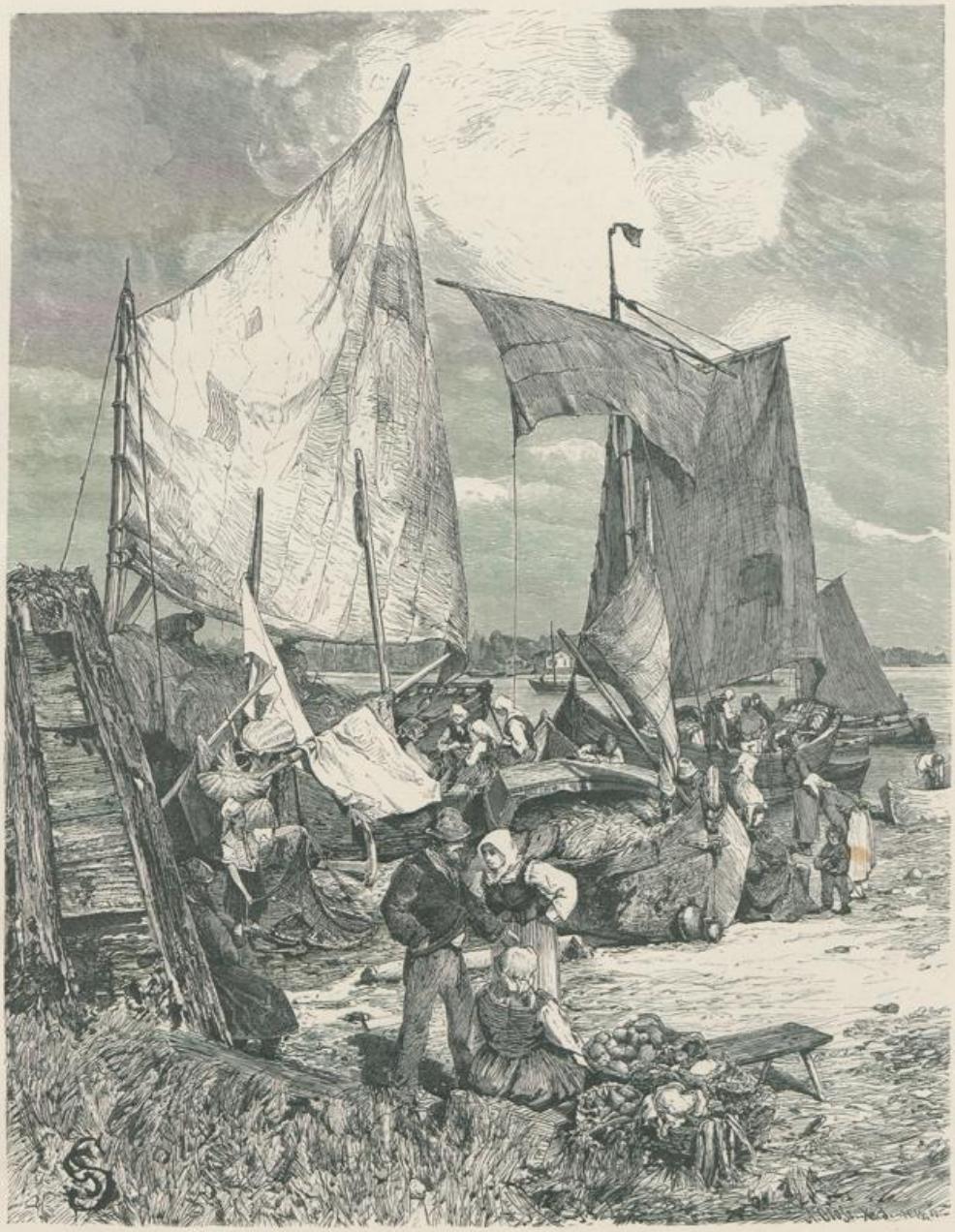
lichen die Germanisirung und der Verlust seiner Nationalität. Wo das Littauerthum sich noch rein erhalten hat, tritt uns neben aller Schlauheit eine überraschende Kindlichkeit des Gemüths entgegen; wenn der Germanisirungsprozeß eingetreten ist, verliert der Littauer Scham, Anstand und Moral. Niemand urtheilt härter über ihn als der Richter. Ist der Littauer germanisirt, so ist er weder ein Deutscher geworden, noch ein Littauer geblieben; seine Heiterkeit, seine Unbefangenheit ist verschwunden; er singt nicht mehr; er geht dumpf und still dahin.

Wer in Labiau das Dampfboot verläßt, kann sich in die endlosen Sumpfniederungen des Memeldeltas vertiefen und die meilenlangen Moosbrüche besuchen, die nach Art einer Wasserblase aufgequollen sind und hoch über das anliegende feste Land aufsteigen. Denn in Wahrheit sind es große unterirdische von einem Moosteppich bedeckte Seen. Nur hier und da ist diese Decke zerrissen und das Wasser tritt frei zu Tage. Das sind die sogenannten Burbolinen, aus denen es keine Rettung gibt. Wer im Sommer über diese Moosbrüche wandert, kommt nicht weit; er sinkt tief ein und weiß, daß er die Decke nicht durchbrechen darf. Nur an den Rändern haben die Leute eine eigenthümliche Kultur entwickelt, indem sie den Moostorf entwässern und mit großer Mühe in Kartoffeläcker verwandeln. Die sogenannte Atlaskartoffel mit ihrer reinen glänzenden Schale stammt von diesen Aeckern, die nur aus einem gedüngten Moosfilz bestehen.

Anderswo dehnen sich weite Wiesen aus, welche noch Königsberg mit Heu versehen. In den Haffdörfern Nemonien, Gilge, Inse, Tawe und Karkeln hat sich ein umfangreicher Gemüsebau entwickelt. Steigt freilich das Haff sehr hoch, überschwemmt der Rückstau diese Gärten, so ertrinken die Pflanzen. Die Bewohner holen daher gerne von der Nehrung drüben ganze Schiffsladungen von Dünensand und erhöhen damit ihre Beete.

Man kann durch alle diese Haffdörfer, die Ausmündungen der Memel überschreitend, bis zum Minge-Drawöne-Kanal gelangen, welcher behufs Umgehung der gefährlichen Windenburger Ecke angelegt ist. Denn es kommen jährlich aus Rußland ungeheure Holzmassen die Memel herunter, welche in dem Marktflecken Ruß umgebunden und zu einer „Jall" vereinigt nach Memel geschafft werden. Früher gab es nur den Haffweg um die Windenburger Ecke, wo das Haff fast immer unruhig ist; Stürme zerschlugen das Floß und zerstreuten die Balken. Dieser Gefahr entgeht man durch die gedachte Kanalfahrt.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe



Marktvolk an der Memel. Von Gustav Schönleber.

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Memel.

Wer mit der Eisenbahn nach Memel fährt, berührt die Städtchen Tapiau und Wehlau, dann Insterburg wo eine schöne Platane wohl die Ostgrenze dieses südlichen Baumes bezeichnen möchte. Prachtvoll liegt Tilsit auf dem hohen Südufer des imposanten Memelstromes, über welchen sich eine der größten Eisenbahnbrücken Deutschlands spannt. Unten erblickt man die Schiffsbrücke, neben welcher einst der französische und russische Kaiser nebst dem Könige von Preußen auf einem Floße zusammen kamen, um jenen schmählichen Frieden zu schließen, welcher der Königin Luise das Herz brechen sollte.

„Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?“ fragte Napoleon damals.

„Sire,“ antwortete die Königin, „dem Ruhm Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben.“

Ueber dieselbe Schiffsbrücke geht der Weg nach Tauroggen und der einsamen Mühle von Poscherun, in welcher fünf Jahre später General York seine Konvention abschließen sollte, in Folge deren „das Volk aufstand und der Sturm losbrach“.

Die ganze Landschaft von Tilsit ist von hervorragender Schönheit. Da ist gleich rechts der Schloßberg, drüben der sagenhafte Rombinus, ein paar Meilen weiter die alte Ordensburg Ragnit, Tussainen und Obereißeln. Der gewaltige Strom fließt hier zwischen Waldhöhen, die bis über hundert Meter aufsteigen; im Osten öffnet sich das Jurabecken, einst ein meilenlanger See, jetzt ein einziger tiefdunkler Wald. Hier geht es nach Schmaleninken und in das große Czarenreich.

Die Eisenbahn von Tilsit nach Memel durchschneidet ein wenig interessantes Terrain, das langsam zur nahen russischen Grenze aufsteigt. Es ist das Gebiet des littauischen Schmugglers, die Heimat der „Rothbrust“ (Raudons Krutinnis), der einst das ganze russische Zollheer im Athem hielt und noch seines Walter Scott wartet.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Bei Nimmersat.

Memel kündet sich als eine große Stadt an, mit seinen Holzgärten und Holzschneidemühlen, seinen mächtigen Seeschiffen, die sich auf dem Strome wiegen und seinem Hafenverkehr, in dem das Englische vorwaltet. Denn alle diese russischen Hölzer gehen von hier nach England, wenn nicht gar nach dessen fernen Kolonieen.

Das Tief ist durch den Fluß und den Seestrom nun schon zwei Kilometer nach Norden gedrängt, während die Nehrungsspitze gleichsam langsam nachfolgt. Hier steht ein Leuchtthurm und gewährt einen prachtvollen Blick auf Meer und Haff und die Plantagen im Norden. Vielleicht tanzt gerade ein mit Segeln reichlich versehenes Boot, möwengleich, über die Flut: es ist gewiß ein esthnischer Schmuggler, der in Memel volle Ladung an Rum und andern Spirituosen eingenommen hat, um in einer dunklen Nacht auf Oesel oder anderswo zu landen. Trifft es unterwegs auf einen russischen Zollkutter, so wirft es die ganze Ladung über Bord und sieht möglichst lammfromm aus. Denn auf Schmuggeln steht Deportation nach Sibirien. Die Fischer auf der Kurischen Nehrung kennen diese antreibenden Fässer sehr wohl und behandeln sie als willkommenes Strandgut.

Auch Memel ist reich an Erinnerungen an die königliche Familie, welche in dem nahen Tauerlauken wohnte, als der preußische Staat nur noch diesen nördlichen Zipfel umfaßte.

Der Fremde kann seine Küstenwanderung hier schließen, nachdem er noch eine Meile weit nördlich zu dem hübschen Bade „Försterei“ gewandert ist. Wer noch weiter strebt, gelangt durch öde Landschaften, oft durch lauter fliegenden Sand zu dem letzten preußischen Orte Nimmersat und dem nördlichsten deutschen und ersten russischen Grenzposten.

An der russischen Grenze.

Landesbibliothek Karlsruhe

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

31. MAI 1967

in neue Decke
altes Schild verwenden / B 742

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe